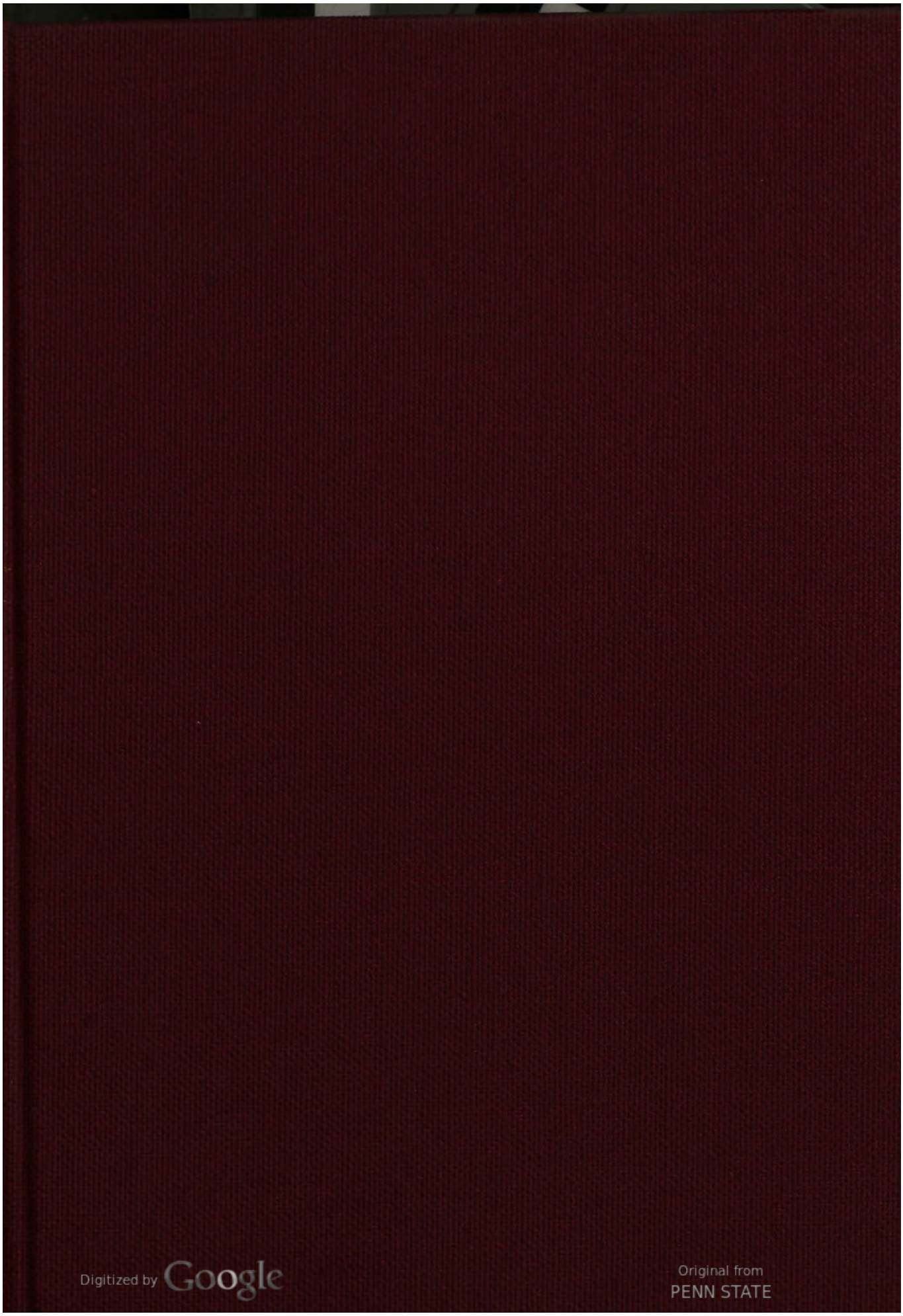

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Herausgeber:

Ludwig Thoma und Hermann Hesse

Sechster Jahrgang 1912

Zweiter Band

(April bis Juni)

MÜNCHEN 1912

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des zweiten Bandes 1912

Hauptteil

Politik

	Seite
Justizrat Bamberger-Aschersleben, Für das Erbrecht des Reiches	81
Dr. Hans Barth, Italien und die Pharisäer	241
Beginnende Kämpfe	124
Richard Charmatz (Wien), Der bedrängte König	41
Stephan Tisza läßt Euch sagen	441
Der „März"artikel	84
Conrad Haußmann, M. d. R., Tirpitz	1
Das Nachrichtenbureau des Reichsmarineamts	201
Elsaß-Lothringen	293
Das englisch-deutsche Mysterium	481
Vizeadmiral a. D. P. G. Hoffmann, Föderalismus	121
Hermann Hummel, Die konfessionellen Fakultäten der Universitäten	401
Dr. Frhr. v. Mackay, Mittelmeerpolitik und Dreibund zur See	366
Dr. Müller-Meiningen-Hof, Das Examen rigorosum des Ministeriums Hertling	6
G. H. Perris-London, Das englisch-deutsche Mysterium	361
Dr. Erwin Steinitzer, Englands großer Mann	164
Ernst Theodor, Elsässische Nöte	321

Volkswirtschaft

Dr. Ludwig Quessel, Rassenhygiene und Neumalthusianismus	203

Wissenschaft

Dr. Paul Adler, Gesellschaft	406, 453
Helene Böhlau al Rschid Bey, Das Vorwort zum: „Hohe Ziel der Erkenntnis"	95

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Dr. Günther Bugge, Probleme der Biologie 245
Raoul Francé, Die Welt der Elektronen 58
Theodor Heuß, Das Hambacher Fest 298
Adolf Lapp, J. J. Rousseau 447
Professor Heinrich Oberwinder, Ferdinand Lasalle und seine Bedeutung für die Gegenwart 46, 88, 126
Rudolf Pannwitz, Klassische Philologie, Universität und Volksbildung 58
Friedr. Stieve, Paul de Lagarde 485

Kunst und Kultur

Alfred A. Baeumler, Die Wirkungen der Lichtbildbühne 334
Hans Heinrich Ehrler, Ein Pfingstbrief an den „März" 288
Ludwig Finckh-Gaienhofen, Zwischen den Landerziehungsheimen . 134
Wilhelm Hausenstein, Constantin Guys 172
Norbert Jacques, Herzegowinische Reise, (Ritt über den Karst) . . 17
(Nacht im Freien) . . . 68
(Die schwarzen Berge . . 169
Gerhard Duckama Knoop, Wird Deutschland hysterisch? 161
Martin Andersen Nexö, August Strindberg 281
Dr. René Prévôt, Apachen 9
Dr. Ernst Schultze, Vom Baden in Spanien 325
Margarete Siebert, Auguste Rodin: Gespräche über Kunst . . 411, 458
Herbert Stegemann, Literatur und Erotik 374
Berthold Viertel, Kulturprognose 488
Martin Wackernagel, Via Margutta 33 . . . . . 216, 253

Erzählungen

Max Adler, Die heilige Kümmernis 62, 99
Fr. A. Holland, Ein Gesicht des heiligen Franziskus 503
Dr. Julian Marcuse, Bei den Trappisten 495
Martin Andersen Nexö, Das Paradies. 185, 222, 259
Ludwig Nordström, Der Unveränderliche (Schluß) 21
Walter Schädelin, Das Schaf 302
Jakob Schaffner, Die Hündin 136
Rudolf Johannes Schmied, Im Gran Chaco 419, 464
Richard Wiener (Wien), Der Kriegsberichterstatter 342, 380

Gedichte

Ludwig Finckh, Gedichte 348
Hermann Hesse, Christian Morgenstern, Gedichte 501

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Politik

	Seite
Otto Corbach, Der Bund gegen Frauenemanzipation	473
Fritz Lorch, Der Kampf um Kuweit	505
Dr. Freiherr von Mackay, Schiedsvertrag und Friedensapostolat	29
Die Wetterwolke über dem Karadagh	147
Frankreich, der Bräutigam, und seine marokkanische Braut	270
Ententenblendwerk	427
Dr. René Prévôt, Zur Militärorganisation Marokkos	430
Otto Seidl, Demokratie und Rassenfrage	72
Partikularismus und Zentrum in Bayern	191

Volkswirtschaft

Dr. Alfons Goldschmidt, Pro Pluto	32
Elektrokatastrophen	74
Seeschlacht	112
Bruce Ismay	150
Brüchiges Eisen	193
Rudiment	232
Akkumulationsgewinne	273
Strafpredigt Nr. 2	310
Das Aktienrecht unter Anklage	352
Staatssozialismus	392
Stinnes	432
Hermann Gottschalk, Wohnungsfragen	393

Wissenschaft

Dr. Adolf Lapp, Interpunktion	350

Kunst und Kultur

Alfred A. Baeumler, Die Berliner Sezession	230
Hermann Gottschalk, Münchener Sommer-Ausstellungen	508

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Dr. Karl Grunsky, Maßregelung des Straußgegners 471
Wilhelm Hausenstein, Kunst und Religion 308
Hermann Hesse, Wertvolle Neuausgaben 110
Dr. Hermann Hieber, Offener Brief an einen preußischen Staatsanwalt 107
Das Vorspiel zur Dresdner Kunstausstellung . 425
Wilhelm Michel, Pariser Ausstellungen 228

Glossen

Seite

Jacques Dalcroze in München . 33
Aufklärung und Halbbildung . 35
Vom gebildeten Essen . . . 37
Die Zukunft 38
Sozialpolitik u. „Rentenhysterie“ 39
Ums Kino 76
Dichter und Apotheker . . . 77
Numerus clausus für Oberlehrer 79
Der Untergang der deutschen Juden 114
Hundert Durchgefallene . . . 115
Ostasiatische Landwirtschaft . . 116
Fleischnot und Hundefleisch . . 118
Impressionismus 119
Musikwissenschaftliche Bücherschau 120
Titaniden 152
Der neue Beelzebub 154
Das gekürzte Brevier 156
Homer und seine Kritiker . . 156
Vom ungebildeten Essen . . . 158
Aus Hippels Buch „Über die Ehe“ 159
Etwas für Gottfried Keller-Freunde 160
Minister und Nachtwächter . . 194
Erbschaftssteuern und Familiensinn 195
Im Schatten des Industrialismus 197
Jeremias Gotthelf 199
Die Staatsretter 233
Duell und Ehre 234

Seite

Wehrstatistik 236
Bischof und Guttempler . . . 237
Geschmacklos 238
Monroe-Doktrin und Dollar-Diplomatie 239
Das Illusionäre in der politischen Propaganda . . 274
Geometrie des Denkens . . . 276
Der Panislamismus 278
Jacques le fataliste 280
Form 312
Kino-Kultur 314
Die englischen Kolonien und Deutschland 316
Der chinesische Militarismus . 317
Zu: Dichter und Apotheker . . 319
Der Hodscha Nasreddin . . . 320
Staat, Beamte und Allgemeinheit 353
Erziehung über dir! 354
Wenn nur der Motor hält . . . 356
Kunstprogramme. 358
Deutsche Lyrik aus Österreich . 360
„Wenn ich der Kaiser wär'“ . 396
Anselm Feuerbachs Briefe . . 398
„Paul“ 399
Nach zwei Jahren 434
Die Republik der Mitte und das indische Opium 435
Für das Fremdwort 436
Ironie 438

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

	Seite
Almquiſt	440
Albert Welti	475
Wider den Tod	476
Gebetsappell	478
Apologie des Irrſinns . . .	480
Politiſch-biologiſcher Humbug .	511
Die Annahme der ruſſiſchen Flottenvorlage	513
Die Sparer	515
Amerikaniſierung der Leipziger Univerſität	517
Der Zufall und die Zeit . . .	518

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Tirpitz / Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der neue Reichstag ist zwei Monate an der Arbeit. Der Druck der Wehrvorlagen hat bereits einen Finanzminister gekostet. Herr Wermuth hat namens der verbündeten Regierungen die Vertretung der neuen Etats und der bestimmt angekündigten Nachtragsetats übernommen und den Grundsatz der Bardeckung durch eine direkte Steuer proklamiert. Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen. Auch wenn die Darstellung Hertlings richtig sein sollte, bietet der Vorgang eine peinliche Zur-Schau-Stellung einer tiefgehenden Zusammenhanglosigkeit und Planlosigkeit in den obersten Reichsstellen. Man durfte nicht den Schatzsekretär für eine bestimmte Deckungsart im Reichstag politisch und persönlich sich einsetzen lassen und ihm vierzehn Tage nachher zumuten, sich auf den Mund zu schlagen. Das Kompromittierende dieses Vorgangs für die Reichsregierung und ihren Finanzminister fühlte dieser. Das ist einer der Gründe der jähen Demission. Wermuth hatte sich Kredit erworben, er hatte bisher Wort gehalten und war zu den Grundsätzen einer vorsichtigen Finanzgebarung gestanden, deren Befolgung er von dem Parlament verlangt hat. Diesen Kredit hatte er selbst untergraben und es kam noch ein bitterer Beigeschmack hinzu. Das Zentrum war es, das Wermuth öffentlich aufgefordert hatte, umzuschwenken. Den unausbleiblichen Eindruck, der sich durch den Eintritt Hertlings in den Bundesrat nicht vermindern konnte, hat Wermuth nicht leicht hinnehmen können.

Aber das plötzliche Versinken eines Schatzsekretärs, dem unmittelbar zuvor der freikonservative Budgetkommissionsvorsitzende des letzten Reichstags und der nationalliberale Etatsredner das Zeugnis der Tüchtigkeit und Vertrauenswürdigkeit ausgestellt hatten — wäre nicht denkbar, wenn er nicht von lang her die Stärke der Widerstände zu fühlen bekommen hätte, mit denen er zu ringen gehabt hat.

Wermuth war „angesägt" durch die ermattenden Kämpfe, die er mit Tirpitz durchzukämpfen gehabt hat, auch mit dem Kriegsminister. Aber dieser hat seine etaterschütternden Forderungen erst angemeldet, als der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marineminister stürmisch vorangegangen war. Dieser Hintergrund schiebt sich selbst in den Vordergrund und verdient klar ins Auge gefaßt zu werden vom Parlament und von der öffentlichen Aufmerksamkeit.

Tirpitz ist der Mittelpunkt eines expansiven Ressortgeistes und einer finanziell und international explosiven Politik. Sie mußte und muß auf andere Ressorts übergreifen und zu Kollisionen mit dem Schatzamt und dem Auswärtigen Amt führen.

Diese Wirkung bekam Wermuth zu fühlen.

Schon seit Jahren hält es Herr v. Tirpitz für seine patriotische Pflicht, auf der Lauer zu liegen, um über sein eigenes Flottengesetz hinaus dem Kaiser, der Reichsregierung und dem Reichstag eine starke Flottenvermehrung abzuringen „gewaltsam, heimlich oder bittweise". Das Bedürfnis oder richtiger die Substanzierung mußte sich natürlich auf die „internationale Gefahr" stützen und „auf dem Wasser heißt die Gefahr England". Das Marineamt hat sich, wie das vielen Generalen und Admiralen geglückt oder zugestoßen ist, in die Vorstellung hineingelebt: „Der Krieg mit England sei unvermeidlich, also müßten wir drauflos rüsten."

Nun genügt eine verschwiegene Auffassung nicht. Man muß das Geschick haben, sie auf andere zu übertragen oder — diese unter den Druck einer dahin beeinflußten öffentlichen Meinung zu stellen. Man muß systematisch Propaganda machen. Herr v. Hollmann, der Vorgänger des Herrn v. Tirpitz, hatte es für verfehlt und bedenklich gehalten, Preß- und Vereinsagitation zu treiben. Ich war erstaunt, daß er dafür diesen Herbst von der Nordd. Allg. Zeitg. in ihrer Jubiläumsnummer gerügt wurde: in dem offiziösen Aufsatz, der mittelbar oder unmittelbar aus dem Marineamt stammt, wurde es im Posaunenton als ein besonderes Verdienst des Herrn v. Tirpitz erklärt, daß er den Flottenverein organisiert habe, um Wind in die Segel des Marineamts machen zu lassen.

Dieser Flottenverein war und ist ein — nur scheinbar selbständiges — Instrument des Herrn von Tirpitz, der damit einen Vorsprung vor allen anderen Departements erstrebte und erreichte. Hauptwerbemittel ist seit 17 Jahren: Ausbreitung der Furcht und Abneigung vor England. Eine solche Agitation muß mit Übertreibungen arbeiten: die Mitglieder des Flottenvereins haben einander angefeuert und sich fanatisiert, und wurden frucht-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar an Flugblättern, Broschüren, Zeitschriften und Korrespondenzen. Zweck der Übung war die Beeindruckung der gesetzgeberischen Faktoren. Die Frage der Deckung wurde für eine spätere Sorge erklärt. Das Riesendefizit, das zur „Reichsfinanzreform" führt, war eine überreife Frucht dieser Draufgängerpolitik. Eine andere Frucht war die zunehmende internationale Gereiztheit. Seit der Flottenverein existiert, haben sich die Feindschaftsgefühle zwischen Deutschland und England zum „Gemeingut" großer Bruchteile beider Völker entwickelt. Die Spannung ist ein internationaler Rechnungsfaktor geworden. Der deutsche Kaiser hat in England erklärt, er nicht, aber das deutsche Volk sei England abgeneigt, und er sagte ein ander Mal, die „Mißverständnisse" seien durch „Preßhetzereien" hervorgerufen. Diese Preßhetzereien sind deutscherseits das Verdienst des Flottenvereins und der Flottenverein ressortiert von Seiner Majestät Marineminister. Die Taktik von Tirpitz war grundverfehlt. Gerade dann, wenn Deutschland seine Flotte entwickeln wollte, war nichts ungeschickter und plumper als eine gleichzeitige Agitation und öffentliche Aufstachelung der Stimmung gegen England, wie sie der Flottenverein als Gipfel der Weisheit betrieb. Diese Politik warf England aus seiner Neutralität heraus und in die Entente cordiale hinein. Die „Einkreisung" war der Gegenschlag und alles, was den Namen Marokkowirren trägt, kommt zu einem guten Teil auf Konto des kurzsichtigen Flottenungestüms. Aber Tirpitz schlug aus den Fehlschlägen seiner eigenen Taktik immer neues Kapital.

Die Marokkoverhandlungen im vorigen Sommer und Herbst waren zäh und schwierig, weil England im Ententevertrag sich Frankreich für den Erwerb von Marokko verbürgt hatte. Die Presse, die hinter Tirpitz stand, fing sofort an, die gereizte Stimmung zu steigern und auszumünzen, gleichzeitig aber das Kongoäquivalent des Auswärtigen Amtes im voraus zu diskreditieren. Diese Agitation zeitigte eine Verwirrung, deren Höhepunkt der Rücktritt des Staatssekretärs der Kolonien Herrn von Lindequist und der Frontangriff des Herrn v. Heydebrand auf England war der im Effekt ein Rückenangriff gegen den Kanzler und das Auswärtige Amt war, ebenso so gewiß wie der Angriff Clemenceaus auf die deutsche Marokkopolitik ein Angriff gegen de Selves und den französischen Ministerpräsidenten gewesen ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damals, im November 1911, trat aus der Abwehrrede Bethmanns offen hervor, daß eine Rüstungsvorlage mit der Begründung der Englandsfeindschaft die Vertretung der deutschen Politik durch das Auswärtige Amt erschwere und Deutschland schädige. Wie Heydebrand sprach, so dachte und handelte Tirpitz. Er hat im November sofort eine große Flottenvorlage verlangt und dadurch, wie bemerkt, den Forderungseifer des Kriegsministers Herrn v. Heeringen für die Landmacht entfacht. Herr Wermuth widersprach im Interesse einer soliden Finanzwirtschaft, Bethmann sekundierte damals dem Schatzsekretär, vermutlich aus der innerpolitischen Sorge vor der Unzufriedenheit, welche neue Steuern bei den deutschen Wählern auslösen mußte und im Hinblick auf die damit gegebene Versteifung der internationalen Spannung. Aber schon Ende November schwenkte Bethmann halb zu Tirpitz und Heydebrand. Der kaiserliche Entscheid wurde angerufen. Dieser sprach sich dafür aus, daß zu Wasser und zu Land gerüstet werden solle, der Umfang der Vorlagen blieb vorbehalten und wurde bis nach den Wahlen vertagt. Den deutschen Wählern wurde kein Regierungsprogramm vorgelegt, was loyal gewesen wäre. Erst in den allerletzten Tagen vor dem 12. Januar wurde in der Nord. Allg. Zeitung eine geräuschlose Andeutung gebracht.

Gleich nach den Wahlen aber wurden die Wehrvorlagen als Hauptaufgaben des neuen Reichstags erklärt. Das Verfahren war überstürzt, Umfang und Deckung standen nicht fest, als sie schon im Reichstag diskontiert wurden. Tirpitz drängte und wollte die Marrokkostimmung nutzbar machen; der Kriegsminister machte geltend, daß er nicht noch einmal zugunsten des Marineressorts zurückstehen wolle und daß er sich durch den Flottenverein verkürzt sehe. Um die Rivalität zu beschwichtigen, kam man auf einen Ausweg. Man taufte den „Flottenverein" um und hieß ihn „Wehrverein", setzte ihm in General Keim einen maritim eingearbeiteten Vorstand und als Aufgabe die Propaganda für Rüstung zu Wasser und zu Land. Seinen Bannerträger erblickt der Wehrverein in Herrn v. Tirpitz und überschwemmt Deutschland wieder mit endlosen Drucksachen. Zum äußeren Zeichen, daß die Rüstungsagitation, die Herr v. Tirpitz organisiert hat, überall Lärm machen will, wird eine Zeitschrift „Überall" lanciert und mit einem tendenziösen Titelbild und mit englandfeindlichen Artikeln pensionierter und unpensionier-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ter Marinefedern ausstaffiert. Die Märznummer des Überall gibt einen Hagel von Geschossen gegen England von sich, wie ein Maschinengewehr. Man erstaunt über die Zügellosigkeit dieser Umtriebe und die Skrupellosigkeit des Preßkonzerns, dessen Autoritäten und Materiallieferanten in der Preßabteilung des Marineamts sitzen. Das Geld bringen die Inserate. Die eben zitierte Nummer hat 16 Seiten Inserate der Schichauwerke und von Friedrich Krupp!!

Es ist ein ungesunder Zustand, daß die Admiralität ein Bureau zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung und des Parlaments hält und weitere Bureaus subventioniert und die Lieferanten von Rüstungsmaterial in Form von Annoncen Geld für diese tendenziöse Agitation beisteuern. Das ist eine Desorganisation des öffentlichen Dienstes, das kreuzt, stört und erschwert die Aufgaben, die verfassungsmäßig dem Schatzamt und dem Auswärtigen Amt obliegen. Das ganze System der Verantwortlichkeiten und der ihnen zugrund liegenden Arbeitsteilung, wird durch die neue übung systematisch erschüttert. Die inneren Garantien einer ressortmäßigen Sachkunde der Reichsämter drohen abhanden zu kommen. Darunter leiden Parlament und Volk, Kanzler und Kaiser. Die finanziellen Engagements schaffen neue Defizits, die Defizits eine neue sog. Finanzreform und neuen Steuerdruck und der Steuerdruck neue innerpolitische Schwierigkeiten. Tirpitz ist ein gefährlicher Staatsmann. Seine Politik ist ein fehlerhafter Kreislauf ohne Ende und ohne Atemholen.

Der Kaiser muß genauer als alle anderen die Heftigkeit und die Ausbrüche des Temperaments seines übereifrigen Marineministers kennen, der glaubt der Zustimmung des kaiserlichen „Hauptquartiers" und der Prinzen sicher zu sein.

Der Kanzler ist nachgiebig. Aber er muß fühlen, daß der Staatssekretär der Marine durch diese Nachgiebigkeit immer nur ermutigt worden ist, der verfassungsmäßig verantwortlichen Stelle zu präjudizieren. Schon hat der Flottenpreßkonzern die Parole ausgegeben die Beschlüsse der Reichsregierung zu den Wehrvorlagen als völlig ungenügend angreifen zu lassen. Das ist eine Verwilderung der amtlichen Solidarität und eine öffentliche Gefahr für eine gesunde Entwicklung im Innern und im Äußeren, für welche zurzeit noch der Kanzler die Verantwortung trägt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Examen rigorosum des Miniſteriums Hertling

Von Dr. Müller-Meiningen-Hof

Sie haben es beſtanden! Die Oſterzenſuren der Herren Lehrer Pichler, Orterer und Genoſſen fallen glänzend aus! Nicht nur das geiſtige, das politiſche Haupt, auch die ganz kleinen Größen haben das mit ihnen bei der Generaldiskuſſion angeſtellte Examen in der ultramontanen „Homogenität" überraſchend gut beſtanden: Konſervative Geſinnung, Note Eins! Die Geſinnungstüchtigkeit des Normalbureaukraten ſteigert ſich im allgemeinen erfahrungsgemäß progreſſiv mit der Länge der Amtsdauer. Die „Klebefähigkeit" läßt den Kitt gewünſchter Homogenität gemeiniglich immer feſter werden, ſo daß die Auſpizien für die Zukunft auch in Bayern geradezu ausgezeichnete genannt werden dürfen. Unſtimmigkeiten unter den „politiſchen Miniſtern" — zu den unpolitiſchen zähle ich den Juſtiz- und Kriegsminiſter — ſind bei dieſem Kabinett meines Erachtens vorerſt abſolut ausgeſchloſſen, deſſen Haupt die anderen Mitglieder um ſoviele Kopflängen überragt.

Es gab nach dem 5. März, an dem Herr von Hertling mit ſeiner erſten Friedensrede „vorklappte", naive Menſchengemüter (auch in Einzelexemplaren im liberalen Lager), die ſahen in ihm ſo etwas wie einen — Zentrums-Tierbändiger! Sicherlich, die Burglengenfelder, Ballinger, Cadaus und ihre Geiſtesgenoſſen werden Herrn von Hertling vorerſt keinen „Eſel" nennen. Sie toben ſich gegen die Caſſelmänner, „Hof-Müller", Eiſenberger und Genoſſen durch feudalariſtokratiſche Feinheiten hinter den Kuliſſen aus. — („G'ſelchte Affen", „Saukerle" und ähnliche Bezeichnungen rechnen wir von dieſer Seite zu den Koſenamen!) Die wilden Männer der konſervativ-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

christlichen Sanftmut werden den schlechten Eindruck ihrer Aufführung im letzten halben Jahre zunächst durch möglichstes Katzbuckeln nach oben und Antichambrieren zu verwischen suchen — aber das ändert nichts: Entweder Herr von Hertling setzt den Weg des Einlebens in die ultramontane Form und Schablone weiter fort, wie er dies seit etwa 1909, d. h. seit seiner Wahl zum Zentrums-Fraktionsvorsitzenden, ausgezeichnet fertig brachte, — oder es gibt bald Krach mit seinen direkten Vorgesetzten, den Pichler, Orterer und Genossen. Ich glaube an das Erstere. Herr von Hertling hat weit rascher, als wir bei seiner früher bewiesenen Klugheit annahmen, die diplomatische Hülle abgeworfen und unter dem schamhaften Schilde des konservativ-paritätischen Autoritätswächters den reinen und unverfälschten ultramontanen Parteimann herausgestellt.

Herr von Hertling hat eingesehen, daß sein Sammel- und Friedensruf unter den jetzigen Kampfverhältnissen eine Harmlosigkeit war, geeignet, ihn zwischen zwei Stühle zu setzen. Wie es einem praktischen Politiker ziemt, hat er daraus die Konsequenzen rasch gezogen. Seine brüske Ablehnung jeglicher Wahlgerechtigkeit und die von dem neuen Kultusminister aufdringlich unterstrichene Begründung des „gesunden Volkskerns durch ein Volksschulwesen ausschließlich auf dem Boden eines positiven Bekenntnisses" zeigen trotz des formalen Einlenkens und trotz der Versicherung der völligen Friedfertigkeit, wohin die Reise in den großen, unser bayrisches politisches und kulturelles Leben völlig beherrschenden Fragen geht. Natürlich werden die Parteien über die Bahn von Wolfratshausen nach Tölz und von Zeismaring nach Wachtelhausen sich zu einigen suchen und „positiv" zusammenarbeiten. Aber die Linksparteien würden pflichtvergessen handeln, wenn sie nicht mit dem denkbar größten Mißtrauen dieses Ministerium bei dem Ausgang dieses Examens auf Schritt und Tritt beobachten würden.

Die Formel der Hertling, Soden, Knilling und Genossen lautet ins Undiplomatische übertragen: Es fällt uns nicht ein, die Zentrumsherrschaft durch Wahlgerechtigkeit zu gefährden. Wir werden doch den Ast nicht absägen, auf dem wir selbst sitzen! Die sogenannte christlich-positive Grundlage der Erziehung hat zwar in der bayrischen Verfassung nicht die kleinsten Stützen, — aber Hand muß Hand waschen! Ohne die geistliche Schulaufsicht keine Zentrumsherrschaft! Ohne diese keine Hertlings, Sodens!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen Moment ließ Herrn Hertling die diplomatische Ruhe im Stiche. Aber er genügte für die richtige Einschätzung der Situation. War es die Examensnervosität, war's die kühle Ablehnung der Sammlungs-Rattenfängerschalmei? „Geht's nicht so, — na, dann muß es eben anders gehen!" Doch kaum war ihm das scharfe Kampfwort entfahren! Nicht mit Gewalt und Beamtenverfolgung nach den Rezepten der Passauer „Schlange!" Warten wir auch dies ab.

Die übelste Rolle nach der persönlichen Seite spielte der früher als „beamtenliberal" geltende neue Finanzminister. Dieser unangenehm polternde Subalternton vermag kaum Ersatz für den Mangel überlegener Auffassung seines Amtes zu gewähren. Schon das Lob der Reichsfinanzreform klang so tendenziös, so „gemacht", daß dieser Nachfolger eines hochgebildeten und weit über den Durchschnitt bayrischer Minister hinausragenden Mannes die hier entstandene Lücke zehnfach peinlich empfinden läßt. Und der neue Kultusminister? Sein Ton klang beinahe wie Nachahmung der Finanzexzellenz! Dem Nachfolger des wackeren Herrn Antonius, des argen Jesuiten-Diokletians, scheint der rauschende Beifall, den das Zentrum seinem Finanznachbar zollte, die Nachtruhe geraubt zu haben! Auch er war ja verdächtig, „beamtenliberal" zu sein!

Herr von Soden — der Ärmste — hat nach seinen unglückseligen Debuts Muße zum Studium erhalten. Mit Recht! Sein Auftreten war auch überflüssig: An seiner „Homogenität" hat niemals jemand gezweifelt!

Alles in allem! Wir gestehen, daß wir die staatsmännischen Worte des Herrn von Hertling über seine glatte, rednerische Fertigkeit bedeutend überschätzt haben — auch abgesehen von seiner unglaublichen Entgleisung über die Vereinigten Staaten in Sachen Mexiko! Wußte H. von Hertling wirklich keine stärkeren politischen und technischen Potenzen für so ein exponiertes Ministerium aufzubringen? Boshafte Leute meinen, er wollte seine Stellung als geistiges Haupt dieses Ministeriums durch die Zusammensetzung mit Männern von den Qualitäten des Ministers des Innern um so sicherer stabilisieren.

Die Zensur der Geschichte wird das Urteil seiner Parteivorgesetzten darum wesentlich revidieren müssen: Sie wird freilich zu gleicher Zeit vermerken, daß Herr von Hertling sich an eine Aufgabe wagte, die die Quadratur des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zirkels an Schwierigkeit übertrifft: Den Versuch einer Vereinigung des modernen, paritätischen, auf Gewissensfreiheit gegründeten Staatswesens mit ultramontaner Weltanschauung! An dieser unmöglichen Aufgabe wird auch er trotz aller guten Noten der Parteibonzen und der Münchener Nuntiatur kläglich scheitern!

Apachen / Von Dr. René Prévôt

Wahrlich, wem entrang sich nicht schon oft in einem Seufzer ästhetischer Enttäuschung die quälende Einsicht, daß selbst die schundigste aller Schundliteraturen, der verwegenste aller romanesken Kinofilme weit zurückbleiben hinter der Schöpferphantasie der vielgerühmten, nüchternen Wirklichkeit? Was bedeutet Mister Conan Doyle, der Vater aller Sherlock-Holmesiaden und Onkel aller Nic Carters, Nat Pinkertons und Arsène Lupins der internationalen Groschenliteratur heute noch neben Monsieur Garnier, dem Ritter des grauen Automobils, dem erfinderischen Begründer einer neuen Richtung, eines neuen Blitzverfahrens auf dem Gebiete der altbewährten Plünderungstechnik, dem Inhaber des letzten, gleichsam „fliegenden" Rekords in einträglichen Banküberfällen? Was wollt ihr: es geht nichts über den Fortschritt! Alle Lebenskunst ist in unserer Zeit auf den Sekundenzeiger eingestellt. Den einträglichen Berufen des Blitzdichters und Schnellmalers ist nunmehr der Sausedieb gefolgt! — Was Wunder?

Man täte der würdigen Zunft, die immer wieder so schlagfertige Kavaliere ins Vordertreffen der sensationellen Aktualität vorzuschicken hat, schwer unrecht, wollte man an ihrem regen Verständnis und Interesse für alle Gaben und Forderungen der Zeitkultur zweifeln. Von den englischen und amerikanischen Gästen des Café de Paris haben sie, soweit sie, oder besser ihre Freundinnen sich's leisten konnten, noch stets den letzten Chic, den „dernier cri" der Herrenmode abgeguckt. Sie waren's auch, die die heute so allgemein beliebten Gummisohlen zuerst in Kredit brachten, und als ich vor ein paar Jahren nach einem Lehrmeister für Dschiudschitsu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

suchte, da fand ich ihn in einem erst seit kurzem verbürgerlichten einstigen Stammgast des berüchtigten „Caveau des Innocents", der ein braves Mädel geheiratet und als sehr geschickter Spezialist in seinem etwas ungewöhnlichen Fach (er war Fischbeinspalter) ein gutes Auskommen gefunden hatte. Der wurde also mein Führer und Lehrmeister. Im Dschiudschitsu und in der persönlichen Anschauung jener heimlich-unheimlichen Welt, von der ich hier ein bißchen erzählen will.

In der peripherischen Gürtelzone von Paris, draußen im Bois de Boulogne und im Walddickicht von Vincennes, zwischen den äußeren Boulevards und den einsamen Festungswerken, dort wo die bescheidene Zunft der Lumpensammler ihre pittoresken Behausungen aufgeschlagen, in den dichtbelebten Volksvierteln von Belleville, La Villette, Montrouge und südlich vom Italienerplatz, und dann tief im Herzen der Altstadt, in den engen, verschlungenen, halbtausendjährigen Winkelgäßchen der Cité, östlich vom Boul Sébasto und rings um die große Markthalle, kurz überall dort, wo der Einzelne tagsüber in der wimmelnden Menge und nachts im Halbdunkel spärlich beleuchteter Labyrinthe versinken kann, haust von jeher, vermischt mit den proletarischen Legionen der Arbeit, das ungezählte Heer der Namenlosen, der Arbeitsscheuen und Gescheiterten, der Geächteten und Gesuchten, der vorbestraften „Interdits de séjour", wie der Polizeiausdruck sie nennt, denen der Aufenthalt in der Hauptstadt verboten ist, die aber nichtsdestoweniger immer wieder einschlüpfen, weil ihr lichtscheues Dasein hier am besten unterzutauchen vermag. Dorthin, wo uns schon der gute alte Eugène Sue im ersten Kapitel seiner Mysterien von Paris in Gesellschaft eines leibhaftigen Prinzen romantischer Veranlagung zu Gaste lud, müssen wir auch heute noch unsere Schritte lenken, wollen wir den jugendlicheren Nachwuchs der „Chourineurs", der Messerstecher und ausgebrochenen Sträflinge von dazumal, diese blassen, entarteten Bürschchen mit den müden, verschlagenen Raubaugen bei Karten- und Dominospiel den hellen Tag totschlagen und an klebrigen Tischen bechernd die schützende Nacht erwarten sehen.

Dort, im unentwirrbaren Knäuel unmenschlicher Spelunken, die um das altehrwürdige Kloster von Saint-Merry geballt liegen, lesen wir an schmutzgrauen Straßenecken jene archaischen Namen voll eigenen bodenständigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reizes, die sich einstens fast ausnahmslos mit edlem Blut in die Annalen von Paris geschrieben haben: Hier der Engpaß der Rue de Venise, wo vor zwei Jahrhunderten ein Adliger einen reichen Finanzmann erdolchte. Nah dabei die Rue des Blancs-Manteaux, wo zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts der Königsbruder Ludwig von Orléans auf Veranlassung eines entlassenen Reichsschatzmeisters ermordet wurde. Und weiter die Rue Aubry le Boucher, berühmt durch den blutigsten aller Barrikadenkämpfe (1832) und vor zwei Jahren erst durch den Verzweiflungskampf Liabeufs des Polizistenmörders, des Schustergehilfen mit den nägelbewehrten Armschienen zu neuerlicher Berühmtheit gelangt. Weiter die Rue Taille-Pain, Brise-Miche, Pierre au lard, lauter unheimliche Schlupfwinkel von unentrinnbarer Enge. Und wie eine Hauptader quer durch diesen steinernen Polypenleib voll lauernder Tücke, der mit hundert Armen dich zu umschlingen scheint, die immerdar buntbelebte, gewerblich rastlose Rue Beaubourg, die vom Gekreisch fahrender Gemüsefrauen, vom Streite betrunkener Tagediebe oder krakeelender Nachbarn, und in der flüchtigen Mittagspause von der freudigen Ausgelassenheit niedlicher Midinettchen widerhallt, die sich bescheiden und hungrig um die brodelnde Pfanne der Kartoffelrösterinnen drängen.

Die zweite, von alters her dem Elend und dem Verbrechertum verfallene Herzkammer von Paris ist das Hallenviertel mit seinen alten, gewundenen Renaissancegassen und seinem wimmelnden Nachtleben. Hier, im Bauche der Weltstadt, setzt der Tag schon bald nach Mitternacht ein. Da strömt zugleich mit allen gastronomischen Köstlichkeiten für die Küchen der Reichen das stumme Heer der Ärmsten und Elendesten zusammen, die nach Abfällen wühlen und durch irgendwelche Handreichungen ein paar Groschen zu verdienen suchen. Parias jeder Art, Bettler und Lumpen, Greise und Kinder, alles, was mit Einbruch der Nacht irgendwo in den Anlagen oder unter den Brückenbogen der Seine sich auf den harten Boden gebettet hatte, verläßt diese frostigen Ruhestätten und schleicht hierher, auf irgendeine Gelegenheit lauernd. Dies Viertel war denn auch stets an berüchtigten Kneipen und Schlupfwinkeln des Lasters das reichste, und die poesievollen Wappenschilder des „Caveau des Innocents", der „Etoile de Nuit", des „Drapeau Rouge" sind neben dem des „Père Lunette" vom Quartier Maubert in den Polizeiannalen von gestern eindringlichst vermerkt. Noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erzählt man sich von jenem „Ange Gabriel", wo dereinst die unvergessene „Casque d'or", die goldhaarige Apachenkönigin im Kreise ihrer Ritter gethront hat, und wo so mancher berüchtigte Name mit der Messerspitze in den Tischen eingegraben stand.

Heute freilich hat die Polizei diese offiziellen Residenzen des Verbrechens geräumt, und die dringliche Sanierung der Stadt hat einen großen Teil dieser zentralen Viertel, die ich im Vorjahre noch fast unberührt vorfand, dem Abbruch geweiht. Und so sind denn die unheimlichen Kellergewölbe mit den schmalen, niedrigen Leitersstiegen, die in jüngerer Zeit weit mehr harmlose Touristen als wirkliche Schwerverbrecher auf- und abgeklettert sind, heute nicht mehr die Schlupfwinkel des Apachentums, und die armseligen Wichte, die sich in jenem Paradies des Elends, das sich „bei Fradin" nennt, um sechs Sous einen Teller Suppe und einen Schlafwinkel kaufen, haben mit der neuen „Sports-Welt" des Verbrechens, aus der die Automobilfexen von Chantilly stammen, meist recht wenig gemein.

Der eigentliche, typische Apache ist, wir sagten's schon, ein durchaus zeitgemäßes Kulturfrüchtchen, das sich von jenen sozusagen biederen Sträflingstypen, die uns Eugène Sue in seinem „Chourineur" und Victor Hugo in seinen „Misérables" vorgestellt haben, sehr wesentlich unterscheidet. Schon durch sein immer sehr jugendliches Alter: er zählt viel öfter unter sechzehn als über dreißig Jahre. Elternlosigkeit, zerrüttete Familienverhältnisse, alkoholische Belastung, Pubertätsromantik und angeborene Faulheit trieben ihn aus der Werkstatt aufs Pflaster, wo die unzähligen Verführungen der Großstadt unverzüglich nach ihm greifen. Er wird nicht sofort zum Berufsverbrecher, sondern gefällt sich zunächst sozusagen in der prahlerischen Kavalierspose des Amateurs. In dieser ersten Periode seiner Karriere gibt er sich als Sportsmann des Verbrechens und liebt die unbedachten und meist auch zwecklosen Handstreiche, die bei der Dame seines Herzens den Ruf seiner Ritterlichkeit zu festigen vermögen. „Dégringoler un pante" nennt er in seinem impressionistischen Argot diesen „selbstlosen" Mordanschlag auf den ersten besten nächtlichen Passanten, und er übt dieses Spiel vielfach ohne räuberische Nebenabsicht.

Und eine instinktive Vorliebe für solche Improvisation, für die Geste nonchalanter Planlosigkeit, einen Rest dieser prahlerischen Räuberromantik

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewahrt sich der typische Apache auch dann, wenn er nach ungestraft überstandener Lehrzeit zum eigentlichen Berufsverbrecher avanciert, zum Spezialisten des Raubmords, des Taschendiebstahls oder des Einbruchs. Die Bravade, die freche höhnische Herausforderung der Polizei und der öffentlichen Meinung bleibt seine typische Marke. Und dahinter steht so gut wie immer etwas Ewig-weibliches: der sinnliche Stachel, der die sprichwörtliche Feigheit dieser Raubritter des Trottoirs in solche blindwütige Courage hineinhetzt. Und es ist nicht gar zu selten, daß irgend eine begehrte, umworbene Schöne, irgend eine romaneske „Casque d'or" zum Zankapfel blutiger Eifersucht wird, zur Helena eines jener Trojanerkriege, die zwei feindliche Banden — was auch bei Revierstreitigkeiten vorkommt — mit größter Ungeniertheit auf offenem Boulevard ausfechten.

Will man diesen pariser Apachen neuester Prägung in seinem eigentlichsten Milieu, in Gesellschaft seiner Dame kennen lernen, dann wage man sich nachts in eines jener über alle Volksviertel verstreuten Tanzlokale, in einen „Bal Musette" von Belleville oder Montrouge. Eine trübe, schmutzige Laterne mit der knappen Aufschrift „Bal" bezeichnet die Tür, die sich zunächst auf ein gewöhnliches Gaststübchen öffnet, wo die kleinen Handwerker, Kutscher und Dienstmänner, Arbeiter und Nichtstuer der Nachbarschaft gesprächig um den breiten, zinkbelegten Schanktisch sitzen, hinter dem der hemdsärmelige Wirt lauernd und breitspurig zwischen seinem bunten Flaschenarsenal aufgepflanzt steht. Im Hintergrund öffnet sich eine Doppeltür, auf der in großer Kreideschrift etwas von Eintrittsgeld und „Consommation" gekritzelt steht, und darunter eine den Anstand betreffende lokalpolizeiliche Vorschrift, der man's anzumerken glaubt, daß niemand sich darum kümmert. Dahinter liegt das meist überfüllte Tanzsälchen, mit rohen Bänken und Tischen, bisweilen auch mit besserem Mobiliar rings an freskenbemalten Wänden. Auf dem großen Empirespiegel sind, gleichfalls in großer, ungelenker Kreideschrift, die zwei oder drei Tanztage der Woche vermerkt. In einer Ecke, auf möglichst engem Raum zusammengepfercht: hocken auf einer improvisierten Estrade zwei bis drei armselige Musikanten, eine schwindsüchtige Klarinette, ein asthmatischer Trompeter und ein buckliger Harmonikaspieler. In der Mitte des Raumes aber kreisen die Paare, im Wieg- und Schiebeschritt der „valse chaloupée" oder des moderneren Twosteps:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Handwerker und Soldaten, Dienstmädchen und Modistinnen, — und zwischendurch jene verwegeneren Pärchen, die uns heut besonders interessieren: „sie" nicht mehr ganz jung, in bunter Zierschürze, ohne Hut, aber mit kunstvoll hochgetürmter Frisur und einer Blume im Gelock, — „er" noch kaum erwachsen, blaß und gestriegelt, mit gesalbtem Haar und gebrannter Stirnlocke, in englischem Sakko und aufgekrempelten Hosen, den steifen Hut lässig im Genick. Die einst so typische blaue Bluse nebst hoher Ballonmütze ist längst historisch; dagegen findet sich in Lokalen minderen Rangs tatsächlich noch der hochgeschlagene Rockkragen, das bunte Halstuch und die traditionelle Schirmmütze: jene Standesuniform, die ein findiger Impresario unlängst im Siegeslauf über sämtliche Variétébühnen der neugierigen Kulturwelt geführt hat.

Diese „Bals Musette" sind im heutigen Paris das typischste Apachenmilieu. Hierher verlegen die vielfach Obdachlosen, oder auf gelegentliche Absteigquartiere Angewiesenen ihr sogenanntes Familienleben. Hier findet der entsprungene Lehrling im ersten Drang voreiliger Kavaliergefühle die Dame seines Herzens. Hier ist er galant und roh, verliebt und eifersüchtig; hier rechnet er mit „ihr" ab und läßt seinen herrischen Launen freien Lauf. Denn draußen vor der Tür, wo das Trottoir beginnt, da gehört sie nicht mehr ihm, da ist sie Freiwild, der Zufallsgunst des Passanten und der launischen Tyrannei der Sittenpolizei preisgegeben. Hier aber ist man unter sich. Hier werden die häuslichen Händel ausgetragen, daß die Fetzen fliegen, hier jene „Knopflöcher" gestochen, durch die das rote Leben flieht.

Hier pflückt aber auch die Polizei mitunter ihre reifsten Früchtchen. Und wenn einmal auf ein barsches Kommando plötzlich ein Dutzend stämmige Kerle, die ganz unauffällig hereinkamen, wie aus der Erde gewachsen dastehen und mit kunstgerechtem Griff die verdächtigen Handgelenke fassen; wenn dann die Weiber entsetzt durcheinanderkreischen und das verbotene Taschenarsenal von Revolvern, stellbaren Messern und Schlagringen blitzschnell auf dem Tisch sich häuft, — dann geht es meist hübsch folgsam und apathisch paarweis zum nächsten Kommissariat, wo ein sehr scharfsinniger Herr mit zwinkernden Äuglein an der Hand eines dicken Registers anthropometrische Revue passiert: das »baccalauréat du décavé«, wie's in ihrer aphoristisch sinnvollen Sprache heißt. Und wenn nicht gerade einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Netz sitzt, der ein ganz besonders reichliches Kerbholz sein eigen nennt, dann bleibt es meist bei harmlosen, sofort gebändigten Gebärden des Widerstands. Denn Feigheit ist der gemeinsamste Charakterzug dieser Talmihelden einer vom Leben selbst gedichteten Schundliteratur, die eigentlich erst durch den in unserem syndikalistischen Zeitalter immer beliebteren Zusammenschluß zu größeren Gruppen und Banden gefährlich werden, die ihre tätowierten Wappenzeichen haben, ihren zünftigen Ehrenkodex und ihren eigenen Ruhmeskalender, in dem die Kriegsnamen aller in die ewigen Jagdgründe oder in die kaledonische Sommerfrische abgeschobenen Heroen des Verbrecherhimmels verewigt sind, und wo nunmehr auch die Herren Automobilfexen Garnier und Carouy Platz nehmen dürfen bei all den früheren: »Terreur de Belleville«, »Rempart du Sebasto« und Liabeuf den »Tueur de flics«.

Damals, als der Staatsanwalt den Kopf dieses schmächtigen Bürschleins forderte, den ein paar Armschienen und ein geschliffener Schusterstahl berühmt und schier unüberwindlich gemacht haben, in jener sensationellen Gerichtssitzung, die ich miterlebte, tauchten aus der Versenkung des Alltags, mit der ganzen Eindringlichkeit des Ortes und der ernsten Stunde, alle die Fragen schon einmal auf, die heute wieder in aller Munde sind, da der Spuk des grauen Autos wie ein panischer Schrecken durch die schauernden Gassen jagt. Warum muß von allen Hauptstädten der Welt gerade Paris die heimgesuchteste, von jenem menschlichen Abschaum durchwühlteste sein, den noch zu allen Zeiten jede hochentwickelte, überfeinerte Kultur in ihren Tiefen abgestoßen. Wir wissen von Juvenal und anderen, daß schon das alte Rom der Kaiser seinen Leno hatte. Und unlängst noch war der männliche Boxkampf mit den Piraten von White-Chapel ein Lieblingssport der Londoner Gentlemen. In Paris aber ist es umgekehrt: da treiben die Gauner Sport, fahren Schnauferl nach Herzenslust und veranstalten Scheibenschießen und Treibjagden auf den Boulevards.

Und fragt man Monsieur Lépine, warum seine Polizei machtlos bleibt, dann bettelt der Herr Präfekt händeringend um Geld und immer wieder um Geld für seine wackeren „sergents“, die in viel zu geringer Zahl und um einen Hundelohn täglich ihre Haut zu Markte tragen und dabei bis vor kurzem ihre Waffen so gut wie nicht gebrauchen durften, — von wegen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Humanität. Verdammte Marotte eines verzärtelten Gesetzgebers und einer lendenlahmen Rechtsprechung, die bald nur mehr bedingte Verurteilungen und Strafaufschübe kennt, und so jeden Selbstschutz der Gesellschaft mit sentimentaler Schere beschneidet! Soziale Reformpädagogen jeder Schattierung weisen derweil auf die täglichen Sünden der Presse hin, die jeden Sensationsprozeß, mit entsprechenden Illustrationen gewürzt, in prickelnder Reportersauce serviert, auf die Verheerungen der Schundliteratur und den immer weiter um sich greifenden Kinematographenunfug. Und in der Kammer gibt es sogar Leute, die die Trennung von Staat und Kirche verantwortlich machen und den jährlichen Zuwachs an jugendlichen Verbrechern der verhaßten Laienschule anhängen möchten. Ach nein, des Übels letzte Wurzel liegt viel tiefer, unausrottbar tief, darf man vielleicht sagen. Es ist die soziale Wunde am Organismus der modernen Menschheit, das große Problem künftigen Seins oder Nichtseins, das in dieser demokratischen Kapitale voll arrogantester Plutokratie mit der akuten Schärfe des französischen Temperamentes auftritt. Das Apachentum ist nicht bloß ein kriminalistisches Problem, sondern in allererster Linie als soziales Problem innig verwachsen mit dem ganzen Organismus der Weltstadt. Gewiß, Detailreformen, wie etwa Verstärkung der Polizei, Verbesserung des Lehrlingsschutzes, Säuberung der städtischen Garnisonen von allen vorbestraften Elementen u. a. m. werden nur nützen können. Wenn aber Monsieur Lépine gar zu sehnsüchtig nach den schneidigeren Methoden seines Kollegen Jagow hinüberschielen sollte, dann wäre das ein leises crimen majestatis gegen die holde Stadt der Freiheit und des lächelnden Lebenlassens.

Was wollt ihr! Paris wäre nicht mehr Paris ohne seine Bartholomäusnacht und seine Revolution, seinen großen Eiffelturm — und seinen kleinen Gustave Hervé, der mit schulmeisterlicher Borniertheit das Vaterland abschafft und für den schwarzpolierten „citoyen Browning" das Bürgerrecht der Straße fordert.

O Paris: Wiege aller siegenden Gedanken und aller verwegenen Torheiten! Stadt der Liebe und des Hasses, des Leides und der Erlösung, der Menschlichkeit und des Mordes!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herzegowinische Reise / Von Norbert Jacques

(Fortsetzung)

Ritt über den Karst.

Man wird so bedrückt sehnsüchtig in einer solchen Siedlung Wie ein Fluch Gottes umringt einen der Stein, nichts als Stein und Stein. Es war verzweifelt und fatal. Ich brach bald auf. Mein Gastfreund gab mir sein kleines Pferd und seinen Diener mit. Das Pferd war ein zwerghaftes Tier, wie alle Pferde des Landes, aber schön, eben und stark gebaut. Es hatte eine breite Brust und sehnige Beine. Und der Diener war ein trockener, treuer und langer Mohammedaner, der Salko hieß. Er ging zu Fuß und ich ritt. Das kam mir anfangs etwas drollig vor. Ich sah mich halbe Tagereisen weit vor ihm ins Land hinein streben.

Bald waren wir drüben in den steinernen Bergen. Ich wollte an die montenegrinische Grenze und Salko sollte mich den gradesten Weg über den Karst führen. Das Pferdchen kletterte mit energischen Rucken in der steinernen Halde. Salko ging immer vor ihm, von Stein zu Stein ruhig seine langen Beine aussetzend, an deren Füßen die Schnürschuhe, die sogenannten Opanken saßen. Ich weiß nicht, ob er mich einen Pfad hinführte. Es war alles Stein, und nur manchmal kroch krauses Gesträuch, nicht höher als ein Hase, drin herum. Das Pferd suchte sich allein seinen Weg. Es war von einer störrischen Lieblichkeit, empfindsam und heiter wie ein Mädchen, kräftig und energisch, als sei es aus Stahl. Wir kletterten den Berg hinan, während die Sonne uns entgegen kam und die Steine zu erhitzen begann. Vom Popovopolje und dem Dorf sahen wir nichts mehr.

Und alles war Stein, eine Wüste, ein Gebirge von Steinen — grau, einsam, heiß, gewaltsam. Das Sattelzeug knirschte, wie eine unterdrückte Musik zwischen meinen Schenkeln. Es ging bergab. Die Hufe tasteten, rutschten, zitterten eine Sekunde und standen fest. Ich legte mich rückwärts und versuchte dem Pferde zu helfen. Oft glitt es meterhohe Steinplatten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fast senkrecht hinab. Ich dachte immer: diesmal gelingt es ihm nicht, und war bereit, aus dem Sattel zu schnellen. Aber der kleine Fuchs war riesenstark und geschickt. Er hatte zwanzig Listen, die Steinfurchen zu besiegen.

Wir ritten stundenlang. Kein Mensch, kein Haus, kein Baum. Die Sonne schoß auf uns. Salko ging mit eiserner Gleichmütigkeit, wie ein Pendel, durch das verwünschte Land. Eben war es nur immer auf der schmalen Breite der Bergrücken, sonst gab es ein ewiges Klettern und Hinaufspringen und ein zitterndes Abwärtsrutschen. Manchmal strauchelte das Pferd und war immer wieder gleich gefaßt und bereit.

Wir kamen an hohe Stellen, über die ein See blühender, duftender Kräuter schwemmte und die Landschaft mit Wohlgerüchen füllte. In den Hängen wuchsen manchmal zwerghafte Eichen und wilde Birnen. Sie waren nicht höher als ein Mann und so dick, daß man sie nicht umspannen konnte. Ihre Wurzeln brachen mit mächtiger Kraft in den Steinen durch, und es war mehr vom Baum in der Erde als in der Luft. Merkwürdige Vögel schwirrten in ihnen auf. Sie waren von wunderbarer Grazie und grau oder rostrot bestaubt, wie Stein und blühendes Kraut. Schlangen eilten springend über die Steine davon.

Das Sattelzeug sang. Der kleine Fuchs war wie eine stählerne Maschine. Die Steine unendlich, unendlich. Ganze große Gebirge tauchten immer von neuem auf, immer hart und grau, leblos und unfruchtbar, und die Sonne lag doch mit wahnsinniger Leidenschaft auf ihnen, als gäbe sie sich Mühe, dieser Steinwüste Fruchtbarkeit in den öden Leib zu brennen. Es war vergeblich.

Als wir einen halben Tag geritten waren, kamen wir auf einmal an ein rundes, tiefes und großes Loch, in dem hohe, magere Maisstauden sorgfältig gepflegt auf fettem, dunklem Boden standen. Ein wenig weiter trafen wir eine Hütte. Salko bedeutete mir abzusteigen. Er rief etwas in die sonnenschwere Luft. In einem Loch der Hütte erschien ein Mann. Die beiden tauschten einige Worte. Dann wurde ich aufgefordert, einzutreten. Ich schob mich durch einen Spalt in das dunkle Innere. Die Hütte war aus Ästen gemacht, die mit Stroh zugedeckt waren. Eine Frau hockte am Feuer, das offen in der Mitte glühte. Eine dünne blaue Rauchsäule stand auf den Steinen, zwischen denen das Feuer brannte, das nie ausging, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlor sich oben im Stroh. Mir wurde eine Schafwolldecke auf den Boden gelegt, und Salko kochte hockend an dem Feuer eine Fleischkonserve. Die Menschen sprachen fast kein Wort. Ich hörte nur, wie Salko stolz unser fernes Ziel nannte. Ich aß. Die Frau kochte drauf einen heißen vortrefflichen Kaffee. Ich verteilte Zigaretten. Hühner kamen an mich picken, und junge Böcke stießen spielend nach mir. Ich streichelte sie. Sie waren zugänglicher als die Menschen, die mit ihnen zusammenwohnten.

Als wir wieder gingen, gab mir der Mann die Hand und half mir aufs Pferd. Good bye, rief er mir nach, und als ich mich umwandte, erstaunt sagte er noch: Yes, speak English. Er sagte es aber ganz finster und bös und drehte sich alsbald weg. Er sah aus wie ein Räuber, schwarz und wild. Wir trafen dann noch manchmal solche einzelne im Karst verlorene Hütten, kamen jeden halben Tag durch ein Dorf von sechs, acht elenden Steinhaufen. Die Frauen gingen mit nackten Brüsten an die Arbeit. Die Menschen schauten kaum auf, wenn wir vorüberritten. Ziegen sprangen erschreckt in die Sträucher hinein. Alles war, wie in urhafter Wildnis zurückgehalten. Salko bat manchmal um Wasser, und die Frauen zogen aus einer Zisterne einen Eimer voll Schlamm und Schmutz heraus, aus dem er lange trank und den Rest dem Pferd gab. Nackte Kinder flüchteten in die Türlöcher und bestaunten uns einen Augenblick. Dann gingen sie weg und legten sich stumpf in den Schatten.

Und immer wieder nahmen uns die Wüsten der Steinhalden in ihre ruchlose Einsamkeit, in ihre entsetzliche Unfruchtbarkeit. Ich streichelte das Pferdchen, um nicht so einsam zu sein. Denn auch Salko war stumm und ging mit zusammengebissenem Mund immer vor mir. Wir verstanden unsere Sprachen ja auch nicht. Aber das Pferd wollte meine Zärtlichkeit nicht. Es schlug unwillig seinen Kopf aus meiner Hand und sprang störrisch auf. Dann ließ ich die Peitsche in seine Weichen fallen, und es hatte gleich wieder Haltung. Es war doch süß und köstlich, eine ganze feste kleine Persönlichkeit, und konnte beim Rasten, wenn es getrunken und gefressen hatte, sogar voll Humor sein.

Es ging weiter, endlos Stein um Stein. Einsame türkische Friedhöfe lagen fern von jeder Siedlung im Karst. Die Kräuter dufteten mit unglaublicher Kraft aus den Steinen in die Luft. Die seltenen Menschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waren scheu und hastig. Wenn Salko mit ihnen über Richtung und Weg sprach, klang es bald, als ob sie sich stritten, und bald schmeichelhaft weich und verliebt, als ob sie Zärtlichkeiten austauschten. Ich verstand kein Wort. Die Menschen hatten auch keine Gebärden, die mir geholfen hätten. Wir kamen durch Dörfchen, die man erst sah, wenn man in ihnen war, so wenig unterschieden sich die Hütten von den Steinhaufen der Berge. Sie lagen so in aller Einsamkeit, so in ihrer Dürrheit, in ihrer armseligen steinernen Abgeschiedenheit, daß gewiß noch kein Mitteleuropäer bis zu ihnen gelangt war.

Einmal erschien eine Oase. Wir näherten uns schon der montenegrinischen Grenze. Die Tracht der Menschen, ihr Wuchs, ihre Haltung war schöner und stolzer geworden, ihre Kleider bewußter, üppiger, farbenreicher... Da lag inmitten von Grashalden, in denen hohe Bäume gediehn, eine Zisterne, an der Pferde, Kühe und Ziegen getränkt wurden. Junge Frauen standen zwischen ihnen, in den ärmellosen montenegrinischen Mantel gekleidet; sie waren von zarter Kraft, schlank, dunkel und stolz, daß einem wehmütig wurde, sie anzusehn. Aber sie kümmerten sich kaum um uns. Sie liehn uns stumm einen Eimer, daß wir Wasser schöpfen konnten, und gingen weiter den Pfad in ein Tal hinab, umschwärmt von ihren Kühen, Pferdchen und Ziegen — ein bäuerliches Fürstengeschlecht voll adeliger Gesundheit und Schönheit.

Wir hofften an diesem Abend die Landstraße zu erreichen, die an der Grenze von Montenegro entlang durch eine militärische Station führte. Wo ein Ansatz von mitteleuropäischer Kultur in diesem Lande war, hatte ihn das österreichische Militär geschaffen. Es dunkelte bereits. Salko ging rascher als gewöhnlich. Das Pferd war schon müde. Wir waren zehn Stunden unterwegs, fast ohne Rast und Essen. Da tauchte seitwärts im Karst, in Mauern eingeschlossen, ein größeres Haus auf. Es war, nach seinem wohlhabenderen Aussehn zu schließen, das Haus eines Mohammedaners. Wir ritten hinüber und sahen im Hof die Frauen des Türken das Vieh pflegen. Salko grüßte vorsichtig. Aber mit Entsetzensschreien stoben die Frauen auf, rissen ihre Kopftücher übers Gesicht, drehten sich zur Wand und bedeckten die Augen wild mit ihren Händen. Alsbald polterte ein dicker, wütender Mann schreiend aus dem Haus auf uns zu. Salko er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

griff das Pferd beim Zügel und drehte rasch um. Hastig zog er es hinter sich her. Ein Wolfshund stürzte dem Pferd rasend in die Beine, sprang zurück und schnellte kläffend wieder gegen uns an. Salko warf mit Steinen. Der Hund ließ nicht ab. Seine Raserei wurde immer ungebärdiger. Das Pferd begann auszuschlagen. Da schoß ich mit meinem kleinen Browning auf ihn. Ich traf ihn nicht. Aber er blieb zurück. Der Türke lief ins Haus. Salko schritt immer rascher vor mir. Ich drehte mich um und sah den Türken schon in einiger Entfernung hinter uns mit einer Axt in der Hand stehn. Er rief uns nach, und seine wilden Worte verklangen hart über den steinernen Schrecken der Karsthöhe hinweg.

(Fortsetzung folgt)

Der Unveränderliche / Von Ludwig Nordström

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos

(Schluß)

III.

Jetzt ist es Vormittag, und Frau Unaeus sitzt im Speisezimmer und spricht mit Frau Lack.

Frau Unaeus ist alt, sie ist so alt, daß ihr Haar grau ist, und mitten auf dem Kopf hat sie ein schwarzes Spitzenhäubchen anstatt Haar.

Aber daß die Nase rot ist, das hat wieder andere Gründe. Jetzt trinkt sie jedenfalls Wein und hört die Geschichte von den Ereignissen des Morgens.

„Liebes Kind," sagt sie dann. „Lack ist nicht nur ein verderbtes Rabenaas wie alle anderen Mannsbilder, sondern er ist noch von Kind auf so verwöhnt, daß man ihm nichts recht machen kann. Du hast ihn als Kind nie gesehen, aber wie oft, glaubst du, hab ich das Herrchen auf meinen Armen getragen? Das läßt sich gar nicht zählen. Wenn ich für jedes Mal einen Taler bekäme, wäre ich heute eine reiche Frau.

Nun will ich dir erzählen, wie dieses Kind erzogen wurde. Er hatte einen wunderlichen Vater, und die Mutter starb jung. Da kannst du dir denken,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß eine alte Schachtel, unter uns gesagt, eine rechte Klatschbase, im Haus das Regiment führte. Und auf diese Art wimmelte es nach und nach dort von lauter alten Schachteln. Der alte Lack sagte nicht viel. Das einzige, was er ab und zu sagte, war: Halts Maul, wenn die Haushälterin zuviel schwatzte. Um den Jungen kümmerte er sich auch nicht, sondern der wurde von all diesen alten Schachteln erzogen. Du kannst dir denken, wie sie ihn verwöhnten. Na, und dann hatte der Alte sein Geld, und der Junge bekam, soviel er wollte, und da war nun die Folge die, daß alle Kameraden machten, was er wollte, denn er bezahlte die ganze Chose. Und freigebig, das ist Lack nun immer gewesen. Und so wurde er älter. Er spielte und sang und tanzte, und er hatte Geld. Versteht sich, daß die Mädels hinter ihm her waren. Und so wurde er von Anfang an verwöhnt.

Na, und dann kamst du, Kleines, und du warst schön, und da mußte Lack, hol mich der und jener, doch zeigen, was für ein Tausendsassa er war. Ein ganz verdorbenes Rabenaas, das ist er. Aber im Grunde ein guter Kerl. Gut, gut! Gut wie Gold! Das Rabenaas! Denn das ist er, davon geh ich nicht ab. Aber daß du es nicht allzu angenehm hast, das verstehe ich schon. Das wird jeder verstehen, der Lack kennt."

„Ich halte dieses Leben einfach nicht mehr aus," brach Frau Lack los. „Ich habe nichts zu bestimmen, in meinem eigenen Haus, und obendrein soll ich noch alles ausbaden, was die Mädchen tun."

„Ach was! Aushalten! Hältst du es nicht aus, gut zu essen und zu trinken und zu schlafen? Unsinn, mein kleines Mädchen, lauter Unsinn! Wenn du Lack nur recht verstehst, kannst du es nie besser haben, als du es hast."

Jetzt hör mich einmal an. Ich bin nicht so dumm, wenn ich auch eine alte Schnapsliese bin. Ich hab hier im Leben viel gesehen, und wer was gesehen hat, der weiß auch was.

Na, nun wollen wir also von dir sprechen. Da ist es vor allem deutlich und klar, daß man sich nicht an jedes Wort hängen darf, das ein Mensch sagt, denn es wird hier auf der Welt so viel leeres Stroh gedroschen, und das muß man bei einem Ohr hinein-, beim andern wieder hinausgehen lassen. Merk dir das!

Aber woran du dich dann halten sollst? Denn einen festen Punkt muß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man immer haben. Ja, du sollst herausfinden, was Lack im Herzen hat. Ich will dir sagen: er weiß nicht, wer er ist, ich selbst weiß ja kaum, wer ich bin, so alt ich bin. Da gehört ein andrer dazu, um das zu sehen. So ist es einmal hier auf der Welt eingerichtet.

Nun will ich zu dir ganz so sprechen wie ein altes Märchenbuch. Wenn ein Mensch tot ist, dann ist es, als öffnete sich ein Türchen in ihm, und heraus kommt ein kleines Wesen. Und dieses kleine Wesen, das vielleicht nur wie ein kleines Insekt ist, so daß man ein Vergrößerungsglas haben müßte, um es zu sehen, das ist gerade der Schelm, der alles im Leben dieses Menschen angestellt hat. Ich habe, ob du mir jetzt glaubst oder nicht, eine ganze Sammlung von solchem Kleinzeug hier!" sagte Frau Unaeus und klopfte an ihre Stirn. „Manchmal muß ich lachen, wenn ein Bekannter gestorben ist. Es ist, finde ich, genau so, wie wenn man das kleine Porzellanmännchen in der Weihnachtsgrütze findet. Braucht es so viel Grütze, um solch ein kleines Männchen? Verzeihe, wenn ich Unsinn schwätze, aber wie dem auch sei — — Lack hat auch solch ein kleines Figürchen in sich. Aber nun kommt es eben darauf an, herauszufinden, wie es ausschaut. Kannst du das, so wird es dir dann nicht schwer sein, alles ins rechte Geleise zu bringen."

„Weißt du es?" fragte Frau Lack.

„Herrgott!" sagte Frau Unaeus und schlug die Hände zusammen. „Seit zwanzig Jahren weiß ich es."

„Sag's doch," bat Frau Lack.

„Nein, mein Püppchen!" sagte Frau Unaeus. „Jetzt sollst du erst heute nacht über die Sache nachgrübeln, und morgen bekommst du ein Zettelchen, darauf wird es stehen. Und dann kommt alles übrige auf dich an."

Und damit ging die erfahrene Alte und lächelte vergnügt, denn sie begriff ein gut Teil vom Leben.

IV.

Thomas spielte im Hof und wußte nichts. Er hatte sich gedacht, daß es am besten sei, etwas vorzunehmen, da verging die Zeit, und wenn das Spiel aus war, würde der Ernst vielleicht nicht mehr so schrecklich sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hatte eine Ecke im Garten, gerade neben dem Pförtchen, und da war früher eine Pappel gestanden. Aber der Sturm hatte den schönen Baum entwurzelt, und jetzt war da ein Loch in der Erde wie nach einem ausgerissenen Zahn. Da baute Thomas einen Kirchhof. Er war eigentlich beinahe ein Mörder, denn wenn er eine Ratte sah, versuchte er sofort, sie zu töten. Gott sei Dank, hatte der Hof ihrer in Hülle und Fülle, und das hatte ihm geholfen, so manche Widerwärtigkeiten des Lebens zu überwinden. Vor ihm lagen nun fünf dicke Ratten aufgereiht, und für sie baute er einen eigenen Kirchhof.

Während er damit beschäftigt war, sank die Herbstsonne, und es wurde rot über der kleinen Stadt, so als läge sie hinter einem gemalten Fenster. Es dämmerte, und es wurde kühl, so daß Thomas' Hände erstarrten.

Es war, als säße ein Riesenvogel auf einem Berg in der Nähe und mauserte sich, und all die feinen Flaumfederchen trieben hinein über die Stadt, leicht wie Asche und bläulich, und es wurde immer dichter und dichter. Dann kamen graue Fläumchen. Und zuletzt kamen die schwarzen. Aber dann wurden die Sterne angezündet, und nach dem, was Mama erzählte, war es nun niemand Geringerer als die Engel, die sich drängten, um auf die Erde hinunter zu sehen, wo sie einmal Kinder gewesen wie Thomas und vielleicht auch Rattengräber gebaut hatten so wie er. Das konnte man ja nicht wissen. Aber jetzt dachten sie an ganz andere Dinge.

Da kam eine Gesellschaft durch die Schiffer-Karls-Gasse, und Thomas hörte die Stimme seines Vaters. Er plauderte und lachte, und Thomas war ganz verdutzt und ließ die Ratte fallen, die er eben begraben wollte. Er kroch hinter einen Busch, und von da sah er in der Dämmerung den Vater und Baumeister Unaeus und Frau Unaeus und mehrere andere. Da dachte er: was wird jetzt Mama dazu sagen, denn er wußte nicht, daß sie benachrichtigt war und daß die ganze Wohnung in Lichterglanz strahlte, um die Gäste zu empfangen.

Aber ein Instinkt sagte ihm, daß er jetzt in die Küche hinauf gehen konnte, etwas stibitzen.

Frau Lack empfing die Gäste des Hauses freundlich, und als sie Patron Lacks Augen sah, da durcheilte sie eine Wärme, denn sie sah, daß sein guter Geist ihn beherrschte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war ja unvermeidlich, daß sie über alle möglichen Dinge miteinander sprachen, und sie begriff, daß er diese Menschen eingeladen hatte, um eine Brücke zu ihr hinüber zu haben.

Er war wie ein Auerhahn. Er war vergnügt, er spielte und sang; er scherzte mit den Damen, aber er schenkte seiner Gattin keinen Blick. Sie wußte dennoch, daß er all seine Federn nur für sie ausbreitete.

Sie ihrerseits trug ein schönes blaues Seidenkleid und eine Brosche, die sie einmal von Patron Lack bekommen hatte. Und sie machte alles ganz so, wie er es haben wollte.

Frau Unaeus war froh, denn sie konnte trinken, so viel sie wollte, und die schwarze Spitzenhaube war schon ganz auf eine Seite gerutscht. Als Baumeister Unaeus das sah, humpelte er heran und fragte:

„Sofie! Mauserst du dich?"

„Pst! Du unnütze Vogelscheuche!" antwortete Frau Unaeus, denn was der Baumeister in seinem Herzen hatte, hatte sie schon längst entdeckt.

Aber sie griff sich instinktiv an den Kopf, und da fiel die Spitzenhaube ganz herunter. Da mußte sie Frau Lack bitten, sie ins Schlafzimmer zu führen, damit sie ihr Haar in Ordnung bringen konnte; so drückte sie sich aus, aber eigentlich war es ja ihr Kahlkopf, den sie in Ordnung bringen mußte, denn das vorhandene Haar war schon vorher geordnet.

Als sie vor dem Spiegel stand und pustete, wandte sie sich an Frau Lack:

„Was sagte ich dir über dieses verderbte Rabenaas? Ist es nicht so, daß man ihn ohrfeigen könnte! Am Morgen mit Scheidung drohen und am Abend Leute einladen und zuckersüß sein. Gold, mein Kindchen, Gold, Gold, das ganze Herz voll. Aber verdammtes Quecksilber im Blut!"

Lack kam gerade zur Türe herein.

„Jaso!" sagte Frau Unaeus. „Du kannst es schon nicht mehr aushalten, du Schwerenöter. Mußt gucken, was dein Frauchen macht. Behandle du sie nur anständig und sei ruhig und ordentlich, sonst sage ich dir einmal soviel Wahrheiten, daß dir die Puste ausgeht."

Und damit ging Frau Unaeus und schwenkte die Turnüre, oder wie man nun sagen soll.

Aber Lack sagte zu seiner Frau:

„Ich war heut morgen ein bißchen heftig mit der Köchin. Wenn du

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

willst, kannst du ihr ja sagen, daß sie nicht zu gehen braucht, falls sie nicht will. Ich sage nicht, daß du es sagen sollst. Aber wenn du zufällig Gelegenheit findest, könnte es nicht schaden."

Frau Lack betrachtete ihn. Sie dachte zuerst: er denkt an die Köchin, aber nicht an mich. Dann ging ihr ein Licht auf: ach, dieser unergründliche Mann! Jetzt bittet er mich ja um Verzeihung!

Und ruhig, aber freundlich antwortete sie:

„Ich werde es so einrichten, daß sich eine Gelegenheit findet."

Da faßte er wie im Vorübergehen ihre Hand und drückte sie; aber es geschah mit abgewandtem Gesicht.

„Ja, ja," sagte er hastig. „Es wäre doch schade, diese tüchtige Person zu verlieren."

Und damit ging er. Frau Lack sah sich in den Spiegel und lächelte dem Antlitz zu, das da aus den Schatten hervortrat. Und es war ihr, als umschwebte der Lufthauch des Lagerfeuers aller guten Geister plötzlich das ganze Haus. —

Im Hof tanzte Thomas ganz allein herum. Er war schon seit langem nicht so froh gewesen. Er umarmte und küßte in Gedanken seinen Vater und seine Mutter, aber in Wirklichkeit tat er es nie. Und da an diesem Abend alles günstig war, fand er auch sein Vergnügen. Denn während er so für sich auf dem Rasen tanzte, kam ein Mann herangeschlichen, und zu gleicher Zeit kam das Hausmädchen heraus. Der Mann und das Hausmädchen trafen sich auf dem Hofe und küßten sich, und Thomas wollte schon ein Geheul anstimmen, aber plötzlich kam ihm ein vernünftiger Gedanke.

Wenn ich schreie, dachte er nämlich, so läuft er fort, und dann wird Olga böse; und dann sieht sie verdrießlich aus, wenn sie serviert, und dann werden die anderen auch verdrießlich, und das wäre unrecht von mir. Da ist es besser, wenn ich Gott danke, dann störe ich sie nicht.

Und er kniete nieder und dankte Gott.

V.

Als alle gegangen waren, machten Herr und Frau Lack im Speisezimmer Ordnung. Er ging unruhig hin und her und stellte Stühle zurecht und murmelte in seinen Bart, aber schließlich stand er dicht neben seiner Frau.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ganz hastig küßte er sie von rückwärts auf die Wange. Da sie ganz unvorbereitet war und eben gähnen wollte und gar nicht an ihn dachte, wurde sie ärgerlich und rief, indem sie sich die Wange mit der Hand rieb:

„Nein, laß doch! Du weißt, daß ich das nicht mag!"

Es war das Werk eines Augenblicks. Sie fühlte, daß sie das gesagt hatte, was sie nicht sollte, aber andrerseits konnte sie auch nichts sagen, um das Geschehene wieder gut zu machen.

Lack, der den ganzen Abend ihre sanften Augen gesehen hatte, zögerte keinen Augenblick aufzubrausen.

„Pfui Teufel, diese Weiber!" schrie er. „Jetzt werfe ich Geld hinaus, um ein Fest zu veranstalten, damit du dich ein bißchen amüsierst, und was bekomme ich dafür? Schimpf! Schimpf! So geht es mir mein ganzes Leben lang! O, Lack, Lack! Wie hast du es doch prächtig! Du bist wahrlich unter einem glücklichen Planeten geboren!"

Aber da sank ihr guter Geist durch die Räume wie ein toter Vogel, und der Böse tauchte empor auf seinen dunklen Fittichen.

„So — oh!" sagte Frau Lack, obgleich sie es gar nicht sagen wollte. „Du dachtest mich zu bestechen?"

Lack trat einen Schritt zurück und betrachtete sie, aber sie bemühte sich, gegen die aufsteigenden Tränen ankämpfend, ganz unbefangen zu erscheinen.

Darauf ging er ohne ein Wort in sein Zimmer, und sie ging in ihres. Und als jedes allein war, da weinten sie stumm und bitterlich.

Aber Thomas, das Kind, lächelte in seinem Traume und wußte von nichts.

VI.

Frau Unaei Brief kam am Morgen. Er lautete:

Liebe kleine Freundin!

Lack hat in seinem Herzen ein kleines verwöhntes Kind, das will sagen, sich selbst als Kind. Und ich will Gift drauf nehmen, wenn er hundert Jahre alt wird, so wird er doch nie etwas andres als eben dieses Kind. Er ist leider unveränderlich. Aber begreifst Du, daß ein solcher Mann nicht glücklich sein kann? Er ist ja kein Mann, wenn er auch wie ein Mann aussieht, er ist nur ein Kind, und sobald man ihn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie einen Mann behandelt, leidet er; denn er muß wie ein Kind behandelt werden.

Versuche das zu verstehen, mein Liebchen, und versuche immer, so wenig unglücklich als möglich zu sein, etwas andres kann niemand von Euch verlangen, und viel hängt davon ab, wie Du bist. Siehst Du das schon jetzt ein, so kann alles sich ordnen und gut werden, ehe Du so alt bist wie

Deine alte Freundin

Sofie Unaeus.

Als Frau Lack diesen Brief gelesen hatte, saß sie lange in innere Anschauung ihres Mannes versunken da. Sie sah ihn in allen wechselnden Verhältnissen des Lebens; unruhig, unglücklich, rastlos, voll von Plänen und Ideen, voll Eifer und Zorn und Rührung und Wehmut, und sieh da, er wurde kleiner und kleiner, und schließlich sah sie ihn als Kind zu sich kommen, das den Kopf in ihren Schoß betten wollte. Und alles, was von dem erwachsenen Manne übrig war, das waren seine großen warmen, schwarzen Augen.

Da ward Frau Lack von einer Freude erfüllt, die die Tränen hervorzwang, und sie weinte.

Patron Lack, der fuhr durch die Nebel des Sonnenaufgangs über Land, um Geschäfte zu machen. Sein Gesicht war düster, aber sein Herz wandte sich wie eine Wetterfahne immer der Richtung zu, wo seine Frau war, denn daher wehte doch der Wind.

Er fluchte seinem Schicksal, das er nicht begreifen konnte. Denn wie gut er es auch meinte, immer schlug es zum Bösen aus, und wo er Lächeln säte, erntete er Tränen, während es sich bei allen anderen Menschen umgekehrt verhielt.

„Fahre zu!" sagte er zum Kutscher; aber von sich selbst fortfahren, das konnte er doch nicht. Und zu sich selbst fahren — ja, würde er das je können . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Schiedsvertrag und Friedensapostolat

Der Washingtoner Senat hat bekanntlich anfangs März den britisch-amerikanischen Schiedsvertrag enthauptet, entmannt, gevierteilt, zu Tod amendiert oder wie man sonst kraft- und saftvoll in der Bildersprache des Slang das Leichenbegängnis erster Klasse nennen mag, das dem einst in den Himmel erhobenen Akt der Völkerbefriedung bereitet wurde. Von dem großen Kuchen blieb nichts übrig als ein paar Rosinen und eine „bittere Mandel". In Sektion 3 des Artikels III ist die Befugnis der „Hohen gemeinsamen Ermittlungskommission" gestrichen worden, zu entscheiden, welche Fälle justiciable, schiedsgerichtsfähig sind. Mit dieser „Verbesserung" bleibt der neue Vertrag nicht nur hinter dem Abkommen von 1908 zurück, sondern es wird auch den Komparenten das Joch zugemutet, bedingungslos jede schiedsgerichtliche Entscheidung annehmen zu müssen, während sich die Union ein Veto vorbehält, sofern nämlich der Senat den Vergleichsantrag ablehnt. Schon die nationale Würde scheint es zu verlangen, daß England und sein Mitläufer Frankreich das Friedensgeschenk in dieser Form ablehnen. Das Themseufer ist denn auch besetzt mit betrübten Gerbern, die ihren Unmut über die wegschwimmenden Felle entweder durch Stillschweigen oder durch hohle Redensarten von der seltsamen Logik zu verbergen suchen, unter „Schwesternationen" seien derartige Verträge überhaupt überflüssig. Vernünftiger wäre es, wenn man in London einsehen wollte, daß die Ingredienzen von Heuchelei und Schaumschlägerei, die der Schiedsvertragspolitik von Anfang an beigemischt gewesen sind, allmählich deren treibende und ausschlaggebende Kräfte zu werden drohen, und daß es ebenso erfreulich im Interesse der Völkermoral wie im Interesse des wirklich vernünftigen und freundwilligen Völkervertragens liegt, wenn durch die Beschlüsse des Washingtoner Areopags alle Welt auf dieses Zerrgesicht der Friedensbündelei hingewiesen wurde.

Als Admiral Lord Beresford vor Jahren seine amerikanische Reise antrat zu dem Zweck, ein britisch-amerikanisches Bündnis vorzubereiten, stieß er auf den Widerstand derselben Senatoren, die heute den Schiedsvertrag erdrosselt haben und als Hüter der alten Überlieferungen die Union nicht „in den Strudel der europäischen Gewaltpolitik" hineinziehen lassen wollten. So kam der Beauftragte des Foreign Office auf die Idee, sein Ziel unter der Maske eines Schiedsvertrags zu erreichen. Auf den vielen Festessen, die der Gast über sich ergehen lassen mußte, entwickelte er den Gedanken, auf diesem Umweg das Sternenbannerreich in den Ententetrust Eduardscher Schöpfung einzugliedern, ganz offen. Großbritannien müsse befürchten, durch das Seerüstungsfieber einer gewissen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

europäischen Macht seine unbedingte Herrschaft über die Wogen einzubüßen. Angesichts dieser Bedrohung sei es nur natürlich, daß die beiden angelsächsischen Riesenreiche, die die gleiche Sprache, dieselben Handelsinteressen und Kulturideale hätten, zum Schutz gegen diesen „Störenfried" sich eng zusammenschlössen. Geschehe das, so sei zugleich das beste, breite und zuverlässige Fundament geschaffen zum Ausbau des größerbritannischen Weltreichtempels in den weitesten und vollkommensten Abmessungen so zwar, daß eine Föderation aller Nationen englischer Sprache sich bilde und auf der ganzen Erde gebiete. Noch offener war der bekannte Historiker und Rearadmiral Mahan, der, Beresford sekundierend, meinte, „das gefährdete Gut der menschlichen Zivilisation" (!) erfordere es, daß die angelsächsischen Staaten sich gegen Deutschland verbündeten. Selbst der Friedensapostel Stead blies damals in das deutschfeindliche Horn, indem er dem Axiom beipflichtete, jedes Kriegsschiff, das Deutschland auf den Kiel lege, müsse als eine Herausforderung Englands betrachtet werden; es sei Pflicht aller Völker britischer Rasse, für „das Wohlverhalten" dieses unruhigen Emporkömmlings zu sorgen.

Ein anderes Bild. Der britisch-japanische Vertrag vom 30. Januar 1902 hatte eine scharfe Spitze gegen Rußland, die, als das Ententennetz bis nach Petersburg sich ausbreitete, stumpf gemacht werden mußte. Das geschah durch die Revision des Abkommens vom 12. August 1905, die in einer allgemeinen Verwässerung von dessen Pflichtgeboten bestand; einzig für den Fall eines russisch-japanischen Kriegs wurde die schärfere Bestimmung vereinbart, daß Großbritannien zur Unterstützung Japans verpflichtet sei, falls dieses gleichzeitig von einer dritten Macht angegriffen werde. Wer mit diesem Dritten gemeint war, konnte nicht zweifelhaft sein: die Union, die gefährlichste Wettbewerberin des Mikadoreichs um den Primat auf dem Stillen Ozean, die sich so durch die britische Ententenpolitik in allen ihren ostasiatischen Machtbestrebungen zur See wie zu Land beengt und bedroht sah. Aber geschickt wußte der Yankee den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und mit Hilfe Kanadas und Australiens, denen bekanntlich die Verbrüderung des Mutterlandes mit dem verhaßten Yap ein Dorn im Auge ist, den Fuchs im Ententenbau auszuräuchern. Nach den heftigen Anklagen der beiden Dominions auf der vorjährigen Reichskonferenz blieb dem Foreign Office nichts anderes übrig, als eine abermalige Revision des Vertrages von 1902 herbeizuführen, von dem jetzt nichts mehr als eine schöne, feierlich aufgebahrte Leiche übrig blieb. Die nordamerikanische Union wurde gänzlich aus der Reihe der Mächte, deren etwaige Angriffe zu militärischer Hilfsleistung verpflichten, gestrichen. Als Äquivalent dafür ward Japan nicht nur von dem lästigen Zwang befreit, Großbritannien bei Konflikten an der indischen Grenze Deckungsdienste zu leisten, sondern auch die Möglichkeit gegeben, durch Abschluß von Schiedsverträgen beliebig seine Pflichtenbürde abzuwälzen, im Fall der Verwicklung Englands in einen europäischen Krieg die ostasiatischen Stellungen des Komparenten schützen zu müssen. Mit anderen Worten, Washington hat es trefflich verstanden, sowohl die Japaner wie die Briten im fernen Osten auf Isolierschemel zu setzen, so daß beide ihren stärksten Gegnern allein ins Weiße des Auges sehen müssen, sich selbst aber freien Ellenbogenraum zu schaffen. Das Werkzeug dieser schlauen Diplomatie jedoch war die Schiedsgerichts-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waffe, die hier wie bei dem Parallelspiel Beresfordschen Patronats einzig dem Zweck dienstbar gemacht ist, um genau nach den Rezepten der zünftigen geschmähten Diplomatie alten Stils mit gleißnerischer pazifistischer Pose den Gegner im Bündnisschachspiel übers Ohr zu hauen und auszustechen. Roosevelt, der Träger des Friedens-Nobelpreises, hat im Outlook seine Kritik der ganzen grotesken Komödie dahin zusammengefaßt, Deutschland sei der einzige Staat, der sich von Heuchelei freigehalten habe, und hält seinen Landsleuten als Muster ehrlicher, tapferer und würdiger Friedensgesinnung den Admiral Dewey, den Helden von Manila, vor, der seine Silvesterrede kurz und bündig in dem Wunsch beschloß: Möge das neue Jahr ein Jahr des Friedens werden und vor allem — laßt uns in ihm vier neue große Panzer bauen!" Man braucht das Urteil des rein subjektiv denkenden, vom Puls der Spontanëität beherrschten Expräsidenten nicht für maßgeblich zu erachten und wird doch zugeben müssen, daß er hier wie oft instinktiv ins Schwarze getroffen.

Der Amerikaner begeistert sich gern für die „große Moral", die sich allerdings bei ihm nicht selten mit kleinlicher und immer sehr materieller Politik verbindet. So hat sich sehr schnell eine starke, von besten Köpfen geführte Opposition gebildet, die glatthin den Schiedsgerichtsgedanken als „ein weltgeschichtlich-unsittliches Element" in Acht und Bann tut. Auch das ist natürlich eine der Übertreibungen amerikanischen Stils „every thing in extreme". Das Schiedsgerichtswesen ist dem gegenwärtigen Fiasko zugetrieben und droht anstatt zu einem Mittel des Kulturfortschritts zu einem Werkzeug der Völkerverhetzung und der politischen Lüge zu werden, nicht wegen einer ihm wesenseigentümlichen reaktionären, der menschlichen Ethik fremden Substanz, sondern infolge der Übertreibung, Überspannung und Verbiegung seiner Zwecke und Wirkungsgesetze durch falsche Propheten in Schafspelzen mit Wolfsgesinnung und durch logischen Denkens unfähige Friedensschwarmgeister. Es hat in keiner Weise die Aufgabe, alle erdenklichen internationalen Streitfragen aus der Welt zu schaffen und, der Diplomatie ins Handwerk pfuschend, Gegensätze zwischen einer Gruppe von Mächten auszugleichen, um die Kluft gegenüber einer anderen Gruppe zu vertiefen. Es soll vielmehr nichts wie ein Fortbildner des überaus rückständigen, rohen und mit tausend Fesseln mittelalterlicher Rabulistik und Halbkultur sich herumschleppenden Völkerrechts sein. Dieser Mission kann es natürlich nur gerecht werden, wenn es zunächst seine Wirksamkeit darauf beschränkt, in einzelnen ihm zugewiesenen Fällen nach strengem Recht, nicht nach schwanken Billigkeitsgründen zu entscheiden und, sofern diese Handhabe fehlt, sie selbst zu bilden. Mit anderen Worten, es soll sich nicht zum in den Wolken thronenden Richter der Völker aufwerfen, sondern der Gesetzesschöpfer ihres Gemeinschaftslebens werden: so tätig und sich entwickelnd, würde es allmählich einen Rechtskanon schaffen, der auf festem Fundament in praktischer Gesetzesgewöhnung wie der ideellen Weltrechtsanschauung nach die Nationen immer näher brächte und zugleich moralisch erhöbe. Statt solcher systematischen und methodischen, freilich auch langwierigen und zähe Arbeit erfordernden Entwicklung des Schiedsgerichts- und Friedensproblems zieht man die demagogische Agitation mit phrasenhaften und ideologischen Schlag-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wörtern wie „Stabilierung des Gleichgewichts der kontinentalen, maritimen, politischen Gewichte und Interessen" vor, gibt die gute Sache dem Gespött aller ehrlich und klar Denkenden preis, glaubt den Wahrheitskarpfen mit dem Lügenköder fangen zu können und überläßt das Spielfeld, sich verlierend in den Dünsten solcher Torheiten und Widersinnigkeiten, heuchlerischen Ränkeschmieden, deren wahre Gesinnung mit einer loyalen und fruchtbaren Friedenspolitik sich so wenig wie Feuer und Wasser verträgt.

Dr. Frhr. von Mackay

Pro Pluto

Der stärkste Kritiker moderner Wirtschaftslüge, Leo Tolstoi, haßte die Nationalökonomen fast mit der gleichen Inbrunst wie die Kirche und den Staat. Ihre Dogmen waren ihm nichts als bewußte Rechtfertigungen eines brutalen Systems, durch das in alle Ewigkeit Plutus vor Christus herrschen soll. Er sah in den Katheder-soziologen und Wirtschaftsprofessoren nur Assistenten einer Vergewaltigungsorganisation. Sie waren ihm vielleicht noch widerwärtiger als der Krieger, der für Geldsack und Gottesgnadentum sein Blut vergießt, als der Priester, der die Kristallreine der christlichen Liebeslehre dogmatisch trübt. Das Erbarmen machte ihn ungerecht und manchmal inkonsequent. Er erkannte nicht die altruistischen Werte, die in der Wirtschaftsforschung liegen, beurteilte den Erlöserdrang manchen starken Schöpfers falsch. Wie alle Glutgemüter, wie alle Niederbrecher, generalisierte er. Die Gipfel schaute er nicht, da sein Blick tief unten auf der Elendwüste ruhte. Dennoch nahm ich seine Lehre wieder einmal zur Hand als ich kürzlich die Worte eines Berliner Lehrstuhl-Plutokraten gelesen hatte, Worte, die aus blinder aber eifriger Seele geboren waren. Es war eben der Eifer, den Tolstoi so bitter verdammte, mit der Überlegenheitspose des Professors, mit Plutus' Haß gegen die Armut vorgetragen.

Den 24. März tagte in Düsseldorf, dem Aristokratenzentrum Plutokratiens, der Deutsche Eisenhüttentag. Springorum, Rheinbaben, Beumer als Redner. Und dann die graue Theorie. Ludwig Bernhard, Ordinarius der Berliner Universität sprach über die „Zukunft der Sozialpolitik". Das alte Kirdorflied in professoraler Melodie. Die Sozialpolitik, die ängstliche, stört die Produktion, vernichtet die Werbekraft deutschen Unternehmungsgeistes, erzieht den Arbeiter zu Heuchelei und Nichtstun, kurz, lacht mit ihren Wirkungen der edlen Motive Hohn. Der Arbeitsschutz schädigt die Arbeiter. Der Satz klingt neu, ist aber schon so abgedroschen, daß man ihn zum Gerümpel werfen kann. Gewiß, wie jedes große System, hat auch das der staatlichen Arbeiterfürsorge seine Schattenseiten. Aber die Fehler der Praktizierung sind viel weniger auf Arbeiterterrorismus und Regierungsfurcht als auf die Herrenbräuche der Unternehmer zurückzuführen. „Die Selbständigkeit des Produzenten wird durch ein übertriebenes Kontrollsystem bedroht." Der ewige Sang. Von denen angestimmt, die noch immer mit der verstaubten Freiheitsdevise ködern wollen und nicht begreifen, daß der Staat sich mit Notwendigkeit in die Produktion schiebt, daß es gar keine andere moralische, hygienische und materielle Regulatoreninstanz letzten Endes geben darf als ihn. Gerade der eben verglommene Kohlenstreik hat das bewiesen, hat gezeigt, daß der Sozial-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politiker Staat die Riesendivergenzen zwischen Kapital und Arbeit glätten muß, daß er sogar berufen ist, durch Lohnfixierung die Produktion zu beeinflussen. Wenn diesmal noch die schöne Gelegenheit bei uns verpaßt worden ist, die englische Streikentwicklung hat gezeigt, wohin der Weg geht. Nicht „doktrinäre Sorglosigkeit" treibt den Staat, Produktions- und Arbeitskontrolleur zu sein, die wirtschaftliche Notwendigkeit treibt ihn, denn keiner außer ihm kann à la longue die Giganten zum Handschlag bringen. Durch kleine Häßlichkeiten sich die Perspektive verstellen lassen, das zeugt wahrlich nicht von durchdringendem Blick. Wohl aber vermutet man, daß hier einer der Tolstoischen Kämpen des Plutus seine goldene Seele offenbart hat.

Dieselbe Einseitigkeit in der Beurteilung der Arbeiterorganisationen. Disziplin wird verwechselt mit Führerterrorismus, als ob die Arbeiterheere aus lauter Idioten bestänben. Das Qualitätsprinzip der Gewerkschaften wird mit echter Lehrstuhlweisheit als oberster Organisationsgrundsatz gepredigt. Als ob die Gewerkschaft nicht grade durch die Quantität zur Arbeiterhebung käme, als ob nicht die Vorbedingung jeder wirksamen Gewerkschaftspädagogik die Massenmacht wäre. Und dann zu verkennen, daß wir hier erst am Beginn einer Konventionsbewegung stehen. Schon für perfekt nehmen, was erst noch werden soll. Eine „jugendlich sympathische Erscheinung" hieß es in den Berichten. Mir scheint, hier hat ein rückständiger Greis gesprochen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Jacques Dalcroze in München

Im Januar-Heft des „März" stand ein Aufsatz „Kulturfrühling in Hellerau", der auch die Bildungsanstalt Jacques Dalcroze in ihren Hauptzügen kennzeichnete. Nun hat der ingeniöse Schöpfer der rhythmischen Gymnastik nach längerer Pause einmal wieder eine öffentliche Vorführung in München veranstaltet, so daß es uns hier im Süden möglich ist, jenen Artikel durch einige eigene Beobachtungen zu ergänzen. Ich fühle mich um so mehr dazu berufen, als ich seit einem Vierteljahr Teilnehmer an den von Dr. Rudolf Bode mustergültig geleiteten Münchener Kursen in rhythmischer Gymnastik bin. Ich begann den Kursus lediglich als Schriftsteller, der die neue Sache, die ihn interessierte, praktisch kennen lernen wollte. So ungewöhnlich dies erscheinen mag —: es ist höchst charakteristisch für die Methode Jacques Dalcroze, daß sie sich nur der persönlichen Erfahrung erschließt.

Immerhin will ich versuchen, den Sinn und die Bedeutung dessen, was am 30. März im Münchener Odeonssaal vorgeführt wurde, auf theoretische Weise ganz kurz darzulegen. Man sah eine größere Anzahl Kinder aus den Bodeschen Kursen und mehrere er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wachſene Mädchen aus der Dresdener Anſtalt Übungen ausführen, von den leichteſten bis zu den ſchwerſten, die alle das Gemeinſame hatten, daß ſie muſikaliſche Improviſationen, die Jacques Dalcroze am Flügel vortrug, in Körperbewegung umſetzten. Es wurde marſchiert und mit den Armen der Takt dazu geſchlagen, die Füße zerlegten bei komplizierteren Themen den Takt, entſprechend den Zeitwerten der Noten, gelegentlich etwa in Duolen und Triolen oder führten ganze Noten auf der Stelle in drei bis zu zwölf Tempi aus; die Füße zeigten ferner eine noch viel größere Unabhängigkeit von den Armen und jene wiederum völlige Unabhängigkeit voneinander, indem Synkopen, gegeneinander geführte Takte — etwa zwei gegen drei oder vier gegen fünf — und Kanonformen realiſiert wurden. Aber die Bewegungen verſchlangen ſich nicht nur untereinander, ſondern auch mit der Muſik zum Kanon oder kontrapunktierten das, was der Lehrer am Flügel ſpielte. Alle möglichen rhythmiſchen Eigentümlichkeiten und Kombinationen wurden ſichtbar gemacht, doppelte und dreifache Schnelligkeit und Verlangſamung veränderte das Tempo, Gedächtnis- und Willensleiſtungen ſowohl wie Zeichen vollkommen ſicherer Gehörsbildung vollendeten den Eindruck von dem Beherrſchenkönnen der Schüler und Schülerinnen. Und wem dies alles nur als „Drill“ erſcheinen wollte, den überraſchten am Schluß die Einzel-Improviſationen mit individuellem Ausdruck und die durchgeiſtigte Architektonik eines fugierten Reigens.

Wir können heute noch nicht entſcheiden, wie hoch die ſittlichen Wirkungen der rhythmiſchen Gymnaſtik auf das Leben und ihre künſtleriſchen Anregungen für den Tanz zu veranſchlagen ſind. Soviel aber läßt ſich ſchon behaupten: Hier hat ſich ein Gebiet körperlich-ſeeliſcher Ausdruckskultur aufgetan, das für die Kunſt vielleicht nur erſt die Materialien hergibt, nämlich die Wörter und die Grammatik, das aber eben für jeden Menſchen ſo wichtig ſein kann wie der Unterricht des Kindes im richtigen Gebrauch der Sprache. Es iſt heute zwiſchen unſerm Geiſt und unſerm Körper eine große Kluft. Ein Kommando, das unſer Gehirn ſofort verſteht und aufnimmt, wird von unſern Gliedern erſt mit bedeutender Verzögerung ausgeführt. Unſere Fähigkeiten ſind zerriſſen und zerſtückelt, widerſpruchsvoll und unorganiſch, unſere Bewegungen verkrampft und voll unnützen Kräfteverbrauchs, unſer Nervenſyſtem ſo undiſzipliniert, daß wir das, was wir wollen, oft gar nicht können, weil alles im Intellekt ſtecken bleibt. Wir leiden an tauſend Hemmungen, an Unluſt und Willensſchwäche, gelähmtem Tatendrang, Inkongruenz zwiſchen unſern körperlichen und geiſtig-ſeeliſchen Bedürfniſſen, an Funktionsſtörungen unſerer einfachſten und grundlegenden leiblich-geiſtigen Wechſelbeziehungen, Mangel an freudiger und gehorſamer Bereitſchaft unſerer Pſychophyſis. Der Rhythmus iſt es, der dieſen unterbrochenen Kontakt zwiſchen unſern Nervenzentren wiederhergeſtellt und Willens- und Bewegungsimpuls in Eins verwandelt. Er ging der menſchlichen Arbeit durch die Erfindung der Maſchinen verloren, unſerm Leben ſoll er aber nun zurückerobert werden durch ein Erziehungsſyſtem, das den ganzen Menſchen gleichmäßig bildet, ſein Geiſtiges verleiblicht und ſein Leibliches vergeiſtigt, das Bewußtſein aufs Höchſte ſteigert, doch nur, um ſeine Errungenſchaften dann wiederum, automatiſiert, ins Unterbewußtſein zurückzuleiten.

Die Geſundung, die von der rhythmiſchen Gymnaſtik ausgehen kann, muß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor allem unsern Kindern zugute kommen. Darum wandte sich die Vorführung nicht zuletzt an unsere Eltern, denen hier in München durch das Institut von Dr. Bode Gelegenheit gegeben ist, für die Kraft der nächsten Generation und damit unseres Volkes die Vorteile der neuen Erziehung nutzbar zu machen. Aber auch den Erwachsenen empfiehlt sich in diesen Kursen der „Rhythmus als Erzieher" als der beherrschende dynamische und motorische Faktor unserer ganzen körperlich-geistigen Existenz.

Hans Brandenburg

Aufklärung und Halbbildung

Eine der unangenehmsten Blüten unseres wissensdurstigen Jahrhunderts ist die, in mehr als bloß gesellschaftlicher Hinsicht, gefährliche Halbbildung. Schopenhauer empfahl einmal, die wissenschaftlichen Lehrbücher lateinisch oder griechisch zu schreiben, um sie nur solchen Köpfen zugänglich zu machen, die durch ihre Vorbildung das nötige Verständnis dafür besitzen. Diese Maßregel ist aus leicht zu übersehenden Gründen natürlich unausführbar, aber bei manchen Wissensgebieten wäre sie ohne allzu großen Schaden in der Ordnung.

Solange es sich nur um literarische, philosophische und künstlerische Dinge handelt, ist die Halbbildung ja schließlich für den Nebenmenschen nicht gefährlich, höchstens ärgerlich und unangenehm (denn der Halbgebildete unterscheidet sich von dem, der wirklich etwas weiß, dadurch, daß er alles weiß und — alles besser), aber sobald Dinge in Betracht kommen, zu welchen ein sorgfältiges und grundlegendes Studium gehört, Dinge, bei denen es nicht nur auf Geschmack und Worte ankommt, sieht die Sache anders aus. Hier ist durch Lesen von wissenschaftlichen Büchern, durch falschverstandene „populäre" Literatur schon Unheil genug angerichtet worden. Ich greife nur die Medizin heraus. Welcher Arzt hat nicht schon über die medizinische „Bildung" seiner Patienten im geheimen geflucht und gewettert? Es sind nicht nur die Neurastheniker, die schon mit einer fertigen Diagnose und Therapie zum Arzt kommen und ihn, mit der ganzen medizinischen Terminologie bewaffnet, stören und die Behandlung erschweren. Auch seelisch ganz normale Menschen wissen soviel, haben soviel „darüber gelesen", daß man es dem armen Arzt nicht übelnehmen kann, wenn er sie zuweilen hinauswirft. Aber die Schuld liegt zum größten Teil an den Vertretern der Wissenschaft selbst und der von ihnen produzierten „aufklärenden" Literatur.

Aufklärung ist immer ein zweischneidiges Schwert gewesen. Was wurde z. B. durch die unendlich vielen — und größtenteils herzlich überflüssigen Bücher — über die sexuelle Aufklärung bewirkt? Und durch die damit zusammenhängende Popularisierung der Psychiatrie?

Nichts, als daß jeder Zuckerbäcker mit Worten um sich werfen konnte, die sonst nur im klinischen Wörterbuch und in medizinischen Zeitschriften zu finden waren. Alle Welt wurde plötzlich irrsinnig. „Pathologisch" wurde die Parole und „hysterisch" das Feldgeschrei. Über Nacht sah man alle Rätsel der Menschenseele gelöst. Es ist ein besonderes Merkmal mittelmäßiger Köpfe, jede noch so winzige Erkenntnis, die nur auf einen bestimmten Teil der Lebenserscheinungen zutrifft, zu verallgemeinern. So wie man ein Jahrzehnt zuvor alles mit „Vererbung" erklärte, so erklärte man jetzt alles mit der Pathologie. Jede geistig hervorragende Erscheinung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vergangenheit und der Gegenwart wurde in den pathologischen Gesichtswinkel genommen. Jesus von Nazareth wurde Neurastheniker, Franziskus von Assisi Hysteriker, Goethe, nach den Untersuchungen von Möbius wurde zum schweren Neurastheniker usw. Gründe gab es genug für diese Diagnosen, denn wo ein Verdacht ist, stellen sich Gründe und Beweise in Menge ein, oder deutlicher gesagt, wird das Leben unter einem bestimmten Gesichtswinkel gesehen, so ordnen sich alle Erscheinungen lückenlos ein. Bleibt nur die Frage, ob es sich empfiehlt, alles und jedes, mit dem gleichen Maß zu messen. Diese Frage ist kinderleicht zu beantworten. Kein Mensch wird einen Berg mit der Elle ausmessen wollen, das Resultat wäre falsch. Man bedarf dazu anderer Instrumente. Aber selbst den Fall gesetzt, all die großen Geister wären pathologisch gewesen, würde diese Tatsache ausreichen, um damit ihre Produktionen zu erklären? Man hat es fast getan. Genau so gut könnte man den „Faust" oder die neunte Symphonie mit dem Vorhandensein von Papier und Druckerschwärze erklären. So wie man zur Zeit des naiven und stupiden Materialismus alles mit Hilfe von „Kraft" und „Stoff" explizierte und sich damit, so unwahrscheinlich es klingt, auch zufrieden gab. Diese Zeit ist noch nicht sehr lange vorbei und in vielen Köpfen spukt sie heute noch.

Aber nicht allein diese unangenehmen Dinge waren die Gefolgschaft der sexuellen Aufklärung. Man hätte schließlich achselzuckend daran vorübergehen können, denn für einen halbwegs vernünftigen Menschen bleibt das Große ebenso groß und unbegreiflich, ob nun sein Schöpfer Paralytiker oder Hysteriker war und man hätte die berühmte Lessingsche Frage dagegen stellen können, ob Raffael ein ebenso großer Maler geworden wäre, wenn er zufällig ohne Arme zur Welt gekommen wäre. Aber wie es immer mit einer Erkenntnis geht, die in die Masse geworfen wird: im Nu ist sie Dogma, Verallgemeinerung und Umkehrung. Man konnte das tragikomische Schauspiel genießen, daß über Nacht alle Welt „pathologisch" wurde. Denn nachdem es heraus war, daß Genie und Irrsinn hart beieinander wohnen, drehte man die Geschichte herum und machte wenigstens Anspruch auf das Pathologische, da man groteskerweise das Geniale für irgendeine Emanation des pathologischen Gehirnes hielt. Alle Maler, Schriftsteller, Dichter und Dichterinnen fühlten sich „nervös" und vor allen Dingen ein „bißchen neurasthenisch". Ich habe Leute gekannt, die geradezu gekränkt waren und bösartig wurden, wenn man sie für geistig ganz gesund hielt. Denn Nervosität und Neurasthenie waren keine Krankheiten mehr, sondern — Auszeichnungen und Merkmale höherer Menschen. Wie leicht konnte aus einem Neurastheniker ein Genie werden!

Auch der liebe Klatsch erhielt reichliche Stoffzufuhr durch diese problematische „Aufklärung". Man begann, sich der intimsten und menschlichsten Betätigungen seiner Zeitgenossen eifrig zu widmen. Ein junger Mann, der nicht verheiratet war, oder mindestens ein „Verhältnis" coram publico aufzuweisen hatte, war gerichtet. Er gehörte sofort zur — andern Fakultät. Eine Verleumdung, die um so bösartiger und unsinniger ist, als es keinen strikten Gegenbeweis gibt. Und wäre der Jüngling Türke geworden und hätte er sich einen Harem angelegt — semper aliquid haeret. Die Verleumder beriefen sich auf ihre Menschenkenntnis, auf ihre gründlichen Studien über die sexuellen Perversionen und auf das entsetzlichste was es gibt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf den „gesunden Menschenverstand". (Übrigens ist dieser gesunde Menschenverstand immer das Schlagwort der Halbbildung und er wäre wert, daß man ihm einmal gründlich den Garaus machte. Selbst der sonst so vornehme und friedfertige Kant wird wild, wenn er darauf stößt. Man lese die Einleitung zu den „Prolegomena".)

Alles in allem haben diese Aufklärungen wenig Nutzen gebracht. Man beging den alten Fehler, daß man das für Erklärungen nahm, was lediglich Beschreibungen waren. Man hätte sich damit zufrieden geben können, neue Formen und Auswüchse des Lebens gefunden zu haben und hätte weiter gehen sollen. Es gibt noch genug Dinge in den Naturwissenschaften und in der Medizin, die des Studiums und der Erforschung bedürfen und die — interessanter sind.

Fr. A. Holland (Paris)

Vom gebildeten Essen

Daß wir alle miteinander viel zu viel essen, weil es eine gar so angenehme Beschäftigung ist, und zwar eine, die noch im Alter ihren Reiz behält, wenn andere Freuden längst dahingefahren sind, das ist uns oft genug gesagt worden, wir gebens auch wohl in der Theorie zu, aber wer richtet sich danach? Wir sind alle mehr oder weniger dyspeptisch, dieser Zustand verlangt öftere Fütterung, nach der einem erst wieder wohl wird, und daraus schließen wir, daß das häufige und massive Essen doch wohl nötig sein müsse. Einen längeren Versuch mit knapper Kost macht so leicht keiner, und ein kurzer hat keinen Zweck, denn ein plötzlicher Übergang ist sehr peinlich und klärt niemanden über die Vorteile der Mäßigkeit auf.

Bei dieser Gemütsverfassung des essenden Publikums ist es ein Glück, wenn von Zeit zu Zeit einer der Sache eine neue Seite abgewinnt und anstatt mit dem dehnbaren Begriff der Mäßigkeit anzukommen, die sich ohnehin die meisten zuerkennen, ganz bestimmte Vorschriften und Versprechungen macht, wie sie zu jedem Apostolat gehören. Seit vielen Jahren predigt den Amerikanern Horace Fletcher, daß sie nur essen sollen, wenn sie wirklichen Hunger haben (Appetit reicht nicht hin), nur das, wonach sie Lust verspüren, und daß sie kauen sollen, bis ihnen die Nahrung unter den Zähnen abhanden gekommen ist. Die Mäßigkeit stelle sich dann von selbst ein, denn der Hunger sei bei diesem Verfahren mit außerordentlich geringen Mengen zu stillen; und der Genuß des Essens sei durchaus nicht geringer als bei dem landläufigen Verfahren, sondern eher größer. Eine Beschränkung in der Wahl der Nahrung erlegt er nicht auf, ja selbst trinken läßt er jeden was er will, indem er sich darauf verläßt, daß der Wein, wenn man ihn schlürft wie beim Weinproben, sehr bald den Widerwillen gegen größere Mengen erzeugt.

Dafür verspricht er, daß man besserer Stimmung wird als sie die durchschnittliche Morgensmiene des Europäers, der sich nicht beobachtet glaubt, anzeigt (sobald er anfängt zu reden, hat er nicht mehr das Gesicht, das dem Zustand seiner Verdauungsorgane entspricht); daß man körperlich und geistig mehr und mit größerer Lust und Leichtigkeit leistet, daß man von mancherlei kleinen und großen Gebresten frei wird, und daß man einem besseren und längeren Alter entgegengeht. Versprechungen, auf die man sich getrost verlassen kann, und die schon der Mühe wert sind.

Fletchers Buch ist für europäische Verhältnisse bearbeitet, mit Berichten von dankbaren Adepten und anderem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einschlägigen vermehrt von Dr. v. Borosini unter dem Namen „Die Eßsucht und ihre Bekämpfung" herausgegeben worden. Dortselbst kann man den greisen Fletcher im Kostüm der Unschuld einen Menschen stehend auf den Schultern halten und in mehrfacher Ausfertigung Purzelbäume schlagen sehn.

Erhard

Die Zukunft

Ein Zwischenspiel

Der Demokrat: Die Zukunft gehört dem Fortschritt. — Wohl unsern Enkeln!

Der Konservative: Die Zukunft ist ein neues Blatt in einem alten Buch. Traut der Zeit nicht zu, was ihr — euch nicht zutraut.

Der Sozialoptimist: Die Zukunft ist die Erfüllung.

Der Erzieher: Zukunft ist Aufgabe.

Der Evolutionist: Sie bringt uns vorwärts — auch gegen uns.

Der Ethiker: Die Zukunft verdient unser Opfer.

Der Pessimist: Zukunft ist der Name unserer Peitsche.

Der Utopiker: Zukunft ist Steigerung. Seht an, was aus der Vergangenheit wurde — und ihr habt sie.

Der Skeptiker: „. . . Und geschieht nicht Neues unter der Sonne . . ."

Der Chorus: Nur ein Blick . . .

Wünscht euch das nicht. Es würde euch schlecht bekommen. Der Blick in das Jahr 2000 (oder 2200), wie immer es sein wird, wäre ein mit Worten nicht auszuschilderndes Grauen. Die Darsteller entfernter Zukunft vergessen eins: Diese Zeiten, und wenn sie an Menschenglück die Hoffnungen des hemmungslosesten Optimismus übertrafen, wären gut im Sinne der Kommenden — nicht in unserem, die wir in der Luft der fremden Epoche sterben müßten. Es gibt keine Bürger der künftigen Welt. Vielleicht ist dies die bitterste Tragik der Vorausschauenden. Der sehnsüchtigste Märtyrer seiner Zeit ist undenkbar in eben dem Jahrhundert, für dessen Kommen er leidet. Führte ein boshafter Dämon ihn wirklich hinein: er wäre so hilflos in seinem Unverständnis wie der denkträgste seiner Zeitgenossen. Druck und Temperatur würden ihn töten wie ein fremdes, emporgerissenes Tiefseewesen.

Dies muß man sich klarmachen: was die Besten unter „Zukunft" verstehen, ist gesteigerte Gegenwart. Kann es nur sein. Die Zukunft aber ist das schlechthin Unbekannte. Der triviale Erfahrungsscherz: „Es kommt immer anders" — hier wird er zur Formel einer Wahrheit. Das einzige, was wir über das Wesen einer kommenden Zeit mit leidlicher Sicherheit sagen können, ist: sie wird anders sein. Alle Wertmaßstäbe, alle Urteilsgründe über gut und schlecht, alle Entwicklungsformeln ertrinken in der Finsternis des einen Wortes: anders. Uns bleibt, um auf die Zukunft zu schließen, ein einziges Mittel. Und das ist ein Trugschluß. Der Trugschluß: Zukunft sei die Verlängerung des Weges von der Vergangenheit zur Gegenwart. Sie ist es nicht. Sie ist nicht einmal das Gegenteil dessen, was wir erwarten. Sondern sie ist irgend etwas, das in unser Hirn nicht paßt. Was haben die geistreichsten Utopiker von der Zukunft gezeigt? Die Bahnen fahren schneller, die Gesellschaftsformen sind gesicherter, die Städte größer, die Technik leistungsfähiger. Selbst wenn das alles eintreten sollte: mit der Verschiedenheit künftiger Menschen von uns hat es nichts zu tun. Man hat die Umformenden und Genialen zu ehren geglaubt, wenn man Propheten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Kommenden aus ihnen machte. Das ist nicht wahr. Sie haben die neue Zeit heraufgeführt; aber sie haben sie nicht gewollt. Was hätte Luther empfunden, wenn er die Wirkungen, um die man ihn preist, nur ahnungsweise begriffen hätte? Nicht eine ist darunter, von der er nicht das Gegenteil wollte. Wer mag sagen, ob es den Künftigen mit Goethe nicht ebenso geht? Mit Bismarck ist es wahrscheinlich genug. Die Veranstalter der Kreuzzüge wollten das Heilige Grab erobern. Abendland und Morgenland einander nähern wollten sie nicht. —

Alle Entwicklungstheoretiker unserer Zeit berufen sich auf die Technik: Die Aufgabe der Zukunft liegt klar vor ihren Augen. Aber die Technik, bevor sie einsetzte, war unter allen Möglichkeiten die unwahrscheinlichste. Jeder geistigen Verwegenheit: der Eisenbahn hätte ein Denker des Mittelalters sich nicht versehen. Nicht einmal ein Ausnahmemensch des siebzehnten Jahrhunderts. Für Giordano Bruno wäre unser Leben eine grinsende Hölle. Wer heißt euch annehmen, dem Geschlecht von 2000 werde nichts anderes einfallen, als was uns schon einfiel? — Und was wird sonst sein? Etwas, dessen wir uns auf keinen Fall versehen. Etwas, das unser Gehirn zersprengen würde. Etwas, das uns abscheulich schiene, sinnlos und grauenhaft. Wir wissen, daß uns bevorsteht, im Alter uns in die Zeit nicht recht mehr zu finden. Glaubt man, die Veränderungen von hundert Jahren würden leichter verständlich sein als die Veränderungen von dreißig? Wie, wenn der Seelenzustand kommender Generationen Erscheinungen hervorbrächte, die uns noch infernalischer vorkämen, als einem Menschen der Wertherzeit das Lebenstempo Neuyorks? Dinge, die uns von fernher mit der Formel „Spiritismus“ berühren, werden zu unfaßbaren Wirklichkeiten des einundzwanzigsten Jahrhunderts; Gespenster machen sich am lichten Tag über den Gast aus der Urväterzeit lustig; die Welt scheint Fratze und Wahnsinn ... Wie dann? Selbstverständlich leidet auch dies Beispiel unter der Unmöglichkeit, irgendetwas über das Wesen späterer, uns überlegener Menschen zu sagen. Sicher ist nur (fast sicher): wir würden sie nicht begreifen. Die Klugen würden schlimmer vor den Kopf geschlagen sein, als die Dummen. Der tollste Aberglaube, der verruchteste Widersinn: nichts noch so Absurdes, das nicht die Zukunft unserem, auf das zwanzigste Jahrhundert eingestellten Verstande zumuten könnte. Den Nicolaiten ist das schon einmal geschehen. —

Doppelt ist uns die Zukunft verschlossen. Wir sehen sie nicht voraus. Und wenn wir sie sehen könnten — so würden wir nichts von ihr begreifen.

Hermann Friedemann

Sozialpolitik und „Rentenhysterie“

Professor Dr. Ludwig Bernhard hat auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute, die kürzlich in Düsseldorf stattfand, eine Rede über „Schwerindustrie und Sozialpolitik“ gehalten, worin er u. a. ausführte: Im Massenbewußtsein habe sich die Vorstellung gebildet, daß jede Erkrankung, jeder Unfall zum Rentenbezuge führen müsse. Die Aufmerksamkeit werde dadurch auf Vorgänge des eigenen Körpers gerichtet und es träten jene nervösen Erscheinungen auf, welche die Ärzte als Rentenhysterie bezeichnen. Anfangs vereinzelt vorkommend, sei diese Krankheit allmählich zu einer Epidemie geworden, von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der die Ärzte aus allen Industriegebieten Deutschlands übereinstimmend berichteten. Diese schwächende Nebenentwicklung der Arbeiterversicherung sei infolge einer nachgiebigen Rechtsprechung so ins Große gewachsen, daß die Einrichtungen, mit denen man kräftige und frohe Menschen heranziehen wollte, zur Degeneration unseres Volkes zu führen drohten.

So etwas wie „Rentenhysterie" gibt es; gewiß. Professor Bernhard macht aber aus einer Mücke einen Elefanten, wenn er behauptet, daraus habe sich eine „Epidemie" entwickelt, die zur Degeneration unseres ganzen Volkes zu führen drohe. Im allgemeinen bewirkt die Arbeiterversicherung genau das Gegenteil von dem, was er ihr zuschreibt, sie lenkt nicht die Aufmerksamkeit des Arbeiters von der Arbeit ab und auf wirkliche oder vermeintliche krankhafte Regungen im eigenen Körper hin, sondern sie befreit ihn von übermäßiger Furcht vor Krankheit und Invalidität, so daß er sich unbefangener als früher seiner Arbeit widmen kann. Wenn ein Fabrikant sein Inventar versichert, so befreit er sich doch von unnützer Sorge um ihren Schutz vor Feuer, Diebstahl oder anderer Gefahr. Warum soll es also den Durchschnittsarbeiter nicht sorgloser und arbeitsfreudiger machen, wenn das kostbarste und oft fast einzige Gut, das er besitzt, seine Arbeitskraft, gegen Schaden und Verderb etwas versichert wird?

Im Jahre 1876 meldete der Generalleutnant von Horn, der damals am Rheine stand, daß die dortigen Provinzen ihr Kontingent an Rekruten nicht zu liefern vermöchten, weil die junge rheinisch-westfälische Industrie mit ihrer ungehemmten Ausbeutung der Arbeitskräfte, mit Frauen- und Kinderarbeit ungünstig auf die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Bewohner einwirke. Nach Dr. Heinz Potthoff führte diese Anregung zu unserer Arbeiterschutzgesetzgebung. Die sozialistische Agitation wirkte von der anderen Seite her dabei mit. Man gedachte zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, das Rekrutenmaterial aufzubessern und die Sozialdemokratie „positiv" zu bekämpfen. Das erste gelang, das zweite nicht. Darum sind unsere Regierenden wenigstens mit halbem Herzen noch für, die Scharfmacher jedoch mit ganzem Herzen gegen die Fortsetzung der Sozialpolitik.

In den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts starben in Deutschland jährlich etwa 29 von je tausend Einwohnern; im letzten Jahrzehnt dagegen jährlich kaum 20, im Jahre 1909 sogar nur 18,1. Die absolute Zahl der Sterbefälle im Jahre 1909 betrug 1154296, das sind rund 100000 Menschen weniger als im Jahre 1905, obwohl die gesamte Einwohnerzahl in diesem Zeitraume um etwa $3^1/_2$ Millionen zugenommen hatte. Diese Herabdrückung der Sterbeziffer von 30 auf 18 vom Tausend in drei Jahrzehnten läßt sich doch schwerlich mit der Annahme in Einklang bringen, daß die Sozialpolitik in der „Rentenhysterie" eine Epidemie hervorgerufen habe, die zur Degeneration des ganzen Volkes führe. Viel einleuchtender ist es doch, wenn die Sozialpolitiker behaupten, neben den Fortschritten der Volkshygiene gehörten vor allem unsere Arbeiter- und Kinderschutzgesetze zu den Faktoren, die eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer der Bevölkerung bewirkten.

Otto Corbach

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Riefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der bedrängte König / Von Richard Charmatz, Wien

Der alte Graf Julius Andrassy meinte einmal, die Welt solle erfahren, wie wenig erfreulich es sei, in Österreich-Ungarn Minister zu sein. Auch der Herrscher dieses merkwürdigen Doppelstaates ist nicht zu beneiden. Der Monarch, der in andern Ländern über den hadernden Parteien stehen kann, wird in Österreich-Ungarn in den Streit der Fraktionen hineingezogen; er muß Herrscher und Schiedsrichter zugleich sein. Kein Wunder, daß die Last manchmal zu schwer drückt und selbst einem arbeitsfreudigen Monarchen die Tätigkeit verleidet. Kaiser Franz Josef hat am letzten Freitag im März in seinem stillen Arbeitszimmer zu Schönbrunn den Gedanken an den Rücktritt angedeutet. Er sprach zum ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Khuen-Hedervary und durfte glauben, daß dieser Zug von Resignation den Zeitgenossen unbekannt bleiben werde. Aber Lassalle irrte, als er behauptete, die Könige hätten gute Ratgeber. Der ungarische Ministerpräsident, die Blüte der dynastietreuen magyarischen Politiker, ist ein schlechter Wahrer des königlichen Ansehens; um sich die Stellung zu erleichtern, untergräbt er sogar den Boden, auf dem sich der Thron erhebt. Und so verriet er das Geheimnis. Kaiser Franz Josef ist nicht der erste Habsburg-Lothringer, der des Regierens müde wurde. Auch Josef II., der große Ahne, drohte seiner Mutter bisweilen mit Rücktrittsabsichten. Aber es besteht ein gewaltiger Unterschied. Während der aufgeklärteste Vertreter des Absolutismus ob der Schwierigkeiten verzagte, seinem Jahrhundert vorauszueilen, erfährt der konstitutionelle Franz Josef bitteres Leid, weil er seinem Jahrhunderte in Ungarn zu strahlendem Rechte verhelfen will. Es liegt viel Tragik im Schicksale des greisen Monarchen, und rührselige Menschen können leicht trüben Betrachtungen anheimfallen. Doch die Geschichte schreitet vorwärts, indem sie Wunden schlägt, und die Menschheit gelangt nur unter schweren Prüfungen zu immer lichteren Höhen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum fühlte sich der Kaiser und König verärgert, verletzt? In Ungarn wird der Wehrreform Stein auf Stein in den Weg gelegt. Seit Jahren will man dem Könige die militärischen Hoheitsrechte beengen und man war zuletzt dahin gekommen, eine Resolution auszuhecken, durch die das ungarische Parlament dem obersten Kriegsherrn in den Rücken fallen sollte. Das gab ein Fest für die seltsamen Unabhängigkeitsschwärmer im Budapester Reichstage, die vor lauter Freiheitsbegeisterung die Klagerufe unterdrückter Völker und rechtloser Bevölkerungsschichten nicht vernehmen. Auch die allergetreuesten Stützen von Thron und Altar erklärten sich für den neuesten Glaubensartikel: Du sollst eine Resolution beschließen! So hatte sich alles gegen den König erhoben: selbst die Regierung. Dies aber ist das bezeichnende: die vorgeschlagene Formel über die Verwendung der militärischen Reserven und Ersatzreserven war keinen Schuß Pulver wert! Selbst das führende Blatt der österreichischen Sozialdemokratie, das sich gewiß nicht berufen fühlt, die Grenzen der Selbstherrlichkeit zu verteidigen, charakterisierte die vielbesprochene Resolution zum Paragraphen 43 des Wehrgesetzentwurfes als „Schmarren".

Weshalb also der Lärm? Die ungarischen Politiker spielen mit Worten. Sie meinen etwas ganz anderes, als sie aussprechen. Sie schlagen bald nach links, bald nach rechts, doch sie denken immer an ein anderes Ziel. Sie wollen verhindern, daß sich der König und die breiten Schichten der Bevölkerung finden, daß aus einer durchgreifenden Wahlreform ein neues Parlament und aus einem neuen Reichstage ein verjüngtes Ungarn herauswachse. Darum ersinnen sie alljährlich irgendein „Gravamen", durch das sie ihrer egoistischen Verschleppungspolitik einen schillernden Inhalt geben können. Jeder frische Zwist bedeutet gewonnene Monate im Leben des feudalen Ungarn und die Nutznießer des Feudalismus haben allen Grund, in gehobener Stimmung ihre Daseinsverlängerung zu feiern. Anders der König, anders die arbeitsamen Bürger . . .

* * *

Als Kaiser Franz Josef den Thron bestieg, mußte er das rebellische Ungarn wieder erobern. In der rauhen Zeit des Kampfes verhärteten sich die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herzen, und die Ratgeber des Jünglings drängten zu einem Regiment kraftvoller Strenge. Doch Franz Josef war klüger als seine Einbläser, weitherziger als der freiheitsscheue Schwarm seiner Berater. Vor allem aber begeisterte sich seine junge Frau für die magyarische Nation, die in den Tagen des Leides immer rühmlicher dastand als in den Zeiten des Glückes. Franz Josef strebte nach mancherlei Enttäuschungen den politischen Frieden an, und die Verwirklichung dieser schönen Absicht wurde ihm erleichtert, weil in Ungarn der bedeutendste Staatsmann des Landes lebte: Franz Deak, einer der wenigen Magyaren, die Standesvorurteile nicht kannten, die alle engen Interessen weit von sich wiesen. Nach der Niederlage bei Königgrätz wurde alles aufs beste eingerichtet. Ungarn erhielt seine Selbständigkeit; Kroatien und Slavonien wurden mit einer auskömmlichen Autonomie bedacht; die Nationen sollten sich in Frieden rüstig entwickeln. Deak, Andrassy und Eötvös legten solide Grundlagen für einen monumentalen, achtunggebietenden Staatsbau. Aber die Nachfolger haben das Werk vollständig umgewandelt; aus einem heitern Tempel der Freiheit machten sie eine düstere Zwingburg.

Ungarn ist das Land der Latifundien. Bis heute gehört ein Drittel des Bodens einem Häuflein Großgrundbesitzer. Außerdem hat der Kleinadel seit jeher eine dominierende Stellung, ebenso wie die Provinzadvokaten über viel politischen Einfluß verfügen. Diese Mächte setzten sich in dem neuen ungarischen Staatsgebäude fest. Ohne handelsgerichtliche Eintragung bildeten sie eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung des Landes; die Generalversammlung vertrat der Reichstag. Während der letzten sogenannten großen Verfassungskämpfe, also vor wenigen Jahren, saßen im Abgeordnetenhause in Budapest 137 Großgrundbesitzer und mittlere Grundbesitzer, 111 Advokaten, 45 ehemalige Staatsbeamte und 33 Geistliche. Daneben verschwanden die Vertreter der modernen Geistes- und Wirtschaftswelt fast vollständig. Arbeiter gab es überhaupt nicht; die Bauern hatten bloß fünf, die Kaufleute vier, die Industrie sechs, die Banken sieben Standesangehörige in der gesetzgebenden Körperschaft. Man sieht demnach, daß die Preßburger Ständeversammlung, das parlamentarische Instrument einer längst vergangenen Zeit, in dem wundervollen Reichtagsgebäude am Donaukai in Budapest weiter tagt. Äußerlich erinnert der Prunkbau allerdings an das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

englische Parlamentsgebäude; äußerlich sieht er sehr respektabel aus, so wie vieles in Ungarn.

Die Schlechtigkeit liebt es bisweilen, sich in den Mantel der Unschuld zu hüllen; die Rückständigkeit maskiert sich nicht selten. Um der ungarischen Bedrückungspolitik einen wohlklingenden Namen zu geben, bezeichnete man das zeitfremde Gehaben des ungarischen Parlaments als nationale Schutzpolitik. Man täuschte die Öffentlichkeit, indem man dem Klassenegoismus scheinbar eine höhere Weihe verlieh. Die nichtmagyarischen Nationen im engeren Ungarn wurden grimmig verfolgt. In diesen Tagen hat man auch Kroatiens Freiheitsrechte mit Tücke und Schamlosigkeit ausgelöscht und damit den letzten Rest der Deakschen Weisheit beseitigt. Indes, wenn die magyarischen Patrioten wenigstens für ihre Stammesgenossen leidlich gesorgt hätten! Doch, noch immer gibt es unter den Magyaren erschrecklich viel Analphabeten; noch immer seufzt das Land unter der elenden Komitatsverwaltung, gegen die schon der edle Graf Szechenyi einsichtig seine Stimme erhoben hat. Ungarn kann seinen Landeskindern keine Beschäftigung geben; der Strom der Auswanderer schwillt unheimlich an. Von 1886—1890 verließen durchschnittlich jährlich 25700 Menschen den geliebten heimatlichen Boden, während man im Jahre 1907 bereits mit rund 200000 auswandernden Einwohnern rechnen mußte. Ungarn ist in staatsrechtlicher Hinsicht eine Einheit; in kultureller, in politischer Beziehung gibt es vor allem zwei Gruppen: eine, die sich wohl fühlt, weil sie herrscht und eine, die sich nach einem tiefgreifenden Umschwunge innig sehnt und die heute nichts gilt. Für die Erkenntnis der ziffernmäßigen Stärke wollen wir nur einen Anhaltspunkt geben. In Ungarn haben 4322000 Männer das Alter der Wahlfähigkeit; 3352000 aber dürfen unter ihnen nicht im Abstimmungslokale erscheinen . . .

Diese Tatsache muß man sich immer vor Augen halten. Neben ihr büßen alle übrigen Unterschiede und Spaltungen an Bedeutung ein. Die herrschende Kaste ringt um ihre behagliche Existenz, wehrt sich mit Händen und Füßen gegen jede schicksalsschwere Neuerung. Graf Khuen-Hedervary, Graf Stephan Tisza, Graf Julius Andrassy der Kleine, Graf Albert Apponyi: das sind Männer mit verschiedenen Anschauungen und Programmen, Persönlichkeiten, die sich gar manches Mal parteipolitisch bitter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

befehdet haben. Sie schwören teils auf den mißverstandenen Geist von 1848, teils auf den umgedeuteten Geist von 1867. Dennoch finden sie sich zusammen, um das alte Ungarn zu verteidigen. Sie alle haben sich für die Resolution gegen ihren König eingesetzt ...

* * *

In Schönbrunn lebt einsam ein zweiundachtzigjähriger Mann. Bisweilen mag er Rückschau halten. Dann muß ihm die Erinnerung den sonnigen 8. Juni 1867 ins Gedächtnis zurückrufen, an dem er in Ofen die heilige Krone des Königs Stephan aufs Haupt gesetzt erhielt. Damals meinte er, mit dem ganzen Lande Frieden geschlossen zu haben. Heute jedoch weiß er, daß es nur das absterbende, morsche Ungarn war, das er gewann. Mächte schlossen sich an den König, die mit dem König nicht in Eintracht leben können. Einmal schon hat es geschienen, als würde Kaiser Franz Josef aus diesen schmerzvollen Erfahrungen und Ernüchterungen die richtigen Schlüsse ziehen. Im Jahre 1905 ließ er in Ungarn das allgemeine, gleiche Stimmrecht durch seinen Minister des Innern verkünden. Kristoffy sprach im Namen des Königs verheißungsvoll zu den Parias und ein Hoffnungsschimmer blitzte auf. Doch die Krone bewirkte nur den engeren Zusammenschluß aller Gegner der Demokratie. Dem flüchtigen Beobachter konnte sich zwar der Glaube aufdrängen, daß im Lande eine starke wirklich königstreue Partei, die Partei der nationalen Arbeit emporblühe, aber die jüngsten Tage haben eines andern belehrt.

Nicht das kleine Verlegenheitsmittel der Neuwahlen, nicht die Möglichkeit eines faulen Waffenstillstandes, sondern dies ist das Problem: Wie wird Kaiser Franz Josef ohne Verletzung der ungarischen Verfassung den Weg zum allgemeinen, gleichen Stimmrechte finden, um die öden staatsrechtlichen Streitigkeiten durch die Aufrollung der zeitbewegenden sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Fragen niederzuschlagen? Wie wird sich der bedrängte König von seinen selbstsüchtigen Widersachern befreien? Im Jahre 1867 hat Franz Josef seinen Ausgleich mit dem alten Ungarn bewerkstelligt. Wann wird er ihn mit dem modernen Ungarn zustande bringen? Wie viele Resolutionskrisen und ähnliche Verlegenheiten werden bis dahin noch seinen Lebensabend trüben? ...

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Gegenwart

Von Professor Heinrich Oberwinder

I.

Dem Denker und dem Kämpfer! So lautet der Schluß einer Grabschrift, die August Böckh, dessen Verdienste um die deutsche Wissenschaft weiteren Kreisen anläßlich der Zentenarfeier der Berliner Universität wieder ins Gedächtnis gerufen wurden, in nie getrübter treuer Freundschaft Lassalle gewidmet hat.

Auch andere führende Geister der deutschen Wissenschaft, wie Alexander von Humboldt und Savigny haben dem Denker und rastlosen Arbeiter Beweise von Liebe, Bewunderung und Anerkennung gegeben. Das Bild des Kämpfers Lassalle ist aber unserer Zeit zumeist häßlich entstellt überliefert worden, wobei die Grundzüge und Richtlinien seiner sozialen Bestrebungen, deren Bedeutung mit den Fortschritten der ökonomischen Entwickelung täglich mehr hervortritt, zum Nachteil der nationalen und kulturellen Interessen dem Verständnis der Massen entrückt wurden.

Die in der jüngsten Zeit von Bernhard Harms (Direktor des staatswissenschaftlichen Instituts in Kiel) und Eduard Rosenbaum-Hamburg veröffentlichten Beiträge zur Lassalle-Literatur zeigen einen Fortschritt zum Besseren. Ersterer gibt der Überzeugung Ausdruck, daß die soziale Bewegung grundsätzlich wieder an Lassalle anknüpfen müsse. Rosenbaum, von Harms angeregt, behandelt unbefangen und sachlich den „historischen und systematischen Zusammenhang der Lehre Lassalles", ohne jedoch zu Folgerungen über ihre Bedeutung für die Gegenwart zu gelangen. In mancher Hinsicht stehen aber auch die oben genannten Autoren unter dem Einfluß eines Quellenmaterials, das Verblendung, Sektenfanatismus und persönlicher Haß zusammengetragen haben. Soll die Wahrheit zum Durchbruch kommen, so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen vor allem die ihrer Erkenntnis im Wege stehenden Hindernisse durch den dokumentarischen Nachweis beseitigt werden, daß die Widersprüche und Wandlungen, welche Biographen und Kritiker konstruiert haben, tatsächlich nicht existieren.

Eine gewaltige, zu bahnbrechender Aktion prädestinierte Kraftfülle, wie sie Lassalle schon in seinen ersten Jünglingsjahren bekundete, konnte nur durch beharrliche Selbstzucht und eisernen Fleiß zu fruchtbringender Entfaltung gelangen. Sprößling einer in dem „vormärzlichen" Preußen mit Geringschätzung behandelten Rasse, bemühte er sich, vor allem jene Eigenschaften zu erwerben, die bei lange unterdrückten und verachteten Völkern nur selten zu finden sind. So entwickelte er sich zu einem Manne, dessen ritterliches Empfinden auch den Drang nach ritterlichen Taten erzeugt. Im ernsten Durchdringen der verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete, in steter Berührung mit den Heroen des deutschen Geistes rang er sich zu einem nationalen Denker ersten Ranges empor. Und jene merkwürdige Verbindung von tiefem Wissen und ungewöhnlicher Begabung zum praktischen Handeln, die schon der Verfasser des Buches der Lieder an dem zwanzigjährigen Lassalle (in einem Briefe an Varnhagen) rühmte, wies ihm den Beruf zu, klärend und begeisternd in die Arena des öffentlichen Lebens einzutreten. Diejenigen, welche in den Schlacken eines natürlichen Läuterungsprozesses nach Material suchten, das ihrem geistigen Niveau und ihren literarischen Bedürfnissen entsprach, sind nicht auf ihre Rechnung gekommen. Selbst die vielfach gegen Lassalle zitierten, in seinem 14. und 15. Lebensjahre entstandenen Tagebuchblätter lassen den edlen Kern seines Wesens erkennen. Dies gilt speziell von der letzten Eintragung, betreffend die Erörterungen mit dem Vater über die zu ergreifende Laufbahn. Lassalle antwortete auf die Frage, warum gerade er, die einzige Hoffnung der Eltern, den dornenvollen Weg eines kämpfenden Publizisten wandeln und Märtyrer werden wolle, wie folgt: „Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe. Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann. Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmten Zwecken gegeben, nicht betrügen will. Weil ich mit einem Wort nicht anders kann."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ist das nicht derselbe Gedanke, der viele Jahre später in der Dichtung Franz von Sickingen verherrlicht wird? „Wir schulden dieses Leben jenen Zwecken, in deren Werkstatt die Geschlechter nur die Arbeiter, die hingegebenen sind ... Die Besten müssen springen in den Riß der Zeit, nur über ihren Leibern schließt er sich ..."

Die ersten Jahre eines schwierigen juristischen Kampfes für eine in ihrer Ehre, ihren Mutterrechten und in ihrem Besitz mit den verwerflichsten Mitteln bedrohten Frau, gegen eine von mächtigen Einflüssen gestützte Persönlichkeit, waren keineswegs, wie behauptet wurde, „verlorene" Jahre für Lassalle. Sein juristisches Wissen wurde vertieft, seine Streitkraft geübt. Im übrigen haben selbst leidenschaftliche Widersacher bekennen müssen, es sei ganz ausgeschlossen, daß der willensstarke Lassalle begründeten Anlaß zur Herabminderung der Reinheit einer ritterlichen Tat gegeben hätte. Man darf überzeugt sein, daß nur sein innerstes Fühlen und Denken zum Ausdruck kam, wenn Lassalle im Februar 1864, in einem längeren Briefe an den christlich-sozialen Professor Huber (man vergl. Gustav Mayer im ersten Heft des Archivs für die Geschichte des Sozialismus) schrieb: „Lesen Sie meine Kölner Assisenrede, so werden Sie einen Beleg mehr dafür haben, daß bei ganzen Charakteren kein Unterschied besteht zwischen dem politischen und Privatmenschen. Jene Intervention für die Gräfin Hatzfeldt war nichts anderes als eine Insurrektion, eine Insurrektion auf eigene Faust, in einem Falle, welcher als der reinste Mikrokosmus unseren ganzen sozialen Jammer in sich enthält. Mein ganzer Mensch liegt in jener Handlung ... Es ist die liebste Erinnerung meines Lebens, die mich mit der reinsten Befriedigung erfüllt". Huber entsagte schließlich seinem Vorurteil gegen Lassalle und schrieb: „Man muß ihn in Affektion nehmen."

Während des Prozesses Hatzfeldt war Lassalle in steter Fühlung mit einfachen, tüchtigen, rheinischen Arbeitern, wie Kichniawy-Düsseldorf geblieben, dem er einen mit erläuternden Randbemerkungen versehenen Band der sozialen Schriften von Lorenz Stein zum Geschenk machte. In einem Briefe, den er in jener Zeit seinem Vater, den er innig liebte, schrieb, heißt es: „Einsam gehe ich durchs Leben und mit der Axt muß ich mir den Weg bahnen". Auch nicht der Schatten eines Beweises liegt für die während der heftigen Kämpfe zwischen Anhängern Lassalles und Marxisten verbrei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teten von namhaften „bürgerlichen" Publizisten übernommene Verleumdung vor, Lassalle habe durch ein „jahrelanges Verweilen in dem grauenhaften Milieu einer an Fäulnis grenzenden Atmosphäre Schaden an seiner Seele genommen." Der Zweck solcher Ausstreuungen war die sozialen Bestrebungen Lassalles mit dem angeblichen „moralischen Defizit" aus dem Prozeß Hatzfeldt zu belasten. Und dieser Versuch hat bis in unsere Tage seine Wirkungen geäußert. Hier nur ein Beispiel:

Harms, der, insoweit er nicht durch schlechtes Quellenmaterial beeinflußt ist, gerecht urteilt und Lassalle als „titanenhafte phänomenale" Erscheinung schildert, sagt u. a.: „Der Grundzug im Wesen Lassalles war ohne Frage tiefernste Hingebung an hohe und sittliche Menschheitsideale, in deren Dienst er mit seltener Treue und Aufopferung die ganze Kraft seines Lebens stellt. Daneben aber gab es Zeiten, wo die Leidenschaft das Menschliche im Menschen mit aller Gewalt in den Vordergrund drängte... „Lasset uns Cypernwein trinken und schöne Mädchen küssen" der Niederschlag solcher Stimmung! — Wer will den ersten Stein auf ihn werfen?"

Hier werden aus einer sinnstörenden Satzstellung falsche Schlüsse gezogen, die denn auch eine bekannte, allen bürgerlichen Zeitungen gratis zugehende Zeitungskorrespondenz zu irrigen Folgerungen verleitet haben. In der Rede, die Lassalle vor dem Berliner Kammergerichte zur Verteidigung seines Vortrages über die Staatsidee des Arbeiterstandes gehalten, (diese Verteidigungsrede erschien als Broschüre unter dem Titel: Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen) heißt es wörtlich: Die großen und gewaltigen Konvulsionen, in denen seit Dezennien Europa sich windet und die uns alle gleich schmerzlich erfüllen, sie können nicht den Zweck haben, den die Vorurteile des Augenblicks ihnen zuweisen... Von zwei Dingen eines: Entweder lassen Sie uns Cypernwein trinken und schöne Mädchen küssen, also nur dem gewöhnlichsten Genußegoismus fröhnen — oder aber, wenn wir von Staat und Sittlichkeit sprechen wollen, so lassen Sie uns alle unsere Kräfte der Verbesserung des dunkeln Loses der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechts weihen, aus deren nachtbedeckten Fluten wir Besitzende nur hervorragen wie einzelne Pfeiler, gleichsam um zu zeigen, wie dunkel jene Flut, wie tief ihr Abgrund sei!" An diese Worte schloß Lassalle eine ganz ähnliche Äußerung aus den Werken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von John Stuart Mill, der nach langjähriger Gedankenarbeit zu den gleichen Schlüssen gelangt war wie Lassalle.

* * *

In diesen Tagen (12. April 1912) werden 50 Jahre verflossen sein, seitdem Lassalle in einem Berliner Handwerkerverein die Staatsidee der arbeitenden Klassen erläuterte. Die vielverbreitete Meinung, Lassalle sei zu diesem Vortrage, der später unter dem Titel Arbeiterprogramm veröffentlicht wurde, durch den ehrgeizigen Trieb bestimmt worden, zu einer glänzenden Machtstellung und Führerrolle zu gelangen, entspricht nicht den Tatsachen. Schon die Äußerung des Vortragenden, daß er zufrieden sei, wenn nur einer seiner Hörer seine Gedanken richtig erfasse, zeugte von einer richtigen Einschätzung der Verhältnisse. In dem kleinbürgerlich-kleinstaatlichen Deutschland, wo damals die volkstümlichsten Redner, ohne Widerspruch zu finden, für die Auferweckung der totgeborenen, weil mit den realen Machtverhältnissen in Widerspruch stehenden Reichsverfassung von 1849 Propaganda machten, fehlte jeder Grund zu der Annahme, es könne plötzlich eine großzügige soziale Bewegung entstehen und sich zu einem Machtfaktor entwickeln. Der Realpolitiker Lassalle dachte wohl an die Inangriffnahme großer national-ökonomischer Arbeiten, auch hegte er den Wunsch als Publizist ein Wecker der Nation zu werden, wie Ulrich von Hutten. Denn kein ernster Politiker konnte glauben, die deutsche Einheit werde mit Bankettreden bei Schützen- und Turnerfesten erreicht werden. Seine Gedenkrede über Fichte ließ deutlich erkennen, daß Lassalle in jenen Tagen fest überzeugt war, die Parole Fichtes: „Her mit dem Zwingherrn für die deutsche Einheit. Mache sich unser König das Verdienst" werde dauernd an den legitimistischen Grundsätzen des preußischen Herrschers scheitern. Noch war Bismarck als Diplomat im Auslande, wo er oft über seine „österreichischen Finanzverhältnisse" zu klagen hatte und wohl auch eine starke Dosis jener Triebkraft in sich verspürte, die Angehörige aufstrebender Schichten vorwärts drängt, im Gegensatz zu ruheliebenden Millionärs-Sprößlingen, die in unserer Zeit als die geeignetesten Repräsentanten der Diplomatie gepriesen worden sind. Die Hoffnung, daß es diesem Manne gelingen könne, die persönlichen Neigungen des Mo-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

narchen zugunsten der Staatsräson zu überwinden, konnte erst rege werden, in den eingehenden Konferenzen mit dem Minister, der die preußische Heeresreorganisation gegen den Willen der Kammermehrheit durchführen wollte, — einer Kammermehrheit von Intellektuellen, deren Führer überdies bescheidenen Anfragen der Arbeiter gegenüber das Dreiklassenwahlsystem als eine vortreffliche Einrichtung verteidigten.

Schon in seinem großen juristischen, von einer Autorität ersten Ranges wie Savigny so gerühmten Werke hatte Lassalle nicht nur die Widersprüche des konservativen Theoretikers Stahl gekennzeichnet, sondern auch die Oberflächlichkeit, der in der preußischen Kammer herrschenden Richtung, die, ohne auf den sozialen Kern der Dinge einzugehen, das Politische nur in seiner „toten Abgerissenheit" betrachte, sich „an Worte verliere und mit Worten für Worte kämpfe". Die beste Widerlegung der gegen Lassalle geltend gemachten Auffassung, er habe gehofft, von den Männern dieser Richtung in das preußische Abgeordnetenhaus geschickt zu werden, und nur das Gefühl der Enttäuschung habe ihn bewogen, für die Bildung einer selbständigen Arbeiterpartei einzutreten!

Nach dem Gesagten ist es erklärlich, daß Lassalle vielleicht noch im Jahre 1862 damit rechnete, die deutsche Einheit werde, wenn erst die soziale Triebkraft der Massen zielbewußt in die nationale Bewegung eingreife, nötigenfalls auf dem Wege einer republikanischen Erhebung realisiert werden, die dann einer ungewöhnlichen Tatkraft ein weites Feld eröffnet hätte. Als eifriger Vertreter des Staatsgedankens würde er aber stets gegen eine parlamentarische Republik, gegen ein Parteiregiment nach französischem oder amerikanischem Muster Front gemacht haben.

Es ist bekannt, daß Lassalle in seinem Briefwechsel mit Huber u. a. sagte, einem sozialen Königtum werde er mit Begeisterung die Fahne vorantragen. Diesem Bekenntnis stellt Gustav Mayer in der bereits zitierten Arbeit einen in der Mehringschen Sammlung enthaltenen Brief Lassalles an Marx vom 12. Dezember 1851 gegenüber, um damit einen prinzipiellen Gegensatz zur Monarchie zu konstruieren. Lassalle sprach indessen nur von dem Regime Napoleons des Kleinen, das Palmerston trotz der die Familie Bonaparte ächtenden Verträge zuerst anerkannte, um es der englischen Politik dienstbar zu machen. Die Mächte der „Heiligen Allianz" folgten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weil alle gegen den Fortschritt reagierenden Elemente in dem einstigen „Abenteurer von Boulogne" nach seinem Gewaltstreiche einen „Retter der Gesellschaft" erblickten. Daß Lassalle mit seinem Urteil über ein Regiment, das den monarchischen Gedanken nur schädigen konnte, nicht das Wesen der Monarchie treffen wollte, geht aus der Fortsetzung des Briefes hervor, die Gustav Mayer offenbar übersehen hat. Es heißt dort: „Während Napoleon I. der Mann aller Interessen war, während er in den Händen der Domänenkäufer und Bauern den durch die Revolution erworbenen Grundbesitz konsolidierte, während er erst durch Bändigung der revolutionären Stürme der französischen Bourgeoisie die Möglichkeit gab, von der in der französischen Revolution durch die freie Konkurrenz erworbenen Produktionsfreiheit Gebrauch zu machen, während er im ganzen Kontinent die feudale Gesellschaft zerschlug und direkt oder indirekt die bürgerliche Gesellschaft an ihre Stelle setzte, während er der wirkliche Abschluß und Befestiger der Idee von 1789 war, ist dieser Tölpel (Ludwig Bonaparte) nichts als das leer-allgemeine Wesen der Reaktion."

In ähnlicher Weise hat fast zu derselben Zeit ein deutscher Nationalökonom auf Grund eingehender Pariser Studien sich ausgesprochen und zwar in einem dreibändigen Werke über die sozialen Bewegungen in Frankreich. Ich nenne Lorenz Stein, der als Vorkämpfer der nationalen Sache in Schleswig-Holstein aus seiner Kieler Professur verdrängt wurde und dann einen Ruf nach Wien erhielt, wo er gleichzeitig Österreichs bedeutendsten Minister, Bruck, den Schöpfer des Österreichischen Lloyd, bei Schaffung der neuen Gewerbegesetzgebung unterstützte. Der dritte Band jenes Werkes (Königtum und Republik) schildert die sozialen Ursachen des Unterganges des von einzelnen Klassen beherrschten Königtums und kommt zu dem Schluß, daß die Zukunft dem sozialen Königtum gehört, das seinen wahren Beruf und die Berechtigung seiner Selbsttätigkeit in der Förderung des Emporringens der arbeitenden Klassen finden muß.

Hier mag auch noch erwähnt werden, daß in dem rein wissenschaftlichen von politischen Erwägungen durchaus unbeeinflußten Streit der Hegelianer (Michelet und Lassalle kontra Rosenkranz, anfangs der sechziger Jahre) Lassalle der Monarchie die Bedeutung zuschrieb, „den Begriff der Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit des sittlichen Staatswillens darzustellen gegenüber den in ihre Sonderinteressen versenkten Klassen und Ständen der Gesellschaft".

Kehren wir nun zum Arbeiterprogramm zurück, das durch einen bisher kaum beachteten Vorgang eine interessante Beleuchtung erhält ... Genau drei Wochen vor dem Vortrage Lassalles, also am 22. März 1862, entwickelte August Böckh in seiner Universitätsfestrede zum 65. Geburtstage des Königs Wilhelm I. folgende Sätze:

Die Staatsidee, welche den Staat eigentlich aufhebt und ihn in die bloße bürgerliche Gesellschaft der egoistischen Interessen umwandelt, ist die Staatsidee der von der Manchester-Doktrin (Nichteinmischung der Verwaltung in das Wirtschaftsleben) beherrschten politischen Richtung und von ihr historisch produziert worden, sie bildet bei der Macht, die sie notwendig erlangt hat und die im direkten Verhältnis mit ihrer Oberflächlichkeit steht, die wahrhafte Gefahr geistiger und sittlicher Versumpfung, die wahrhafte Gefahr einer modernen Barbarei. Von ihr aus erzeugt sich die Ansicht, der Begriff des Staates sei vielmehr notwendig dahin zu erläutern, daß der Staat die Einrichtung ist, in welcher die ganze Tugend der Menschheit sich verwirklichen soll."

Die Grundgedanken dieser Universitätsfestrede finden wir in dem Arbeiterprogramm in historisch-wissenschaftlicher Begründung wieder. Die arbeitenden Klassen zum Träger der sittlich-kulturellen Staatsidee, sie zu einem, ihre allmähliche Durchführung stützenden Machtfaktor zu erheben, — das war das Ziel Lassalles. Was der Freund und Lehrer der studierenden Jugend theoretisch dargelegt hatte, dafür wollte der praktische Realpolitiker den Sinn in den Massen wecken und nicht nur das Ziel, sondern auch den dem Ziele angemessenen Weg zeigen, den die arbeitenden Klassen zu betreten hätten.

Die Lassallesche Darstellung des Entwicklungsganges von der feudalen Erwerbsordnung bis zur Neuzeit läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen.

Die Epoche des Feudalismus war die Zeit der absoluten wirtschaftlichen Gebundenheit, in der die gewerbliche Arbeit in erblichen Privilegien, in geschlossenen Zünften und Innungen festgelegt war. Diese absolute Gebundenheit kam durch die Wirkungen wichtiger Entdeckungen und großer sozialer Veränderungen in Widerspruch mit neuen drängenden Bedürfnissen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und mußte schließlich zu einer schweren Krise führen. Die natürliche Antwort der bürgerlichen Revolution auf die feudale Gebundenheit war die Proklamierung der absoluten wirtschaftlichen Freiheit; sie hat die veralteten sozialen Einrichtungen aufgelöst und mit Hilfe der Fortschritte der Technik und der Arbeitsteilung einen großartigen Aufschwung des Erwerbslebens herbeigeführt. Eine neue Epoche kündigte sich in dem Momente an, wo die absolute, wirtschaftliche Freiheit in einem durch Dampf und Elektrizität beschleunigten Tempo soziale Zustände geschaffen, die der kulturellen Weiterentwicklung Hindernisse bereiten und sie schließlich gefährden müssen. Das Ergebnis war die anfänglich unklar und utopistisch hervortretende Idee von einer Arbeitsorganisation, welche die Willkür und Anarchie in der Produktion aufhebt, den Krisen steuert, die Erträgnisse vermehrt und die Sicherheit des Erwerbes erhöht. Denn die soziale Frage ist vor allem eine Frage der Vermehrung der Güter.

Bei Kennzeichnung der Zeitperiode, in welcher das Prinzip des Grundbesitzes das Zepter führte und allen Einrichtungen, ja dem ganzen Leben sein Gepräge aufdrückte, sagt Lassalle von den Bauernkriegen, daß sie nur eine „scheinbar" revolutionäre Bewegung gewesen sind. Denn die Wiedergeburt der staatlichen Verhältnisse, die deutsche Freiheit, welche die Bauern herstellen wollten, sollte nach ihnen darin bestehen, daß die besondere und bevorrechtete Zwischenstellung, welche die Fürsten zwischen Kaiser und Reich einnahmen, fortfallen und statt ihrer auf den deutschen Reichstagen nichts als der freie und unabhängige Grundbesitz, und zwar der bäuerliche und ritterliche — die beide bis dahin nicht vertreten waren — vertreten sein sollte. Es war demnach damals sowohl der Bauern- als der Adelserhebung (Franz von Sickingen) gegenüber, welchen beiden das Prinzip gemeinschaftlich war, den Anteil an der Staatsherrschaft, noch konsequenter, als bis dahin der Fall, auf den Grundbesitz zu gründen, — das emporstrebende Landesfürstentum als „von der Idee einer vom Grundeigentum unabhängigen Staatssouveränität getragen, als Vertreter einer von den Privatbesitzverhältnissen unabhängigen" Staatsidee ein immerhin relativ berechtigtes revolutionäres Moment, und dies eben war es, was ihm die Kraft zu einer siegreichen Entwicklung und zur Unterdrückung der Bauern- und Adelsbewegung gab.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nun die für die Gegenwart bedeutsame Schlußfolgerung: „Ich habe bei diesem Punkte nachdrücklich auch deshalb verweilt, weil sich zu allen Zeiten das Schauspiel wiederholt, daß gedankenunklare Menschen — und hierzu können die Allergebildetsten gehören — in die ungeheure Täuschung verfallen, das, was nur der konsequentere und reinere Ausdruck der eben untergehenden Zeitperiode und Welteinrichtung ist, für ein neues revolutionäres Prinzip zu halten. Vor solchen nur in ihrer eigenen Einbildung revolutionären Männern und Richtungen möchte ich Sie warnen. Denn es wird uns in der Zukunft ebensowenig daran fehlen, als es uns bisher in der Vergangenheit daran gefehlt hat. Es läßt sich daran der Trost knüpfen, daß die zahlreichen, sofort oder binnen kurzer Zeit nach momentanem Gelingen wieder verunglückten Bewegungen immer nur solche, bloß in ihrer Einbildung revolutionäre Bewegungen waren."

Es ist natürlich, daß Publizisten, die ferne vom Schuß, Bewegungen nur nach Zeitungsberichten folgen oder andere Kritiker gleicher Art abschreiben, den Kern dieser Ausführungen nicht erfaßt haben. Und doch enthalten sie den Schlüssel zur Erkenntnis der Irrtümer, welche die Arbeiterbewegung in falsche Bahnen gedrängt haben.

Über das gleiche Thema hatte Lassalle schon im Jahre 1858 den Marx und Engels eine Lektion gegeben, und zwar anläßlich der von ihnen an seiner Dichtung Franz von Sickingen geübten Kritik. Über die Entstehung dieses Dramas berichtet Lassalle in der Vorrede (unter ausdrücklicher Verwahrung dagegen, daß er ein Dichter sei), wie er sich nach Beendigung seines philosophischen Werkes über Heraklit in die Schriften von Ulrich von Hutten vertieft habe, und welch erschütternden Eindruck diese auf ihn gemacht hätten. Damals sei er wie durch einen äußeren Zwang gegen seine Neigungen veranlaßt worden, jene Epoche gewaltiger internationaler Kämpfe, die zwar die geistige Freiheit errungen, aber trotzdem zum nationalen Verfall geführt haben, in dem Sinne dramatisch zu behandeln, daß nicht das individuelle Interesse des Helden, sondern der große Kulturgedanke einer Wendeepoche zur rettenden Tat anspore.

„Ich werde nie wieder ein Drama schreiben, aber dies eine war mir wie ein Schicksalsschluß von dort oben auferlegt." In der Tat:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nirgends tritt der Charakter Lassalles und die Richtung seines Geistes klarer hervor, als in den großen Gedanken dieser Dichtung. Alles, was er 1858 über den Kämpfer Ulrich von Hutten sagte, kennzeichnet auch den Agitator von 1863 bis 64.

Marx und Engels machten Lassalle einen Vorwurf daraus, daß er Thomas Münzer nicht zum Helden seines Dramas erkoren und die „plebejisch-münzerische Opposition" nicht über die „lutherisch-ritterliche Opposition" gestellt habe. Lassalle antwortete: „Es wundert mich, wenn Ihr übersehen könnt, daß die Bauernagitation in letzter Instanz durch und durch reaktionär war, ebensosehr reaktionär wie die historische Adelspartei!" (Man vergleiche Franz Mehring: Aus dem literarischen Nachlaß von Marx usw., Band 4.) Marx und Engels hätten aber den Standpunkt, den sie praktisch in der modernen sozialen Bewegung zur Geltung brachten, nicht schärfer beleuchten können, als durch ihren Hinweis auf Thomas Münzer, dessen Wirken dazu beitrug, die große Masse der Bauern der Reformation zu entfremden.

Eduard Rosenbaum hat den müßigen Disput über die Originalität der Ideen Lassalles gebührend abgetan und dabei festgestellt, daß Lassalle auch den von ihm übernommenen Ideen sein eigenes Gepräge gegeben hat. Wie jeder Redner, der seine Hörer überzeugen will, ihrer Gedankenrichtung bei Behandlung seines Stoffes Rechnung tragen muß, so hat auch Lassalle in seinem Briefwechsel mit Marx, dessen Eigenliebe schonend, ihn durch Entgegenkommen zu gewinnen gesucht. Der innere Gegensatz zwischen dem rein kritischen Geist und dem schöpferischen Geist war aber nicht zu überbrücken. Dazu kam die Verschiedenheit der Charaktere, bei deren Vergleich selbst der Marxist Mehring dem treuen, znverlässigen, immer ritterlich handelnden Lassalle die Palme zuerkennen muß.

St. Simon, dessen Schriften auf Lorenz Stein und Rodbertus anregend wirkten, unterschied organisch-soziale und individualistische Geschichtsepochen; in der kritisch-individualistischen tritt an Stelle des Gemeinsinns in Staat, Wissenschaft, Kunst und Erziehung der tötende Individualismus. Überall Auflösung und Zersplitterung.

In der organisch-sozialen Epoche siegt die bildende schöpferische Kraft über die verneinenden zersetzenden Elemente. Diesem Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dankengang folgend hat Professor Dietzel-Bonn in seiner Abhandlung über Individualismus im Handwörterbuch der Staatswissenschaften der modernen individualistischen Sozialdemokratie gegenüber gestellt: Die Vertreter des Sozialprinzips, das vom Interesse des Ganzen, von der Kontinuität der Entwickelung ausgehend, die Vervollkommnung der Gattung über das Recht des Individuums stellt und im Sinne von Hegel und Savigny das Privatrecht vom Staatsrecht ableitet. In diesem Sinne charakterisierte die Gräfin Hatzfeldt in einem Brief an Johann Philipp Becker (veröffentlicht in der Neuen Zeit im Dezember 1888) den Gegensatz zwischen Marx und Lassalle wie folgt: „Sie sind unbewußt zu Marx, zu dessen dezentralisierenden und auflösenden republikanischen Tendenzen übergegangen, wegen derer Lassalle sich von ihm trennte ... Lassalle beschränkte die Sphäre der individuellen Freiheit und hielt das Bezogensein des Individuums auf die Allgemeinheit, auf den Staat, wie er dem Begriff nach sein sollte, für das Höchste. Darum sein Grauen vor den amerikanischen Zuständen, die, wie er sagte, noch nicht einmal zur Idee des Staats durchgedrungen. Die Amerikaner seien nur eine Gesellschaft von Individuen und diese stünde dem Begriff nach unter dem Königtum, das auch in seiner schlechtesten Form doch schon die Idee der Hingabe des Einzelnen an das Allgemeine repräsentiere."

In welchem Maße der extreme Individualismus, das heißt der Gedanke der konsequenten Durchführung der Prinzipien von 1789 in unserer Zeitperiode des Übergangs die Geister beherrscht, zeigt uns auch ein Politiker von der Bedeutung wie Friedrich Naumann. Nach seinem Buch Kaisertum und Demokratie „vertritt der Liberalismus das Persönlichkeitsideal gegenüber dem Staat. Die Gesinnungsweisen des Liberalismus kehren in der Sozialdemokratie in radikalen Ausgestaltungen wieder. Es sind nur Temperaturunterschiede, die beide trennen." Und auf dem letzten Parteitage der Sozialdemokratie in Jena hat die Führerin der sozialdemokratischen Frauenbewegung, Klara Zetkin, in nicht mißzuverstehenden Worten die Sozialdemokratie als die konsequentere Nachfolgerin und Erbin der Partei erklärt, die auf dem Boden der Grundsätze von 1789 steht.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Welt der Elektronen / Von Raoul Francé

Um 11 Uhr abends sollte das Ereignis stattfinden. Frau Du Deffant hatte schon am Tag zuvor von uns Abschied genommen als würden wir in einen mörderischen Krieg ziehen. Ich für meinen Teil war ruhig, aber es gab Herren der Gesellschaft, die nur mit Mühe den Mut aufrecht erhielten. Und sie bekamen wirklich unrecht, denn nichts ereignete sich, als das schon seit langem bekannte Leuchten der Haare, das Aufzucken von Blitzen aus den Fingern und die sonst sattsam geübten Spielereien.

So erzählt in seiner blasiert ruhigspöttischen Weise der Graf von Lauzun als richtiger Vertreter des ancien régime von den Sitzungen, die um 1780 allerorten in Paris Mode waren, um die neue unbegreifliche Naturkraft anzustaunen, die nach dem Elektron, dem griechischen Namen des Bernsteins, ihre Bezeichnung erhielt.

Erst 140 Jahre später erfuhr man, was jene rätselhafte Elektrizität eigentlich sei. Sie mußte erst zum Allerweltsdiener werden, nachdem sie zuerst den Mystikern und Scharlatanen für ihre Orakelsprüche und Wunder, dann den Gelehrten zweier Menschenalter für ihre Versuche und den Philosophen unserer Tage als Hammer zum Zerschlagen alter Wissenstafeln gedient hatte.

Was der Einsiedler von Sils-Maria sich in den Hochflügen seines Titanengeistes ersehnte, das hat das von ihm mißachtete „kleine Volk der wissenschaftlichen Maulwürfe" durch die Elektrizität gelernt: wie man mit dem Hammer philosophiert.

Und unermeßlich kühn, und alles geliebte Herkommen umstürzend, schreitet eine neue Lehre aus den Laboratorien nun hinaus ins Leben und begehrt, kraft ihrer wissenschaftlichen Autorität, daß die Menschen nun ihren alten Glauben und die alteingewurzelte Verehrung von Göttern verlassen, an deren Götterdämmerung selbst der unruhigste Umstürzler nicht geglaubt hätte.

Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der Name des gestürzten Götterbildes ist: Materie.

Die neue Physik erklärt mit der Kälte und Bestimmtheit, die den Mathematiker auszeichnet: es gebe keine Materie.

Der feste Fels der Gebirge, der zermalmende Block im Stahlwerk, das lebensvoll holde, tausend Schönheiten und feinste Beziehungen des Geistes atmende Antlitz einer schönen Frau, — das alles ist ihr ein Scheinleib nur. Das seltsam-wunderliche Hirngespinst, das ägyptische Mönche im Zerfall antiker Kultur ausgeheckt haben, als Doketismus, als abstruse Lehre von einem Gott der im „Scheinleib" doketisch über die Erde gewandelt sei — es hat ein unheimlich Leben erhalten in der klaren nüchternen Atmosphäre moderner Elektrizitätslehre, die gelernt hat, die Geschwindigkeit fliegender „Elektronen" so gut zu berechnen, wie die „Masse" der elektrischen Ladung, die auf unsichtbaren und sichtbaren Strahlen durcheinander wirbelt im Weltenraum. Sie reißt uns den Vorhang weg vor einem Bild, das noch keine Phantasie ausgedacht hat. Ins weltenerfüllende Nichts läßt sie uns blicken und Energien sollen wir da erfühlen, die in Hemmungen und Verbrüderungen miteinander kämpfen und Frieden schließen, die sich ineinander wandeln, Elektrizität in Lichtstrahlen, diese in chemische Energie, in Wärme und mechanische Arbeitsleistungen sonder Zahl, und dann wieder in Elektrizität, in Leben und Tod sich durchdringend, befehdend, sich steigernd und zusammenprallend. Und dieses Auf- und Abfluten im lebendigen All — das soll die Welt sein, die schöne, farbenbunte, formenreiche Welt, das süße, bedeutungsvolle, von Sinn und Genuß des Daseins durchdrungene Leben. Geist, Schönheit, Leben, Größe der Natur, ihre bezaubernden Landschaftsbilder, die Wut ihrer Elemente, die langen und traurigen Geschichten der Menschen, die Geistesblitze auf ihrem düsteren Hintergrund von Blut und Finsternis, der süße Leib des geliebten Weibes, die entzückenden Geheimnisse der Liebe, die wonnigen Schauer der Künste, die tausend Gaben der technischen Kultur — das alles fällt zusammen in ein formloses Chaos, wenn wir die Brille aufsetzen, die uns der moderne Physiker reicht zur Betrachtung der Welt. Sie verwandelt sich dann in ein zeit- und raumloses Nichts, in dem Energien strömen und überall in Nichts zerfließen, wo wir sie fassen wollen. Es klingt wie Wahnwitz und ist doch Wissenschaft. Gut begründete, auf dem sichersten Fundament, auf Zahlen aufgebaute, Schritt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für Schritt errechnete, aus Experimenten zusammengesetzte, jederzeit durch Experimente beweisbare Wissenschaft.

Und der scheinbare Wahnwitz wird zum klugen Gedankenbau, wenn wir in ihrer ernüchternden Atmosphäre diese Beweisstücke besichtigen — soweit sie Nichtphysikern überhaupt zugänglich sind.

Am leichtesten verständlich davon ist noch jene Behauptung, daß alles ein elektrisches Phänomen sei, denn jeder Schritt in der Großstadt macht sich zum Anwalt dieses Gedankens. Mit Sicherheit erwiesen ist es, daß das Licht ein elektromagnetisches Phänomen ist, aus Elektrizität gewinnt der Trambahnwagen seine mechanische Kraft, aus mechanischer Kraft wird im Turbinenhaus des Elektrizitätswerkes der elektrische Strom erzeugt, dessen Hemmung im Glühlicht das Licht hervorbringt, der sich im Laboratorium des Chemikers in tausend chemischen Wirkungen offenbart, der den elektrischen Herd heizt und der zu heilkräftigen Strömen abgedämpft, schon dadurch seinen innigen Zusammenhang mit dem Leben verrät, auch wenn wir nicht schon längst wüßten, daß jeder Empfindungs- und Denkakt von elektrischen Strömen begleitet ist, und es nicht wahrscheinlich geworden wäre, daß das Leben überhaupt ein elektrolytischer Vorgang sei.

Unanfechtbar, denn in der Praxis bewährt ist auch die Elektronenlehre, das heißt, die sonderbare Ansicht, daß die Elektrizität aus gesonderten Teilchen besteht, die mit sehr großer Geschwindigkeit dahinfliegen. Von dieser Geschwindigkeit hängt die Stärke des elektrischen Stromes ab. Man hat gelernt sie zu messen und hat elektrische Strahlungen gefunden, deren Elektronen „nur" 10000 Kilometer in der Sekunde zurücklegen, aber keinen elektrischen Strom, der die Geschwindigkeit des Lichtes, nämlich 300000 Kilometer in der Sekunde übertrifft.

Man hat bei diesen Messungen gelernt, auch die „Masse" der Elektronen zu bestimmen, worunter der Physiker freilich nicht die Zahl der Teile, sondern das Beharrungsvermögen versteht. Auf dem Versuchswege fand man, daß das Verhältnis zwischen elektrischer Ladung und Masse eines Elektrons gesetzmäßig sei und kam dadurch zu Berechnungen, die überraschenderweise zeigten, daß die Substanzmenge immer größer erscheint, je größer die Geschwindigkeit ist.

Was war damit bewiesen? Nichts anderes, als daß das sicherste und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am wenigsten den Zweifeln ausgesetzte: nämlich die Welt, die wir mit Händen greifen können, die Substanz, die Materie nichts Absolutes sei. Sie erscheint uns größer und kleiner, je nach der Geschwindigkeit der sie zusammensetzenden Teilchen, sie ist also wirklich doketisch, scheinbar, vielleicht nur eingebildet, sicher nur etwas Relatives! Aber trotz diesem Zusammenbruch des Materialismus in der Physik, bleibt uns doch eine Gewißheit. Wenn sich die Welt auch in Elektrizität auflöst, an ihrem Vorhandensein, an dem Dasein der Energie läßt sich nicht zweifeln. Wir errechnen uns aus ihr ein neues energetisches Weltbild, in dessen unverbrüchliche Gesetze unser Dasein aufs neue sicher eingespannt ist.

Aber an diesem Punkt bereitet die neue Physik dem Denker die größte Überraschung. Sie sagt ihm, daß ihm zu dieser neuen Rechnung — die Rechenpfennige, die sicheren Einheiten fehlen. Sie behauptet, daß mit dem Nachweis der Relativität der Materie alles Absolute ins Wanken gekommen sei. Eins sei nicht mehr Eins — oder richtiger: nicht überall Eins.

Und sie verweist darauf, daß mit den Elektronenuntersuchungen eine experimentelle Bestätigung des Lorentz-Einsteinschen Satzes geboten sei, nach dem das Relativitätsgesetz allgemeine Geltung habe. Verständlicher gesprochen: Man ist durch Versuche mit der Fortpflanzung des Lichtes im Weltenraum zu der Einsicht gekommen, daß gleiche Phänomene sich anders abspielen, je nach dem Standpunkt den ihr Beobachter einnimmt. Man hat zur Demonstration dieser Tatsachen einen sehr geistvoll ersonnenen Apparat gebaut, durch den sich demonstrieren ließ, daß bei einer gewissen willkürlich angenommenen Geschwindigkeit für das Licht und die Erdbewegung, ein Ereignis, das auf Erden sieben Stunden dauert, einem Beobachter auf der Sonne durch seine Uhr als von zehneinhalb Stunden Dauer angegeben wird. Sechzig Zentimeter eines irdischen Maßstabes, sind für einen der nicht mit der Erde mitbewegt wird, neunzig Zentimeter lang. Kurz gesagt: auch Raum und Zeit sind nur etwas scheinbar Absolutes, so wie die Materie. Mit Bezug auf das Weltall will uns die Physik nicht gestatten zu rechnen, sie schlägt uns die Maßstäbe aus der Hand, und sagt: Zeit und Raum sind relativ.

Damit ist die Welt der Elektronen unberechenbar geworden. Wissenschaft selbst will es uns verbieten, der höchsten Forderung des Wissens-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dranges Genüge zu tun, Erfahrung vermißt sich, den Hochflug des Menschengeistes zu unterbrechen; sie holt die kühn sich emporschwingende Seele herunter und sagt ihr: Wohin willst du, Törin? Siehst du nicht, daß des Menschen Geist so beschaffen ist, um die Zelle, in die er eingesperrt ist, von außen besehen zu können? Die Welt ist scheinbar; im unendlichen Raum steht die Zeit still und der Raum hat Sinn nur in dem Augenblick, da ich ihn ausdenke.

Die Physik stellt sich so feindselig zu allem, was den Sinnen sicher erscheint, sie reißt dem Denken die Krone vom Haupt und beginnt damit den großartigsten aller Geisteskämpfe, welche die Naturwissenschaft mit den Geistern vergangener Zeiten noch je ausgefochten hat. Ihre Welt der Elektronen eröffnet noch in ganz anderem Sinne eine „neue Welt", wie es einst die Entwicklungslehre getan, und unabsehbare Möglichkeiten entsteigen dieser Büchse der Pandora, mit der die Götter den Menschen als unersättlichen prometheischen Wissensdurst beschenkten, vielleicht zur Strafe dafür, daß er sich noch an keinem Tag seiner Geschichte damit bescheiden wollte, so zeit- und fraglos glücklich zu sein im bloßen Dasein, wie alle anderen Geschöpfe dieser Erde.

Die heilige Kümmernis / Novelle von Max Adler

In der Bibliothek des Professors der Nationalökonomie Johannes Helmerding war ein an der Wand befestigtes Bücherbrett eingebrochen und hatte im Fallen ein großes Mauerstück mitgerissen. Er gab seiner Haushälterin die Weisung, den Schaden reparieren zu lassen. Frau Weill trug Bedenken, einen Handwerker vom Fach zu berufen; Ungelernte arbeiteten ihrer Erfahrung nach viel billiger. Der richtige Mann war bald gefunden: ein früherer Maurergehilfe, der sich jedoch nie so recht in irgend einer Stellung behaupten konnte, erstens wegen seiner etwas phantastischen Aufführung, dann aber auch, weil er selbst es ersichtlich auf dauernde Beschäftigung nicht angelegt hatte. Wo er hauste und worauf er eigentlich ausging, wußte niemand. Obgleich anscheinend keinerlei Verbindungen ihn gerade an diesen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stadtbezirk fesselten, trieb er sich doch, seit einem Jahr etwa, ununterbrochen in der Gegend umher und verrichtete hier allerlei kleine Gelegenheitsarbeiten, besorgte Schreibunkundigen die Korrespondenz, trug Milch aus, half den Mietsparteien beim Umziehen und bewachte den Fuhrleuten, wenn sie vor einem Gasthaus oder einer Branntweinschänke hielten, die Pferde. Er drängte sich mit einem gewissen Eifer zu solchen Dienstleistungen bei kleinen Leuten heran, die er dann regelmäßig durch ganz plötzliche Wendungen und Übergänge in Gespräche über örtliche Personalverhältnisse oder auch über ihre eigenen kleinen und großen Sorgen zu verwickeln wußte. In der Bevölkerung der katholischen Stadt kannte ihn fast jedes Kind unter dem Spitznamen „die heilige Kümmernis". Tatsächlich war es vielen unter den Einwohnern bei seinem Anblick zumute, als wandelte jene allerseltsamste Phantasieschöpfung inbrünstiger Gläubigkeit leibhaftig unter ihnen: er hatte ihre schwer herabhängenden Augenlider mit den sprechenden Wimpern, ihre steile Mannesstirn, die Sorgenfalte zwischen Nasenwurzel und Mundwinkel und das lange, strähnige Haupthaar; ja, manche glaubten sogar mit Bestimmtheit die Identität seines schütteren, ungepflegten Kinnbarts mit den mirakelhaften Kummerhaaren der Märtyrerin feststellen zu können. Alle aber hielt eine unerklärliche Scheu davor zurück, ihn offen zu verhöhnen oder durch grobe Neugier zu behelligen.

Ganz absonderliche Züge hatte die Haushälterin bereits über den Mann erzählen hören, und sie versäumte nur selten, ihre Wissenschaft bei Gelegenheit an den psychologisch interessierten Professor weiterzugeben. Unter anderm hieß es, er sei ungewöhnlich belesen, unterhalte brieflichen Verkehr mit allerhand Schwärmersekten und merkwürdigen Zeitschriften und spreche eigentlich in einer Sprache, die zu seinem Stand und Habitus durchaus nicht passe. Auch Professor Helmerding war ihm mehrmals begegnet, wie er, in der einen Hand etwa einen Milcheimer, in der andern ein aufgeschlagenes Buch, durch die Straßen schlenderte.

* * *

Als er an dem bestimmten Tag in der Villa Helmerding erschien, fielen dem Professor wieder die tief herabgesunkenen Lider auf, die seinem nach innen gekehrten Blick jenen seltsam verhaltenen, schwer bekümmerten Ausdruck verliehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Fenster des Bibliothekzimmers gingen nach dem Garten hinaus. Es war gegen Ende des Frühlings, und ein paar Lindenbäume, die vor den Fenstern blühten, gaben dem Zimmer zugleich Schatten und freundliche, helle Farbentöne. Frau Weill, die nebenan beschäftigt war, hörte, wie die heilige Kümmernis eine Zeitlang mit Kelle und Meißel hantierte, dann, wenn eine Amsel in den Bäumen pfiff oder die Hühner sich im Garten jagten, wieder innehielt, hierauf wieder begann und so in unregelmäßigen Zeiträumen weiterarbeitete. Als sie später hereinkam, um sich von den Fortschritten der Arbeit zu überzeugen, fand sie den Mann hoch droben auf der Leiter stehend, wie er gerade in einer sozialpolitischen Revue blätterte, die er aus dem Büchergestell herausgegriffen hatte.

Beim Eintritt der Wirtschafterin legte er das Heft ruhig an seinen Platz zurück und nahm wieder sein Werkzeug zur Hand, indem er beiläufig bemerkte:

„Sozialpolitik ist hier sehr reichlich vertreten!"

„Muß wohl so sein. Wissen Sie denn nicht? Der Professor hält ja auch Vorträge im Bildungsverein — obgleich er es gar nicht nötig hat."

„Hm ... Worüber spricht er denn?"

„Gewöhnlich über die Hebung der untern Volksschichten oder über Kultur- und Industriefortschritte und was weiß ich alles ... Er ist auch riesig beliebt in der Gemeinde."

„Und weswegen eigentlich?"

„Weswegen? — Komisch! Das kann nur einer fragen, der ihn nicht kennt. Bitten Sie ihn! Er verschafft Ihnen sicher eine Stelle; als Kanzleidiener oder ähnliches."

„Nein, danke, Madame. Es lebe die Freiheit!"

„Nun, wie Sie meinen. Es ist Ihre Sache!"

„Stimmt, Madame! ... Darf ich mir übrigens die Frage gestatten, in welchem Verhältnis Sie zum Herrn Professor stehen? Sie scheinen mir nämlich über seine Richtung ganz außerordentlich gut orientiert zu sein!" ...

Madame Weill wurde krebsrot. Daß sie bei dem zeitweilig leidenden, pflegebedürftigen Professor seit dem Tode seiner Frau, die an Herzverfettung und eintöniger Lebensweise gestorben war, eine präponderierende Stellung einnahm und sogar allgemein als zukünftige Hausfrau behandelt wurde,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konnte sie unmöglich leugnen, und für gewöhnlich strich sie es sogar heraus. Wenn aber einer von selbst darauf kam, wurde sie spitz ...

„Sie kümmern sich um Dinge, die Sie nichts angehen. Ich werde mich hüten, Sie nochmals hierher zu bestellen."

„Oh ... Oh!" machte er bloß bedauernd. Dann, nach einer Pause, von innerem Lachen geschüttelt: „Wenn einmal alle sozialen Reformen, die der Herr Professor plant, verwirklicht sind, brauchen wir überhaupt keiner mehr zu arbeiten."

„Na, wenn Sie keinen Wert auf Beschäftigung legen —" Sie fühlte sich verletzt und schwieg fortan.

Als er fertig war, kramte sie in ihrem Portemonnaie, um ihn zu entlohnen. Er verlangte aber durchaus, zum Hausherrn geführt zu werden. Es war ihr gar nicht so unlieb, den einmal in seiner Bequemlichkeit zu stören. Hie und da gönnte sie ihm den Verkehr mit unangenehmen Leuten; das frischte ein wenig auf und lehrte ihn zugleich, ihre Funktionen im Hause höher einzuschätzen. Sie geleitete den Maurer zum Arbeitskabinett hinüber und meldete mit spöttischer Affektiertheit:

„Die heilige Kümmernis wünscht eine Privatunterredung!" Dann hieß sie ihn eintreten.

* * *

Professor Helmerding sprang von der Ottomane empor, auf der er eben lesend gelegen hatte und schlurfte, den Zeigefinger der Rechten als Lesezeichen zwischen die Blätter des Buches klemmend, in seinen weichen Filzschuhen lautlos näher, während er den Fremden nach Art der Kurzsichtigen durch seine goldgefaßte Brille eindringlich-verwundert anstarrte. Der stand da, blinzelnd im Lichte einer ungewohnten Umgebung, und doch, wie der argwöhnisch prüfende Blick seiner halbverdeckten Augen kündete, wenig geneigt, vor dieser Welt ursachlos und durch ihre bloße Existenz wirkender Übermächte zu kapitulieren.

„Sie sind also fertig?"

„Verzeihen Sie, daß ich so frei bin. Mein Name ist Birk." Sein Blick wanderte langsam über die gelbe Haut dieses vorzeitig gealterten, unbeweglich-ernsten Gesichts. „Ich komme nicht des Geldes wegen. Ich möchte mir nur ein paar Bemerkungen erlauben."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Bitte?!“ . . . Des Professors eckig-kahler Schädel klappte nachdenklich schief abwärts. Seine Augen schienen mit Anstrengung irgend etwas auf dem Teppich zu suchen.

„Sie werden ja selbstverständlich der Meinung sein, daß unsere Angelegenheiten mit der Bezahlung des Arbeitslohnes erledigt sind?“ Die schweren Augenlider zogen sich noch mehr zusammen und bildeten einen schmalen Schlitz, aus dem es wie von wissender Geringschätzung hervorblitzte.

Der Professor lächelte. An sich schien ihm die sozialökonomische Auseinandersetzung mit einem offenbar sehr selbstbewußten Dilettanten aus dem Volke nicht ohne Reiz. „Nun, in der Regel pflegen diese Dinge wohl so auszugehen. Aber es kann natürlich auch anders kommen,“ setzte er mit ironischer Resignation hinzu; „das hängt ganz von dem Belieben der beiden Partner ab . . .“

„Ich behaupte nämlich, daß unsere Beziehungen recht eigentlich erst jetzt beginnen — und auch Sie selbst werden vielleicht nach einiger Zeit den Standpunkt, daß diese Beziehungen mit der Aushändigung des . . . Arbeitsäquivalents — so heißt es ja wohl! — erloschen sind, nicht mehr gut vertreten können.“ Er betrachtete, während er dies sagte, angelegentlich den Plafond und trommelte auf der Platte eines vor ihm stehenden Mahagonitischchens ein paar kurze Marschtakte.

Professor Helmerding begann sich über die Sache sehr zu amüsieren. „Dürfte ich fragen, welcher ökonomischen Schule Sie — entsprungen sind?“

„Ich bin durch und durch Eigenbrödler; sogar in dem wörtlichen Sinne, daß ich gezwungen bin, mir, zum Unterschied von den meisten Anhängern sämtlicher Schulen, mein Brot mit eigener Hand zu erarbeiten.“

Der Professor reagierte nicht auf den Seitenhieb. Seine psychologische Neugierde glich in diesem Moment der lauernden Jägerlust des Vogelstellers, der sich hütet, die fast sichere Beute durch eine heftige Bewegung zu verscheuchen. Er wies auf einen leeren Stuhl und nahm gegenüber auf der Ottomane Platz. Eine Henry Clay, die er anbot, wurde abgelehnt: es sei nicht richtig, seine Nerven an ein Beschwichtigungsmittel zu gewöhnen; auch würden die „antizivilisatorischen Instinkte“ dadurch geschwächt! Kurzum: es war klar, daß der Professor die vorliegende Spezies sich auf keinen Fall entgehen lassen konnte!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie bezeichneten vorhin, wenn ich nicht irre, ein Geldäquivalent für Ihre Arbeitsleistung als unzureichend," nahm er gutgelaunt den Faden des Gesprächs wieder auf, während er sich selbst eine Zigarre ansteckte; „möchten Sie mir nun nicht verraten, welche rechtlichen oder gesellschaftlichen Folgen sich etwa sonst noch aus Ihrer Reparaturarbeit ergeben könnten?"

„Darauf wollte ich eben kommen. Gerade mit Ihnen möchte ich hierüber für mein Leben gern plaudern!" Sein Mienenspiel zeigte dabei jenen vieldeutigen Ausdruck einer aus verborgenen Gründen herstammenden Überlegenheit, der ihn während der ganzen Debatte nicht verließ. „Ich wäre glücklich, in Ihnen einen jener seltenen Männer entdeckt zu haben, die höher als jedes allgemeine Gesetz die lebendige Erkenntnis der Sonderwelten in uns Menschen einschätzen und, um diese Klarheit zu gewinnen, auch nicht davor zurückschrecken, sich gelegentlich in die Haut eines einschichtigen armen Teufels hineinzuversetzen. Um eine solche Gefälligkeit möchte ich Sie denn auch in meinem Falle gebeten haben.

Sie sehen in mir einen Menschen, der nur scheinbar unter dem Gesetz seiner Klasse steht: in Wahrheit ist der Maurer in mir längst tot — falls er überhaupt jemals gelebt haben sollte! Was mir das Erwerbsleben bietet, ist wahrhaftig nichts anderes als ‚unverdienter Wertzuwachs'." Ein schwermütig-verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen, während er dieses Bekenntnis einem Manne ablegte, der vermutlich längst an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln begonnen hatte, und seine fiebergeröteten Augenlider schlossen sich in schmerzlicher Schwere. „Wie froh wäre ich, wenn ich in der Welt meiner Klassengenossen leben könnte! Wie beneide ich sie um ihre Gleichmut und ihre Geduld, um ihre lustigen Dienstmädchen-Abenteuer und ihre derben Scherze, um ihr glückseliges Genügen bei Pfeife und Krug. Mein Verhängnis ist, daß ich die Kleinheit all dieser Proletarierfreuden durchschaue, daß ich mich tief innen begehrlicher und reicher fühle — mindestens so reich, wie jene Sommerfrischler des Lebens, die Ritter vom weichen Pfühl, die über alle staubige Mühsal erhaben in ihren stolzen Karossen über meine erbärmliche Existenz hinwegkutschieren. Wie zufrieden wäre ich, wenn ich das Recht ihrer Überlegenheit anzuerkennen vermöchte; aber ich kann für die ungeheuren Unterschiede zwischen meiner und ihrer Art, zu leben, keinen vernünftigen Grund entdecken: das ist es, was mir alle Arbeit und alles Schaffen verleidet . . ."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er holte tief Atem und blickte nun freier um sich, wie jemand, der aus tiefer Talsenkung kommend, zum erstenmal den ersehnten Horizont um sich gebreitet sieht.

Des Professors Empfinden war zwiespältig. Daß jener ein so klares Bewußtsein von der unbilligen Enge seines Schicksals mit sich herumtrug und seine Bedrängnis dem ersten besten eröffnete, dem er genug soziales Verständnis für seine Situation zutraute, schien ihm weiter nicht verwunderlich: aber die Sicherheit des Ausdrucks und der Begriffsunterscheidungen bei einem Manne von der Lebenshaltung eines ungelernten Arbeiters machte ihn stutzig, erstens, weil sie seiner ganzen Theorie und Praxis widersprach, und zweitens, weil sie auf sorgfältige Präparation für den vorliegenden Fall hinzuweisen schien. Was wollte er eigentlich von ihm, dem Professor Helmerding, mit seinen Privatschmerzen?

Der Fremde fing die Frage aus den etwas unsicher gewordenen Blicken des Professors auf. Er beugte sich vor: „Und Sie ... ja, gerade Sie hab' ich mir ausgesucht, um meine Anklage gegen das Leben vorzubringen. Schon deshalb, weil Sie wissen, worum es sich handelt; und die Wissenden sind immer schuldiger als die Blinden."

(Schluß folgt)

Herzegowinische Reise / Von Norbert Jacques

(Fortsetzung)

Nacht im Freien.

Wir konnten nicht mehr weiter. Das Pferd war so müde, daß es jeden Augenblick in der Dunkelheit stolperte. Ich war abgesessen. Bald hielt mich Salko am Ärmel fest und versuchte mir etwas klar zu machen. Mit einiger Mühe verstand ich, daß wir uns zum Übernachten im Freien hier niederlassen sollten. In einem unregelmäßigen Kreis standen ein paar mannshohe Felsblöcke umher. Ich sprang auf den nächsten hinauf, während Salko das Pferd ablud, und sah über fernen Bergzügen in unserem Rücken wie einen goldenen Schaum den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

letzten Augenblick der Sonne verweilen. Die Berge rissen sich schwarz und gewaltsam in die glänzenden und schwerfarbigen Nebel ihres Versinkens. In der Richtung unseres Weges aber war alles in schwarzem Dunkel. Es lag weit und unmeßbar in der Nacht, wie das Meer, und nur ganz fern in einer Tiefe stand ein Kranz ruhiger kleiner Lichter, als zöge dort ein Schiff dahin.

Salko schnallte meine Decke vom Pferd. Man hatte mir sogar ein Kissen eingepackt, und der lange gute Kerl hielt es mir hin, lachte und streichelte drüber. Wir suchten einen Platz auf dem Boden zwischen den Steinblöcken, die mir nun erst durch ihre glatten Formen auffielen. Ich rieb ein Streichholz an und sah an einem der Quadern hinauf. Die Steinfläche war eben behauen und knochenweiß vom Regen ausgewaschen, und gleich fiel der Lichtschein auf ein kleines Rad, das in die Fläche gemeißelt war, und seinen Kreis um ein Kreuz schlang. Primitiv, grau und zeitzerfressen schaute mich das Zeichen an, nur den kleinen Augenblick, da das Flämmchen es aus der Masse heraushob, und doch erschrak ich fast vor dieser alten Menschenspur. Denn ich wußte nun, daß die Blöcke Bogumilengräber waren. Wir fanden zwischen ihnen eine große flache Platte, die handhoch aus dem Boden ragte. Salko lachte wieder und machte mir auf ihr mein Bett zurecht. Es bestand aus der Decke, aus welcher der frische, gesunde Schweißgeruch des Pferdes dunstete, dem weißen Kopfkissen und meinem Regenmantel. Ich nahm noch den Klotz roh geräucherten Fleisches aus der Satteltasche und schnitt eine Scheibe ab. Aber obgleich ich seit acht Stunden nichts mehr genossen hatte, vermochte ich nicht zu essen. Ich war müde und zugleich wacher als jemals. Ich sah den langen öden und grauen Tag hinter mir in einen Blick gefaßt: diese Fürchterlichkeit von Stein und Unfruchtbarkeit, von der Sonne grell und maßlos belastet und dennoch leblos und wüstenhaft.

Während ich diese Vorstellungen nicht von mir wehren konnte, lag der Karst rund um uns, von der Milde des Sternenglanzes nur wie Ahnungen aus der Finsternis gehoben, und glich den Ruinen einer wahnsinnig zersprengten steinernen Riesenstadt. Wie ein erstarrtes Meer über die Hochebene gegossen, breitete sie sich da aus und warf aus ihren Steinhaufen von Weile zu Weile große Fledermäuse, die mit kleinen Schreien durch die Luft pfiffen und fielen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In unserem Rücken waren die starken schwarzen Bergmassive in den farbigen Nebeln verschwunden. Aber das Schreien des Türken, der das Beil in der Hand im Karst stand, gellte mir noch grausig aus der Einsamkeit heraus in den Ohren. Der plötzliche Schuß auf den Hund stand noch gewaltsam, als ob er nicht ausgeschallt hätte, hinter mir in der Nacht. Ich dachte auf einmal an die Stelle, wo wir waren: daß hier eine alte Begräbnisstätte lag, in der vor Jahrhunderten Menschen eingegraben wurden, an deren Stamm sich ein gewaltsames Schicksal erfüllt hatte. Und zu wissen, daß in der endlosen Öde und Leblosigkeit dieses Karstlandes, das wie eine urhafte Steinwüste war, Menschen Erinnerungen an ihr fatales Vorübergehen festgesetzt hatten, war mir nun, als ob aus der Ewigkeit heraus die Zeit hier einen Augenblick ihren Atem angehalten hätte. Die Sterne fuhren in wunderbaren Schwärmen im Bogen ihres kosmischen Nachtweges über mir dahin. Aus der unerbittlichen Kargheit des Landes heraus strebten meine Wünsche weh zu ihrer Pracht hinauf.

Ich wäre eingeschlafen trotz der wälzenden Unruhe meiner Gedanken. Aber Salko kam und umkreiste, mit meiner Reitpeitsche auf den Boden schlagend, den Stein. Er sagte ein paarmal dazu: „Zmija!" Und ich wußte, daß das Schlangen hieße. Er wollte sie vertreiben, wenn welche in der Nähe wären. Der Karst war angefüllt mit ihnen. Dann ging er und suchte sich abseits einen Platz. Kurz darauf wurde das Pferd unruhig. Es rieb mit den Hufen über die Steine. Aber gleich ließ es sich nieder, schnaubte und war dann mäuschenstill.

Nun war ich furchtbar allein. Der Märchenglanz des Himmels rieselte über die wüste zerfallene Riesenstadt und lag überall und hunderttausendmal auf den Flächen der Steine wie silberne Augen, die heimlich und sagenhaft leuchteten. Fern drunten, wo die kleinen Lichter gewesen, dämmerte ein blaß erhellter Nebel, weit und geheimnisvoll verbergend. Was lag dort? War dort die Erlösung vom Karst? Ich hielt es nicht länger aus, so dieser grausamen Steinlandschaft ausgeliefert zu sein. Die Denkmäler der Bogumilensteine wuchsen schwarz und gewaltig hinterrücks über meinen Kopf und trugen Sterne auf ihrem alten Leib. Ich wollte aufstehen. Aber die Müdigkeit hielt mich umfangen. Ich schloß die Augen. Ein raschelndes Flattern um die Gräbersteine stieß sie mir wieder auf. Ich rauchte dann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lange bis in die Nacht hinein. Die Zigaretten hatte mir der Tabakverwalter gegeben. Sie waren aus den feinsten Blättern gemacht und nicht im Handel zu haben. Ich rauchte sonst nur Zigarren, aber der Duft dieser Zigaretten, der in der lauen Nacht, in der die Steine die aufgesogene Sonne leise ausströmen ließen, sich um meine Nase lagerte, war so blumig, daß ich ihn voll Genuß sog. Die Zigaretten wurden Kameraden in der Einsamkeit. Ihre leise Unterhaltung schläferte mich ein. Manchmal scharrte das Pferd im Schlaf. Salko schnarchte leise weit abseits. Die Sterne standen hoch, mild und reich. Die Nacht sang erhaben um mich in tausendfacher harmonischer Geräuschlosigkeit.

... Als ich erwachte, war es schon grau in der Luft. Ich lag auf dem Bauch, den Kopf auf den Armen und mein Gesicht berührte ein kabbalistisches Zeichen, das in der einfachen urtümlichen Form eines untergegangenen frommen Symbols in die Steinplatte gegraben war. Ich wußte nicht, was für ein Sinn in seinen dürftigen Strichen schlief. Der Regen von Jahrhunderten, der die Platte gebleicht, hatte die Linien schon leise zerbröckelt. Man erkannte nicht mehr recht, ob es ein Kreuz oder der Riß eines Tieres war. Da sprang ich auf und sah fast erschrocken tief und weit in eine lichte Ebene hinunter, über die jenseits sich in schwarzen heldentümlichen Scharen Bergzüge errichteten. Mit wildem Glanz erstieg die Sonne hinter ihnen ihren Tag. Die Berge waren Mythen, waren graue götterhafte Vorzeit.

Salko kam herbei und erhob kaum seine Hand zu ihnen, als er so beiläufig sagte: „Monte negro!“

Die schwarzen Berge.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Demokratie und Rassenfrage

Man kann nicht eben sagen, daß es einem bewußt-deutschen Politiker von entschieden freiheitlicher Gesinnung heutzutage leicht gemacht wird, für die Behandlung und freiheitspolitische Durcharbeitung der Rassen- und Völkerschaftenfrage tätig zu sein. Der „Verein für das Deutschtum im Auslande" zum Beispiel will „allen politischen, religiösen und Parteibestrebungen irgendwelcher Art ferne bleiben", aber er läßt ab und zu von einem taktlosen Gastredner Vorträge halten, welche zwar rein deutschpolitische Fragen zu behandeln vorgeben, in Wirklichkeit aber als parteipolitische, bald mehr antisemitisch-reaktionäre, bald mehr antidemokratische, bald mehr antiultramontane Hetzreden bezeichnet werden müssen. Derartige Ausflüge in das Gebiet der Parteipolitik wirken um so abstoßender, als ja bekanntlich die vor der Entdeutschung zu bewahrenden Volksgenossen selbst zum sehr großen Teile der ultramontanen oder sozialdemokratischen Gefolgschaft angehören. Nun sind aber Nationalisten, selbst überzeugte Rassenpolitiker, welche nur mit anständigen Waffen kämpfen wollen und die freiheitsfeindliche Gewaltpolitik der Alldeutschen für unanständig, undeutschtümlich und unzweckmäßig halten, unter dem schwarz-rot-goldenen Banner der großdeutschen Demokratie versammelt und dort parteipolitisch vereinigt mit den anständigen Internationalisten, die als „internationale Humanitätsdusler" für die allgemeine Menschheitssache kämpfen wollen, während sie eine — eigentlich ziemlich unbegründete — Angst vor der Rassenfrage haben.

Es ist keineswegs etwa ein liberales Dogma, daß alle Menschen von Natur gleich seien. Wer wäre so einfältig, zu bestreiten, daß der Slawe als Slawe ein anderer Mensch ist, sein muß, als der Deutsche. Eine liberale Grundforderung aber ist es, daß alle Menschen (und alle Völker) das gleiche Recht haben sollen, ihre gesunden und menschheitsfreundlichen Kräfte zum Wohle der Gesamtheit frei zu entwickeln und anzuwenden. Diesen Gesichtspunkt in der Völkerschaftenfrage durchzudrücken ist die ausgesprochene Pflicht der Demokratie.

Da ist zunächst die „Judenfrage". Das wichtige an der Judenfrage ist nicht die Börse und das Warenhaus, sondern das Alte Testament, auf dem man unsinnigerweise die Ethik germanischer Kinder aufbauen will. Das Alte Testament ist eben Geschmacksache. Übrigens ist auch die Edda nicht so unschuldig als manche alldeutsche Volksredner zu glauben scheinen. Denken wir aber an Ludwig Uhland, fühlen wir uns als Erben seiner großdeutsch-demokratischen Deutschforschung und Deutscharbeit, empfinden wir die Demokratie als Befreierin, Weckerin, Förderin der Einzelpersönlichkeit im Kampfe gegen den Druck und die Last von Herrenmächten, welche sich auf alte Vorurteile und Knechtseligkeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stützen, so verschmelzen uns Demokratie und Germanentum zu einem Hochziel, wecken in uns einen einheitlichen Wunsch. Es wird für uns demokratische Pflicht, unser Germanentum zu entwickeln und zu heben, weil wir in uns das Germanentum als das Beste und Freudigste empfunden haben. Es stört uns dabei parteipolitisch gar nicht, stimmungsmäßig wenig, daß in der Parteipolitik neben uns Leute stehen, die nicht Germanen sind, Germanen nicht sein wollen, nicht sein können; denn wir wollen das Germanentum für uns, wollen es nicht anderen aufzwingen, gerade so wenig, wie wir anderen eine religiöse Anschauung aufzwingen wollen.

Mir wäre es freilich nur lieb und recht, wenn die alten Deutschen das griechisch-semitisch-römische Christentum nie kennen gelernt hätten; und ich habe die feste Überzeugung, daß die Germanen aus eigener Kraft, ganz aus sich selber heraus es zu einem edlen, hohen, reinen Volksgeist gebracht hätten (ohne Dreißigjährigen Krieg, ohne Ketzerverfolgung!), zu einem Volksgeist, wie ihn die Germanen heute noch am ehesten haben, die am spätesten gechristet worden sind, besonders die freisinnigen Friesen, Jüten und Dänen, die demokratischen Norweger. Wir können von dem Judentum, das infolge des christlichen Verbots des Zinsnehmens jahrhundertelange wirtschaftspolitische Notwendigkeit war, nichts mehr wegbringen. Es ist dem Mittelalter trotz blutiger Verfolgungen nicht gelungen, das Judentum auszurotten. Unerreichbar manchen Giften, hat sich die Rasse in der dumpfen Luft enger Gassen doch gesund erhalten. Unsere Antisemiten, die mit dem „Hammer" Donars zuschlagen, werden höchstens Löcher in die Reichskasse hauen. Wir wünschen keine Romantik, die roh ist. Außerdem ist es dumm, die Juden mit Ruten in das Lager unserer Feinde zu peitschen. Auch ist es auffällig, daß die Tschechen einen Juden Stransky in den österreichischen Reichsrat gewählt haben, die Egerländer einen freialldeutschen Ritter von Stransky. Diese Namensgleichheit gibt zu allerlei Vermutungen Anlaß; mancher vielleicht redet und hetzt antisemitisch, der persönlich Grund hätte, das Gegenteil zu tun.

Viel wichtiger als all das ist die Völkerschaftenfrage, die Frage, inwieweit und wie die Demokratie den Gegensatz der Sprachgemeinschaften in einem Staate zu versöhnen oder anständig, für den Menschheitsfortschritt heilbringend zu gestalten vermag. Möglichste Anpassung der politischen Grenzen an die ethnographischen, klare Erkenntnis der natürlichen Verschiedenheit zwischen den Völkern wie auch der völkischen Bildungs- und Entwicklungsrechte, demgemäß: Durchführung der Demokratie innerhalb der einzelnen Volkstümer, das müssen die leitenden Gesichtspunkte sein. Trefflich hat H. Kötschke die Notwendigkeit der Demokratisierung des ausländischen Deutschtums erkannt, wenn er in seinen „Reisebriefen aus Ungarn" sagt: „Ein deutscher Erbfehler zeigt sich gerade im Auslande in seiner verhängnisvollen Form. Der Deutsche ist zu wenig Demokrat. Er hört zuviel auf die Meinung von oben. Er überläßt seine Politik der Regierung. Der Deutsche ist fleißig und tut seine Pflicht. Im übrigen erwartet er, daß die oben schon das Richtige treffen. Schon im Inlande ist das bedenklich. Im Auslande kommt damit der Deutsche einfach unter die Räder."

Auch den Slawen muß die deutsche Demokratie volle Entwicklungsmöglichkeit für ihre nationale Kultur gewähren. Je mehr Kultur, polnische Kultur den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

preußischen Polen zugestanden wird, desto geringer wird die „Polengefahr"; denn desto geringer wird die für uns so bedrohliche Zunahme des Polentums sein. Man ist sich ja auch auf alldeutscher Seite klar darüber, daß die stärkere Volksvermehrung der Polen nicht etwa auf einer Rasseneigenschaft, sondern auf ihrer niedrigeren Kulturstufe beruht. Durch ein Zugeständnis nationaler Kultur, durch die rasche Zunahme der Kultur im Polentum würde nach einem bekannten, unerbittlichen ethnographischen Gesetz die Vermehrung der Polen abnehmen, die slawische Flut, die sich über unsere Bergwerke und Großstädte ergießt, zum Stillstand kommen.

Dabei vermag der linde Wind freiheitlicher Anschauungen und Einrichtungen die nationale Kraft des östlichen Volkstums, das die kulturjüngere Sprache spricht, einzulullen. Das östliche Volkstum steht desto fester und kraftvoller da, je schärfer der Volkheitenkampf tobt. Wir sehen: Die Slawen sind es, die von jeder Verschärfung des Völkerkampfs Vorteil haben. Sie verfügen über ein reicheres Maß unverbrauchter Volkskräfte; auch ist ihre Raufluft weniger behindert durch ethische Bedenken. Die Deutschen werden trachten müssen, dieselbe Kampfstellung für sich zu gewinnen, die dem Franzosentum im Westen, in Belgien, in der Schweiz, besonders auch im Elsaß so wichtige Vorteile verschafft.

Im Elsaß fehlt jeder Kampf, jeder Rassengegensatz zwischen dem Ostvolk und dem Westvolk, zwischen den Alemannischsprechenden und den Französischsprechenden. Das ist ein für uns Deutsche heute bedenkliches „Verdienst" der französischen Revolution, die dem alemannischen Elsässer die französische Kultur als fortschrittlich, liebenswürdig, erstrebenswert erscheinen ließ, die sie ihm heute, nach der Trennung, noch teuer macht. Aus der Sehnsucht des Elsässers nach französischem Sprachunterricht in der Volksschule redet heute zu uns die Wirkung jener einstigen Fortschrittserziehung. Wenige, kleine Slawenstämme nur sind es, welche das Deutschtum ähnlich stimmungsmäßig an sich zu fesseln vermochte: Die protestantischen Masuren in Ostpreußen, auch einigermaßen die Slowenen in Kärnten, aber nicht die in Steiermark und Krain.

Die deutsche Demokratie aber möge die Rassenfrage nicht als einen Stein des Anstoßes meiden, sondern frisch und fröhlich an sie herangehen, sie deutschbewußt und freiheitsgläubig lösen! Sie ist berufen dazu nach dem wissenschaftlichen Bankrott und nach dem vorauszusehenden politischen Zusammenbruch der alldeutschen Rassenpolitik. „In der Tat" — so schrieb mir vor einiger Zeit Engelbert Pernerstorfer — „kann gute nationale Politik nur auf dem Boden der Demokratie gemacht werden."

Otto Seidl

Elektrokatastrophe

Die Vampyrkonkurrenz der großen Elektrokonzerne hat endlich ihr Ziel erreicht: Die Bergmannwerke müssen kapitulieren. Mit Händen und Füßen hat sich der kleine, so sehr tüchtige Generaldirektor, gegen den Anschluß an die Überlegenen gewehrt. Wer jedoch die Expansionsentwickelung der Bergmannwerke in den letzten vier Jahren verfolgt hat, wußte, daß es so kommen mußte, wie es gekommen ist. Als Bergmann sich in den Wettbewerb mit der A. E. G. und dem Siemenskonzern drängen ließ, hatte sein Sterbe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stündchen schon geschlagen. Aus der engen, aber lukrativen Spezialfabrikation wollte die Verwaltung mit einer Hast zum Universalunternehmen, die nichts Gutes verhieß. Wenn die A. E. G. auf Grund einer undurchsichtigen Finanzierungspolitik und unter ständiger Beihilfe ihres Bankliierten die wilde Expansion bis jetzt ohne sichtbare Erschütterungen durchhalten konnte, bei Bergmann war die Basis zu klein.

So technisch vollkommen die Werke ausgebaut wurden, die Absatzresultate entsprachen keineswegs der Verzinsungsnotwendigkeit. Es mußte zu Verlustpreisen geschleudert werden, das Quantitätsprinzip trat an die Stelle der alten Qualitätsdevise. Gegen die Kartellierungsrigorosität der A. E. G. und Siemens konnte Bergmann nicht aufkommen. Das Unternehmen mußte unterliegen. Wer den Krampf in den letzten Monaten mitangesehen hat, dem kam das Bedauern darüber, daß in Deutschland immer mehr die Finanzierungshast an die Stelle einer soliden Produktion treten muß. Nachdem die großen Konzerne einmal das schnelle Erweiterungstempo angeschlagen hatten, war es um die stetige Entwickelung der deutschen Elektrizitätsindustrie geschehen.

Faktisch ergibt sich nun folgendes: Bergmann erhöht das Kapital und Siemens übernimmt einen Teil der Aktien zu einem geradezu lächerlich niedrigen Preis. Die Dividende wird soweit reduziert, daß das Unternehmen gesunden kann, Siemens aber immer noch eine hübsche Rentabilität genießt. In welcher Weise die A. E. G. von den Bissen mitessen wird, steht noch nicht fest. Sicherlich aber wird Emil Rathenau eine geschlossene Elektrophalanx sich gegenüber nicht dulden wollen. Wie immer in der Elektrizitätsindustrie, wird auch diesmal wieder die Katastrophe zur Realisierung der Trusttendenzen ausgenützt. Natürlich stehen die Großbanken dahinter, vor allen Dingen die Deutsche Bank, die soeben erst ihrer Finanzgeschichte ein neues Ruhmesblatt mit der Überschrift „Fürstentrust" angefügt hat. Welche Rolle das größte deutsche Bankinstitut bei dem Bergmannbebacle gespielt hat, kann im Detail jetzt noch nicht erkannt werden. Soviel steht aber schon fest, daß die Deutsche Bank Bergmanns Finanzexpansion mitgemacht und unterstützt hat. Da sie zugleich Verbündete der Siemensgesellschaft ist, so kann man die Vermutung nicht von der Hand weisen, die Deutsche Bank habe die Siemensinteressen gegen die Bergmanninteressen ausgespielt. Als gegen Ende des vorigen Jahres der Legationsrat Helfferich, Verwaltungsmitglied der Deutschen Bank, aus dem Bergmannaufsichtsrat austrat, stellte man alle möglichen Vermutungen über die Austrittsmotive an. Jetzt scheint aber, daß dieser Schritt ein Verlassen des sinkenden Schiffes war, für dessen eventuellen Untergang die Deutsche Bank offiziell nicht verantwortlich sein wollte. Dann kam die Sanierungsaktion unter Assistenz der Deutschen Bank, und das Institut geriert sich wieder einmal als Retter. Wenn jetzt die Elektro-Großindustrie in Deutschland zu einem Herrschertrust zusammengeschweißt wird, so können die Banken sich die Finanzunterstützung als Ursache der Vertrustung ins Konto schreiben. Ob das jedoch ein Aktivposten ist, wird die Zukunft ja noch lehren.

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Ums Kino

Der Kinematograph hat eine vortreffliche Presse. Warum? — Weil man Vorurteilslosigkeit an ihm beweisen kann.

Es ist erstaunlich, mit welcher Promptheit die Standpunktüberwinder unterm Striche einschwenken. Sie haben einen sicheren Instinkt für alles, dessen Minderwertigkeit auch andern erkennbar wird. Und das sie darum preisen müssen. Das Kinema, als technisches Großwerk zunächst gebührend anerkannt, dann um seines kitschigen Mißbrauchs willen ebenso gerecht verurteilt, war der Feuilletonseele ein wundervoller Anlaß, ihre Unabhängigkeit klarzustellen. Nur daß die Unabhängigen schon wieder in die Majorität geraten. Der Snobismus, der im Halbwertigen doch lebt und webt, entdeckt von Zeit zu Zeit seine steile Verachtung alles dessen, was unter dem Höchstmaß bleibt. Was kann der Kunstbetrieb dieses kleinen Jahrhunderts uns geben? Flüchten wir zu den Vergnügungen der Unverfeinerten. Das Theater? Abgeschmackt. Jedem Kulturmenschen längst schon unerträglich. Wir lachen bei eurer Tragik und gähnen bei euren Problemen; sehen eure Drähte von weitem und denken eure Gedanken im voraus. Beschleunigen wir den Prozeß. Loben wir, dem Philister zum Tort, das Sechstagerennen, die Metropolausstattung und den Boxermatch. Feiern wir den Neger Johnson als einen Erneuerer der Menschheit . . . Das Zeitalter verdient es nicht anders. Übrigens hat Oskar Wilde auch so empfunden.

Bei jeder Schwindelgründung, jedem Großstadtbluff wiederholt sich das Bild. Kein Mammutlokal kann in Berlin sich auftun, keine Riesenpleite organisiert werden, ohne daß ein paar Vortänzer unserer Kultur sich weltstädtisch angeregt fühlen. Sie liefern den kernfaulen Unternehmungen ihre beste und (meist) kostenlose Reklame. Sie sind es, die verkünden, erfahrungsreiche Nerven könnten es nur noch im Kino aushalten. Das Publikum, das sich nun nicht mehr zu genieren braucht, folgt aufatmend ihrer Direktive.

Es gibt, in Deutschland, ein paar Leute, die vielleicht das Recht dazu haben, dies „alles oder nichts" zu verlangen. Aber sie sollten darauf verzichten, Halbwerte und Mittelwerte gegeneinander abzuwägen. Sie verstehen auch wenig davon. Die übrigen sind eine Gefahr, wenn sie nach Schopenhauers Wort handeln: „Man soll das Schlechte nicht tadeln, weil man sich dadurch gleichsam an niveau mit ihm setzt." Man soll es doch tun. Ohne Furcht vor Trivialität. Das Leben hat nicht nur Tiefe, sondern auch Breite. Darum verdient das Mittelgut unseren Schutz.

. . Vor kurzem traten Delegierte des „Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller" mit Theater- und Schauspielervertretern zusammen, um die Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen gegen die Filmkonkurrenz zu be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

raten. Daß sie es offen taten und nicht im Namen der Hochkultur, verdient Anerkennung. Niemand ist berechtigt, gegen die finanziell verhältnismäßig soliden Kino-Unternehmen die Staatsgewalt anzurufen. Doch auch niemand befugt, auf den angeblichen Niedergang des Theaters hin, die Konkurrenz in ihren Privilegien zu erhalten. Solche Privilegien bestehen aber. Dreierlei. Den Autoren braucht das Filmtheater keine Tantiemen zu zahlen; die Bühne zahlt sie und nimmt das Premierenrisiko auf sich. Das Kinema holt Schauspieler weg; für Gesundheitsschädigungen infolge der anstrengenden, manchmal gefahrvollen Aufnahmen kommt das Theater auf. Konzessionsschwierigkeiten und Zensurschikane sind den Filmbühnen erspart. Weshalb diese Vorrechte? Das Theater ist heute nicht schlechter als es von jeher war. Und ohne die Wechselströme des Problematischen, Talentvollen und Zweitstufigen wäre der Durchschnittsgeist für das Große erst recht verloren: es würde ihn schlafend finden. Nur der „Betrieb", der hundertfach verfluchte, erhält ihn reaktionsfähig. Dies nebenbei. Denn hier handelt es sich nicht um Wert-, sondern um Marktfragen. Und auf dem Markte müssen Konkurrenten gleichberechtigt sein. Zweihundertundachtzig Kinotheater soll es heute allein in Berlin geben; in Deutschland also kaum weniger als 3000 bis 4000 mit 70 bis 80 Millionen Jahresumsatz. Das wäre denn schon heute so viel, wie alle Bühnen des Deutschen Reiches haben. Gehen die Kinos dazu über, auch nur den zehnten Teil ihres Durchschnittsbedarfes aus Bearbeitungen heimischer Bühnenstücke zu decken, und setzt man die Tantiemen, die sie den Verfassern von rechtswegen schuldeten, mäßig mit fünf Prozent an: so ergibt das für die Autoren immerhin einige hunderttausend Mark. Ein Betrag, der bei einem Tantieme-Gesamteinkommen von vielleicht zwei Millionen schon mitrechnet. Zudem sehr steigerungsfähig ist.

Selbstverständlich wird man weder den Dramatikern das Recht absprechen, sich auf die Filmdichtung zu werfen, noch den Schauspielern, die hohen Kinogagen zu verdienen. Wer den Beruf in sich fühlt, hinfort anstatt nach Szenen und Akten nach Metern zu dichten: wohlauf. Aber — reinliche Scheidung. Züchte das Kinotheater seine Dichter und Darsteller selbst. Und wo es dennoch veranlaßt ist, Sukkurs aus dem Nachbargebiet zu holen, da zahle es wenigstens bar. Das ist gerecht und wird beiden nicht schaden.

Hermann Friedemann

Dichter und Apotheker

Es beweist vornehme, wenn vielleicht auch geschwächte Instinkte, in dem künstlerischen Prozeß, den andere wie selbstverständlich hinnehmen, die Spuren des problematischen zu entdecken und zu verfolgen. Nachdem der Künstler als Organon der Gottheit alle erdenklichen Ehren genossen hat, wird er nun plötzlich, vor allem seit Nietzsche, als ein fragwürdiges Subjekt betrachtet. Der strahlende Apoll erscheint weniger als Vater der Musen, denn als kluger Schauspieler und Tatsachenverhüller, im Lichte der neuesten Forschung selbst als — Pillendreher.

Nichts ist leichter als die Anwendung des von Nietzsche angegebenen Verfahrens, den Künstler auf Herz und Nieren zu prüfen. Schluß vom Werk auf den Urheber. In modernster Formulierung: Dichtung und Psychoanalyse. Der Psychoanalytiker, der nur einen kleinen Streifzug durch die dunkelsten Gebiete der Dichtung unternimmt, löst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Hilfe der modernen Wissenschaft die schwierigsten Probleme. So hat Herr Doktor Reik in einem Aufsatz zwei der dunkelsten Seiten der Weltliteratur mit blendendem Licht bestrahlt. Wie lange rieten wir an dem Sinn der Ödipussage, wieviele Bände wurden über das Hamletproblem geschrieben! Verlorne Liebesmüh. Nicht Psychologie, Ästhetik, Historie — die Medizin hätte man befragen sollen. Aber erst der neueren Wissenschaft war es beschieden, der alten Sphinx das erlösende Wort abzuluchsen: Psychoanalyse.

Was ist in der Ödipussage dargestellt. Höchst einfach. Ödipus ist der schlagendste Beweis für die infantile Sexualität. Die erste Liebe (libido) des Menschen gilt der Mutter (erster Grundsatz der Psychoanalyse), der erste Haß dem Vater als dem Besitzer des Gegenstandes dieser Liebe (zweiter Grundsatz). Mit diesen beiden Sätzen läßt sich die Weltliteratur machen. Ödipus heiratet seine Mutter (Grundsatz I), erschlägt seinen Vater (Grundsatz II). Was ist klarer? Der griechische Dichter sah in die Tiefe der menschlichen Natur, er nahm sogar die Ergebnisse der neuesten wiener Forschungen voraus. Man kann nur sagen: famoser Kerl. Worin besteht die sophokleische Größe, das gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt? Die Psychoanalyse löst das unbeschreibliche im Handumdrehen in seine Bestandteile auf. Das Schicksal ist ein medizinisch nachkontrollierbarer Tatbestand, der Dichter ein Vorarbeiter des Psychoanalytikers. Jener ahnt, dieser weiß. Der Herr Doktor weiß. Wir aber ahnen.

Wie konnte man den durchsichtigen Tatbestand der Hamlettragödie solange verkennen? Nietzsche hatte den Grund des Schwankens und Zögerns in der allzu tiefen Einsicht in das Wesen der Welt, an dem nicht mehr zu ändern und zu rütteln sei, erblickt. Er war kein Psychoanalytiker. „Die Gründe seines Schwankens liegen tiefer als Literarhistoriker zu sehen vermögen. Er kann sich an dem Manne, der durch die Heirat mit seiner Mutter das erfüllt hat, was Hamlet selbst in seiner Kinderzeit gewünscht, nicht rächen." Hier stehts. Die Blutschande als Schicksal, der Inzest als tragischer Knoten. Ein neuer Beweis für die Einheit der großen Menschheitsprobleme. Schicksalstragödie und Charakterdrama — Hirngespinste der Literarhistoriker, die nicht tief genug geblickt haben. — Ich fürchte, wir haben schon zu tief geblickt.

Man hielt die Kunst bisher für die Spiegelung eines großen Daseins in seinen höchsten und kraftvollsten Momenten. Welcher Irrtum! Nicht dem Apollo, dem Äskulap dienen die Musen. Der dichterische Gott trägt nicht die Leier, sondern das Sezierbesteck. Wozu auch die Leier! Ein Gott gibt dem Dichter, zu sagen, was er leidet. Der Gott ist Äskulap. (Dies wird uns vom Herrn Doktor ausdrücklich bestätigt.) Dichten ist ein Fall der speziellen Therapie, die Poesie das Resultat einer gelungenen Kur. Und endlich fällt es auch, das erlösende Wort, die Definition, nach der Philosophen und Ästhetiker solange vergeblich suchten. „Wie könnte einer alle diese Krankheiten der Phantasie, Neid, Haß, Eifersucht und Begierde aushalten, wenn es nicht das Sanatorium der Kunst gäbe?" Das Sanatorium der Kunst — wir sind am Ende.

Aber wie? Der Herr Doktor hat vielleicht Beweise. Vielleicht beweist er — durch sich selbst? Ist denn ein geschriebener Artikel von einer Dichtung, die doch auch geschrieben werden muß, so sehr verschieden? Stellen nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beide das innerste ans Licht? Und wie könnte einer alle diese Krankheiten der Phantasie auf die Dauer aushalten, gäbe es nicht Ablagerungsgelegenheiten dafür? Neid, Haß, Eifersucht, Begierde, alle die Krankheiten der Phantasie, wo fänden sie besser Platz als im Sanatorium einer gewissen literarischen Produktion?

Gegen eine Selbstdiagnose aber haben wir nichts einzuwenden.

B.

Numerus clausus für Oberlehrer

Der Ruf nach dem Numerus clausus, den immer mehr Rechtsanwälte und Ärzte für ihre Stände eingeführt wissen wollen, erschallt nunmehr auch aus den Reihen der Oberlehrer. Ganz zweifellos droht dem Oberlehrertum wie allen anderen akademischen Berufen bei gewöhnlichem Verlauf des Geschehens in den nächsten Jahren eine starke Überfüllung. Nach dem „Taschenbuch für den höheren Lehrerstand" wird in den nächsten acht Jahren mutmaßlich der Höchstbedarf an Oberlehrern in Deutschland von dem Mindestangebot noch um 4800 übertroffen werden, d. h. am 1. Mai 1919 werden wenigstens 4800 anstellungsfähige Kandidaten vorhanden sein, für die es kaum offene Stellen gibt, so daß diejenigen, die sich Ostern 1912 dem Studium der Schulwissenschaften widmen und etwa 6 Jahre später ihr Seminarjahr antreten, nach der Erledigung des Seminar- und des Probejahres durchschnittlich noch mindestens 6, wahrscheinlich aber 7 bis 8 Jahre auf Anstellung warten müssen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt nach gewissenhaften Berechnungen Dr. Eduard Simon im „Deutschen Philologenblatt". 1200 Abiturienten jährlich würden in Zukunft vollauf genügen, um den jährlichen Bedarf zu decken, und die Abiturienten müßten dann noch aus wirtschaftlich durchaus leistungsfähigen Kreisen stammen. Im letzten Jahre hätten sich aber 2233 von 4445 Studierenden, das sind 50,2 Prozent der Philologie zugewandt. 1919 würden 6000 anstellungsfähige Kandidaten vorhanden sein, die mit einer Wartezeit von 8 Jahren außer Seminar- und Probejahr rechnen müßten: „Es liegt nicht mehr in unserer Macht, eine Überfüllung zu verhindern, wie sie in der Geschichte des Oberlehrerstandes bisher nie zu verzeichnen war." Nun hat man die Einführung des Numerus clausus als Vorbeugungsmittel vorgeschlagen, was so viel Anklang fand, daß sich schon der diesjährige Philologentag gründlich damit beschäftigen wird. Man denkt sich die Neuerung etwa in folgender Form: Zunächst würde festgestellt, wie viele Abiturienten in jeder Provinz für die einzelnen Fächer der Schulwissenschaften jährlich angestellt werden dürfen, wenn sie nach normaler — zwei- bis dreijähriger — Wartezeit, von der Anstellungsfähigkeit an gerechnet, an einer staatlichen oder nichtstaatlichen höheren Lehranstalt fest angestellt werden sollen. Die Statistik ermöglicht es, den voraussichtlichen Bedarf genau zu berechnen. Melden sollen sich die Abiturienten, bevor sie das Studium beginnen, und zwar in der Heimatprovinz. Nur wenn in einer Provinz zu wenig Meldungen vorliegen, dürfen Bewerber aus einer anderen Provinz angenommen werden. Für die Auswahl sollen in Betracht kommen: Reifezeugnis, Gesundheitszeugnis und Äußerungen über die Vermögenslage. Man erhielte so einen geschlossenen Beruf, der eine feste Anstellung nach ziemlich genau zu berechnender und nicht übermäßig langer Wartezeit in sichere Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sicht stellte, und von dem von vornherein alle ausgeschlossen wären, die geistig oder körperlich nicht besonders tauglich dafür sind, oder wegen ungünstiger wirtschaftlicher Lage gezwungen sein würden, während der Studien- oder Kandidatenzeit einen nicht geringen Teil ihrer Kraft und Zeit dem Studium und der Berufsschulung zu entziehen.

Gegen diese Grundsätze läßt sich manches einwenden, namentlich gegen den wirtschaftlichen Punkt, der dem Geldbeutel des Studierenden zu noch größerer Bedeutung verhelfen soll, als er ohnedies schon besitzt. Sympathisch berühren Vorschläge, die Universitätsprofessor Dr. Albert Rehm in München in den vom bayrischen Gymnasiallehrerverein herausgegebenen „Blättern für das Gymnasialschulwesen" macht, um durch Änderungen des Auslesemechanismus der höheren Schulen eine Verringerung des Angebots in den akademischen Berufen zu erzielen; sie laufen darauf hinaus, daß „nicht Leistungen als Abstrakta" bei der Auslese taxiert werden sollten, „sondern die jungen Geister, die hinter den Leistungen stehen". Es sei zu beklagen, daß die Frische der Auffassung, der Mut der eigenen Meinung, der Trieb, über wissenschaftliche Fragen zu einem persönlichen Urteil zu kommen, kurz die wissenschaftliche Selbständigkeit bei Schülern höherer Lehranstalten abgenommen habe, und dem müsse entgegengewirkt werden. Rehm fordert auch die Möglichkeit, daß Lehrer, die ohne Liebe zu ihren Schülern unterrichten, ausgemerzt werden können.

Ohne Zweifel entspricht der Drang nach dem Numerus clausus einem Zuge der Zeit, würde seine Einführung in bestimmten Berufen doch nichts anderes bedeuten, als die Übertragung eines Prinzips, das für die Erzeugung von Sachgütern im Wirtschaftsleben fast allgemein zur Anwendung gelangt ist, auf die Erzeugung bestimmter Arten von Arbeitskräften. Die ursprüngliche wilde Konkurrenz wird allmählich abgelöst von einer strengen Regelung aller Produktion nach Maßgabe der jeweils vorhandenen Nachfrage. Der Gipfel dieses Prinzips ist der Neomalthusianismus, der ihm sogar den menschlichen Zeugungstrieb dienstbar machen will: Es soll verhindert werden, daß mehr Menschen überhaupt das Licht der Welt erblicken, als jeweils mit Sicherheit aufgezogen und versorgt werden können; man will selbst aus der Kinderstube die Angst vor der Konkurrenz verbannen. Wenn das nur nicht bedeuten möchte, daß das Leben der Gattung anfängt, vor dem Tode zurückzuweichen. Roosevelt prägte dafür das Wort: Rassenselbstmord. Sollten Numerus clausus und Neomalthusianismus in Wirklichkeit wesensverwandte Bestrebungen sein, so wäre das für jenen allerdings bedenklich.

Otto Corbach

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Für das Erbrecht des Reiches

Von Justizrat Bamberger-Aschersleben

Das Interesse an der Reform des Erbrechts steigt beständig. Es handelt sich — zum Unterschiede von der Erbschaftssteuer — darum, ob das geltende, völlig unbegrenzte Verwandtenerbrecht fortbestehen, oder ob es auf die näheren Grade der Verwandtschaft beschränkt werden soll, so daß an die Stelle der entfernteren Verwandten die Gesamtheit tritt. Meinerseits habe ich den Reformvorschlag dahin formuliert: Beim Mangel eines Testamentes sollen die Verwandten in ab- und aufsteigender Linie erben wie bisher, ebenso der überlebende Gatte und von den Seitenverwandten die Geschwister; dagegen sollen die übrigen Seitenverwandten auf testamentarische Einsetzung verwiesen werden, fehlt eine solche, so tritt an ihre Stelle als Erbe das Deutsche Reich. In der Richtung, wenn auch in engeren Grenzen, bewegt sich die Gesetzesvorlage der verbündeten Regierungen über das Erbrecht des Staates vom 3. November 1908.

Herr H. Gauß, früher Oberbürgermeister in Stuttgart, beschäftigt sich mit dem Gegenstande im „März" vom 16. und 23. v. M. Er betont die Wichtigkeit und kulturelle Bedeutung der Frage, zu der die Gesetzgebung in Kürze wieder Stellung nehmen müsse. Er gibt auch unumwunden zu, gegen die Einschränkung des grenzenlosen Verwandtenerbrechts lasse sich nichts Zwingendes einwenden, es komme nur darauf an, die richtige Grenze zu finden. Gleichwohl bekämpft er die Reformbewegung, die ihm zu weit geht. Er fragt, was man wohl vor einem Menschenalter zu einem so einschneidenden Gesetzentwurf gesagt hätte! Das ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Vermutlich wäre man damals recht überrascht gewesen, und hundert Jahre früher noch viel mehr. Das spricht aber doch kaum gegen die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berechtigung der Reform. Wenn er weiter mit einer gewissen Entrüstung ausruft: Es ist nicht wahr, daß der Gedanke des Erbrechts der Seitenverwandten etwas spezifisch römisch-rechtliches wäre, so hat er wiederum recht, — es hat dies aber auch niemand behauptet. Behauptet habe ich: Die Bestimmung, wonach auch der entfernteste Verwandte bis zum zehnten und zwanzigsten Grade, und darüber hinaus in infinitum, zum Erben berufen wird, stammt aus dem Corpus iuris des Justinian. Und das wird niemand bestreiten. Irrtümlich ist es ferner, wenn H. Gauß glaubt, ich hätte angeführt, daß jemand mit Hinterlassung von drei Brüdern gestorben sei, „von deren Existenz er nichts gewußt habe". Tatsächlich habe ich in meiner Schrift „Erbrechtsreform" S. 40 als Beispiel einen Fall erwähnt, in welchem ein kleines Vermögen von 300 Mark hinterlassen wird. Es heißt dann weiter: „Die nächsten Erben, die ermittelt werden, sind entfernte, drei Brüder, von deren Existenz der Verstorbene nichts gewußt hat. Der eine Bruder ist Millionär, der andere sitzt im Zuchthaus, der dritte ist ein ordentlicher Handwerker mit wenig Geld und vielen Kindern. Jedem der drei Erben fallen 100 Mark zu, weil dies als die vermutete Absicht des Verstorbenen anzusehen ist!" Daß hier nicht von Brüdern des Erblassers die Rede sein konnte, ist wohl klar. Ebensowenig habe ich an irgendeiner Stelle Geschwister als entfernte Verwandte bezeichnet. Unzutreffend ist es auch, wenn Herr Gauß meint, nicht die beste, aber die wirksamste Begründung für die Reform liege in der Geldbedürftigkeit des Reichs. Mein erster Aufsatz über die Erbrechtsreform erschien in der „Gegenwart" vom 11. März 1893, also zu einer Zeit, als von einer Geldnot des Reiches keine Rede sein konnte. Übrigens hat Professor Dr. Hans Köppe diesen billigen Einwand schon mit folgenden Worten widerlegt: „Die Sache liegt doch so, daß die Haltlosigkeit des Intestaterbrechts der entfernteren Seitenverwandten klar zutage liegt, mag man nun dabei ein Auge auf den Geldbedarf des Reiches richten oder nicht. Greift das Reich hier nicht zu, so fällt zugunsten der Aufrechterhaltung jenes Erbrechts dadurch kein Atom in die Wagschale. Die Finanznot des Reiches ist nur die äußere Veranlassung und der Anstoß, mit einem Rechte aufzuräumen, das innerlich morsch und unhaltbar geworden ist. Daß diese Beseitigung dem Reiche gerade jetzt finanziell sehr gelegen kommt, spricht sicherlich nicht gegen ihre Ausführung."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr Gauß sagt weiter, man könne über das Verwandtenerbrecht nicht reden, ohne daß die lachenden Erben vorgeführt würden; der Ausdruck sei das Hauptstück unter meinen Beweisgründen. Das ist richtig. Gegen das verwerfliche Rechtsinstitut der lachenden Erben richten sich die Angriffe der Erbrechtsreformer seit hundert Jahren bis auf den heutigen Tag. Der Volksmund hat damit seinen Wahrspruch gefällt und dem Gesetzgeber den Weg gewiesen. Nur ist die Wahrheit früher nicht genügend beachtet, weil die Stimme des Volkes nicht immer bis in die maßgebenden Kreise drang. Vielfach glaubte man auch, das Erbrecht sei einmal eine dunkele, verwickelte Materie des Zivilrechts, die man den Juristen überlassen müsse. Das war ein folgenschwerer Irrtum. Die Frage, nach welchen Grundsätzen alle wirtschaftlichen Güter einer Generation von Todes wegen auf die nächste übertragen werden sollen, ist keineswegs eine spezifisch juristische, sondern eine hervorragend volkswirtschaftliche und sozialpolitische Angelegenheit, die jedermann angeht, ein großes Problem, das jedes Zeitalter nach seinem eigenen Rechtsgefühl beantworten muß, das also im Deutschen Reich des zwanzigsten Jahrhunderts durchaus nicht mehr nach dem verrotteten römischen Gesetz des Justinian geordnet bleiben dürfte. — Herr Gauß warnt schließlich noch vor einer Beeinträchtigung des Familiensinnes. Nun muß man einräumen, daß die Familie als solche sich mit Recht dagegen sträubt, auf ein Vermögen zu verzichten, das sonst im Kreise der Familie bleibt, ganz so, wie der einzelne sich gegen jede direkte und indirekte Steuer sträubt. Sollen aber bei einem Widerstreit der privaten und der Reichsinteressen allemal die letzteren zurückstehen? Ist es wirklich nicht erlaubt, dieses Opfer dem Familienverbande zuzumuten, der sich von allen seinen früheren Pflichten zu Lasten des Staates und der Gemeinde befreit hat? Auch vor einer Überspannung des Familiensinnes darf man warnen, eingedenk der Geschichte des alten Reiches und seines Zerfalls. Ohnehin habe ich in fast drei Jahrzehnten immer wieder die Beobachtung gemacht, daß der Familiensinn sich am stärksten dann entfaltet, wenn ein verstorbener Verwandter beerbt werden soll, — daß er aber recht klein wird gegenüber lebenden Verwandten, wenn sie miterben wollen und daß er zugrunde geht in tausend und abertausend verderblichen Erbschaftsprozessen. Der echte Familiensinn bewährt sich nach meinem Empfinden besser im Leben wie im Tode, besser in uneigennütziger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Liebe, als in solcher, die auf Entschädigung rechnet, — besser im Geben wie im Nehmen!

Für uns Erbrechtsreformer ist das Erbrecht des Reiches ein hohes Ideal. Wir erkennen darin ein wirksames Mittel für eine gerechtere Verteilung der materiellen Glücksgüter, als sie gegenwärtig besteht, im Interesse der Gesamtheit und der Minderbemittelten insbesondere, in deren Reihen das Wort „Erbrecht" bisher nur bittere Empfindungen geweckt hat, — ein Mittel, dem Vorwurf nach Möglichkeit den Boden zu entziehen, der in dem traurigen Ausdruck von den „Enterbten" enthalten ist. Wir streben danach, auf diesem Wege das Stammvermögen des Reiches beträchtlich und dauernd zu erhöhen, ohne einen einzigen Bürger zu belasten. Wir freuen uns, daß der Reformgedanke nicht allein bei den hervorragenden Vertretern der deutschen Volkswirtschafts- und Staatsrechtslehre und innerhalb der Regierung, sondern bei allen Parteien ohne Ausnahme warme Anerkennung gefunden hat, und wir erblicken darin die sichere Gewähr für den nahen Sieg der guten Sache.

Der „März"artikel

Der „März"artikel, den wir in der vorletzten Nummer aus der Feder von Herrn Conrad Haußmann veröffentlicht haben, hat viele Beachtung gefunden. Es liegen Stöße von Besprechungen vor uns, unter denen hitzige Entgegnungen mit kritischen Betrachtungen abwechseln. Auch einige Berichtigungen sind uns zugegangen.

Der „erste Vorsitzende des deutschen Wehrvereins Keim" schickt uns eine „Erklärung", die sich im Eifer des Gefechts injuriöser und deshalb zum Abdruck ungeeigneter Wendungen bedient. Sie hat im übrigen folgenden Wortlaut:

„In Nr. 14 des ‚März' finden sich in einem Aufsatz des Herrn Conrad

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haußmann folgende Sätze: ‚Man taufte den Flottenverein um und hieß ihn Wehrverein, setzte ihm in General Keim einen maritim eingearbeiteten Vorstand und als Aufgabe die Propaganda für Rüstung zu Wasser und zu Land. Seinen Bannerträger erblickt der Wehrverein in Herrn v. Tirpitz . . .' Diese Sätze enthalten nur Unwahres. Der deutsche Wehrverein ist seinerzeit ausschließlich aus meiner persönlichen Initiative hervorgegangen, hat niemals auch nur die geringste Anregung — weder mittelbar noch unmittelbar — von irgendeiner amtlichen Seite oder Richtung erhalten oder mit solchen in Verbindung gestanden. Er ist von Haus aus unabhängig nach jeder Richtung hin gewesen und wird es auch weiter bleiben. Er will den nationalen Willen organisieren helfen, um ihn in die Wagschale zu werfen in der Wehrfrage, die er allerdings bei der Weltlage als schlechthin entscheidend ansieht für die Sicherheit des Reiches und damit für die Zukunft des deutschen Volkes."

Dieser ersten Selbständigkeitserklärung folgt eine zweite:

Die Verlagsbuchhandlung Boll & Pickardt, Besitzer der Zeitschrift „Überall Illustrierte Zeitschrift für Armee und Marine", schreibt:

„Überall", das erfreulicherweise schon im 14. Jahrgang besteht und nicht mehr nötig hat, „lanciert" zu werden, gehört keinem Preßkonzern an, ist vielmehr eine in jeder Beziehung unabhängige Zeitschrift und bringt nur Aufsätze, die die Überzeugung der Redaktion wiedergeben. Hinsichtlich der Autoren ist zu bemerken, daß, insbesondere in dem von Herrn Conrad Haußmann angefochtenen Heft, nicht nur inaktive Offiziere mitgearbeitet haben, sondern auch andere Herren, wie z. B. Geheimrat Professor Dr. Adolf Wagner, Professor Dietrich Schäfer, Dr. Freiherr von Mackay und andere. Die gegen England sich richtenden Artikel sind nichts anderes wie ein gedämpftes Echo von Stimmen aus englischen Blättern von gleicher Art, mit dem Unterschiede, daß „Überall" dem englischen Standpunkte volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, was von der anderen Seite leider nicht immer gesagt werden kann. „Überall" erhält weder vom Wehr- noch vom Flottenverein irgendeine Unterstützung, wird vielmehr von dieser Seite als Konkurrent angesehen. Hinsichtlich einer Unterstützung des „Überall" durch die Industrie gestatten wir uns, zu bemerken, daß wir es wie die Verleger und Besitzer jedes anderen Blattes als unser gutes Recht ansehen, Inseraten-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufträge respektabler Firmen unseres Interessenkreises aufzusuchen und anzunehmen, ohne den betreffenden Firmen auch nur im entferntesten irgendeine Beeinflussung auf den redaktionellen Inhalt der Zeitschrift zu gestatten. Wenn Sie bzw. Herr Haußmann schließlich das „Überall" in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zum Reichsmarineamt zu bringen suchen, so können wir ohne jede Umschweife erklären, daß ein solches nicht existiert. Wir treten gern für die Politik des Amtes ein, wenn sie auch unserer Überzeugung entspricht; wir würden sie aber ebenso offen bekämpfen — wie wir das auch bereits wiederholt getan haben —, wenn wir das für richtig halten.

Wir haben diese Zuschriften dem Verfasser unseres Artikels mitgeteilt, der uns darauf schreibt:

Der Wehrvereinsvorsitzende will „den nationalen Willen organisieren helfen, um ihn in die Wagschale zu werfen. Damit ist die Hilfsaktion und die Tendenz der Rüstungspropaganda unzweideutig zugegeben. Der hilfsweise von dem Wehrvereinsvorstand organisierte nationale Wille wird in die „Wagschale" geworfen, mit der Handbewegung, mit der der gallische General Brennus auf dem Kapitol sein Schwert in die Wagschale geworfen hat. Im Wehrverein besteht eine weitgehende Personalunion der Mitglieder mit dem Flottenverein. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" aber hat im Oktober 1911 offiziös aus amtlicher Kenntnis des Marineamts es als ein Hauptverdienst des Marineministers Tirpitz die Propaganda des Flottenvereins erklärt. Wortwörtlich heißt es: „Da entschloß sich der Monarch ... den Konteradmiral Tirpitz zu berufen. Das geschah im Sommer 1897. Nun begann eine groß angelegte Aufklärungsarbeit, zu deren Unterstützung der Flottenverein gegründet wurde." Also die Aufklärungsarbeit des Marinepreßbureaus mit Unterstützung des hierzu gegründeten Flottenvereins ist die Ruhmestat des Staatssekretärs! Der Abgeordnete von Hertling aber hat unter Zustimmung von Bassermann unter Hervorhebung des Preßbureaus des Marineamts im November 1911 im Reichstag ausgerufen: „Das ist ein Zustand, den wir im Interesse der einheitlichen Leitung unserer Geschäfte als unerträglich bezeichnen müssen." Auch die Verlagsbuchhandlung, die eigens eine „Zeitschrift für Heer und Marine" herausgibt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und im letzten Monat eine Spezialnummer gegen England hat erscheinen lassen, verkennt das Kielwasser, in dem ihre Zeitschrift segelt. Es sind „gottgewollte Abhängigkeiten", worin die einzelnen Organe der Propaganda vor deren Zentralpunkt stehen. Das Preßbureau der Marine hat nicht formell, aber tatsächlich „die Theile in der Hand" und es fehlt auch nicht das „geistige Band". Die Besichtigungen und Proteste gehen fehl.

Es ist erwünscht, daß die öffentliche Meinung sich mit diesen Fragen eingehend zu beschäftigen Veranlassung hat. Das Marinepreßbureau streckt die Hand nach der Führung der Geschäfte aus und das Organ der schweren Industrie sucht den Reichskanzler herunterzuholen. Die „Rheinisch Westfälische Zeitung" gibt nämlich offen den Schlachtruf aus: „Tirpitz oder Bethmann! Die Frage scheint noch ungelöst. Und doch kann es kein Schwanken geben. Wir können wohl zu wenig aber niemals zu viel rüsten".

Man sieht, wie nach der Auffassung dieser mächtigen Kreise das Ringen ausgehen soll, das in der Reichsregierung seit Wochen hin und her wogt. Hinter den „kleinen Wehrvorlagen" sollen die großen kommen, welche das Marineamt verlangt hat und welche die „Propaganda der nationalen Willensorganisation" heute oder morgen durchsetzen will. Zahlreiche Preßorgane unterliegen der Strömung des rastlosen Marinepreßbureaus. Um so wichtiger ist es, wenn andere Organe der Bedeutung dieser großen Angelegenheit ehrlich und offen Ausdruck geben.

Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Gegenwart

Von Professor Heinrich Oberwinder

(Fortsetzung)

II

Das Zeitalter des Großbetriebs mit seinem komplizierten Räderwerk und seinem gewaltigen Verkehrswesen drängt nach politischen Einrichtungen, die den veränderten ökonomischen Verhältnissen entsprechen. Der Niedergang des wirtschaftlich unabhängigen Mittelstandes, die Massenarmut, die wachsende Beherrschung des Erwerbslebens durch die Hochfinanz haben einen Materialismus begünstigt, der vielfach zum Niedergang des Familienlebens und zu einer Korruption geführt hat, wie sie in gleichem Umfange früher nur in rückständigen oder in vollem Verfall begriffenen Ländern anzutreffen war. Die moderne Barbarei, die Böckh ankündigte, hat eben viele Berührungspunkte mit der Barbarei unzivilisierter Völker. Überall mehren sich die Symptome der Zuchtlosigkeit, der Verwilderung, der Pflichtvergessenheit.

Diesen Erscheinungen gegenüber steht nun das steigende Bedürfnis des Großbetriebs in Industrie, Handel und Verkehr nach Vermehrung der idealen Güter, nach Stärkung des Pflichtgefühls, nach freiwilliger Disziplin und Gemeinsinn, nach Unterordnung der Sonderinteressen unter die allgemeinen Interessen. Die Politik der allgemeinen Interessen erhebt die Menschen; die Politik der Sonderinteressen, der unvermittelte Zusammenstoß jener Fehler und Leidenschaften, die im Einzelleben leichter verhüllt werden können, muß im öffentlichen Leben verderblich wirken. Männer wie Böckh, Lorenz Stein und Lassalle haben diese Entwickelung kommen sehen. Daher der Hinweis auf den hohen sittlichen Beruf der arbeitenden Klassen, sich zum Träger des Staatsgedankens emporzuringen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo Kleinstaaterei und Kleinbetrieb noch vorherrschend waren, erweckten volkswirtschaftliche Studien selbst in den gebildeten Klassen nur wenig Interesse. Im Staatsexamen der Juristen, Verwaltungsbeamten und Diplomaten wurde nicht danach gefragt. Die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung ist bekanntlich eine Schöpfung der neueren Zeit. Es fehlte sonach zur Zeit der Agitation Lassalles an Empfänglichkeit für die von ihm in der breiten Öffentlichkeit vertretenen Ideen. Sein Vortrag über die Staatsidee wäre kaum von weiteren Kreisen beachtet worden, hätte ihn nicht der strebsame Staatsanwalt Schelling unter Anklage gestellt. Denn erst dieser Prozeß war es, der den jungen Berliner Fabrikanten Ludwig Löwe veranlaßte, die Mitglieder des Leipziger Arbeiterkomitees auf Lassalle aufmerksam zu machen, als diese ihm klagten, daß die Führer der Fortschrittspartei (Löwe-Calbe, Schulze-Delitzsch und v. Unruh) sich gegenüber ihren Wünschen absolut ablehnend verhalten hätten.

Der Anstoß war nunmehr gegeben, ein gut gewappneter Vorkämpfer gefunden, doch fehlten alle Voraussetzungen eines durchgreifenden Erfolgs. Eine gewisse Empfänglichkeit für moderne soziale Ideen durfte nur in den Rheinlanden und in Sachsen erwartet werden. Die Arbeitervereine, welche das Leipziger Arbeiterkomitee repräsentierte, waren aber in ihrer großen Mehrheit noch ganz von den Anschauungen einer Zeit erfüllt, wo jeder Geselle in der Hoffnung lebte, durch Tüchtigkeit und Fleiß zur Selbständigkeit zu gelangen. Politisch standen weite Volkskreise noch unter dem Eindrucke der Folgen des Zurückflutens der Bewegung von 1848. Bei dem Worte Staat dachten die meisten Bürger und Arbeiter nur an behördliche Bevormundung und bureaukratische Engherzigkeit.

Die alte Bundeshauptstadt Frankfurt a. M. war zwar der Mittelpunkt jener nationalen Bewegung, die der Donner der Geschütze auf den Schlachtfeldern Italiens geweckt und die dann durch die Zentenarfeier für unseren großen Schiller eine mächtige Anregung empfangen hatte, aber in sozialer Hinsicht konnte die kleine Republik, die eben erst die Gewerbefreiheit eingeführt hatte, als eine kleinbürgerliche Idylle gelten. Es gab kein Proletariat, man sah keine schlecht gekleideten Leute auf der Straße, das Bürgerrecht zu erwerben war schwierig, so daß es selbst den ärmsten Bürgers-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

töchtern nie an Freiern fehlte. Es war also ein gewagtes Unternehmen, Frankfurt a. M. als Kampfterrain zu akzeptieren und von der Abstimmung der Frankfurter Versammlung die Entscheidung über das Erstehen des im Antwortschreiben vorgeschlagenen Vereins abhängig zu machen.

Nachdem aber der Kampf einmal eröffnet war, gab es für Lassalle kein Zurückweichen mehr, er nahm, nach einem ersten Erfolge in Leipzig, die Einladung an, auf einem Arbeitertage des Maingaues die in dem Antwortschreiben an das Leipziger Zentralkomitee entwickelten Ideen eingehend zu erörtern. Die treibenden Kräfte des Verbandes der Arbeitervereine dachten aber keineswegs an eine ehrliche Auseinandersetzung, sie ließen vielmehr noch vor dem Zusammentritt des Arbeitertages die einzelnen Vereine gegen Lassalle entscheiden, so daß der Redner vor einer Versammlung erschien, deren stimmberechtigte Teilnehmer bereits den Stab über ihn gebrochen hatten. Keinen Anteil an diesem Manöver hatten Louis Büchner-Darmstadt, den man wegen seines wissenschaftlichen Ansehens in den Verbandsausschuß angenommen, und der damalige Präsident des Frankfurter Arbeiterbildungsvereins Dr. Theodor Müller, dessen Gesundheitszustand ihn zu einer passiven Rolle verurteilte. Nur Verbandsmitglieder wurden in den großen Saal des Saalbaues zugelassen. Gäste (ich befand mich unter ihnen) mußten Eintrittsgeld bezahlen, um auf den Galerien Platz zu finden.

Ich lebte damals in einem Milieu, das in Lassalle einen Störenfried und „Agenten Bismarcks" erblickte. Bismarck war überdies in jenen Tagen der bestgehaßte Mann Deutschlands. Ich hatte Waldeck, Virchow und alle bekannten Redner des Nationalvereins gehört und wollte nun in aller Unbefangenheit auch den in der Presse so hart mitgenommenen Agitator sehen. Aber selbst, wenn ich Vorurteile gegen ihn gehegt hätte, so wären sie in dem Momente verschwunden, wo ich auf der Rednertribüne den Kopf Lassalles auftauchen sah. Keine Photographie hat seine Züge treffend dargestellt, nur eine Büste von Begas zeigt Ähnlichkeit. Noch mehr Eindruck machte dann auf mich die gewaltige Rednergabe und die olympische Ruhe, mit der Lassalle den Lärm und die Zwischenrufe verhetzter Hörer aufnahm. So hatte ich mir in ihrer persönlichen Erscheinung die großen Tribunen des alten Rom und Griechenlands vorgestellt.

Die ersten Unterbrechungen ließ Lassalle ruhig über sich ergehen; als sie

Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sich aber wiederholten, bemerkte er, daß, wenn man ihn, den geladenen Gast nicht anhören wolle, so werde er nicht weiter sprechen. Es folgten beruhigende Versicherungen der Ausschußmitglieder, die eine Abstimmung mit entscheidender Niederlage wünschten, aber die feindliche Gesinnung der ungeduldigen, ohnehin in ihren Sonntagsvergnügungen beeinträchtigten Handwerksgesellen und Offenbacher Fabriksarbeiter, von denen die meisten von nationalökonomischen Darlegungen absolut nichts verstanden, kam rasch wieder zum Durchbruch. Jetzt verließ Lassalle die Rednertribüne, doch versprach er den ihn umringenden Freunden, dem Rufe zu einer freien Versammlung zu folgen und dort seine Rede zu beenden.

Die Mehrheit der drei Tage später abgehaltenen freien Versammlung war aus „bürgerlichen" Elementen zusammengesetzt, aus Handwerksmeistern und den jugendlichen Idealisten der Frankfurter Turngemeinde (Kaufleute, Beamte usw.), welch letztere vorwiegend aus empörtem Rechtsgefühl über die Vorgänge auf dem Arbeitertage gekommen waren. (Lassalle rechnete zu den arbeitenden Klassen 90 bis 96 Prozent der Bevölkerung und zur Bourgeoisie diejenigen, welche den Besitz als Bedingung der Teilnahme an der Gesetzgebung betrachteten und die staatsbürgerliche Gleichberechtigung nicht anerkennen wollten.) Nur eine kleine Minderheit der Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins war für Lassalle. Die anderen waren entschlossen, stürmische Opposition zu machen und standen im Begriffe, einem Signale des Journalisten Heinrich Becker zu folgen, als die Turner mit einer solchen Energie einschritten, daß die Ruhe nicht mehr gestört wurde. Dies der Grund, warum das Frankfurter Journal seinen Bericht über die Versammlung mit den Worten einleitete: „Der Saal war strategisch von den Mitgliedern der Frankfurter Turngemeinde besetzt".

Die Frankfurter Rede Lassalles berührte unter anderem die inneren Gründe der Ohnmacht der national-freiheitlichen Bewegung, der es vor allem an sozialer Triebkraft fehle. In Erläuterung des Antwortschreibens sagte Lassalle in der Hauptsache dasselbe, was mehrere Jahrzehnte später Balfour, der frühere Führer der englischen Konservativen, auf einem Genossenschaftstage in dem Hinweis auf eine der künftigen Entwicklung vorbehaltene Verallgemeinerung des Genossenschaftswesens ausführte.

„Ich habe niemals in meinem Antwortschreiben von der ‚Lösung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sozialen Frage' gesprochen, ja, ich habe deshalb den Ausdruck ‚soziale Frage' überhaupt vermieden. Die definitive Lösung der sozialen Frage wird die Arbeit von Generationen sein (in dem Briefwechsel von Lassalle und Rodbertus wird auf eine Entwicklung von Jahrhunderten hingewiesen) und das Ergebnis einer Reihe von Einrichtungen und Maßregeln, von denen sich organisch jede folgende aus der früheren entwickeln muß. Die gegebenen Anfänge des Genossenschaftswesens zeigen den praktischen Weg zur Befreiung der arbeitenden Massen; zur Erreichung des Zieles genügt aber die auf die rein atomistisch-isolierten Kräfte des Arbeiterindividuums angewiesene Assoziationsbewegung nicht, die sittliche Gemeinschaft des Staats, die so vielen kulturellen Bestrebungen ihre stützende Hand geliehen, muß auch das Genossenschaftswesen fördern."

Die von den Gegnern Lassalles viel diskutierte „Forderung" von hundert Millionen beruht auf freier Erfindung. Um seine Darlegungen einem nationalökonomisch ungeschulten Publikum verständlicher zu machen, führte Lassalle aus allgemein bekannten Verhältnissen Beispiele an:

„Nehmen Sie einmal einen Moment an, wir hätten nur hundert Millionen Taler zu unserm Zweck ... die Zahl ist übrigens hier gleichgültig, sie dient nur als Beispiel."

Lassalle hatte vor allem die praktische Agitation, und die Erziehung der Arbeiter zum Gemeinsinn, zur Disziplin, kurz zu allen jenen Eigenschaften im Auge, die Vorbedingungen ihrer Emanzipation sind.

„Eine theoretische Leistung ist um so besser, je vollständiger sie alle auch die letzten, entferntesten Konsequenzen des in ihr entwickelten Prinzips zieht. Eine praktische Agitation umgekehrt, ist um so mächtiger, je mehr sie sich auf den ersten Punkt konzentriert, der bereits alle weiteren Konsequenzen in sich trägt, aus welchen sie sich mit organischer Notwendigkeit entwickeln müssen."

Der letzte Teil seiner mit Unrecht so viel angefochtenen Frankfurter Rede gipfelte in nachstehenden Sätzen:

„Ich habe es schon Ihren Brüdern in Leipzig gesagt: Sie dürfen die Besitzenden nicht hassen, weder die Bourgeoisie im allgemeinen, noch die Unternehmer und Meister im besonderen. Unsere Bourgeoisie hat nicht die bestehenden Zustände gemacht, sie ist nicht der Produzent, sondern das un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

willkürliche Produkt dieser Zustände ... Es ist ein Ruf der Einwirkung auf die öffentliche Überzeugung, mit der ich mich erhoben habe. Es wäre ein Triumph des deutschen Namens und der deutschen Nation, wenn diese Bewegung aufträte als ein Produkt der Wissenschaft, der Liebe und Klassenversöhnung, nicht als eine Gärung des Hasses und der wilden, sansculottischen Wut ... Ausbrüche, wie sie in Frankreich vorgekommen sind, sollten in unserem Vaterlande vermieden werden. Deshalb muß das Ventil rechtzeitig geöffnet werden ... Ich weiß, daß man in der Fieberhitze äußerer Ereignisse leichter Positionen im Sturme nehmen kann, aber solche in der Fieberhitze hervorgebrachten Erfolge sind Putsche und Überraschungen ohne Dauer und Halt."

Das Ergebnis der Versammlung war eine begeisterte Zustimmung zu den Grundsätzen Lassalles, die alsbald ein lebhaftes Echo in Mainz und anderen rheinischen Städten fand und zu dem Entschlusse führte, mit der Gründung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins nicht länger zu zögern.

Diejenigen, welche die Grundlinien der Lassalleschen Bestrebungen nicht zu erfassen vermochten, alle Entstellungen und Mißverständnisse als Tatsachen registrierten, alle Verleumdungen und Beschimpfungen getreulich wiedergaben, sie übernahmen natürlich auch die unsinnige Behauptung, Lassalle habe die Organisation des allgemeinen deutschen Arbeitervereins auf seine „persönliche Herrschsucht" zugeschnitten.

Wie in den sozialen Grundsätzen Lassalles das Bedürfnis der Epoche des wachsenden Großbetriebes in Industrie, Handel und Verkehr nach Beseitigung der Anarchie in der Produktion und der aus ihr hervorgehenden Krisen, nach Überwindung der Auflösung und Zersetzung im gesellschaftlichen Leben zum Ausdruck kommt, so sollte die Organisation des allgemeinen deutschen Arbeitervereins die Schule des Gemeinsinns und der Disziplin, die Verbindung von Freiheit und Autorität, „das Vorbild im Kleinen der künftigen Gesellschaftsform im Großen" darstellen. Denn die Geschichte lehrt, „daß nur durch die Diktatur der Einsicht, nicht durch die Krankheit des individuellen Meinens und Besserwissens die großen, gewaltigen Übergangsarbeiten der Gesellschaft zu bewerkstelligen sind".

Eine Vereinigung, welche das Interesse der Massen auf die großen all-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemeinen Aufgaben lenken will, muß Garantien schaffen gegen die Krankheit des kleinbürgerlichen Vereinswesens mit ihrer subjektiven eigenwilligen Persönlichkeitssucht der „Viertels- und Achtelsintelligenzen". Nach dem Statut wurde der Leiter des Vereins von der Gesamtheit der Mitglieder gewählt, er war mehr als ein Vorsitzender des Ausschusses, er war ein selbständiger mit Initiative zur Aktion ausgerüsteter Leiter. Die Vorstände der einzelnen Vereinsgruppen waren (auf Vorschlag dieser Gemeinden ernannte) Bevollmächtigte des Präsidenten.

Der Statutenentwurf, welcher als Produkt „zäsaristischer Gelüste" verschrien wurde, war aus der Feder eines alten Freundes von Lassalle, des Abgeordneten Ziegler hervorgegangen, der notorisch zu den entschiedensten Vertretern des Fortschritts zählte. Diese Persönlichkeit war es auch, die Lassalle zur Übernahme des Vereins drängte, wie aus einem Briefe Zieglers hervorgeht, in dem es heißt:

„Ich habe in dem Statutenentwurf den Vorstand jährlich wählen lassen, ebenso den Vorsitzenden. Ich gestehe, daß ich damit dem demokratischen Prinzip Rechnung getragen habe, fürchte aber, daß dies für die ersten zehn Jahre schädlich wirken wird. Der Vorsitzende muß ein Kopf und eine Arbeitskraft ersten Ranges sein. Wie soll aber ein Mann dieser Qualität gefunden werden, wenn er nach Jahresfrist sich darauf gefaßt machen muß, daß ein Intrigant die Früchte seiner Arbeit verzehrt. Alle Gesellschaften geben davon Zeugnis, daß die Gründer undankbar behandelt werden. Ich kenne für die Stellung nur einen einzigen Menschen, und das sind Sie mit Ihrer Uneigennützigkeit, Ihrem warmen Herzen für die Arbeiter und allem, was Sie sonst auszeichnet. Ich weiß wohl, daß Sie stets frei sein wollen, aber Sie bringen so viele Opfer, daß Sie dem Interesse der Arbeiter auch das größte und schmerzlichste Opfer bringen müssen."

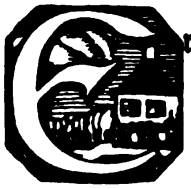
Daß Lassalle noch in seinem Testamente das Festhalten an der Organisation des allgemeinen deutschen Arbeitervereins empfahl, ist ein weiterer Beleg dafür, daß er sich mit der Sache identifizierte.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Vorwort zum: „Hohe Ziel der Erkenntnis“*)

Von Helene Böhlau al Raschid Bey



r, der dieses Werk geschrieben, ist gestorben vor der Herausgabe. Weil sein Werk der Niederschlag eines ganzen Lebens war, konnte es auch nicht beendet werden, bis dies Leben erfüllt wurde.

Das Titelblatt, worauf ich in der Eigenschaft als Herausgeber genannt bin, fand sich im Manuskript so entworfen vor, wie es hier gedruckt ist. Es war schon vorbereitet in einer Zeit, als der Tod gar nicht nahe war. Andere sollten aussäen, was in seiner Seele gereift war.

Daß mir die Aufgabe zufiel, ist selbstverständlich. Seine Lehre war Inhalt meines Lebens geworden. Ich hatte ihre helfenden und gestaltenden Kräfte an mir lebendig gefühlt.

Wie von einem Strom ist meine Seele von diesem Werke getragen worden, aus Einheit durch die Vielheit der Erscheinungswelt mit ihrem Heimatsverlangen, wieder zurück zur Einheit.

In dem Werke heißt es: Aus einer Quelle fließt: sich eines andern Seele nähern, sich von eines andern Körper nähren.

Darüber ist gesagt: „Aus Verlangen und Nährung hat Brahma diese Welt gebildet.“ „Darum lebt alles dieser Welt durch Nährung, durch einver-Leibung, durch an-Eignung; darum lebt alles Ich durch ein anderes und lebt kein Ich ohne nicht-Ich, und lebt alles Ich durch nicht-Ich, seelisch und sinnlich.

---

*) Das Hohe Ziel der Erkenntnis von Omar al Raschid Bey ist soeben bei R. Piper & Co., München, erschienen und ist von Helene Böhlau herausgegeben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Also beschränkt sucht Ich Unbeschränktheit, also unvollständig sucht Ich Vollständigkeit, also unvollkommen sucht Ich Vollkommenheit, also verstoßen, sucht Ich nach dem verlorenen Paradiese, also einsam schreit Ich um Hilfe — es verlangt Ich nach Allum-fassen, nach All-einheit, nach Vollendung, — nach Nirvana."

Tief wurde meine Seele von den Bildern des Verlangens dieser Welt bewegt. Zu höchstem Einklang sah ich das irrende gequälte Verlangen dieser in Qual und Lust erbebenden Erscheinungswelt sich vor meinen Augen verwandeln. Eine Erlösung sondergleichen, von der Natur selbst vollzogen. Trost und Ruhe stieg aus diesem Werke auf. Kein Wort traf meine Seele, das übersinnlich zu werden trachtete, aber ein gewaltiger Strom nahm die heimatlose Seele auf und trug sie unaufhaltsam einem unaussprechlichen Ziele zu, vor dem jeder Gedanke und jedes Wort umkehrt.

Mir erschien dieses Werk wie eine Heimat und Zuflucht derer, die sich scheuen vor jedem Wort und jedem Bild, das sich ihrer Heimatssehnsucht erbarmen möchte.

Mit Naturnotwendigkeit fühlte ich mich über das unstillbare Verlangen dieser Welt hinauswachsen, ohne Weltflucht — durch Weltvertiefung, durch Versenken in die Welt der Erscheinung und des Verlangens. „Anziehung und Abstoßung ist Verlangen, brünstige Wünsche — inbrünstiges Gebet —, Liebe wie Haß. Niederste Gier ist Verlangen nach dem Höchsten."

Nichts ist zu niedrig, um nicht das Höchste zu bergen! Welch erbarmungsvoller Gedanke! — Von diesem Standpunkt aus — eine Heiligung sondergleichen der ganzen Natur. Ihre Geheimnisse und Schrecken, ihre unsägliche Lust und Glut tragen uns zum Höchsten, wandeln sich in uns zum Höchsten, wir brauchen der Natur nicht zu entfliehen; wir sind geborgen. Die Welt — zu Ende gedacht — ist Erlösung.

Das ist der Standpunkt, von dem es mir möglich war, alles, was diese Lehre mir bot, zu erfassen.

Und wenn ich mich frage: Was hat dem Werke, vordem es in die Welt geht, soviel Macht gegeben auf jene Menschen, die ihm bereits nahe traten, so mag es wohl dies sein, auf das ich hier hindeute, und was einer der teueren Freunde, die mit dem Werke lebten, aussprach: „Es wurde eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimat, ein Ruheplatz, wohin ich stets zurückkehren werde, wo ich mich hingehörig empfinde, es wurde mir ein ureigenster Besitz."

Auch die Einheit dieses Werkes ist auf dem schweren Weg durch die Vielheit entstanden. Seine Kürze ist die Tat langer Jahre eines Lebens. Ich kenne den weiten Weg, ich durfte ihn mitgehen, der zurückgelegt werden mußte, um solches Ineinandergreifen aller Teile zu schaffen, um solche einheitliche Zusammenfassung aus dem Ganzen herauswachsen zu lassen. Ich erlebte es mit, welch starke Verbindung schärfster Verstandestätigkeit mit den Kräften seelischen Schauens dazu gehört, um die schwierigsten Gedankengänge und ihre anfänglich unmöglich erscheinenden Ergebnisse zu solcher Einfachheit der Vorstellung, zu solcher Selbstverständlichkeit des Ausdruckes auszugestalten.

Es war ein langsames Schaffen; aber ein sicheres Wachsen, immer aus dem Lebenszentrum, dem Ich-Punkt heraus. So entsteht ein Naturgebilde.

Alles von der Natur Geschaffene stellt sich uns mit so sicherer Selbstverständlichkeit dar, daß wir nur schwer dazu gelangen, seine Bedingtheit aus unendlicher Zusammensetzung zu begreifen.

Alles Vereinheitlichte und darum Einfache ist schwer zu ergründen. Das gilt auch für diese Schrift: sie lesen können — das ist eine schwere Kunst und wenige werden sich dazu hinringen.

Paracelsus sagt:

„Was unmöglich gesagt wird, was unverhofflich und gar verzweiflich ist, wird wunderlich wahr werden und soll sich niemand verwundern über den kurzen Weg und kurzen Begriff, denn das Viele ist die Quelle von vielem Irrtum.

Wir lernten ‚das sich dazu hinringen' durch ihn selbst. Er war uns der Pförtner, der uns das schwere Tor auftat.

Durch ihn empfanden wir, wie wenig alle Worte sagen, selbst seine Worte, die nicht mehr nur Worte der Sprache sind, die zu tiefen Bildern fast unsagbarer Dinge wachsen.

An der Bildung der Worte, der Entstehung der Sprache, waren, wie bei allem Schaffen, die höchsten Ahnungen lebendig mit am Werke.

Diese ursprünglichen Ahnungen tiefster Wahrheiten scheinen gleichsam

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die viel gebrauchten Worte hindurch, wachen wieder auf, sprechen sich im Worte selber wieder aus, sobald die Sprache schöpferisch behandelt wird.

Die kühnste Anwendung der Sprache deckt sich hier mit ihrem ursprünglich einfachsten Sinn.

Es ist, als ob nicht ein einzelner Mensch spräche, sondern als ob der Geist der Sprache sein Wissen von sich selbst offenbarte.

Der, der diese tief lebendige, wissende Sprache sprach, ging den Weg seines Werkes. ‚Wortlos das Letzte‘, ist dort das Schlußwort. Er hat auch davon uns noch ein Stück erfassen lassen durch seinen großen Tod. In Schweigen versank die Sinnenwelt, das Unaussprechliche leuchtete auf, das brennend vor Sehnsucht sein Herz gefühlt und gesucht, in sich und in allen Dingen, lebenslang; verklärt fühlte er es nahen.

Dieses Buch ist seine Wegspur dorthin. — Zu Ende der Weg: erreicht das Ziel; — wortlos das Letzte.

Für mich ist es eine Notwendigkeit, ebenso gewollt wie schmerzlich und doch freudig, den innig behüteten Besitz, der bisher nur still und verehrt Naheſtehenden dargeboten wurde, öffentlich hinauswirken zu lassen in die große, dieser Lehre so fremde Welt, damit sie die wenigen finde, denen sie ihre Leuchtkraft mitteilen soll, die ein inneres Recht auf sie haben.

Solche wird sie finden; ich weiß es, weil nicht ich allein die heilsame Klärung im Wirrsal des Lebens daraus empfing. Ein Kreis von Schülern und Verehrern hatte sich langsam um den zurückgezogenen Denker versammelt.

Es lag mir erst nahe, Aussprüche der kleinen Gemeinde dem Werke mitzugeben, eine wärmende Hülle von Liebe, die sich bereits darum gebildet hatte; — scheint doch dies Werk auf den ersten Eindruck dem gegenwärtigen Leben so fern, als sei es aus dem Weltenraum auf die Erde gefallen; denn was aus Sehnsuchtsglut, die nie am Vergänglichen Genügen fand, geboren wurde, ist wie von der Unendlichkeit, die für uns nicht irdische Lebenswärme birgt, angehaucht. — Ich tat es nicht und gab ihm nur meine große Liebe mit, die ihm durch ein Leben gehörte.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die heilige Kümmernis / Novelle von Max Adler

(Schluß)

Der Professor sog nervös an seiner Zigarre. Die persönliche Wendung des Gesprächs begann ihn nachgerade zu irritieren. Er war von der Absicht ausgegangen, diesem Außenseiter des Lebens und der Wissenschaft einige angeregte Minuten des Studiums zu widmen — für derlei psychologische Seitensprünge und Allotria hatte er seit jeher viel übrig, auch arbeitete er gerade an einem Werk über „Die Psychopathie der Armut" —, und nun sah er sich plötzlich selbst als Studienobjekt behandelt, von einem Paria, dessen Seelenleben Aufmerksamkeit zu schenken den meisten seiner Fachkollegen vergeudete Zeit geschienen hätte. Noch immer versuchte er aber, die Situation durch Rückkehr zur Sachlichkeit zu retten. Ein armer, gequälter Narr! — welches Recht hatte er, über der taktlosen Zudringlichkeit dieses exotischen Lebewesens zu Gericht zu sitzen? Er entsann sich seiner Dozentenpflichten.

„In Ihrem Falle erscheint mir nur zweierlei als möglich: entweder Sie versuchen, Ihre Überempfindlichkeit zurückzuschrauben und mit Ihren Klassengenossen zu leben; oder Sie überwinden Ihre Welt, indem Sie sie künstlerisch gestalten."

Birk lächelte müde. „Ich habe wohl gelegentlich einiges aus mir herausgesponnen; aber ehe ich dazu käme, das Wertvollste zu sichten und zu runden, wäre ich längst verhungert. Kleinigkeiten von mir hat man sogar gedruckt — aber vielleicht nur deshalb, weil man mich nicht ganz verstand... Was ich formen möchte, liegt so heimlich und versteckt in mir, daß ich es fast nur im Traum zu ergreifen vermag ... Manchmal, in der Dämmerung, oder vor dem Einschlafen: da spüre ich, wie dies seltsame Wehen und Weben in mir sich zu regen beginnt und zur Schöpfung drängt" ... Er sprach stockend, mit gesenkter Stimme. „Ich sehe am gelichteten Horizont die stahlglitzernden Wellen des nächtigen Meeres gegen das Himmelsgewölbe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anrennen ... Oder ich fühle, wie sich der Raum, in dem ich atme und denke, rings um mich her zur Unendlichkeit erweitert ... Oder ich höre über mir ein starkes, zorniges Rufen, das sich in millionenfachen Echos bricht ... Aber das meiste ist unsagbar. Es sind Farben aus dem Diaphragma einer fremden Welt, Akkorde aus einer unirdischen Tonskala, Gestalten, viel zu luftig und schemenhaft, als daß diese ungelenken Arbeitshände sie erhaschen könnten. Ich müßte das Leben eines starken Träumers führen können — und kämpfe im schmerzendgrellen Tageslicht einen erbärmlichen Kampf um das Stück Brot, das ich brauche, um diesen elenden Kadaver weiterzuschleppen" ... Er machte eine müd-absprechende Handbewegung. „Und doch wäre es für mich die einzige Möglichkeit, mit dieser Welt zu verwachsen."

Helmerding lag in einer grauen Wolke. Kicherte er dahinter? Ach nein — er war ja ein Wissender! Er dachte der mageren Lebensweide dieser Jugend nach, die ohne Heim, ohne hegende Liebe, aller großen und wunderbaren Möglichkeiten voll, im Schatten der vielen bevorzugten Platzinhaber auf den breiten Bänken des Alltags, trostlos vegetierte, ohne jede Hoffnung sogar auf einen Kampf, der ihr den Weg ins weite, mächtige Land der erdbefreiten Schöpfung gewiesen hätte. Wen konnte abseitiges Tun und Denken dieses Lebensverlustigen überraschen? Welche Tradition hatte er zu heiligen, welchen Hohn hatte er zu scheuen — der arme, frierende Toms, den eine unbrüderliche Welt bloß und unerkannt zu Kröte, Molch und Nachtmahr in die unwirtliche Großstadtöde hinausstieß?

Ein drängendes Gefühl von Zärtlichkeit stieg in dem Alternden auf, ein unerklärliches Verlangen, den blassen Menschen mit dem gramkranken Kindergesicht ans Herz zu ziehen. Da war Hilflosigkeit so edler Art, daß alle Sturmglocken der Pflicht in ihm zu läuten begannen. Und dann begegnete ihm auch an irgendeinem verstaubten Tor der Erinnerung ein müder, traumschwerer Augenaufschlag ... Unbeweglich, in saugender Inbrunst lagen diese Augen jetzt auf ihm, der langsam, ganz langsam, aus einem Wissenden ein Hellsehender zu werden schien ...

* * *

In das fruchtbare Chaos der Stille schnitt ein scharfer Zugwind. An der geöffneten Tür lehnte in sprachlosem Entsetzen Frau Weill. Der Pro-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fessor verschwand beinahe hinter der dicken Mauer von Tabaksqualm. Am Boden lag das Buch, das ihm entsunken war. Ganz leblos hockten die zwei beisammen; wie eingefroren, äußerte sie später.

„Herr Professor!" Sie rief ihn an, als gälte es einen Schlafwandler zu erwecken. „Es ist angerichtet!" Immer pflegte sie ihm den kategorischen Imperativ seiner aus kränkelnder Konstitution gezeugten Ordnungsbedürftigkeit als Fontanelle in den Nacken zu setzen, wenn er lustlos wurde oder über die Stränge zu schlagen drohte. Mit einem strafenden Kopfschütteln zog sie sich zurück.

Professor Helmerding war hastig aufgesprungen und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Dann hob er das Buch vom Teppich auf. Der Nebel begann zu zerflattern. Die Sympathieschwingungen, die ein rätselhafter Impuls in seiner unbewachten Seele entkettet hatte, verebbten. Ja — da war ja noch etwas . . . da sollte ja eine Hilfsaktion eingeleitet werden, für den jungen Proletarier, der sich im Leben so arg verlaufen hatte!

„Ich bin natürlich gern bereit, für Sie etwas zu tun. Vielleicht ist es mir möglich, Sie irgendwo in einem Bureau unterzubringen. Sprechen Sie gelegentlich einmal wieder vor!"

Der Sturz war vollendet. Birk lag mit zerschmetterten Gliedern im Abgrund. Er würgte stumm an seinem Fall. „Irgendwo!" . . . „Gelegentlich!" . . . Schwer lastete auf ihm die Wucht dieses Allerweltmitleids, das seit jeher sein größter Schmerz gewesen war. Dann aber begann er plötzlich, aus seiner Düsternis von Scham und Wehmut heraus, beinahe lustig aufzulachen: der rettende Zynismus des Ausgestoßenen trieb die sprungbereite Sentimentalität mit derben Püffen heim.

„O — mir geht es ja im Grunde ganz leidlich! Ich bin nur bekümmert in den Augen derer, die mich nicht anders haben wollen . . . Und vielleicht ist mir auch gar nicht zu helfen! Sie brauchen sich meinetwegen wahrhaftig nicht zu bemühen — es wäre schade um Ihre kostbare Zeit und um Ihre kostbare Ruhe! Männer, wie Sie, die sich ausschließlich dem Gemeinwohl zu widmen haben . . . Wie dürften Sie sich um ein Einzelschicksal bekümmern! Es ist am Ende doch gut für die Menschheit, daß Sie keine Familie haben!" . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Helmerding horchte auf. Wieder diese höhnische Vertraulichkeit, die beharrlich auf irgendeinen noch unenträtselten Punkt seiner Vergangenheit zu zielen schien! War das Irrsinn oder Plebejerfrechheit? Gleichviel — seine Schuld war es nicht, wenn allmählich sein rein menschliches Interesse erlahmte. Da war ja nun von selbst ein Abschluß gegeben. Er griff mit einem ungeduldigen Achselzucken nach der Geldbörse und nahm ein Zehnmarkstück heraus. Birk tat, als bemerkte er es nicht. Er war gleichfalls aufgestanden und hatte plötzlich ein Bündel Papiere in der Hand, das er mit nachdenklichem Zögern auf den Tisch legte. Dann sagte er, den Professor fest anblickend:

„In diesen Dokumenten finden Sie interessante Angaben über die Ursachen meiner Existenz; ich lasse sie Ihnen zum Andenken hier. Ich brauche sie nicht mehr. Ich tauche ins Gewühl der Masse, dort wo es am dunkelsten ist. Und ich denke, man wird mich wohl brauchen können — irgendwo! . . ."

Ehe Professor Helmerding noch Zeit gefunden hatte, sich den erstaunlichen Abgang zurechtzulegen, stand jener schon, das Bündel mit dem Arbeitszeug überm Arm und die abgegriffene Schirmmütze in der Rechten, an der geöffneten Tür, durch die in diesem Augenblick der Geruch einer delikaten Mandeltorte, der schon lange den Flur und die Korridore durchduftet hatte, in wohligen Wellen hereindrang. Helmerding sah noch eine Sekunde lang die dürftige Gestalt des seltsamen Burschen im Türrahmen: die schadhaften Arbeiterhosen, die pludrig um die ausgetretenen Stiefel herumhingen, den durch eine Gürtelschnalle zusammengehaltenen Rock, auf dessen Rückseite ein großer rostbrauner Flicken nicht eben kunstreich eingesetzt war, und das lange, mattblonde Haar, das in dünnen Strähnen auf die Schultern herabfiel: dann hatte sich hinter dem Fremden die Tür geschlossen.

* * *

Frau Weill, die gleich darauf eintrat, um endlich ihre lange genug unterdrückte Meinung an den Mann zu bringen, sah den Hausherrn blaß und nervös in einem Haufen von Urkunden herumwühlen und erhielt schon nach den einleitenden Sätzen ihrer erneuten Tischzeitmahnung den Bescheid, zu gelegenerer Stunde wiederzukommen. Blitzschnell und beleidigt ging sie wieder hinaus. Das hatte sie hier noch nicht erlebt! Sie, die sonst die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebensgewohnheiten des Professors und den kleinen Zirkel seines Verkehrs genau kannte, ja in gewissem Sinne kontrollierte, die jede seiner Seelenregungen im kleinen Finger hatte, wurde nun mit einemmal, an der Schwelle irgend eines urplötzlich hereingeschneiten Geheimnisses, wie eine Fremde abgeschafft — und dies noch obendrein wegen einer solchen Jahrmarktsfigur! Dazu waren ihre verhältnismäßig frischen siebenundvierzig Jahre ihr denn doch zu gut! . . .

Die Papiere waren chronologisch geordnet. So, als sollte von jenem die Geschichte des Unheils, mit dem ein jäh sich enthüllendes Geschick ihn zu verknüpfen schien, Stück für Stück, als würdiger Gegenstand gründlicher Spezialstudien genossen werden. Mit solch unerbittlichem Hohn grinsten ihn die lückenlosen Aktennachweise an, die da, sauber geheftet und sogar paginiert, an seinen Forscherehrgeiz appellierten.

Birk war der Sohn jener jungen Plätterin, die er damals, vor achtundzwanzig Jahren, als sie bei ihm anklopfte, um die Wäsche abzuliefern, irr vor hungernder Lebenssehnsucht, in wüstem, fieberndem Verlangen an sich gerissen. Jenes einzige Mal, da er blind und hemmungslos, in einem Fünfminutenrausch, an seinen Urwillen sich verloren hatte . . . Ja, das war jener schwere, tiefverhangene Blick, der das grelle Lebenslicht scheute, weil es zu starke Wünsche hinter dem Vorhang des überempfindlichen Leibes entzündete! Das war die heilige Kümmernis der überströmenden, tödlichen Lust! . . .

Und nun, nach einem Menschenalter, stand es wieder vor ihm da, das nackte, bitterarme Lebensverlangen, die brünstige, zehrende, ein ganzes schweres Dasein erfüllende Sucht: ein fremder, leidenschaftdurchpulster Wille, der seine unverkürzten Rechte forderte und immer wieder fordern würde: im trüben Rausch des Blutes, in weher Künstlertrunkenheit — ein ruhlos taumelnder Kreisel, dem lange vorher, in verschollener Schicksalsstunde, eine dunkle Macht den ersten Antrieb erteilt! . . .

Das da war also die Fortsetzung seiner irdischen Existenz, konnte es wenigstens sein; aus den Papieren ging jedenfalls hervor, daß seine Mutter ihn etwa zwei, drei Monate vor ihrer Verheiratung mit dem als Birks Adoptivvater verzeichneten Handwerker empfangen haben mußte — gerade um jene Zeit, als sich das wilde Intermezzo auf Helmerdings Studenten-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bude zutrug. Es widerstrebte ihm, der physiologischen Wahrheit weiter nachzuforschen — und übrigens machte eine notariell beglaubigte, kurz vor ihrem Tode abgegebene Erklärung der verwitweten Frau Birk, eben jenes Schriftstück, dem der junge Birk die Kenntnis seiner Herkunft verdankte, jeden Zweifel so gut wie unmöglich. Niemand hatte sie gezwungen, ihr Geheimnis preiszugeben: es war ein schrankenbrechendes, freiwilliges Bekennen zur Stärke unbekümmerter Leidenschaft, das diesem scheuverschlossenen Leben mit dem letzten Odem gewaltsam entströmte . . .

Und der da so lärmvoll in sein Dasein einbrach, dieser armselig-hochmütige Frondeur gegen die gesellschaftlichen Lebensmächte — was hatte er in tieferem Sinne anderes von ihm gefordert als ein gleiches Bekenntnis? Er hatte ihn aus dem sicheren Verhau seiner Theorienwelt herausgelockt, ihn sehend gemacht, seine sorglich behüteten Gewissensschwären durch einen kecken Handstreich enthüllt. Er hatte ihn kritisch durchforscht, gewogen und zu leicht befunden.

Und so hatte er schließlich dies Bündel Dokumente, das ihn mit einem grotesken, widerwärtigen Verhängnis gleichsam durch einen urkundlichen Gewaltakt verkettete, wie einen lange vorbereiteten Trumpf ihm in den Weg geschleudert, wie eine Herausforderung, die zugleich eine Absage war —

Denn jetzt hätte Professor Johannes Helmerding schon das Risiko eines gesellschaftlichen Skandals auf sich nehmen müssen, um in dem unverhofft eingetretenen Verwandtschaftsfalle den benötigten Nachweis liefern zu können, daß die Wirkung am lebendigen Menschen ihm höher stehe als sein gelehrtes Lebenswerk! Und daß auf einen solchen Umschwung, trotz jener vereinzelten, achtundzwanzig Jahre zurückliegenden Temperamentsäußerung, nicht zu hoffen sei — davon war die im Feuer des Pessimismus gehärtete heilige Kümmernis tief durchdrungen . . .

* * *

Die Haushälterin war nicht wenig erstaunt, als sie ein paar Tage darauf von Helmerding, der in letzter Zeit überhaupt ein merkwürdig unstabiles Wesen zur Schau getragen hatte und sogar um längeren Urlaub eingekommen war, den Befehl erhielt, die großen Reisekoffer für die Übersiedlung in den gewohnten Luftkurort zu packen, einen vollen Monat vor dem üblichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Termin. Der Professor sprach von ungünstiger Einwirkung des Stadtklimas auf seine Konstitution. Was es aber in Wahrheit mit diesem eiligen Aufbruch, der mehr einer Flucht vor sich selber glich, für eine Bewandtnis hatte, entnahm sie einem Brief, den sie beim Kleiderreinigen in der Seitentasche seines Hausrocks vorgefunden hatte. Er war aus Liverpool datiert und mit „Johannes Birk" unterzeichnet. Johannes — so war auch der Professor getauft ... Viel verstand sie von dem Schreiben nicht; aber jedenfalls begriff sie, daß es von dem verdrehten Maurer herrühren mußte, der kürzlich jene seltsam intime Unterredung mit Helmerding gehabt hatte.

„Ich bin Dir gestorben," hieß es da, „um mein grenzenloses Wollen aus Deinem umzäunten Bereich zu schaffen. Du gestattest dies eine und letzte Mal das vertrauliche Du. Was mir das Leben schuldet, könnte auch durch die Anerkennung unserer Verwandtschaftsbande nicht aus meinem Sinn, nicht aus meinem Gedächtnis getilgt werden. Weit ... weit über die Sphäre Deines begrifflichen Tuns und Denkens hinaus hat sich mir aller Lebenswert dieses Daseins verflüchtigt. Nur Liebe des Erkennens vermöchte mir dahin zu folgen. Viel Wissen ward Dir — aber die Ehrfurcht vor dem Leben ist Dir nicht gegeben ...

Ich schreibe Dir dies aus Liverpool. Daß ich als Kohlenschipper hinübergekommen bin und meine Freiheit durch Vertragsbruch gewonnen habe, erwähne ich bloß zur Befriedigung Deines ökonomischen Forschertriebes; denn mit der Art meiner Berufstätigkeit findest Du Dich ja erfahrungsgemäß leicht ab ... Ich werde viel herumgestoßen in der grauen Untiefe dieses Volkstums, das ein widriger Lebenswind hier, am Rande der alten Welt, noch einmal zu einem losen Kehrichthaufen zusammenfegt, ehe es westwärts weiterstiebt. Aber je schwerer der Druck des Tages auf mir lastet — desto höher schnellt die Wagschale meiner immateriellen Welt empor. Wenn ich am lichtübergossenen Mersey die größten Kähne des Erdballs aus den Docks ins Meer hineingleiten sehe, oder wenn ich am quallenbedeckten Strand von New Brighton liege, den in einer Stunde schon die Flut decken wird, und am Horizont, wo die Sonne zögernd versinkt und die Wechselströme der elektrischen Leuchtfeuer aufglimmen, blutrote gebauschte Segel, stürmisch atmend durch die Weite der irischen See der offenen Atlantis entgegen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fliegen — dann weiß ich, daß ich nachher mein Massenquartier im schmutzigen Chinesenviertel mit den Augen des Verzauberten anblicken werde . . .

So in alle Winde zerstreut, dem großen, erlösenden Ohngefähr preisgegeben, umarme ich jauchzend mein Geschick, das mir vergönnte, in freier, reifer Erkenntnis zu wählen — — — Dich nicht zu wählen! . . .

Du bist der äußeren Ruhe teilhaftig geworden. Du vermagst den gierigen Rachen des Lebens mit Goldstücken zu stopfen, und wäre dies mein Ziel, so müßte ich eigentlich schwachmütig werden, ja dann — dann müßte ich Dich beneiden . . . Aber du glaubst nicht, wie gespensterhaft klar ich jetzt eben Dein unfrohes Gesicht vor mir auftauchen sehe und wie tief ich es in diesem Augenblicke empfinde, daß auch Du ein schwankes Rohr im Winde, ein armer Gefangener Deines Gehirns, Deines Stolzes — Deines Gewissens bist! . . .

Und — ich beneide Dich nicht! . . . Ich beneide Dich nicht! — — —"

* * *

Seit die Wirtschafterin diesen Brief gelesen hatte, schwieg sie den Professor an, wie jemand, der einem unvermutet fremd geworden ist und dem man nicht mehr recht trauen darf. In der Tat empfand sie es wie eine Art Treulosigkeit und Vertragsbruch, daß er, dessen glatte, von keinem Hauch der Leidenschaft gekräuselte Oberfläche sie spielend zu meistern geglaubt, plötzlich Untiefen und Risse offenbarte, die ihrem geschärften Blick bisher entgangen waren. Sie beschloß, künftig besser auf ihn acht zu geben, vor allem aber: mit ihrem persönlichen Pfund etwas methodischer zu wuchern, um noch bei guter Zeit ihre Rechnung präsentieren zu können.

In der Sommerfrische herrschte diesmal gichtisches, zu Toleranz und Urbanität prädisponierendes Krankenwetter. Beim Professor hatte nach den letzwöchentlichen heftigen Seelenschwankungen eine umso entschiedenere Neigung zu gefesteten, unangefochtenen Lebensformen die Oberhand gewonnen. Er glich einem geschreckten Widder, den der Donner in den Stall zurücktreibt. Längstvergessene mythologische und standesamtliche Volksbräuche begannen sich wieder einzubürgern. So wunderte sich auch niemand, als nach der Trauung Frau Professor Helmerding der heiligen Kümmernis zwei geweihte Kerzen spendete . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Offener Brief an einen preußischen Staatsanwalt

Persönlich sind Sie mir nicht bekannt, Herr Staatsanwalt, ich weiß nicht einmal Ihren Namen. Als Individuum interessieren Sie mich auch gar nicht, sondern als Typus. Als fadengerader, vorbildlicher königlich preußischer Durchschnittsjurist. Als der Staatsbeamte, der sich herausnimmt, die deutsche Lyrik zu zensieren.

Sie wissen doch, weshalb ich Sie vornehme? Weil Sie durch Ihren Antrag vom 19. Dezember 1911, ausgefertigt am 9. Januar dieses Jahres, Franz Diederichs zweibändige Sammlung von Revolutionsgedichten „Von unten auf. Ein Buch der Freiheit", das 1911 herausgekommen ist, haben beschlagnahmen lassen. Das Verhältnis des deutschen Juristen, der nach einer Staatsstellung strebt, zur Kultur war mir auf der Universität immer schon ein Problem gewesen, wenn ich mir die Korpsstudenten und Reserveoffiziersaspiranten betrachtete, oder etwa den preußischen Assessor auf der Italienreise. Aber in Ihrer Person, verehrter Herr Staatsanwalt, sammeln und verdichten sich alle diese ungünstigen Eindrücke, seit ich Ihren Konfiskationsbeschluß gegen Diederichs Gedichtsammlung gelesen habe.

Damit Sie sehen, wie wohlwollend ich Ihren „Beschluß" prüfe, komme ich Ihnen in Ihrem Spezialfach ein bißchen zu Hilfe. Sie ziehen den § 111 des Strafgesetzbuches an gegen Herweghs Aufforderung an die Soldaten, nicht mehr auf ihre Brüder zu schießen („den Gehorsam zu verweigern", sagen Sie). Von der „Aufreizung von Personen des Soldatenstandes zum Ungehorsam" ist, wenn Sie gütigst nachschlagen wollen, im nächsten Paragraphen, 112, die Rede. Habe ich recht? Mein Gott, so was passiert mal in der Hitze des Gefechts.

Nun aber Ihr Deutsch, Herr Staatsanwalt, Ihr Deutsch! Müssen denn die Juristen wirklich nur Paragraphen kennen und nicht auch ihre Muttersprache?

„In den Gedichten werden die einzelnen Klassen der Bevölkerung zueinander in Gegensatz gebracht", schreiben Sie. Wollen wir das nicht lieber umstellen und schreiben: „in Gegensatz zueinander?" Ich finde es hübscher so.

„Nicht ohne Absicht in gleicher Hinsicht sind die Überschriften gewählt." Konnten Sie nicht auch noch „Vorsicht", „Rücksicht", „Ansicht" oder „Aussicht" hereinbringen?

Sie reden ferner von Tatbestandsmerkmalen des § 130 u. 111 Strafgesetzbuchs, und fahren fort: „Die sie enthaltenden Teile der Sammlung unterliegen der Einziehung." Beweisen läßt sich's ja allerdings nicht, daß das schlechtes Deutsch ist, höchstens empfinden. Indessen hätten Sie Sprachgefühl, dann würden Sie den Satz nicht geschrieben haben. Aber der „§ 111 Strafgesetzbuchs". Stellen Sie sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor, Sie wären Volksschullehrer anstatt Staatsanwalt (ich will Sie nicht kränken!): würden Sie diesen artikellosen Genitiv einem neun- oder zehnjährigen Jungen durchgehen lassen? Ich glaube kaum, sonst möchten Sie als ein schlechter Lehrer gelten!

Ihre schönste Sprachleistung setze ich ohne Kommentar hierher: „Der Revolution wird zugerufen wiederzukehren."

Ihr Herren Juristen bildet Euch doch so viel ein auf Eure Übung im logischen Denken. Trotzdem müssen wir ein ganz kleines Collegium logicum zusammen abhalten. Ich komme noch einmal auf den Satz zurück: „In den Gedichten werden die einzelnen Klassen der Bevölkerung zueinander in Gegensatz gebracht." Sie geben zu, daß die Bevölkerung sich aus einzelnen Klassen zusammensetzt. Sie beanstanden jedoch, daß man diese in Gegensatz zueinander bringt: Arm gegen Reich, Besitzende gegen Nichtbesitzende, Arbeiter gegen Unternehmer. Sehen Sie nicht ein, Verehrtester, daß der Begriff der „einzelnen Klassen" die Gegensätze eo ipso in sich schließt? Und daß Sie mit dieser Ausdrucksweise Ihre eigene Anklage über den Haufen werfen? Daß Sie sich selber ad absurdum führen? Donnerwetter, Herr Staatsanwalt, das haben Sie sich wohl nicht recht überlegt! Die Aufreizung zum Klassenhaß können Sie ja überhaupt nur dann fassen, wenn Sie den Klassenbegriff selber als eine Fiktion erklären, als eine böswillige Entstellung der Wirklichkeit. Dann wird man Ihnen wenigstens keinen Denkfehler vorwerfen können.

Sie schreiben ja auch von einer „falschen und übertriebenen Schilderung" der Lage des Arbeiterstandes. Es hätte heißen müssen „oder", denn zwei Dinge, die sich bis zu einem gewissen Grade ausschließen, können nicht, wie bei Ihnen, koordiniert werden. Ja, ja, Herr Staatsanwalt, die juristische Logik ist doch nicht ganz so einfach!

Wir sind noch nicht fertig miteinander. Ich habe Ihnen erst gezeigt, wie Sie sich formal vergaloppiert haben. Aber das Komische an dem Fall ist, daß Sie mit Ihrem hilflosen Deutsch einem mit anerkanntem künstlerischem Ernst zusammengetragenen Zyklus von Werken der Weltliteratur (wenn Sie's nicht glauben, lesen Sie die Besprechung von Theodor Heuß in der „Frankfurter Zeitung") zu Leibe gehen wollen. Der Kunst in die Zügel fallen, um den Staat zu retten. Das kommt mir fast vor, als wenn Sie in eine große Feuersbrunst hineinspuckten, um die Flammen zu löschen. Wissen Sie auch, warum? Weil die von Ihnen verfügte Konfiskation ihren Zweck vollkommen verfehlt. Die neun Gedichte, die Sie „beanstanden", sind längst im Buchhandel erschienen, und die Lyrik von Georg Herwegh, Ludwig Pfau und John Henry Mackay überhaupt zu unterdrücken — das wird selbst Ihnen nicht einfallen. Also das, was Sie konfiszieren, wird man sich einfach in anderen Ausgaben kaufen. Die Abbildungen haben's Ihnen ja auch angetan. Nun wohl, unterdrücken Sie doch den Klinger, den Daumier, Rethel und Goya, wenn Sie's fertig bringen! Goyas „Erschießung der Aufständischen" hat Ihr ganz besonderes Mißfallen gefunden. Sie gestatten mir vielleicht die Bemerkung, daß ein Kunstwerk, das seit hundert Jahren von der Welt verehrt wird, durch Ihren etwas verspäteten Beschluß nicht ohne weiteres zu vertilgen sein dürfte. Und verspätet erscheint mir — mit Verlanb — auch Ihr Wüten gegen die Poesie der Demokraten von 1848.

Verkennen Sie mich nicht, Herr Staatsanwalt, ich kann Ihnen nach-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fühlen, was Sie alles ausgestanden haben beim Durchblättern dieser Revolutionsgedichte! Der Verlag „Buchhandlung Vorwärts" ist ja schon an sich polizeiwidrig. Das Titelblatt schon hat Ihr Thron und Altar stützendes Gemüt erbost. Und was mußten Sie und Ihre Freunde sich alles sagen lassen in diesen neun Gedichten, die Sie herausgegriffen haben als „die Tatbestandsmerkmale der §§ 130 und 111 (besser: 112) enthaltend".

Im ersten von Ihnen zitierten Gedicht, Pfaus „Der Tag wird kommen", mißfiel Ihnen gewiß besonders die Stelle:

„Und das rote Meer, das vergossene Blut,
Den Pharao frißt samt seiner Brut"

— — — — — — — — — — — — —

„O herrlicher Auferstehungstag!
Wenn sie aufstehen die Nationen,
Hinwegzufegen mit einem Schlag
Die Throne zusamt den Drohnen;
Wenn das Volk einhertritt zum Gericht,
Und sein gewaltiges Schuldig spricht —
Der Tag wird kommen!

Das klingt verdammt ungemütlich, nicht wahr, Herr Staatsanwalt? Aber es kommt noch besser. Alfred Meißner wagt es, uns den Reichtum vorzuwerfen:

„Ihr habt das Gold, ihr seid die Reichen,
Ihr habt die Macht und macht das Recht,
Mit oder ohne Wappenzeichen;
Ihr seid ein stolz und schnöd Geschlecht."

— — — — — — — — — — — — —

„Denn alle wollen Gold und Metzen,
Paläste, Tafeln, Pferd und Hetzen —
Das arme Volk will schwarzes Brot."

— — — — — — — — — — — — —

„Die Zeit der Herrn, sie ist gewesen,
Der Zorn der Unterdrückten loht,
Und sind des Menschenrechtes Thesen
Dereinst in Flammenschrift zu lesen,
So nimmt man mehr als schwarzes Brot."

Darüber lachen Sie wohl und finden es maßlos übertrieben? Sie haben ja mit der Armut weiter nichts zu schaffen. Aber Herwegh kann einem doch recht auf die Nerven fallen, wenn er zynisch wird, blasphemisch:

„Bet und arbeit! ruft die Welt
Bete kurz! denn Zeit ist Geld.
An die Türe pocht die Not —
Bete kurz! denn Zeit ist Brot."

Ich vermute, Sie sind Reserveoffizier, Herr Staatsanwalt. Dann dürfen Sie's allerdings nicht dulden, wenn Herwegh den Soldaten zuruft:

„Was hilft es, daß wir trotzen,
So lang noch mordbereit
Ihr gegen uns den Protzen
Die starken Arme leiht?"

— — — — — — — — — — — — —

„Ach wenn sie euch nicht hätten,
Wär alles wohlbestellt;
Auf euren Bajonetten
Ruht die verkehrte Welt.
An euren Bajonetten
Klebt aller Zeiten Fluch;
Wir trügen keine Ketten,
Trügt ihr kein buntes Tuch."

Das ist starker Tobak, nicht wahr? Und nun lesen Sie noch bei Mackay, wie die Revolution herbeigesehnt wird:

„Kehre wieder über die Berge, Mutter der Freiheit, Revolution!

— — — — — — — — — — — — —

Zeige die Freiheit, die er verloren,
Und das Recht, zu dem er geboren,
Jedem einzelnen — und er ist dein!
Ja, du kommst! Und wir grüßen dich tausend-
Tausendmal, Mutter! — und dröhnend und brausend
Rollt unser Ruf zu des Erdballs Grenzen!
Aus den Kerkern, wo wir geschmachtet,
Über die Ruchlosen, die uns verachtet,
Sehn wir die Flamme der Freiheit schon glänzen."

In Herweghs Lied auf den achtzehnten März, das den Berliner besonders peinlich berühren muß, macht der Pietätlose selbst vor der geheiligten Person des Königs nicht Halt:

„Achtzehnhundertvierzig und acht,
Als du geruht von der nächtlichen Schlacht,
Waren es nicht Proletarierleichen,
Die du Berlin, vor den zitternden, bleichen,
Barhaupt grüßenden Cäsar gebracht,
Achtzehnhundertvierzig und acht?

Schließlich vergeht einem doch das Lachen, wenn die Kerle so ekelhaft persönlich werden wie Mackay:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie müssen sich allem entgegen, was wahr und frei sich nennt, stemmen,
Sie müssen, Verzweiflung im Herzen, ein Meer versuchen zu dämmen,
Und fühlen es klarer von Tag zu Tag: sie geben zugrunde."

„Und dann, an jenem Tag, da es zum Retten Zu spät, tret ich vor euch drohend dicht Und schlage die wie Glas zerbrochnen Ketten Euch in das nicht mehr lächelnde Gesicht."

Am Ende kriegt man's doch mit der Angst, Herr Staatsanwalt, wenn man das so hintereinander weg gelesen hat und läuft und verbietet das bösartige Buch. Aber man findet nur fünf lumpige Exemplare beim Verleger, der alles andere in Sicherheit gebracht hat. Und man ist vor aller Welt blamiert.

Man soll nicht in eine Feuersbrunst spucken!

Beherzigen Sie diesen Rat
Ihres wohlmeinenden
Hermann Hieber

Wertvolle Neuausgaben

Während ich im Urwald von Sumatra Schmetterlinge fing und Tauben schoß, während ich zwischen den unzählbaren Inseln des malaiischen Archipels auf chinesischen Schiffen reiste und auf Ceylon Berge bestieg, lief hier am Bodensee tagtäglich der Briefträger treulich und unerbittlich in mein Haus und lud in hundert Paketen die neueste Literatur vor der Studierzimmertüre ab. Da liegt sie nun und ist viel zu groß, als daß ein Einzelner mit halbwegs sorgfältiger Arbeit sie bewältigen könnte, so daß ich am besten darüber schwiege und diesen Winter hingehen ließe, ohne die Leser mit Bücherempfehlungen zu belästigen. Es sind aber doch schöne und wichtige Sachen darunter, vor allem eine Anzahl von Neuausgaben, deren Vorhandensein man nicht verschweigen darf und die, im Gegensatz zu den meisten Büchern der heutigen Literatur, als eine gesiebte Auswahl alten Gutes nicht von dem äußerlichen Bücherbedürfnis der Weihnachtszeit abhängig sind.

Da ist, um mit dem ältesten anzufangen, der zweibändige „Sokrates" von Emil Müller (Inselverlag) zu nennen, eine schöne treue Sammlung alles dessen, was die Freunde und Schüler des ehrwürdigen Atheners über ihren Vater und Lehrer aufgezeichnet haben, obenan Xenophon und Plato. Eine bescheidene Einleitung versucht das Leben des Sokrates zu zeichnen, dessen liebes gütiges Wesen und dessen überlegne Geistigkeit aus den vielen Büchern seiner Schüler so stark und lebendig zu uns reden. Das Werk ist nicht für Studenten und fleißige sparsame Leute, die sich das meiste leicht selber aus den vielen vorhandenen Übersetzungen zusammenstellen können; aber es wird für alle, die sich selber in der griechischen Literatur wenig auskennen und doch das beste und wichtigste über den populärsten und vielleicht originellsten Weisen Griechenlands kennen und besitzen möchten, eine würdige und zuverlässige Quelle sein.

Den berühmten Briefwechsel von Abälard und Heloise hat im Inselverlag W. Fred neu herausgegeben, in einer sehr angenehmen Übersetzung und mit einer etwas koketten Einleitung. Was die beiden mittelalterlichen Liebenden einander schrieben, viele Jahre nach dem Abbruch ihres Liebesverkehrs, was sie da an fortglimmender Glut und an Klage um ein verdorbnes Lebensglück unter frommen und gelehrten Sprüchen verbargen, ist immer wieder merkwürdig und wehmütig zu lesen, desto mehr sogar, je weniger man die witzige Skepsis des neuen Editors teilt und je ernsthafter man die Metamorphose des Erotischen ins Gelehrt-Fromme betrachtet. Dabei bleibt es freilich ewig zu beklagen, daß zu diesen Dokumenten der Entsagung und gierigen Erinnerung nicht auch die

Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Zeichen der ersten Glut und des jungen Glückes erhalten blieben, von denen meine alte Ausgabe aus dem Jahr 1783 sagt: „An Statt philosophischer Untersuchungen verfertigte er Liebesliederchen, die er selbst in Musik setzte und die dazu verfertigten Melodien von ihm seiner Geliebten vorsang. Sie waren von solcher Lieblichkeit, daß sie auf allen Gassen und selbst von den gemeinsten Leuten gesungen wurden."

Von Will Vesper besorgt, erschien bei Martin Mörike in München eine sehr billige einbändige Ausgabe der Hauptschriften Grimmelshausens mit dem Titel „Abenteurer des dreißigjährigen Krieges". Im gleichen Verlag bringt J. Beifus unter dem Titel „Die bunte Garbe" eine Sammlung von „deutschen Volksliedern der Gegenwart", das heißt von Volksliedern, die heut noch gesungen werden, und in der Form, wie sie heut gesungen werden. Über die Gesichtspunkte, nach denen die Lieder geordnet wurden, konnte ich nicht ins klare kommen, und einige Fassungen scheinen mir auch minderwertig, doch kann das dem Buche nichts anhaben, das spürbar auf direktem Sammeln und Hören im Volk und namentlich beim Militär beruht. Und die Überzeugung des Sammlers, daß auch heut noch Volkslieder entstehen und daß auch heut noch das Volk sich der Kunstlieder mit souveräner Sicherheit zu bemächtigen und sie zu seinem Gebrauche umzuformen weiß, wird jeder, der sich mit Volksliedern je beschäftigt hat, gewiß bestätigen.

Freunden einer aparten literarischen Leistung wird Margarete Mauthners Übersetzung einiger Dramen von Ben Jonson Freude machen (Verlag Br. Cassirer, Berlin). Der witzige, scharfsinnige Zeitgenosse Shakespeares hat wohl nicht die Größe, die unsterblich macht; aber seine geistvolle Feinheit und das kluge, schön gebaute Gefüge seiner Dichtungen wird Genießern auch heut noch Freude bereiten.

Ein gutes Jahrhundert weiter! Da bringt der Verlag Ernst Rowohlt in Leipzig einen schönen Neudruck der „Manon Lescaut" von Prévost, und zwar des französischen Originals. Das schöne Buch ist gleich dem Verlaine desselben Verlegers eine bemerkenswerte Leistung, beide Bücher seien den Lesern guter französischer Literatur empfohlen. Eine hübsche deutsche Übertragung der reizenden Liebesgeschichte des Abbé Prevost hat vor Jahren der Inselverlag gebracht.

Bei Rowohlt erschien auch, neben schönen Neudrucken einzelner Werke von Platen und Goethe, ein sehr hübsches Büchlein „Anakreontische Oden und Lieder", eine Sammlung dieser fröhlichen Liederform von Günther und Hagedorn bis Matthisson.

Von den deutschen Romantikern, von denen seit zehn Jahren so viel die Rede war, ist bisher der flotte feurige Arnim immer etwas vernachlässigt worden. Jetzt wird auch ihm eine Auferstehung; der Inselverlag gab seine Werke in einer dreibändigen Auswahl heraus. Die Ausgabe schließt sich denen des billigen Goethe und Eichendorff an, ist schön und billig, und der Herausgeber R. Steig ist seit wohl zwanzig Jahren als einer der besten Kenner der frühen Romantik berühmt; seines Werkes über Arnim und Brentano (1894) sei hier in Ehren gedacht. Der Freund Brentanos, den man fast nur noch als Mitschöpfer der Wunderhornsammlung kennt, wird nicht nur in manchen seiner schönen Lieder weiterleben, sondern wohl auch in einigen seiner üppig reichen, in ihrer eignen Fülle befangenen Novellen.

Stendhals „Reise in Italien" (Diederichs, Jena) ist die erste deutsche Übersetzung seines Buches „Rome, Naples et Florence en 1817". Stendhal, der so viel über italienische Kunst geschrieben hat und noch mehr darüber wußte, hat nie wie die meisten andern Autoren in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italien lediglich eine Kunstbude gesehen, sondern überall mit Liebe und heißem Interesse das Leben betrachtet, das Leben der Salons und der Theater, der Gasse und der Kneipe, der guten und der schlechten Gesellschaft, und die „Vulgarität", die er im italienischen Leben bewundert, ist genau dasselbe, was Nietzsche als „Unschuld des Südens" geliebt und gepriesen hat. So sagt er denn auch in einem bekenntnisartigen Vorwort: „Werde ich von Räubern überfallen und mit Flintenschüssen empfangen, so ergreift mich eine große Wut auf die Regierung und den Pfarrer des Ortes. Der Räuber selbst gefällt mir, wenn er energisch ist, denn er macht mir Spaß."

Die Briefe von Kant und Schopenhauer sind in je einem wohlfeilen Bande beim Inselverlag erschienen. Ebenda gibt Benno Rüttenauer eine kräftige Übersetzung der „contes drôlatiques" von Balzac in zwei Bänden heraus. Wenn man noch zu beweisen brauchte, daß Balzac nicht nur ein genialer Erfinder und Beobachter, sondern auch ein großer Techniker und Könner war, so könnte man es an Hand dieser Imitationen tun, die eine alte naive Erzählungsform so raffiniert handhaben, wie nur ein spintisierender Literat und Könner es vermöchte.

Zum Schlusse zeige ich mit Freuden die „neue, endgültige" Gesamtausgabe der Werke Detlevs von Liliencron an, die bei Schuster & Löffler in Berlin zu erscheinen beginnt. Der erste Band bringt, wie billig, den Poggfred, die größte und originellste Dichtung Liliencrons, dann folgen zwei Bände Gedichte; weitere Bände sollen bald folgen und die ganze Ausgabe in acht Bänden vollständig werden. Mit dieser schönen und würdigen Ausgabe seiner Werke geschieht dem flotten, tapferen norddeutschen Dichter mehr Ehre und mehr Recht als mit allen den vielen Büchern über ihn, die nach seinem Tode erschienen, und wenn wir in den Gedichten und im Poggfred lesen, so blitzen uns auf allen Seiten frische, jugendliche, lachende Verse mit derselben Kraft und demselben bezwingenden Glanz entgegen, den sie für uns hatten, da wir sie als Zwanzigjährige zum erstenmal lasen und auswendig behielten. Wir wollen Richard Dehmel, dem Herausgeber, und dem alten Liliencronverleger für diese Gabe herzlich dankbar sein.

Hermann Hesse

Seeschlacht

1914 soll der Panamakanal eröffnet werden. Kanonendonner und Kulturreden werden das erste Schiff begleiten, das vom Atlantischen in den Stillen Ozean durch die kurze Isthmusrinne fährt. Nun das Humboldtideal erreicht ist, sind der Boulangistenskandal, Lesseps und la Compagnie universelle de Canal interocéanique de Panama vergessen. Kein Carnot braucht mehr um den Bestand der Republik zu zittern und die einst verlorene Milliarde ist verschmerzt. Smartneß hat die Sache beim Schopfe gefaßt. Mit Energie, wie man anerkennen muß, und so ist denn der alte Spanierplan, der einst gegen Gottes Weltordnung verstieß, endlich gelungen.

Schon rüsten die Seeherren in allen Landen. Hapag und Lloyd verbauen viele Millionen, in England regt es sich. Amerika wird eifersüchtig. „Der Kanal gehört uns." Drohungen, die Vereinigten-Staaten-Flagge zum Kanalfavoriten zu machen, fremde Schiffe mit hohen Gebühren zu verscheuchen. Sogar die Gesetzgebung soll ran. Man will allen Schiffen, die unter dem Patronat des atlantischen Pools laufen, die amerikanischen Häfen sperren. Schon jetzt. Mit Hast wird an der Handels-

Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

flotte jenseits des großen Tümpels gehämmert. Sie soll Herrscherin beider Weltmeere werden. England zittert, setzt schnell die Suez-Gebühren herab, was jahrzehntelang vergeblich gefordert wurde. Das alles tut der kurze Wasserstrich der den Seefahrern in Zukunft den Umweg durch die Magalhaesstraße erspart. Für uns heißt es frühzeitig auf dem Posten sein. Hier winken fette Bissen und unsere Regierung darf den Duldungen amerikanischer Zollchikanen nicht auch noch eine Panamablamage hinzufügen. Darf nicht ruhig zusehen, wie Antitrustnarren nationale Lächerlichkeiten über die Völkerrechtgrenzen tragen. Wenn die amerikanische Regierung ihre Windmühlenkriege gegen die Standard Oil oder den Tabaktrust führen will, so mag sie das tun. Auf internationalem Gebiet hat sie nichts zu sagen. Man muß ihr das beizeiten klar machen, denn es handelt sich um große Dinge. Für unsere Schiffahrt aber wäre der Einigungsmoment da. Der beste Augenblick, den Hanseatenchauvinismus zu begraben, Kleinlichkeiten auszuschalten und die Ballinie um alle zu schlingen.

Ein oft geträumter Traum. Aber schon ist man daran, ihn wieder zu zerstören. Während nichts nötiger wäre als Geschlossenheit, bricht alter Hader aus. Monsieur Überall, der Fürstentrust, erscheint auf dem Plane. Schon 1908 hatten die Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe den Ehrgeiz, in Hamburgs Schiffahrtsintressen einzubrechen, Ballin zu überrennen. Der Kampf tobte in der Deutschen Levante-Linie, die zum Feudalkonzern gehört. Gerade zur Zeit der Schiffahrtskrise. Er wurde beigelegt und die kommenden Jahre brachten der Großschiffahrt eine ruhige Aufwärtsentwicklung. Bis kürzlich das Brodeln im Fürstentrust begann, die Deutsche Bank vor den Finanzgefahren mit schon geleerten Taschen flüchtete und ein allgemeines Revirement anhub. Da war der alte Antagonismus wieder da, standen die Seeherrschaftspläne Ihrer Durchlauchten aus dem Grabe auf, trieb es die „Finanzdilettanten" aus der Mittelmeerenge aufs Weltmeer. Nicht mehr und nicht weniger wollen sie als Konkurrenten der Hapag und des Lloyd auf der Atlantis sein. Emden soll Auswandererrivale Hamburgs und Bremens werden. Aus Korfu, so heißt es, ward die Konzession geholt und Preußen wolle gern gegen die Hansa fechten. Ein Wagestück, doppelt leichtfertig in einem Momente, wo der Berliner Terrainreinfall die Fürstenkassen geschwächt, wo Hapag und Lloyd wieder fundiert und zu vorsichtiger Expansion befähigt sind. Ein Konkurrenzritt ab irato. So was kann nur ein Wunder zum guten Ende führen. Aus Korfu haben sie die Konzession geholt? Der Kaiser sähe nichts lieber als die Einigkeit der großen Schiffahrtsgesellschaften. So hieß es immer. Eine neue Konkurrenz wäre nicht gerade in diesem Sinne; es sei denn, daß sie als Fusionsdruck gedacht wäre. Nichts könnte törichter sein als gerade jetzt eine Seeschlacht zu eröffnen, die Kräfte zu zersplittern, jetzt, wo die Weltschiffahrt vor neuen Riesenaufgaben steht. Nicht national wäre das und nicht wirtschaftlich. Nur eins gibt es: Einigkeit! Weshalb Kräfte nach Innen verschleudern, wenn man sie nach Außen so gut gebrauchen kann? Es gilt andere Schlachten zu schlagen und nur mit geschlossener Phalanx sind sie zu gewinnen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Der Untergang der deutschen Juden

Was geblüht hat, muß sterben. Wer schnell ist, kommt eilig ans Ziel. Und auf dem Gipfel gibt es kein Aufwärts mehr . . .

Es ist viel Mißgunst in dem Gleichnis von Größe und Fall. Viel Neid der Unteren, der die freudigste Stimmung des Menschen, den „hohen Mut" mit einem häßlichen Sprichwort verfolgt. Das Bild ist auch falsch. Zumindest bei Völkern, Menschengruppen, geschichtlichen Gebilden sollte man von Aufstieg und Fall nicht sprechen. Eher schon von Tat und Erschöpfung. Von Anlauf und Ziel. Denn Völker werden nicht alt; das ist nur eine Metapher. Politische Gebilde können zerstört werden, indessen die Menschen weiterleben. Die Römer haben das römische Reich überdauert. — Dennoch gibt es Gesetze, unentrinnbare, die ganzen Gruppen, wenn man sie losgelöst betrachtet, den Weg hinab ins Nirwana zeigen. Welche?

Ein Buch des Arztes Dr. Felix Theilhaber: „Der Untergang der deutschen Juden," sucht das Bild einer solchen Entwicklung zu zeichnen. Nach einem Schulfall. Unter allen Volkselementen sind die Juden das einheitlichste, heute noch. Von sechsmalhunderttausend Menschen deutscher Staatsangehörigkeit und Sprache gehen Wirkungen aus, die beispiellos sind in aller Geschichte . . . Und dieses Volk zeigt Merkmale anscheinend unabwendbaren physischen Untergangs. Den äußeren Beweis für seine These zu führen, ist dem Verfasser restlos gelungen. Im Jahre 1871 gab es in Deutschland 512000 Juden; 1905: 607000. Auf 10000 der Gesamtbevölkerung bedeutet das: bei der Reichsgründung 125, vor sieben Jahren 100 Juden. Seitdem ist der Prozentsatz noch weiter gesunken. Die gerühmte jüdische Fruchtbarkeit hat sich in ihr Gegenteil gewandelt. Heute (1908) steht die jüdische Geburtenzahl bei 17 aufs Tausend: tiefer als die französische, weit tiefer als die deutsche selbst in den Großstädten; tiefer als irgend eines Volkes der Welt. Die noch geringere Sterblichkeit kann den Verlust auf die Dauer nicht wettmachen. Die letzten preußischen Zahlen gaben 13,68 aufs Tausend. Eine solche Quote ist nur möglich, wo die niedrige Geburtenzahl die ohnehin nicht große Kindersterblichkeit auf ein Mindestmaß herabdrückt. Da lediglich rasch wachsende Bevölkerungen ihre Mortalität (rechnerisch) noch weiter vermindern, ist für die Juden mit 13, äußerstenfalls 12 aufs Tausend die Grenze erreicht. Tatsächlich stand der Überschuß vor einigen Jahren nur noch auf 3 vom Tausend; immerhin ein Zuwachs. Bei einer Bevölkerung aber, die, wie die jüdische, durchschnittlich zwei Kinder aus jeder Ehe zählt, ist die rechnerische Zunahme tatsächlich nur ein Aufbrauchen von Restbeständen: In der nächsten Generation ist die Abnahme unausbleiblich. Eins kommt dann zum andern. Die Ehescheu: Trotz der verhältnismäßig größeren Anzahl Heirats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mündiger schließen die deutschen Juden erheblich weniger Ehen als die übrige Bevölkerung. Das steigende Lebensalter der Eheschließenden: schon jetzt weit höher als beim Volksdurchschnitt. Das Zwei- und Einkindersystem. Die Taufen. Die Mischehen.

Darüber hinaus weist der Verfasser nach, daß alle bevölkerungsmindernden Ursachen fortbestehen oder noch wirksamer werden. Dies alles scheint erst ein Anfang. Die Zusammenballung der jüdischen Massen in wenigen Großstädten geht weiter. Die Berufsgliederung bevorzugt fortschreitend die „freien", zur Ehe- und Kinderlosigkeit erfahrungsgemäß geneigten Berufe. Die Frauenarbeit nimmt rapide zu. Der Wohlstand (in den Städten zwei- bis zehnmal, durchschnittlich mindestens fünfmal soviel Steueraufkommen wie bei der übrigen Bevölkerung), mit seiner nagenden Angst vor Deklassierung, rettet sich in den Malthusianismus. Geisteskrankheiten treten, am Volksdurchschnitt gemessen, in dreieinhalbfacher, Selbstmorde fast in doppelter Häufigkeit auf. Rassenerhaltende Instinkte, gesellschaftliche, religiöse Bindungen schwinden hin. Der unmittelbare Verlust durch Religionswechsel vollendet's. —

Selbst in diesem flüchtigen Auszug wird man fühlen: Der Verfasser, der mit dem Willen zu statistischer Kälte beginnt, endet mit eiferndem Herzen. Die grimmige Wertung der Mischehen und manches andere gibt dessen Zeugnis. Wer seinem Gegenstand entfernter steht, wird in dem Spezialfall ein allgemeines Schicksal empfinden. Natürlich gibt es einen Blickpunkt, von dem aus Taufen, Mischehen und Konzeptionsbeschränkung zur Nachbarschaft gleichbedeutender Vorgänge zusammenrücken. Und es ist zuzugeben: mit seiner Verbindung körperlicher, geistiger, wirtschaftlicher und religiöser Eigenart ist das „Judentum" zum Lehrbeispiel eines Lebensausschnitts einzig geeignet. Trotzdem: von außen gesehen, bleibt auch hier nur der ideelle Schnittpunkt getrennter Entwicklungsreihen. Die Geschicke gewisser Berufsarten, gewisser Kulturmerkmale sind darum nicht jüdische Geschicke, weil ihre Träger Juden sind. Wäre es möglich, die Großstädter, die Wohlhabenden, die Akademiker gleich einer Volkseinheit zu betrachten: man käme zu ganz ähnlichen Resultaten. Warum sind, nach Theilhaber, die jüdischen Mischehen so unfruchtbar? Weil differenzierte, ermüdete, unanimalische Menschen sie schließen. Nicht weil Juden sie schließen. Warum sind die Reichen und Gebildeten unter ihnen, die Großstädter dem Aussterben bestimmt? Weil sie an dem Punkt angelangt sind, wo die Biogenese nicht mehr mitkann. — Daran liegt es. Auch die Deutschen, auch die Kulturvölker aller Welt erleben ja, langsamer, das Gleiche. Jeder Einzelerfolg der Verfeinung ist ein Endpunkt. Wir stehen, biologisch genommen, wahrscheinlich hinter den Griechen zurück; sind aber in der bewußten Entwicklung um mindestens einige Jahrhunderte weiter. Wer unter den Bedingungen der „Kultur" lebt, nimmt in Jahren und Jahrzehnten vorweg, was der Gesamtorganismus in Jahrzehntausenden nachholt. Die Eile der Zivilisation ist eingespannt in die Langsamkeit des Biologischen. Darum kommt über die Möglichkeiten des Menschentiers der einzelne wohl persönlich hinaus. Dann muß er sterben.

Hermann Friedemann

Hundert Durchgefallene

Bei den kürzlich stattgefundenen juristischen Staatsprüfungen in Mün-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chen sind reichlich ein Drittel aller Kandidaten durchgefallen. Darunter befinden sich auch die während dem Examen aus Examensnot freiwillig Zurückgetretenen. Diese schwere Examensnot bekamen schon die Kandidaten der Vorjahre zu fühlen ... Trotzdem die Leistungen dieses Jahres gegen die früheren Jahre geradezu hervorragende waren, bedeckenrundhundertdurchgefallene Juristen das Examensfeld. — —

Wie ganz anders steht die Sache bei den Priesteramts-Kandidaten! Die Zentrumspresse weist nach jedem Examen besonders darauf hin, daß „alle Priesteramtskandidaten das Examen bestanden" hätten. Und wiederholt schon — bald ist zur Phase geworden — verkündet die Zentrumspresse, daß „dieses Jahr" oder „während der letzten Jahre" usw. „keine katholischen Theologen durchgefallen" seien ... Das Bestehen des Examens aller Priesteramtskandidaten ist Tatsache; es soll den kleinen oben angeführten Behauptungen sogar an dieser Stelle die viel größere Behauptung angefügt werden, daß überhaupt noch kein Priesteramtskandidat im Examen durchgefallen ist. (Sollte doch irgendwo so ein Unglückswurm sein, dann müßte er sich melden: sein Bild müßten alle illustrierten Zeitschriften bringen, als der einzige in dieser Welt durchgefallene Priesteramtskandidat.)

Ob dieses günstige Resultat lediglich der Intelligenz der Studierenden dieser Fakultät zuzuschreiben ist? ... Diese Frage beantwortet Karl Souvain in seinem Buche „Die Tragödie des katholischen Pfarrers"*) wie folgt: Der Generalvikar Dr. Kirchbauer „bestimmte, daß die theologischen Examen im Seminar, die merkwürdigerweise bis jetzt nur ein gleichgültiges Frage- und Antwortspiel waren, ernste Prüfungen sein sollen, die Auskunft böten über das Wissen und Können der Priesterkandidaten ... Es kam vor, daß den Kandidaten die Fragen vor dem Examen mitgeteilt wurden; daß Examinatoren sich fürchteten, eine schwere Frage zu stellen, da sie den Kandidaten keine Verlegenheit bereiten wollten. Das Examen war bis jetzt nur Form. Man hat auch noch nie gehört, daß ein katholischer Theologe durchgefallen ist ... Dem Generalvikar selbst begegnete es, als er den letzten Kurs in dem wichtigsten Fache, der Pastoraltheologie, prüfte, daß er nicht eine einzige richtige Antwort bekam. Der ganze Kurs hat Wochen hindurch die freie Zeit zur Lektüre von Karl Mays Reiseabenteuer benützt. Der Regens soll geäußert haben, daß er für die Festigung des christlichen Charakters keinen besseren Lesestoff wüßte." — So weit Karl Souvain.

Wie manches Juristen-Lebensschifflein würde mit geschwellten Segeln in den zukunftssicheren Hafen voll Amt und Würden einfahren, wenn mit obiger „Toleranz" auch die Juristen geprüft würden. C. B.

*) Karl Souvain: Die Tragödie des katholischen Pfarrers. In Briefen einer Pfarrköchin. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., Frankfurt a. M. 1911.

Ostasiatische Landwirtschaft

Alle Industrie ist abhängig von irgendwelcher Landwirtschaft; nur weil es nicht unbedingt die heimische Landwirtschaft zu sein braucht, scheint es oft, als ob Blühen oder Vergehen einer Industrie allein aus inneren Ursachen dieser selbst zu erklären wären. Innerhalb eines bestimmten Kreises wirtschaftender Personen kann es immer nur so viel Industrie geben, als die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landwirtschaft Nahrungsüberschüsse liefert. Solange wir uns also für die Befriedigung unserer hauptsächlichen Bedürfnisse — in Nahrung, Kleidung, Wohnung — nicht von der Ergiebigkeit des Bodens emanzipieren können, hat eine Industrie nur wenig Spielraum, um durch Kräfteersparnisse die Unzulänglichkeit der sie versorgenden Landwirtschaft für die Konkurrenz auf dem Weltmarkte wettzumachen. Es erhellt hieraus, daß für die Wirkungen des künftigen industriellen Wettbewerbes der ostasiatischen Völker mit den Nationen des Westens in erster Linie und vorwiegend die Leistungsfähigkeit der ostasiatischen Landwirtschaft; erst in zweiter Linie und in viel geringerem Grade die industrielle Entwicklung Ostasiens als solche maßgebend sein wird, schon weil für jeden Massenabsatz die Billigkeit in der Regel ein größerer Vorzug für eine Ware ist als ihre Güte.

Wenn nun in der Beschränkung sich der Meister zeigt, so kann man nicht gut dem ostasiatischen Bauern die Weltmeisterschaft absprechen. Was er mit primitiven Mitteln erreicht hat, ist ihm bisher noch nirgends nachgemacht worden. Nirgends in der Welt findet man eine so gründliche Bodenbestellung wie in China. Wenige Meter breite, 20 bis 30 Meter lange Parzellen bilden die Regel. Bis an die steilen Felskuppen der Hügel hinauf ist das Land sorgfältig terrassiert. Jedes kleinste Stückchen Land auf dem Boden der Regenschluchten, von dem man annehmen kann, daß es vor den herniedergehenden Fluten halbwegs geschützt ist, wird ausgenützt, jeder kleinste Acker sorgfältig, gartenähnlich bestellt. Außer den Parkanlagen in der Umgebung der Hauptstadt gibt es keine ausgedehnten Flächen, die der Bestellung vorenthalten würden. Für die Wege wird möglichst wenig Raum freigegeben, da der Wagenverkehr ungemein gering ist. Die Friedhöfe werden vorzugsweise an den unfruchtbaren Hängen von Bergen und Hügeln angelegt. Wiesen gibt es überhaupt nicht. Kein Viehfutter wird gezogen, nur Nahrung für Menschen. In keinem anderen Lande ist die Zahl der Pferde oder sonstigen tierischen Arbeitsgehilfen so gering, und die wenigen müssen sich an Stellen, die sich zur Ackerwirtschaft nicht eignen, selbst ihre Nahrung suchen. In einem Lande wie England werden über eine Million Pferde gebraucht, um Menschen und Waren zu befördern, und jedes Pferd erfordert, um unterhalten zu werden, soviel Land, als hinreicht, um acht Menschen zu ernähren. In China wird so gut wie alles, was nicht auf Wasserwegen an seinen Bestimmungsort gelangen kann, auf Schiebkarren oder dem Rücken des Menschen befördert und die Boote in den Kanälen selbst werden von Menschen gezogen. Der Mensch hat den Wettbewerb des Tieres auf allen Arbeitsgebieten geschlagen.

Aus einer Fläche von bestimmter Größe vermag der ostasiatische Bauer mehr Nahrungsmittel zu ziehen, als irgendein Konkurrent. Das gilt auch vom japanischen Landwirt, dem gelehrigen Schüler des chinesischen. Die drei Hauptinseln Japans haben zusammen eine Bevölkerung von 47 Millionen und nur eine Fläche von 52000 Quadratkilometer angebauten Landes. Es werden nur für etwa vier Mark pro Kopf und pro Jahr Nahrungsmittel mehr ein- als ausgeführt. Von der rein landwirtschaftlichen Bevölkerung Japans lassen sich mehr als 730, von der gesamten Bevölkerung mehr als 900 Personen auf einen Quadratkilometer bebauten Bodens verteilen. Je ein Quadratkilometer Boden hat also 730 Menschen zu versor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gen und dazu den Löwenanteil des Nahrungsmittelbedarfs für die übrigen 170 Menschen zu decken. Die Insel Tschungming an der Mündung des Jangtse mit einem Flächeninhalt von 702 Quadratkilometern und nur einer größeren Stadt unterhält eine Bevölkerung von 1425 Köpfen durchschnittlich auf einem Quadratkilometer. Man vergleiche hiermit die Verhältnisse von England mit Wales, wo nur 1 Million Menschen noch in der Landwirtschaft beschäftigt sind auf einer Fläche von mehr als 11 Millionen Quadratkilometern bebauten Landes, so daß 11 Arbeiter auf jeden Quadratkilometer entfallen. Nimmt man an, daß davon jeder eine fünfköpfige Familie ernährt, so ergibt sich, daß ein Quadratkilometer bebauten Landes nur 55 Menschen direkt ernährt. Belgien ist das dichtest bevölkerte Land Europas und hat eine hochentwickelte, sehr gründlich arbeitende Landwirtschaft, und doch kommen dort auf einen Quadratkilometer erst 225 Menschen, deren Bedarf an Nahrungsmitteln zudem großenteils durch Vermittelung der Exportindustrie, d. h. durch Eintausch von fremden Bodenprodukten gegen heimische Fabrikate gedeckt wird.

Otto Corbach

Fleischnot und Hundefleisch

Unsere Agrarier pflegen, wenn die Rede auf die Fleischnot kommt, auf die Zunahme des heimischen Viehstands hinzuweisen; sie wollen uns glauben machen, daß die inländischen Züchter mit ihrem Angebot die vorausgeeilte Nachfrage bald einholen würden. Ihre Zahlen beweisen aber in dieser Hinsicht nichts. Die vielen Milchkühe, Zugtiere, Schafe für die Wollerzeugung, Tiere, die nur gelegentlich für Schlachtzwecke in Betracht kommen, werden von ihnen mitgezählt. Ein ganz anderes Bild ergibt die Statistik über die Schlachtvieh- und Fleischbeschau im Deutschen Reiche. Einer solchen wurden unterzogen

	im 4. Vierteljahr 1911	1910
Ochsen	144059	152962
Bullen	94538	99647
Kühe	479612	439530
Jungrinder über 3 Monate alt	266775	263087
Schweine	5517777	4690891
Schafe	588273	609200
Pferde und andere Einhufer	55065	48825
Hunde	2480	2368

Bei Ochsen, Bullen und Schafen war also ein, zum Teil beträchtlicher, Rückgang, bei Kühen und Rindern eine geringe Zunahme, eine verhältnismäßig erhebliche Zunahme außer bei Schweinen nur bei Pferden oder anderen Einhufern und bei Hunden zu verzeichnen. Der vermehrte Fleischbedarf einer stark wachsenden Bevölkerung konnte also, da die besseren Fleischarten knapp und knapper, teuer und teurer wurden, nur durch großen Verbrauch von Schweinefleisch, und, soweit auch dazu die Mittel in den ärmsten Volksschichten nicht reichten, von Pferde- und Hundefleisch gedeckt werden. Dabei ist zu bedenken, daß wohl häufig, ja meist, Hunde verzehrt werden, ohne einer Fleischbeschau unterworfen worden zu sein, da das Schlachten von Hunden in der Regel nicht professionell und öffentlich, sondern privat und geheim ausgeübt werden dürfte.

Witkop

Impressionismus

Aus einer uns zugesandten Entgegnung von Herrn Dr. Weisbach bringen wir folgendes zum Abdruck:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Nummer vom 16. März dieser Zeitschrift schreibt Herr Paul Mahlberg in seiner Anzeige meines Buches: „Impressionismus. Ein Problem des Malers in der Antike und Neuzeit". Berlin, Groteske Verlagsbuchhandlung: „Seine Betrachtung ist eine unhistorische, und er läßt sich verleiten, den Begriff des Impressionismus auf Darstellungen einer Zeit zu applizieren, die kunstentwicklungsgeschichtlich diesem Problem fernstand, gar nicht daran dachte, es schon infolge ihres geringen Formvermögens gar nicht in Angriff nehmen konnte. Andrea del Castagno reklamiert er als Impressionisten. Es ist, als ob man den Tafeln des Quattrocento die Absichten des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf die luministische Durchschlagskraft oder die Darstellung im Entstehen begriffener Bewegungen unterlegen wollte."

Man darf wohl zweifeln, ob Herr Mahlberg das Buch durchgelesen hat. Der Name Andrea del Castagno kommt überhaupt darin nicht vor. Über das Quattrocento heißt es bei mir S. 57: „Der Realismus des Quattrocento beschränkt sich aber vornehmlich auf die Beobachtung von Einzelformen. Wie die Glieder innerhalb eines Organismus formal miteinander verknüpft sind, darüber sucht er sich Rechenschaft zu geben. Eine Mehrheit von Organismen vermag er als Gesamtmasse nicht zu begreifen. Der Blick ist ganz auf das formale Erfassen des Einzelnen eingestellt."

Und weiter: „Der Realismus des Kolorits beschränkt sich auf eine Bedeckung der Formen mit lokalen Farben." Was mir Herr Mahlberg insinuiert, steht also gar nicht in meinem Buch.

Darauf erwidert Herr Paul Mahlberg.

Herr W. hat in einem, jedoch vollständig episodischen Punkte recht. Ich zeigte in meiner Kritik, daß der Rezensierte es liebt, überall den Begriff des Impressionismus anzubringen. So bezeichnet er die Kunst des Frans Hals und die Malereien der Katakomben als impressionistisch. Ich glaube, auch ihm nachgewiesen zu haben, daß das nicht geht, denn er hat in seiner Entgegnung nichts dagegen einzuwenden. Die Kritik: „Seine Betrachtung ist eine unhistorische, und er läßt sich verleiten, den Begriff des Impressionismus auf Darstellungen einer Zeit zu applizieren, die kunstentwicklungsgeschichtlich diesem Problem fernstand, gar nicht daran dachte, es schon infolge ihres geringen Formvermögens gar nicht in Angriff nehmen konnte"; und „ohne die Kenntnis der Bedingungen einer Zeit wird man natürlich immer zu einem verschobenen Bild ihrer Erscheinungen kommen, und was uns dann als vorausragend erscheint, mag in Wirklichkeit als Folge einer Unvollkommenheit unter dem Niveau bleiben," bleibt also unangetastet. Auch durch das Folgende. — Zwischen diesen zwei Sätzen steht nämlich ein erklärender Vergleich und darin die durch einen Satz des Buches allerdings nicht legitimierte Bemerkung den Andrea del Castagno betreffend. Nachdem ich mich durch eine abermalige Lektüre des W.schen Buches überzeugte, daß bei mir in Hinblick auf den A. d. C. ein Versehen vorgekommen sein mußte, suchte und fand ich es in meinen Notizen zu dem Buch. Ich hatte, lediglich zum Zwecke der Fixierung einer Assoziation an der Lektüre, geschrieben „wie bei A. d. Cast." Bei der Zusammenstellung übernahm ich diesen Satz versehentlich falsch, der im Verlauf ohne Konsequenzen geblieben ist, und dessen Auslassen an der Richtung des Ganzen nichts ändert. Daß ich behauptet hätte, Herr Weisbach habe vom Quattrocento geschrieben, es habe impressionistische Tendenzen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehabt, stimmt nicht. Die Ausführung über das Quattrocento, jener vorher erwähnte erklärende Vergleich, heißt bei mir im Zusammenhang so (den Satz von A. d. C. könnte man als Episode einklammern): wenn man, wie Weisbach, dem Frans Hals (geht vorher) und den Malereien der Katakomben (folgt) Impressionismus unterschiebt, so ist das, „als ob man den Tafeln des Quattrocento die Absichten des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf die luminaristische Durchschlagskraft oder die Darstellung im Entstehen begriffener Bewegungen unterlegen wollte. Dabei war damals (im 15. Jahrhundert) noch nicht einmal die Einheit der Zeit in der bildlichen Darstellung von Erzählungen bekannt und durchgeführt." Luminaristische Durchschlagskraft oder die Darstellung im Entstehen begriffener Bewegungen hat aber doch mit dem Impressionismus nichts zu tun: Es sollte nur an einem schlagenden Beispiel klar werden, daß es in der Malerei Dinge gibt, die nur von der Evolution heraufgeführt werden können.

Herr W. glaubt, daran zweifeln zu können, daß ich das Buch gelesen habe: Ich möchte zweifeln, daß es geschrieben sei.

Musikwissenschaftliche Bücherschau

„Möglichste Unabhängigkeit der Bewegung und Haltung, ein Mit- und Gegeneinanderführen der Stimmen in Selbstherrlichkeit jeder einzelnen, rücksichtslos beim Aufeinanderstoßen der rhythmisch tragenden Intervalle auch bei den Imitationsführungen, im Einzelfalle fast herabsinkend zur rudimentären Aneinanderkleisterung von Stimmen in der Art der ars antiqua oder der Heterophonie" —: so stellt sich der musikalische Modestil unserer Zeit, für den Guido Adler den Namen „Polyodie" gefunden, in der wissenschaftlichen Vogelperspektive dar. Ein Partiturbeispiel aus Arnold Schoenbergs Werken dient zur Erläuterung dieser Worte. Adlers Buch „Der Stil in der Musik", in dem tiefgründige Untersuchungen aus dem gesamten Gebiet der Musikgeschichte niedergelegt sind, besteht aus drei Teilen, von denen zwei: „Prinzipien und Arten des musikalischen Stils" zu einem Bande vereinigt vorliegen, dem ein weiterer „Perioden des musikalischen Stils" folgen soll.

Der „Geschichte des neuen deutschen Liedes" (I. Teil: von Albert bis Zelter) von Hermann Kretzschmar dürfte die stilistische Prägnanz und Anmut, womit uns der Verfasser den Geist alter Zeiten näher zu bringen weiß, sowie auch das an sich populärere Stoffgebiet, Eingang in weitere, nicht ausschließlich historisch geschulte Leserkreise verschaffen. Zahlreiche Notenbeispiele kommen dem allgemeinen Verständnis wesentlich zu Hilfe.

Ein fleißiges Sammelwerk ist Edwin Lindners Buch „Richard Wagner über Tristan und Isolde", das alle in Briefen und Schriften zerstreuten Aussprüche des Meisters über diese Oper zusammenfaßt. Die z. T. so befremdliche Darstellung der Entstehungsgeschichte des „Tristan", wie sie sich in Wagners Autobiographie findet, ist in einem besonderen Teile wiedergegeben, dem als — hier fast ironisch klingendes — Motto die an Mathilde Wesendonck gerichteten Zeilen vorangestellt sind:

> „Daß ich den ‚Tristan' geschrieben,
> danke ich Ihnen aus tiefster Seele
> in alle Ewigkeit!"

Alle drei Bücher sind bei Breitkopf & Härtel erschienen.

Dr. Hans Scholz

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Föderalismus / Von Vizeadmiral a. D. P. G. Hoffmann

Seit dem Zusammentritt des neuen Reichstages steht das Reich, so scheint es, im Zeichen des Föderalismus, jener Richtung der inneren Politik, die den Schwerpunkt des Reichsgedankens in das Bundesverhältnis der deutschen Fürsten legt, im Gegensatz zum Unitarismus, der Tendenz zunehmender reichsstaatlicher Entwicklung. Der Föderalismus hat immer seinen Nährboden in dem Mißtrauen der Regierungen zum Reichstag gefunden, und daß diesem neuen Reichstag die Regierungen ganz besonderes Mißtrauen entgegenbringen, liegt auf der Hand. Aber man darf nicht vergessen, daß es nicht die deutschen Fürsten sind, die Föderalismus treiben, sondern die Parteien, die, man mag sagen was man wolle, die Regierungen beseelen. Und wenn „die verbündeten Regierungen" sich insgesamt scheuen, die gesetzgeberische Mitarbeit des Reichstages mehr wie dringend notwendig in Anspruch zu nehmen, so ist es höchst charakteristisch, wie die einzelstaatlichen Regierungen, jede in ihrer Art, sich föderalistisch betätigen.

In Preußen wird ein Ausführungsgesetz zum Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz beraten. Man hat den Entwurf, der schweren juristischen Bedenken begegnet, eingebracht, um die preußischen Polizei- und Verwaltungsbefugnisse zu stärken. Vom Reichstag befürchtet Preußen bei einer Gesetzesnovelle eine lästige Bindung ihrer gern selbstherrlich auftretenden Verwaltungsorgane. In Bayern hat man die Jesuiten wieder zugelassen. Die bayerische Regierung sehnt sich danach, ihre katholische Vormachtstellung dem Papst empfehlend in Erinnerung zu bringen. In Baden hat man den alten guten Traditionen getreu ein Beispiel sozialer Gerechtigkeit gegeben. Man hat die Reichsversicherungsordnung in ihrem betrübenden Auswuchs agrarischen Eigennutzes korrigiert, indem die Landkrankenkassen dieses Gesetzes in Baden gar nicht eingeführt werden und damit die un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

soziale Ausnahmebestimmung für die Landarbeiter in Baden nicht Platz greifen sollen.

Aber der Föderalismus zieht noch weitere Kreise. Da ist die Erklärung des preußischen Finanzministers gegen eine zukünftige deutsche Eisenbahngemeinschaft mit der Motivierung, der Gemeinschaftsgedanke verbiete sich „aus staats- und finanzrechtlichen Gründen".

Dahin gehört aber auch der Entwurf des Staatsangehörigkeitsgesetzes, trotz der offenbaren Verbesserungen des bisherigen Zustandes für die Deutschen im Auslande. Innerhalb des Reichs kommt das Gesetz in wichtigen Punkten föderalistischen Bestrebungen entgegen. Anderthalb Menschenalter hindurch vollzieht sich ein langsamer Verschmelzungsprozeß aller Staatsangehörigkeiten im Reich, der an keiner Stelle zu Mißständen oder Klagen Anlaß gegeben hat. Wer von einem Bundesstaat nach einem andern verzieht, behält bekanntlich seine Staatsangehörigkeit und erwirbt die neue, sobald er einen Antrag dazu stellt oder eine Staatsanstellung in der neuen Heimat annimmt. Seine Kinder erwerben dadurch schon von selbst zwei Staatsangehörigkeiten. Man kann aber im Laufe eines Lebens, wenn man viel im Reich herumkommt, noch weitere Staatsangehörigkeiten erwerben zu den vielleicht schon zahlreichen, die man vom Vater und Großvater ererbt hat, oft ohne es noch recht nachweisen zu können. Ein solcher Verschmelzungsprozeß entspricht vollkommen den Intentionen der Urheber der Verfassung, die in den Wirkungen des gemeinsamen Indigenats und der Freizügigkeit nur einen vorläufigen Schritt sahen zu einem Reichsbürgerrecht, das alle einzelstaatlichen Angehörigkeiten im Laufe der Zeit absorbieren werde. Nun aber lebt die damals nur schüchtern geltend gemachte Verwaltungsmaxime kräftig auf, daß eine Vielheit des Untertanenverhältnisses vom Übel sei. Das neue Gesetz soll dem Fortgang des Vermischungsvorgangs einen Riegel vorschieben, indem es den Verlust früherer Staatsangehörigkeiten beim Erwerb neuer als die Regel setzt. Ein offenbarer Sieg des Föderalismus unserer Tage!

Und nun der Föderalismus in der großen Reichspolitik! Als Fürst Bülow die Notwendigkeit einer entscheidenden Finanzreform großen Stils erkannt hatte, berief er einen Mann seines Vertrauens in das Reichsschatzamt unter gleichzeitiger Erhebung zum preußischen Staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

miniſter. Das war ein noch nicht dageweſener Vorgang. Der Reichsſchatzſekretär, ſo lautete die Erklärung, die der Neuernannte ſelbſt dazu gab, ſollte in den Stand geſetzt werden, kollegial mit dem Finanzminiſter des größten Bundesſtaats in allen wichtigen Finanzfragen zuſammenzuarbeiten. Heute ſehen wir das Reichsſchatzamt zurückgeſchraubt, auf die Zeiten der Anfänge einer deutſchen Finanzwirtſchaft, die Bismarck im Auge hatte, als er in ſeinen Gedanken und Erinnerungen ſchrieb: „Die Beſtimmung dieſes Amts hatte keine größere Tragweite als diejenige, dem Reichskanzler in ſeinen Erörterungen und Verſtändigungen mit dem preußiſchen Miniſter der Finanzen Beiſtand und techniſch geſchulte Arbeitskräfte zu zollen.“ Der Unterſchied iſt nur, daß an Stelle des preußiſchen Finanzminiſters, von dem unabhängig Finanzpolitik zu treiben damals Bismarck als verfaſſungswidrig bezeichnete, heute das große Kollegium der bundesſtaatlichen Einzelminiſter mit dem Reichskanzler die Finanzen erörtert und ſich mit ihm verſtändigt. Wer es früher beklagt hat, daß der preußiſche Finanzminiſter zu einflußreich war, erkennt jetzt mit Schrecken, daß an ſeine Stelle ein vielköpfiges blutleeres Organ getreten iſt. Die negative Betätigung dieſes föderaliſtiſchen Apparats beſteht in der Verleugnung der Verabredung: keine Ausgabe ohne Deckung. Der Bundesrat, der im Laufe der Zeit ſo erfolgreich von der unitariſchen Entwicklung in den Hintergrund gedrängt worden iſt, erhält neues Leben und neue Bedeutung. Damit ſind den föderaliſtiſchen Beſtrebungen ganz neue Ausblicke eröffnet.

So haben wir einen ſtattlichen Frühlingsſtrauß friſcher Blüten des Föderalismus ſammeln können. Und das alles zunächſt noch ohne engen Zuſammenhang mit dem Ausfall der Reichstagswahlen. Aber die konſervativ klerikale Abneigung, mit der neuen Reichstagsmehrheit zuſammen zu arbeiten, wird auf dem ſchon jetzt betretenen Wege immer weiter treiben. Und deshalb ſoll man dieſe Zeichen der Zeit ſchon jetzt beachten. Föderalismus bedeutet Rückbildung des Reichs zum Staatenbund, bedeutet Schwächung des nationalen Gedankens und Schwächung des Kaiſertums; alles Zukunftsträume des konfeſſionellen Zentrums, der Polen, Welfen uſw. Allem ſolchen muß die öffentliche Meinung, die ein ſtarkes einiges Reich nach außen und nach innen verlangt, mit Eifer entgegentreten. Man tröſte ſich nicht mit dem Gedanken, daß Preußen ſich ſelbſt aufgeben würde, wenn es den Föde-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ralismus begünstigte. Die preußischen Konservativen verlangen gar nicht nach Unitarismus im Reich. Ihnen ist eine straffe preußische Hegemonie viel lieber. Der geeinigte Liberalismus allein hat den Willen, und hoffentlich auch das moralische Schwergewicht bei den Fürsten des Reichs, dem Föderalismus entgegenzutreten.

Beginnende Kämpfe

Von besonderer Seite wird uns geschrieben:

ie letzten Geschehnisse in Bayern berechtigen zu der Frage, wer eigentlich in letzter Linie den Kurs angibt, welchen der Jesuitenschüler Baron Hertling einschlägt, denn alle Kenner der Verhältnisse wissen, daß S. k. Hoheit der Prinzregent von der seltsamen Auslegung der Reichsgesetze, welche die Duldung der Jesuiten bedeutet, nichts wußte, daß der konziliante hohe Herr im Gegenteil die Bedrohung des konfessionellen Friedens ebenso wenig dulden würde, wie das unwürdige Spiel, das mit den Worten Konferenz und Mission getrieben wird.

Man irrt in Norddeutschland sehr, wenn man annimmt, daß sich der Ministerpräsident auf irgend welche starke Strömungen im Volke berufen darf, wenn er dem mit so viel Recht verbannten Orden zuliebe den klaren Sinn des Gesetzes umdeutelt. Wir haben höchstens unter den in Rom ausgebildeten, richtiger seelisch verkümmerten Geistlichen jene Leute zu suchen, welche die Rückberufung der Jesuiten betreiben, die große Mehrzahl der Landgeistlichen, welche schon jetzt unter den jesuitisch inspirierten päpstlichen Erlassen leidet, weiß, daß jede segensreiche und im wahren Sinne priesterliche Tätigkeit im Lande unmöglich gemacht sein wird, wenn die giftige Spionage des Ordens in jedem Pfarrhofe ihre Wirkungen äußern wird.

Noch weniger kann etwa davon gesprochen werden, daß sich in Laienkreisen der Unwille gegen die Expatriierung der Jesuiten in der von gewissen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ultramontanen gewünschten Lebhaftigkeit äußerte, denn selbst in rein katholischen Gegenden hat sich trotz aller Verhetzungen eine tiefe Zufriedenheit mit der Fernhaltung der Jesuiten ausgebildet.

Herr von Hertling, welcher zu den belgischen Vertretern des Hetzerordens mehr intime Beziehungen hat, als arglose Menschen glauben möchten, folgt sohin nur seinen eigenen Trieben und den Wünschen einer verschwindend kleinen Clique, wenn er so ganz gegen die versöhnliche Meinung des Prinzregenten die Brandfackel in den leichten Bau der bayrischen Parität schleudert.

Daß er das wagen darf, liegt in jenen Umständen begründet, welche auch seine Berufung gegen die seit Beginn der Regentschaft beobachtete wohlwollende Tendenz ermöglicht hat.

Alle die kurzsichtigen Politiker, welche nach Podewils in dem neuen Ministerpräsidenten einen zielbewußten und starken Mann begrüßten, ohne zu ahnen, wie sehr er Werkzeug in den Händen der gefährlichsten römischen Institution ist, vermögen jetzt — wenige Wochen nach Hertlings Berufung — zu erkennen, wie sich die Dinge in Bayern zum Schlimmsten wenden wollen. Einsichtige haben freilich bereits nach der merkwürdigen Zusammenstellung des Ministeriums, in welchem sich Abhängigkeiten wie Soden und Knilling und Intelligenzen wie Breuning befinden, gewußt, daß Prinz Ludwig im ersten Augenblicke, da ihm die Umstände die Möglichkeit gewährten, nur seine lang zurückgedämmten klerikalen Absichten verwirklichen wollte.

Die sehr unglückliche Lobrede, welche Freiherr von Cramer-Klett auf den hilflosen Minister des Innern gehalten hat, hat den Vorhang gelüftet und hat gezeigt, wo der Regentschaftsnachfolger sich in den Januartagen Rat und Stärkung zu der Kampagne gegen das Ministerium Podewils geholt hat.

Hier konnte Prinz Ludwig, der nach Art mancher hoher Herren ausschließlich in der Verbreitung der sozialdemokratischen Ideen Gefahren für die Dynastie erblickt, der Bewunderung für seine so gar nicht „Birkenfeldischen" Ansichten sicher sein, und Herr von Cramer-Klett, der Feudalherr von gestern und Katholik von morgen, war in der Lage, seiner Verstimmung gegen den strengen, der Gründung von Fideikommissen widerstrebenden Minister Pfaff Nachdruck zu verleihen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prinz Ludwig führt uns einer herrlichen Zeit entgegen, wenn er seine in den Salons der Ottostraße begutachteten Pläne durch Herrn von Hertling zur Ausführung bringen lassen will, aber mag dieser bereits in der Kammer gedroht haben, daß es „auch anders ginge", so wird doch der Regentschaftsnachfolger erfahren, daß weder in Deutschland noch in Bayern selbst mehr Raum ist für liguistische Ideen.

Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Gegenwart

Von Professor Heinrich Oberwinder

(Schluß)

Marx und Engels hatten in bezug auf die zahlreichen gehässigen Ausfälle gegen den „Diktator" und seine Organisation den Ton angegeben. Sie konnten es nicht verwinden, daß dieser schon in dem über den Italienischen Krieg von 1859 entstandenen brieflichen Streit recht behalten und ihnen vorgehalten hatte, daß sie das Verständnis für deutsche Verhältnisse verloren hätten und anglophil geworden seien. Bis in die letzte Zeit seines Wirkens kämpfte Engels literarisch am eifrigsten gegen den russischen Wauwau, während die Klassenpolitik des englischen Großkapitalismus, welche die Fanatiker der Vendée und den gesamten Feudalismus Europas, den russischen mit inbegriffen, gegen die bürgerliche Ordnung in Frankreich mobilisiert hatte, sich bereits anschickte, das neue Deutsche Reich, den heute mächtigsten Kulturstaat des Kontinents in seiner Entwicklung zu stören, um dann die letzten Dämme, die der britischen Weltherrschaft noch entgegenstehen, brechen zu können. Und wieviel verdankten gerade diejenigen, die einzelne Biographen „turmhoch" über Lassalle stellten, dem furchtbaren aufreibenden Kampfe, den der „Diktator" ein volles Jahr hindurch mit einem Aufgebot übermenschlicher Kraft gegen eine Welt voll Haß,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Torheit und Verblendung geführt! Sehr treffend schrieb Ernst von Plener, der als Student mit Lassalle in Berührung gekommen war (er ist seitdem Finanzminister gewesen und gehört noch jetzt zu den angesehensten Wortführern des österreichischen Herrenhauses), in einem Aufsatze der Allgemeinen deutschen Biographie:

„Die sozialistischen Schriften Lassalles haben die Bedeutung eines Wendepunktes in der wissenschaftlichen und praktischen ökonomischen Entwicklung Deutschlands. Der Sozialismus war in Deutschland seit 1848, wo er (den sozialen Verhältnissen entsprechend) nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, ganz in Vergessenheit geraten. Die kleine Schrift von Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, hatte gar keinen Effekt gemacht. Lassalle zwang die Presse sich mit sozialen Fragen zu beschäftigen, diese suchte Hilfe und Auskunft bei der Wissenschaft und damit hat Lassalle die kritische Bewegung in der deutschen Nationalökonomie und zum Teil auch ihre neuere sozialistische Richtung (die der Kathedersozialisten) eingeleitet. Rodbertus wäre ohne Lassalle wahrscheinlich vergessen geblieben und Marx hätte ohne Lassalle vielleicht sein ‚Kapital' gar nicht geschrieben. Lassalle stellte die Grundbegriffe der alten Nationalökonomie als bloß historische, rechtliche Ordnungen, ohne allgemeine gesetzliche Geltung hin und tat dies mit einem solchen Nachdruck, daß man auf ihn hören mußte."

Während der Agitation Lassalles und noch viele Jahre später konnten solche Stimmen überhaupt nicht zur Geltung kommen. Im Gegenteil. Die Flut von Schmähungen und Verleumdungen, die später nach dem Erscheinen der Marxisten auf dem Plan noch einmal anschwellen sollte, veranlaßte viele Intelligenzen zur Zurückhaltung. Ängstliche Naturen gehen den Unbilden schwerer Stürme und dem Schmutze, den sie aufwirbeln, gern aus dem Wege. In der Zeit des härtesten Kampfes verschwanden sogar nicht wenige von denen, die früher Anschluß an den viel gefeierten, immer hilfsbereiten Gelehrten gesucht hatten.

Unter solchen Umständen erlangte das Zusammentreffen des Agitators mit dem preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck eine doppelte Bedeutung und Tragweite. Lassalle wurde angespornt, alle Kräfte zur Schaffung eines Machtfaktors einzusetzen, mit dem eine Regierung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechnen müsse. Bismarck erhielt in den langen Unterredungen, von denen er sagte, daß er immer bedauert habe, wenn sie zu Ende waren, nützliche Anregungen. Die Berührungspunkte waren schon lange gegeben. In der bereits erwähnten Schrift, Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens, hatte Lassalle gegenüber liberalen Berliner Blättern, die den Krieg und die Eroberung von Elsaß-Lothringen verlangten (kurz zusammengefaßt), gesagt: „Wir dürfen gegen die Versuche, Italien zu einigen, nichts unternehmen, weil diese Einigung einen Fortschritt bedeutet. Ebensowenig dürfen wir gegen Frankreich wegen Elsaß-Lothringen, das wir in einer Epoche des Niedergangs verloren haben, einen Angriffskrieg führen. Anders lägen die Dinge, wenn Bonaparte als Werkzeug der Reaktion unseren Einigungsbestrebungen entgegentreten würde ... Sollte Bonaparte die Karte im Süden revidieren, so müssen wir im Norden Schleswig-Holstein nehmen."

Bismarck sah voraus, daß der Krieg von 1859 die Bahn für weitere Verwicklungen eröffne. Daher das Drängen auf die Reorganisation des Heeres, für welche die wenig staatsfreundliche Partei der Cobdeniden oder Manchesterfortschrittler kein Verständnis zeigte. Gegen diese Partei, deren Führer Schulze-Delitzsch unter dem Beifall der Freunde später den Satz prägte: „Preußen muß der Großmachtskitzel ausgetrieben werden", war Lassalle in die Schranken getreten. Bismarck schätzte aber in Lassalle in erster Linie den entschiedensten Vertreter des Staatsgedankens, den es damals im Lager der Freunde des allgemeinen Stimmrechts gab.

Lassalle ergriff mit Freuden die Gelegenheit, um dem führenden Staatsmann mit Bezug auf die soziale Bewegung Gedanken darzulegen, wie sie ihn in ähnlichem Sinne in seiner Dichtung bei Schilderung der Begegnung des Franz von Sickingen mit Karl V. bewegten: Dieser soll bestimmt werden, gestaltend in die Reformationsbewegung einzugreifen, um das Deutsche Reich vor schweren Erschütterungen und innerer Zerrissenheit zu schützen:

„Gestalten könnt ihr, könnt nicht unterdrücken,
Nicht wenden, nicht verzögern das Notwendige,
Das mit der Lebenskraft zur Selbstentfaltung drängt,
Die Zeit vollzieht sich, doch vollzieht sie sich
Anders mit euch — und anders gegen euch."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß es sich bei den Unterredungen zwischen Bismarck und Lassalle auch um wichtige Beschlüsse handelte, geht schon aus den von Horst Kohl im Bismarck-Jahrbuch (2. Abteilung, 4. Band) veröffentlichten Briefen Lassalles an Bismarck hervor. Der erste dieser Briefe zeigt deutlich, daß Lassalle die letzten Bedenken Bismarcks gegen das allgemeine Stimmrecht betreffend die Wahltechnik, beziehungsweise die Sicherung gegen Zersplitterung der Stimmen oder Wahlenthaltung beseitigen wollte. Im zweiten Briefe vom 16. Januar 1864 befindet sich der Satz: „Unsere nächste Unterredung wird, wie ich glaube, endlich von entscheidenden Entschlüssen gefolgt sein usw."

Zu entscheidenden Entschlüssen ist es in der Tat gekommen. Ein Blitzstrahl des Geistes, der sich damals regte, drang selbst in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung. In der Nummer dieses Blattes vom 27. Februar 1864 (also wenige Wochen nach dem Datum des letzterwähnten Briefes Lassalles) war unter Bezugnahme auf die Äußerung eines belgischen Blattes betreffend die Notwendigkeit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts zu lesen:

„Wir werden wohl noch mannigfache Gelegenheit haben, auf die seltsamen Zustände in Belgien zurückzukommen. Heute haben wir ein belgisches Blatt sprechen lassen, das als Heilmittel die Einführung des allgemeinen Stimmrechts empfiehlt. Und angesichts dieser Zeichen der Zeit posaunen unsere Fortschrittsorgane (in der Polemik gegen Lassalle. D. Verf.) es alle Tage aus, daß die soziale Frage tot sei, daß die Bourgeoisie regieren müsse, die sich in dem kleinen Belgien in dreiunddreißig Jahren so vollständig abgenützt hat, daß sie keinen Minister mehr zu liefern imstande ist. Aber wenn eine solche Situation nun in einem Großstaate einträte, einem Staate, der eine Politik nach außen zu vertreten hat! Was dann, teuerste Fortschrittsgevattern?"

Man glaubt bei diesen Schlußworten Lassalle sprechen zu hören.

Und am 12. März 1864, an welchem Tage ein „Hochverratsverbrechen" gegen Lassalle u. a. mit der Motivierung begründet wurde, daß der Allgemeine deutsche Arbeiterverein eine Änderung der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 anstrebe, erklärte der Angeklagte:

„Die stärksten Spiele können gespielt werden, Karten auf dem Tisch.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechnungen mit keiner Heimlichkeit zu umgeben braucht, weil sie auf erzene Notwendigkeit gegründet sind. Und so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Ort, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen und das allgemeine Wahlrecht ist oktroyiert ... Wir stehen am Beginne auswärtiger Konflikte so bedrohlicher Art (die schleswig-holsteinsche Frage, auf welche die unter dem Ministerium Pichon erschienenen diplomatischen Aktenstücke den Ursprung des Kriegs von 1870 zurückführt, war in Fluß gekommen. D. Verf.), daß in denselben, wenn die Regierung nicht den überlegenen Blick hat, das Volk selbst auf die Bühne zu führen, um ihm ein erhöhtes Seelenleben und eine immense Expansivkraft zu verleihen, unsere Nation in Gefahr steht, ihre nationale Existenz und die Integrität ihres Territoriums zu verlieren."

Im Zusammenhang mit den vorstehenden Auslassungen ist noch zu erwähnen: Zwei Tage vor der Abreise Lassalles von Berlin an den Rhein (Mai 1864) empfing König Wilhelm eine Deputation schlesischer Weber, die ihre Notlage darlegten. Der König unterhielt sich eingehend mit ihnen und stellte gesetzliche Abhilfe in Aussicht. Auf die Frage, was sie von der Unterhaltung veröffentlichen dürften, erhielten die Weber am folgenden Tag im Staatsministerium den Bürstenabzug des ausführlichen amtlichen Berichts, den sie Lassalle überbrachten.

Sollte aber die rasche Durchführung großer Entschlüsse Tatsache werden, so mußte der Allgemeine deutsche Arbeiterverein eine durch Einheit, Disziplin und Verständnis für die großen Staatsaufgaben imponierende Macht werden. Daher die furchtbaren Anstrengungen Lassalles zur Erreichung eines solchen Zieles. Bismarck mußte in die Lage versetzt werden, seinen König von der Notwendigkeit der geplanten Maßnahmen zu überzeugen und Schwierigkeiten, die ein Zurückweichen zur Folge haben konnten, zu beseitigen. Lassalle trat bald nach den erwähnten Prozeßverhandlungen eine Reise an, um in Diskussionsabenden der einzelnen Vereinsgruppen sich zu überzeugen, inwieweit seine Ideen Wurzel gefaßt hätten. Aber schon waren in den Reihen der relativ kleinen Anhängerschar bis in seine Umgebung hinein Ränke gesponnen worden. Aufgereizt durch Intriganten, die sich der falschen Vorspiegelung bedienten, die „große Partei Marx" (sie bestand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damals tatsächlich nur aus einigen unklaren Köpfen) werde sich anschließen, sobald der „Diktator" abgetan sei, traten einige kleine Gernegroße in „demokratische" Opposition gegen die „zäsaristische" Organisation und mußten ausgeschlossen werden — ein Vorgang, der Lassalle weit schmerzlicher berührte, als die häßlichsten Angriffe der gegnerischen Presse. Er suchte diese Eindrücke in den begeisterten Kundgebungen seiner rheinischen Freunde zu vergessen, wo er, stets von dem Gedanken beherrscht, daß die Blicke maßgebender Stellen in Berlin auf ihn gerichtet seien, in einzelnen Reden seine Erfolge im rosigsten Lichte erscheinen ließ. Doch täuschte er sich nicht über die Schwierigkeiten seiner Lage. Und oft gedachte er der Worte seines Lieblingsdichters:

Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft,
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner,
Den ich kann sehen und ins Auge fassen,
Der selbst voll Mut auch mir den Mut entflammt . . .
Nicht, was lebendig kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt.
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!

Diese Stimmung überwältigte ihn auch inmitten der von innerer Bewegung tief ergriffenenen, religiös empfindenden Arbeiterbevölkerung aus Ronsdorf und Umgebung:

„Wie stark aber auch einer sei, einer gewissen Erbitterung gegenüber ist er verloren! Das kümmert mich wenig! Ich habe, wie Ihr denken könnt, dieses Banner nicht ergriffen, ohne ganz genau voraus zu wissen, daß ich dabei persönlich zugrunde gehen kann. Die Gefühle, die mich bei dem Gedanken, daß ich persönlich beseitigt werden kann, durchdringen, kann ich nicht besser zusammenfassen als in die Worte des römischen Dichters:

‚Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!'"

* * *

Noch einmal kommt Lassalle nach Frankfurt a. M., wo er zunächst zu einem Diskussionsabend erscheint und dann öffentlich im Rebstock in glänzender, leider ungedruckt gebliebener Rede über die schleswig-holsteinsche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage (Lassalle befand sich bereits auf der Reise, von der er nicht mehr zurückkehren sollte) ausführte, die bestehenden Machtverhältnisse ließen nur eine vernünftige Lösung zu: die Angliederung der beiden Provinzen an Preußen. Er war der erste, der dies laut verkündete.

Am Abend dieses Versammlungstags, es war ein Sonntag, vereinigte Lassalle etwa zwölf seiner Anhänger im Holländischen Hof (jetzt Europäischer Hof am Goetheplatz), wo er Wohnung genommen. Aus Anlaß des verspäteten Erscheinens eines Gastes, der um Mitternacht vom Feldbergfeste kam und sich damit entschuldigte, daß er nicht fehlen werde, wenn es einmal „losgehe", machte Lassalle auf die Torheit aufmerksam, die in solchen Worten liege und die ihm nur beweise, daß der Mann die Ziele des Vereins nicht erfasse und in rückständigen Vorstellungen befangen sei, deren Überwindung die erste Bedingung jedes realen Fortschritts sei. Die Diskussion nahm einen erregten Verlauf und ließ mich deutlich erkennen, daß Lassalle nichts von einem „Demagogen" hatte und die Wahrheit bekannte, auch auf die Gefahr hin, sich neue Feinde zu schaffen.

Wenige Tage später setzte Lassalle erschöpft, leidend und überdies mit einigen Prozessen belastet, deren Folgen ihn sicher auf längere Zeit seiner Tätigkeit entzogen hätten, die Reise nach der Schweiz fort. Aus tiefinnerster Überzeugung äußerte ich schon damals: Lassalle war bereits zusammengebrochen, noch ehe die Ereignisse in Genf den äußeren Anstoß zu seinem Ende gaben. Charakteristisch für die kleine Zeit, in der er lebte, war ein Satz in dem Nekrolog des Frankfurter Journal:

„Ganz Deutschland wird bei dieser Todesnachricht erleichtert, wie von einem Alb befreit, aufatmen."

* * *

Von den reinen Höhen, die einen erhebenden Ausblick auf die Herrschaft der Staatsidee eröffneten, sank die Bewegung bald hinab in die trüben Niederungen, wo der Unverstand in der Phrase von der „Diktatur des Proletariats" die Verheißung einer nahen Herrschaft der schwieligen Fäuste ohne den Hemmschuh „bürgerlicher Kopfarbeiter" erblickte.

Alle diejenigen, welche die Ereignisse vor 1866 nicht als eine natürliche, von den realen Machtverhältnissen gegebene Entwicklungsphase gelten lassen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wollten, sahen mit Wohlwollen, wie ein unfruchtbarer, dem Boden des trügerischen Kosmopolitismus der englischen Freihändler entwachsener Internationalismus die Schöpfung Lassalles überwucherte. Die aufstrebenden Schichten, berufen, der nationalen Sache Triebkraft und Richtung zu geben, blieben grollend abseits und wurden dadurch Mitschuldige mancher Mißgriffe und Rückschläge. Die Übertreibungen auf der einen Seite begünstigten die Torheiten und Bosheiten der gegen jede soziale Bewegung zur Hebung der arbeitenden Klassen reagierenden Elemente auf der anderen Seite.

Heute klagen die Keir Hardie und Vaillant über die Ohnmacht der Sozialisten in England und Frankreich, während eine von Eduard Bernstein dem deutschen Publikum vermittelte Schrift Ramsay Macdonalds auf die Staatsidee verweist und die Sozialisten ermahnt, ihre Politik mit den Lehren der Soziologie in Einklang zu bringen. Generalstreik, Sabotage und Dynamit sind zwar in Schwung gekommen, haben aber als Heilmittel versagt.

Andererseits werden die „bürgerlichen" Parteien von Wirren heimgesucht, die nicht minder in dem Mangel an sozialer Erkenntnis wurzeln. Und selbst der Ansturm, den die britische Klassenpolitik gegen das aufstrebende Deutsche Reich organisiert, ist nur möglich, weil sich die Wahrheit noch nicht durchgerungen hat, daß die nationale und wirtschaftliche Unabhängigkeit des deutschen Volkes die sicherste Bürgschaft bildet für die Anbahnung und allmähliche Verwirklichung der Solidarität der Kulturnationen. Deutschland ist die am wenigsten aggressive Nation, weil im deutschen Volke der die Klassen versöhnende, die Begierden einzelner Interessengruppen zügelnde Staatsgedanke relativ am stärksten entwickelt ist und sich auf den gebildetsten und tüchtigsten Arbeiterstand der Welt stützen kann, während die britische Klassenpolitik überall Unruhe hervorruft und die ihr unterworfenen Massen einer steigenden geistigen Degradierung entgegenführt.

In den Tagen, wo Lassalle die Krise in der deutschen Frage herannahen fühlte, richtete er (in seiner nationalökonomischen Streitschrift Bastiat-Schulze) einen glühenden Appell auch an die Gebildeten der Bourgeoisie zur Sammlung unter der Fahne der Staatsidee. Und wie eine Mahnung, die auch für die Gegenwart Gültigkeit hat, klingen die Schlußworte:

„Hier euer Banner und das eure Ehre!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwiſchen den Landerziehungsheimen

Von Ludwig Finckh-Gaienhofen

Seit ſieben Jahren ſitze ich nun hier auf dem Berg als ſtiller Beobachter und laſſe die Zeitläufte an mir vorüber, den Wechſel der Kinder, Lehrer, Leiter hier wie drüben in Glarisegg. Von meinem Fenſter aus ſehe ich noch das Dach des deutſchen Landerziehungsheims für Mädchen Schloß Gaienhofen, und zugleich überm See im Thurgau die weitläufige Anlage des ſchweizeriſchen Landerziehungsheims für Knaben Glarisegg, die ſich faſt jedes Jahr um ein Haus vermehrt. Wir haben hier ein Stück Gottesgarten um den See herum, Segen und Fruchtbarkeit, und ich muß bekennen, daß zu meinem Entſchluß, mich in Gaienhofen anzuſiedeln, viel die Luſt der rotmützigen Kinder beitrug, deren Bild ſich ſchon ins Grün der Wieſen und Wälder verwoben und mit der Landſchaft verwachſen hatte. Es fehlte Land und Leuten etwas, wenn die Schlößler, wie die Mädchen vom Schloß heißen, Ferien hatten und ausgeflogen waren; wir bekamen richtig Heimweh nach ihnen und begrüßten die Zurückkehrenden wie die erſten Schwalben. Wie wünſche ich dieſe Tage zurück, da Hügelland und See mit Spiel und Gelächter bevölkert waren. Damals war ich auch Vertrauter für verſchwiegene Gedichte, denn zwiſchen Gaienhofen und Glarisegg ging ein buntes Hin und Her jugendlicher Freundſchaften; die natürliche Schwärmerei dieſes Alters fand gegenſeitig Stoff und ritterliche Betätigung.

Wenn ich ſo über dieſe neuen Schuldinge hinſehe, ſo drängen ſich mir einige grundlegende Wahrnehmungen auf. Die Kraft, die in dem Landerziehungsheimgedanken ſteckt, iſt ſchlechthin unzerbrechlich. Ein Landerziehungsheim lebt von ſelbſt; es iſt kein künſtlicher Mechanismus, der in Trieb geſetzt werden muß; es iſt ein lebendiger Organismus in unſerem Schulſyſtem. Wir, die wir unter der alten Schule litten, ſehen das deut-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich. Ich habe im Grunde nie ungern gelernt; aber die Freude an der Lernarbeit wurde durch Dürre der Stoffbehandlung, Ungeschicklichkeit der Lehrer und Überschwerung mit Ballast langsam ertötet; die kindlichen Gemüter, geschaffen zum hohen Fluge, wurden zur Erde niedergedrückt. Die Landerziehungsheimkinder lernen gern, nicht bloß, weil sie ihr Gehirn ausruhen und mit ländlichen Bildern füllen oder ihren Körper im Bodensee baden können, sondern weil sie weit eher die Lehrer finden, die ihnen gehören.

Denn, täuschen wir uns nicht: darin liegt doch wohl der Schwerpunkt der Erziehung; auch zum Lehrer muß man geboren sein, und mir scheint es ein ausgezeichneter Gedanke, in den Landerziehungsheimen planmäßig die Lehrkräfte der neuen Schule, der Nationalschule, wie sie ihr Gründer, Dr. Lietz, nennt, zu wecken und heranzubilden; so wird sie nicht nur durch die Kinder, sondern ebenso durch ihre Lehrerschaft unverwüstlich: das Werk trägt sich selber.

Kinder bringen sich dar mit allem, was sie haben, sie sind verschwenderisch in ihren Seelen. Das ist ein Glück für den Lehrer. Aber sie sind auch seelisch anspruchsvoll; sie wollen auch vom Lehrer alles haben, was er hat, seine ganze Kraft, und das ist der Ansporn, das erste Gebot für den Landerziehungsheimlehrer: sich hinzugeben und in der Sache aufzugehen. Ich meine, die Auslese, die sich unter den Kindern der Landerziehungsheime vollzieht, wirkt auch unter den Lehrern. Die Kinder schaffen sich ihre Lehrer. Nur wer von innerer Freude erfüllt ist, nur wer sich einer Sache hingeben, im Notfall seine persönliche Annehmlichkeit opfern kann, taugt zum Landerziehungsheimlehrer; denn das Landerziehungsheimkind ist ebenso beschaffen. Kinder sind empfindlich; ein unbedachtes Sichgehenlassen, eine einzige Schwäche vor diesen strengen Richtern, und der Lehrer kann es ein für allemal verschüttet haben. Dann können sie brutal werden, grausam: das Landerziehungsheimverhältnis ist gestört, und das, was nicht stimmt, wird eliminiert; es war ein Fremdkörper. Man spricht von einer Selbstreinigung der Flüsse. Es gibt auch eine Selbstreinigung der Landerziehungsheime, und dadurch unterscheiden sie sich noch besonders von der alten Schule; hier kommt mit, wer sich äußerlich in den Rahmen paßt; dort nur, wer innerlich dazu gehört.

Von jenem Opfermut war auch die Gründerin des Gaienhofener Landerziehungsheims beseelt, Frau von Petersenn; sie hat sich sogar buchstäblich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andern Arbeiter taten dasselbe; alle liefen von ihrer Arbeit weg. Die Hündin wich stumm und trotzig vor ihnen zurück, sprang notdürftig vor den Steinen zur Seite, die sie nach ihr warfen, und lief immer einmal zwischen sie hinein, wenn sie sah, daß sie in Gefahr stand, eingetrieben zu werden; dann prallten sie aufeinander und stießen sich zur Seite, und die Jagd ging von vorne an. Schließlich trat ein junger Mann in den Hof und bot den Arbeitern fünf Franken, wenn sie ihm den fremden Hund einfingen, ohne ihm weh zu tun, und ihn ihm übergäben. Er fühlte Zwang, sich mit dem verratenen Tier auseinanderzusetzen. Er sagte zu sich: „Mit mir steht es so: Hinsichtlich der Menschen habe ich auf jede Weise Fiasko gemacht; entweder sie haben mich, oder ich habe sie enttäuscht. Nun soll es sich zeigen, ob ich nicht an einer kranken, verhungerten und heimatlosen Bestie meine sittliche Überlegenheit zu beweisen vermag. Ich will sie wieder zu einem schönen, freudigen Tier machen, und sie soll vor mir herspringen und für mich zeugen." Eine Spur echten Erbarmens wirkte immerhin in seinem Entschluß mit und verlieh ihm einen leisen, zärtlichen Wert; die gesamte Menschheit war dadurch sozusagen nun an dem Experiment beteiligt.

Die Arbeiter warfen ihre groben Waffen beiseite und trieben die Hündin in eine Ecke. Weil die keine Stangen und Knüppel mehr sah, so ließ sie sich fangen. Sie banden ihr eine dicke Schnur an das Halsband, übergaben sie dem jungen Herrn, und nahmen ihre fünf Franken in Empfang, nicht ohne einige verlegene Redensarten. Dafür bezahlt zu werden, daß man statt eine Roheit auszuführen zu einem planvollen Unternehmen benutzt worden ist, macht nicht jeder ohne Wimpernzucken mit.

Hans Sissacher, wie der junge Mann hieß, bewohnte bei einer Witwe zwei Zimmer; dahin wandte er sich mit der Hündin. Er trat unterwegs in einen Bäckerladen und kaufte eine Anzahl alte Brötchen. Nachher erschien er noch in einer Metzgerei und trug daraus zu seiner Bäckerdüte ein Paket Fleisch und Knochen davon. In seiner Wohnung angekommen, band er das Tier los, sprach zu ihm, um sein Vertrauen zu erwecken, und gab ihm für den Anfang die Hälfte eines Brötchens; der andern Hälfte ließ er ein Stück Fleisch folgen, und erklärte dann gemessen, daß es damit für die erste Viertelstunde genug sei. Er griff nach dem Lexikon, um darin unter dem Buchstaben R die Hundsräude aufzusuchen. Er entschied sich unter den an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegebenen Verfahren zu ihrer Bekämpfung für das persönlichste und klingelte seiner Hausfrau, verlangte ein Pfund Schmierseife, warmes Wasser, einen Schwamm und eine Flasche Karbolsäure, und verabfolgte der Hündin nach Verlauf einer Viertelstunde versprochenermaßen noch ein Brötchen und ein Stück Fleisch. Darauf brachte er sie wieder an die Schnur, führte sie in den Garten und band sie am Zaun fest. Die Wirtin kam mit dem warmen Wasser, und Hans goß Karbolsäure hinein. Er zog den Rock aus, streifte die Hemdärmel hoch und begann mit dem Schwamm langsam und vorsichtig die kranken Stellen abzutupfen, wusch und schwemmte ihre nähere Umgebung, und trug dann Schmierseife auf, um die Borke zu erweichen. Er empfand bereits eine Befriedigung von seinem Unternehmen, wie sie ihm von keiner noch so beschwerlichen Lebensverneinung und Menschenverleugnung zuteil geworden war. Er dachte bewegt: „Der einzige Mensch, der mit Segen verleugnet werden kann, ist man selber," und bedauerte, daß das Tier nicht noch ein paar Geschwüre und alte, eiternde Wunden hatte. Er betrachtete es nun überhaupt genauer, fand es nicht übel gebaut und machte sich daran, es auch auf der andern Seite herunterzuwaschen. Dabei entdeckte er eine Anzahl parallel mit den Rippen verlaufender Schnittwunden von allen Heilungsstadien; einige waren noch ziemlich frisch, andere halbverharscht, und daneben lagen weiße Striche, die er als Narben erkannte. Er kam zur Überzeugung, daß er hier einen wissenschaftlichen Versuchshund vor sich habe. Da er die exakten Wissenschaften haßte und die problematischen verachtete, so überfiel ihn diese Entdeckung mit der Kraft einer göttlichen Zustimmung zu seiner selbstgewählten Einsamkeit. Bestand nicht die erste Christengemeinde auch nur aus Einem? Aber er war hier bereits mit einem Hund versammelt im Namen des Elends und glaubte mit ihm und für sich an eine Erlösung vom Übel, vom Kummer des Hungers und der Räude, und vom bittern Leid der allzubewußten Persönlichkeit. Leider wich die Hündin seinem beseelten Blick aus und legte mürrisch die Ohren zurück. Sie hatte ihn noch nicht erkannt; er war wohl immer noch allein.

Trotzdem schien ein dauerndes Verhältnis aus dem Zufall dieser Begegnung entstehen zu wollen. Schon am dritten Tag hatte Hans nicht mehr nötig, die Hündin an der Leine in den Garten zu führen. Ihre Krankheit besserte sich zusehends; an den Rändern der zerfressenen Stelle wuchs schon

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder Haar. Hans schloß daraus, daß sie Wert auf einen guten Pelz lege; das gefiel ihm. „Wir werden uns prächtig vertragen," prophezeite er. Er sprach überhaupt viel mit ihr, um ihr seine Menschheit ins Gefühl zu bringen. Sie äußerte zwar kaum ein Zeichen des Verständnisses dafür; vielleicht war ihre Art überhaupt karg und durch Erfahrungen ungläubig, und dann mußte Hans sich gedulden. Aber eine reine Güte schafft sich wie ein Einbrecher durch Panzerwände hindurch. Und Hans durfte in Wahrheit behaupten, daß er das düstere Tier liebte, wie er noch nie jemand geliebt hatte, und daß er sich auf eine für ihn ganz unerhörte Weise nach dem ersten Ausdruck seiner Anhänglichkeit und Gegenliebe sehnte. Das Geheimnis dieser Regung bestand darin, daß er auch noch nie jemand von der Straße weggerettet, gepflegt, gewaschen und vom Aussatz befreit hatte.

Am achten Tag ging er zum erstenmal mit der Hündin aus. Die Wunde war bis auf den letzten Rest geheilt; nur noch eine kleine Lichtung im Pelz verriet die überstandene Krankheit. Hans freute sich; sie hatte sich unter seinen Händen auf jede Weise verschönt und erholt. Ihr Trab federte wieder. Ihre Augen blickten aufmerksam und fast streng ihren Weg voraus; doch lebte ein Schein von Würde darin und machte den Blick sympathisch. Sie wich vor niemand mehr zur Seite. Es kläfften sie keine kleinen Hunde mehr an. In ihre Weichen war wieder Ansehen und Vertrauen eingezogen. Es würde wohl nie kommen, wie Hans gehofft hatte, daß sie freudig bellend vor ihm hersprang und für ihn zeugte. Dafür gab sie ihm einen äußerst wertvollen Anblick durch ihre wiedererlangte Haltung und Hoheit, die ja so oder so ihm ins Guthaben geschrieben werden mußten. Und so zeugte die Hündin doch für ihn.

Aber in der Nähe des Bürgerspitals wurde ihm der Zeuge untreu. Es kam Hans ein Mann mit einer schwarzen Brille entgegen, und dem lief die Hündin zu. Sie trat ihm in den Weg, beroch ihn, wedelte mit der Rute und sah erwartend an ihm hinauf. Der mit der schwarzen Brille blieb stehen, murmelte etwas und bückte sich zu ihr nieder. Er tastete ihr mit unsichern Händen über das Fell, auf der Seite, wo die Schnittwunden waren, wie Hans feststellte, bückte sich noch tiefer, um durch die schwarzen Gläser sehen zu können, und erhob sich verwirrt und ratlos. Er wandte unbehaglich das Gesicht hin und her, als ob man ihm brennenden Schwefel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

davor hielte, nahm den Hut ab, zog ein farbiges Taschentuch hervor, mit dem er seine Stirn und dann das Schweißleder des Hutes abtrocknete, setzte diesen wieder auf und sagte endlich vernehmlich und mit gebrochener Stimme: „So komm halt, du Satan; jetzt bist du mir doch ausgekommen." In diesem Moment trat ihn Hans an.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte er kampfbereit: „Gehört die Hündin Ihnen?" Der Mann mußte schon wieder an seinen Hut greifen. Er hob ihn nur leicht und unbedeutend; trotzdem konnte Hans sehen, daß er eine Kolonie sonderbarer Beulen auf dem Kopf hatte, die sich auch über den Körper fortzusetzen schien, wenigstens bemerkte Hans trotz des umgebundenen Tuches an seinem Hals zwei oder drei weitere. Übrigens erschien er schlank, von zartem, anmutigem Wuchs, durch Unglück etwas gebeugt, und offensichtlich vom Gram und Bitterkeit dem Leben und der Gemeinschaft der Menschen entfremdet.

„Zu dienen, jawohl, mein Herr," erwiderte er abweisend. „Ich will nicht hoffen," setzte er scharf hinzu, brach auf eine Art schluchzend ab und sank wie entmutigt im Kreuz ein. Er seufzte und wollte sich an Hans vorbei in Gang setzen; die Hündin folgte seiner Bewegung, ohne einen Blick nach ihrem Wohltäter zu wenden. Hans vertrat ihm den Weg; der Mann blieb ergeben stehen und das Tier mit ihm.

„Sie müssen wissen, daß ich auf die Hündin auch ein Anrecht besitze," erklärte er mit bestimmtem Ton. „Ich habe sie vor Mißhandlungen gerettet, ihre Räude mit eigenen Händen kuriert, und sie aus einer dreiviertels verhungerten und ganz verkommenen Kreatur wieder zu einem ansehnlichen Tier gemacht. Sie werden zugeben, daß sie mir dadurch in sittlicher Hinsicht notwendig irgendwie verpflichtet sein muß, sofern es überhaupt eine immanente Sittlichkeit gibt."

Der Mann machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Sagen Sie das dem Hund selber, mein Herr," entgegnete er verdrießlich. „Was kümmert mich Ihre immanente Sittlichkeit? Habe ich Sie geheißen die Bestie retten und kurieren? Warum inserierten Sie sie nicht? Ich habe jeden Tag in der Zeitung nachgesehen; das mußten Sie sich doch denken. Weshalb wollten Sie den Hund behalten? Das ist kein Hund für junge Leute. Wer sind Sie überhaupt?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Obwohl mehr Klage als direkter Vorwurf aus seinem Ton laut wurde, fühlte sich Hans doch getroffen und er trat mit Entschiedenheit auf. Er griff in seine Brusttasche und überreichte dem Unbekannten seine Karte, die der entgegennahm und zu sich steckte, ohne sie anzusehen.

„Sie machen mir den Eindruck, als seien Sie nicht in der Lage, sich über die Heilung Ihres Hundes zu freuen," erklärte er dann mit der Ruhe des Geheimpolizisten. „Das ist natürlich Ihre Sache. Aber wer gesunde Augen hat, kann nicht umhin, zu sehen. Das Tier hat etwa acht parallele Schnittwunden aus älterer und neuerer Zeit an der rechten Brustseite. Es sind keine Zufallsverletzungen. Sind Sie —" Er erregte sich plötzlich und verlor an Sicherheit. „Sind Sie vielleicht ein Gelehrter, ein Physiolog? Machen Sie Experimente? In diesem Fall möchte ich Sie bitten — ich meine, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen —"

Er brach ab, weil ihn das Gebaren des Mannes mit der Brille beunruhigte. Seine ganze schlanke, sympathische Gestalt schien von Konvulsionen oder unterdrückten Krämpfen erschüttert zu werden, die offensichtlich ungemein schmerzhafter und aufreibender Natur waren. Hans war bereit, ein Vermögen dafür herzugeben, wenn er die Augen des Unbekannten hätte sehen dürfen. Er hustete nicht und stöhnte nicht, nur ein gewissermaßen unterirdisches Ächzen ging von ihm aus, das Hans die Lebensnot und das Todesleid aller Gewesenen und Seienden erschütternd in den Sinn brachte. Er trat mit einer spontanen Regung des Mitleids an ihn heran, hob sprechend die rechte Hand und fragte teilnehmend und hilfsbereit: „Fehlt Ihnen etwas?"

Der Unbekannte winkte ab; es sah dringend, ängstlich und zugleich geringschätzig aus. Er war noch nicht wieder Herr über seine Hände.

„Fehlt Ihnen nichts, mein Herr?" fragte er dann zurück, nachdem er wieder Luft bekommen hatte. Er lachte leise und spöttisch, doch mit einem ergreifend schmerzlichen Nebenklang. „Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit, mein Herr. Ihnen zu dienen, ich bin kein Physiolog. Und Gelehrte gibt es nicht bei uns; die leben nur in Indien. Wir sind alle Scharlatane. Tut's weh, mein Herr? Auch Sie sind ein Scharlatan, ein Amateursamariter. Warum mengen Sie sich in fremde Angelegenheiten? Es geht Ihnen jämmerlich, mein Herr. Bitten Sie Gott, daß sich niemand über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie erbarmt. Hören Sie recht: niemand! Niemand! Vergessen Sie es nicht; es ist wichtig. Adieu, mein Herr, auf Nichtwiedersehen."

Er ließ Hans in seiner Verwirrung stehen und ging mit der Hündin ab. Er bewegte sich mit seiner zerstörten Anmut traurig und gegen Gott aufgebracht die Straße hinauf. Er benutzte keinen Stock zum Gehen. Er hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt; er sah aus, wie eine Verzweiflung, die über sich selber verzweifelt. Hans blickte ihm nach, bis er zwischen den Bäumen des Petersplatzes verschwand. Dann seufzte er und fuhr sich mit der magern, braunen Hand übers Gesicht. Wenn er jetzt sein Leben auf die Zunge bekommen hätte, so würde er es ausgespuckt haben. Was war eigentlich geschehen? Er war von einer Hündin verlassen worden, und eine Stimme aus einer andern Welt hatte ihn getroffen. Das reichte, ihm das Kreuz einzustoßen. Er nahm sich scharf zusammen; es kam jetzt darauf an, richtig zu reagieren. Er wollte sich nichts vorlügen; aber er lehnte es auch ab, sich in sentimentalen Selbstanklagen zu ergehen. Er hatte sich unter die Hündin erniedrigt, aber es war nicht um des Tieres willen geschehen, sondern seinetwegen. Er wollte auferstehen; das war ihm mißlungen; die Hündin verweigerte ihm das Zeugnis. Er war abermals übrig geblieben. Herrgott im Himmel, war es denn nicht möglich für einen ernsthaft wollenden Menschen, sich selber loszuwerden? Er dachte wieder an den Mann mit der schwarzen Brille und bekam einen Einfall. Er ging gegen das Spital und läutete dem Portier. Ob der Mann mit der schwarzen Brille etwa hier herausgekommen und vielleicht ein entlassener Patient sei? Es verhielt sich so, und Hans verließ erschreckt und schüchtern das Gebäude. Wie groß war nun das Vergehen, dessen er sich dem Mann gegenüber schuldig gemacht hatte?

Am andern Morgen brachte ihm die Post einen Brief und damit die Antwort auf die Frage. Neben dem beschriebenen Bogen lag seine eigene Visitenkarte und die Photographie des Unbekannten; es waren mit Tinte schwarze Brillengläser auf die Augen gemalt. Der Brief lautete:

„Geehrter junger Herr! Ich habe Ihnen bereits wissentlich gemacht, daß Sie sich in fremde Angelegenheiten gemischt haben; Sie schienen es nicht zu ahnen. Warum mußten Sie sich über meine Hündin hermachen? Seien Sie verdammt dafür, wenn Sie überhaupt Talent haben, verdammt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu sein. Sie sehen zwar intelligent aus; leider haben Sie den Trieb zum Dilettantismus der Nächstenliebe. Sie fragten nach den Schnittwunden. Ich habe sie der Hündin selber beigebracht. Sie finden das empörend. Ich wollte meine Krankheit auf die Bestie abladen. Ich wollte sie hinsiechen und verenden sehen mit meinen kranken Augen an meiner Krankheit. Sie müssen wissen, daß ich sie mit meinem Krankheitsstoff impfte. Eine Krankheit, die keine Seuche ist, hat ein Opfer, nicht mehr. Sie ringt sich mit ihm zu Tode und stürzt mit ihm ins Grab. Wenn ich einen andern mit ihr für mich ins Grab stürzen lassen kann, so bleibe ich im Licht. Sie haben die Hündin kuriert und ich habe keine Zeit, noch einmal vorne anzufangen. Ertragen Sie das, wie Sie können. Ich verspüre keine Nötigung, es Ihnen leicht zu machen. Sie mißfallen mir mit Ihren breiten Backenknochen und Ihren dünnen Lippen; Sie werden selber wissen, warum. Ich ersuche Sie um die Güte, der Polizei mitzuteilen, daß ich irgendwo im Bruderholz erhängt aufzufinden bin. Die Hündin können Sie jetzt haben; ich vermache sie Ihnen. Vielleicht tut sie Ihnen den Dienst, um den Sie mich betrogen haben. Vielleicht betrügt man auch Sie. Werden Sie dann den Mut finden, zu behaupten, Sie hätten es besser verdient? Sie heißt Asta. Leben Sie so wohl als Sie können. Ich grüße Sie im Zeichen der Schlinge."

Hans sah ein, daß es hier vorläufig nichts zu bedenken und zu philosophieren gab. Gestern hatte man seiner sittlichen Persönlichkeit das Kreuz eingebrochen; heute waren ihr die Arme abgeschlagen worden; gleich würde man ihr auch noch den Brustkasten einrennen. Er nahm den Brief und ging damit auf den Polizeiposten. Die Stadtpolizei lehnte die Aktion ab, weil der Wald zur Landschaft gehörte. Er fuhr in die Landschaft wie ein trauernder und bestürzter Angehöriger, und wollte die Dorfpolizei mobil machen, wurde von ihr gefragt, ob er den Toten gesehen habe und mit dem Bescheid, daß man hier in der Landschaft nichts auf Vermutungen gebe, weiter geschickt. Da machte er sich auf, um selber auf die Suche zu gehen. Er stieg den Hügel hinan, trat an einer Ecke in den Wald und durchstreifte ihn in der ganzen Länge, ohne etwas zu finden. Er verließ die Wege und fing an, kreuz und quer zu pirschen. Er spähte mit erhitzten, furchtsamen Augen zwischen die Bäume hinein, meinte hundertmal den Toten zu sehen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

atmete tief auf, wenn er merkte, daß er sich getäuscht hatte, und suchte unter erneutem Herzklopfen weiter. Er fror in der Waldkühle vor Aufregung und vor Nüchternheit — er hatte heute noch nichts gegessen —, und begann Halluzinationen zu sehen.

Bald hing an jedem Baum eine Leiche; wohin er sich wandte, stieß er an Füße in Stiefeln oder grauen Socken und sah er wilde, anklagende Augen auf sich herunterstarren. Das ging so weit, daß er müde und vernichtet seine Taschen nach einer Schnur abfühlte, um mit sich auch ein Ende zu machen. Immer tönte ihm in den Ohren die Liedzeile: „Du fändest Ruhe dort! Du fändest Ruhe dort!" Sie wiederholte sich bis zur Verrücktheit und enthielt doch nicht die kleinste Verheißung. Er raffte sich zusammen; schließlich wollte er doch nicht auf diese Weise mit sich ins reine kommen. Er trat vor den Wald hinaus, um andere Eindrücke aufzunehmen, blickte beklommen atmend über den sonnigen Hügel, grüßte bleich und gemartert die fernen Berge, und hörte es plötzlich hinter sich knicken und dann rascheln. Er fuhr herum, konnte wegen seiner Erregung und wegen des zu raschen Lichtwechsels nichts wahrnehmen und verharrte so eine halbe Minute doppelt geblendet und wehrlos vor den Schauern des Todes und der Ungewißheit. Als er endlich auf einen Bewegungsreiz hin den Blick senkte, stand die Hündin da und schaute ruhig und wissend zu ihm auf; sie wedelte leicht mit dem Schwanz. Im selben Moment hob er die Augen und sah plötzlich den verzweifelten Menschen aufrecht und unselig im Halbdunkel zwischen den Baumkronen schweben und mit seinen schwarzen Brillengläsern auf ihn herabstarren. In den Gläsern spielte ein purpurner Schein; es war, als ob sie bluteten. Hans dachte zertrümmert: „Jetzt bekomme ich seine Augen doch nicht zu sehen," und nahm mit zitternder Hand den Panamahut ab. Er schaute lange zu der heillosen Leiche hinauf, füllte seine Seele bis zur Vernichtung mit dem verzweifelt doppelsinnigen und so zynisch eindeutigen Elend des Seins, und taumelte endlich, erwarteterweise mit eingebrochenem Brustkorb, unter Blutstürzen der Lebensreue und der Erlösungssehnsucht über den sonnigen Hügel der Stadt zu. Er dachte nicht mehr an die Polizisten; er dachte nur noch Gedanken, die Endgültigkeiten darstellten. Die Hündin ging ihm nach; er merkte es nicht. Er kam in die Stadt, ohne es zu wissen. Er trat in seine Wohnung, leer, außer sich, und dachte verlassen: „Es ist nicht zu ertragen! Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

braucht man sich nicht bieten zu lassen!" Und dann sang die Liedzeile wieder: „Du fändest Ruhe dort." Er stand eine Viertelstunde inmitten des Zimmers, wühlend, grübelnd, bettelarm, verloren und immer weiter blutend. Seine sittliche Persönlichkeit lag in den letzten Zügen. Sie röchelte entsetzlich mit ihren Lungenfetzen, und ihr Herz war nur noch eine zuckende Beule des Jammers. Die Hündin hatte sich vor das Sopha auf die Vorlage gelegt, die die vorigen Tage ihr Platz gewesen war, und wartete.

Hans bewegte sich. Er nahm den Hut ab, legte ihn auf einen Stuhl und fuhr sich mit der magern, braunen Hand einsichtig übers Haar. Er machte eine Viertelswendung nach rechts, ging auf die Kommode zu, zog die oberste Schublade auf und brachte daraus eine Browningpistole ans Licht. Er untersuchte sie, fand sie mit vier Schüssen scharf geladen und nickte. Er überlegte; immerhin war er seiner Mutter ein Abschiedswort schuldig, eine Erklärung; aber wie sollte er das erklären? Nein, es dauerte viel zu lange. Er setzte die Pistole an die Schläfe, erblickte in diesem Moment die Hündin und befremdete sich. Er starrte sie an wie eine Erscheinung aus einer andern Welt und ließ langsam die Waffe sinken. Vor dieser entschlossenen, kalten Kreatur wich das flutende Licht seiner metaphysisch erfühlten, abstrakten Todesbereitschaft zurück, und diese begründete sich noch einmal konkret durch die Erinnerung an alle bittern Erlebnisse, die ihm das Tier eingebracht, und durch die Vorstellung der anklagenden Situation, die er im Wald verlassen hatte. Aber wen klagte sie an? „Weiter", sagte eine innere Stimme, „auch dazu ist es jetzt nicht mehr Zeit". Er sah wieder die schwarze Brille bluten, sagte sich aufs neue auf den Kopf zu, daß er die Augen nun doch nicht zu sehen bekam, und erhob die Pistole zum zweitenmal. Die Hündin legte den Kopf quer auf die Vorderpfote und sah an ihm vorbei. Hans traf es, als empfange er einen Schlag auf den Arm: sollte die Bestie übrigbleiben? Aber schon war er mit seinen Gedanken hundert Meilen weiter. Er dachte traurig: „Nur der Sterbende hat klare Sinne; das Leben ist Trübung des Sachverhalts." Trotzdem bewegte er sich bereits wieder dieser Trübung zu. Plötzlich erschienen ihm die Schriftzüge des Erhängten vor den Augen; aus Buchstaben und Zeichen rekonstruierte sich ihm wie von Geisterhänden ein Satz aus seinem Brief: „Wenn ich einen andern für mich ins Grab stürzen lassen kann, so bleibe ich im Licht." Auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er wäre also im Licht geblieben, wenn er gekonnt hätte. Hans sah rastlos denkend die Hündin an. Sie mißfiel ihm. Er trat ihr abgeneigt näher, um sie genauer zu betrachten. Im Grund war sie ein bedenklich fremder Organismus. Sie lag auf dem Teppich mit dem Kopf über den Vorderpfoten, blickte an ihm vorbei ins Ungewisse, hatte Wünsche und Instinkte, die er nicht teilte, und Symbole, an die er nicht glaubte. Oder vielmehr, er hatte eine ganze Reihe Symbole mit ihr gemein; sie war nur kürzer, sozusagen knurriger darauf eingestellt. Ein Wesen vom andern Geschlecht bedeutete ihm genau so ein Symbol, wie der Hündin. Der Hunger, die Nacht, der Morgen, Leiden, Zärtlichkeiten, Krankheiten, Muskelkraft, Geistesfrische: alles waren ihr sicher gültige Symbole. Wieso war sie also ein fremder Organismus? Wie wenig fehlte, so konnte man sie mit ihm verwechseln! Desto besser! Jedenfalls schien sie also sehr dazu geeignet, an seiner Statt ins Grab zu stürzen. Eine warme Freudenwelle überströmte ihn. Er umfaßte die Hündin mit einem reinen, sehenden Priesterblick. Er erhob die Pistole, sah ihr fest und hoffnungsvoll in die Augen, zielte und drückte ab. Das Geschoß drang ihr über dem rechten Auge ins Gehirn; sie war sofort tot.

Rundschau

Die Wetterwolke über dem Karadagh

Die Westperser sind nicht iranischer, sondern turko-tatarischer Abkunft. Die um den Karadagh herum angesiedelten Völker sprechen dasselbe Idiom wie die islamisierten transkaukasischen Tataren und teilen mit diesen ihre politischen Interessen und Ziele. Mit anderen Worten, sie sind erklärte Russenfeinde, daher denn auch zahlreiche Mitglieder des mohammedanischen Landadels und der bürgerlichen Intelligenz dieses Gebiets sich freiwillig in die Reihen der persischen Fidais und in die Dienste der nationalistischen Reformpartei gestellt haben. Die im südlicheren Gebiet von Urmia wohnenden Stämme wiederum stehen unter dem unmittelbaren Einfluß der Muschtehide des Nedschaf, die bekanntlich enge Beziehungen zum jungtürkischen Komitee pflegen und außerdem eifrige Agenten für allislamische Verbrüderung sind. Ihr Oberhaupt, der „schiitische Papst", erneuerte sofort beim Erscheinen des Schach auf persischem Boden den Bannfluch gegen den Vertriebenen, um ihn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Auge aller Rechtgläubigen unrein und vogelfrei zu machen, und hat Ende vorigen Jahres in einer Enzyklika alle Muslims aufgefordert, sich zu einigen und diesen Zusammenschluß durch ein Bündnis zwischen Persien und der Türkei zu besiegeln.

Das sind die national-psychologischen Kriterien der eigenartigen politischen Streitfrage, die man gemeinhin als urmischen Grenzzwist bezeichnet, hinter der aber — ein Blick auf die Karte genügt, um das einzusehen — ein sehr viel weiterreichendes, ja eins der wichtigsten und bedeutsamsten westasiatischen Probleme überhaupt steckt: die Entscheidung der Herrschaft über die zwischen dem riesenhaften Kaspischen und Schwarzen Binnenmeer sich aufbauende Länderbrücke, deren Torwächter nicht nur die Klinke der nordpersischen Tür in der Hand hält, sondern auch, wie eine Spinne im Mittelpunkt ihres Netzes, über den ganzen kleinasiatisch-persischen und kaukasischen Durchgangsverkehr und alle internationalen kommerziellen Interessen, die damit zusammenhängen, die Kontrolle ausübt, zugleich aber hier die Wage der militärischen Gewalt in der Hand hält. Die Nowoje Wremja meinte jüngst, Rußland nehme es als sicher an, daß die Türken bei einem neuerlichen Zusammenstoß mit dem zarischen Reich keinerlei Lust verspüren würden, sich an Kars die Köpfe blutig zu rennen. Das ist ganz sicher richtig. Die Osmanlis erinnern sich aus eigener Erfahrung, da sie noch Herren des Platzes waren, nur zu gut, was dessen Eroberung kostet. Sie wissen überdies, daß Kars heute nur ein einzelnes Glied in einer Kette von Befestigungen, Kriegsarsenalen, Truppensammelplätzen ist, der sie an der asiatischen Grenze nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen haben. Hinter Kars baut sich der schwer zu durchstoßende Wall der Werke von Achalzich, Alexandropol, Jelisawetpol auf. Seit Suchomlinows genialer Heeresreform, deren vornehmste Prinzipien Zentralisation der Verbände und ökonomisch-organische Verteilung der straff gegliederten Einheiten nach den besonders gefährdeten Grenzgebieten hin sind, wurde das Kontingent der kaukasischen Truppen immer mehr vergrößert und gleichzeitig seine Beweglichkeit immer mehr erhöht; mit Hilfe der transkaukasischen Bahn und deren Auszweigungen kann Rußland in kürzester Zeit große Truppenmassen aus dem Innern des Reichs, mit Hilfe der transkaspischen Linie auch die zwei in Turkestan garnisonierten Armeekorps leicht nach der Araxgrenze hinbefördern. Hingegen beruhen die Nachrichten von gewaltigen Truppenansammlungen an der persisch-russischen Grenze durch die Hohe Pforte, wie sie zeitweilig durch die abendländische Presse laufen, fast rein auf freier Erfindung. Die Konstantinopler Regierung verfügt in den ganzen Ordus IV (Erserum, Ersinghian, Van) und V (Mossul, Bagdad) lediglich über 5 Korps mit 85 Bataillonen, die nach dem Neuorganisations-Gesetz von 1910 auf rund 100 Bataillone verstärkt werden sollen. Diese Verbände, deren Redif- und Mustafizorgane dabei meist nur dem Rahmen, nicht der Formation nach bestehen, schlagfertig den Russen gegenüberzustellen, würde angesichts des vollständigen Mangels an geeigneten Verkehrsmitteln Wochen, ja Monde in Anspruch nehmen; bis dahin könnte der Gegner längst die wichtigsten Plätze besetzt und auf osmanischem Boden eine übergewaltige Operationsbasis sich geschaffen haben. Allerdings verfügt die Türkei noch über eine gewichtige und ansehnliche Hilfstruppe: das „Teufelsvolk der Kurden". Der Stamm, der auf $1^1/_2$ Millionen Seelen geschätzt wird, wohnt, oder richtiger nomadisiert, in fast allen Gebieten des alten assyrischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und medischen Reichs. Er wird von Beis regiert, die, selbstherrliche Feudalfürsten, die Oberhoheit der Pforte nur dem Namen nach anerkennen, willkürlich mit ihren Banden über verlockende Gebiete herfallen, deren Bevölkerung ausplündern, sie vertreiben oder zu Halbleibeigenen machen und als Kulturzerstörer die Wirtschaft wieder auf die primitivste Stufe des Nomadentums hinabdrücken. Die türkischen Statthalter müssen wohl oder übel mit ihnen paktieren, weil sie ohnmächtig sind; daneben machen sie noch ein willkommenes Geschäft durch Forderung eines Beuteanteils für ihre Duldsamkeit. Aber die Nutzwirkung dieser Waffenbrüderschaft im nationalen Sinn und den militärisch-organisatorischen Gewichten nach ist natürlich gering oder mindestens stets zweifelhaft; namentlich das Expeditionskorps von annähernd 3000 Mann, das die Türkei in das Urmiagebiet isoliert, ohne Rückendeckung vorgeschoben hat, stellt unter diesen Umständen ein Operationswerkzeug sehr bedenklicher Art dar. Es ist ein Stein in der Schleuder der Kurden, deren Rauf- und Raubluft es freie Bahn macht, so daß die russischen und persischen Klagen über die anarchischen Zustände in den von den Osmanlis besetzten Gebieten sicherlich nicht ohne Berechtigung sind.

Nach der staatsrechtlichen Seite hin beleuchtet, stammt der Grenzstreit um das Urmiagebiet schon aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und fand eine erstmalige Regelung durch den Vertrag von Erserum vom Jahre 1847, wodurch Persien der Zegab und der Türkei der Sandschak Surak-Schachre zugesprochen wurde. Die kurdischen Banden beider Länder kümmerten sich aber natürlich um dieses Abkommen um so weniger, als eine bestimmte Grenze nicht festgesetzt worden war. Auch der Konstantinopler Vertrag von 1869, durch den das vom General Derwid Pascha besetzte Gebiet von Gwatur an Persien zurückgegeben wurde, brachte keine klare Entscheidung, sondern verfügte nur die Einsetzung einer Grenzkommission, die bis heute alle Schaltjahre einmal zusammengetreten ist, um nach nutzlosen Tagungen sich Gute Nacht zu sagen, sowie das Gebot, daß keiner der Komparenten auf dem strittigen Gebiet Befestigungen anlegen dürfe. Gegen diese Bestimmung sündigte der berüchtigte Kurdenscheich Mohammed Sadich, einer der Günstlinge Abdul Hamids, der bei Berduk sich in Forts verschanzte und von da aus Streif- und Raubzüge in die Gebiete von Urmia, Choi, Sautschbulak bis nach Täbris hin unternahm. Gegen ihn bot man in Teheran 1905 ein Kommando unter Medschid es Sultanah auf, das jedoch mit blutender Nase heimkam, da Sadich von türkischen Regulären unterstützt wurde. Seitdem haben sich die Osmanlis und ihre kurdischen Sekundanten in immer weiter vorgerückten Grenzen im ganzen Gebiet von Aserbeidschan westlich des Urmiasees häuslich eingerichtet.

Die politischen Angelegenheiten zu Füßen des Karadagh liegen also denkbar verzwickt und sind höchst stacheliger Natur. Rechtlich haben sich die Türken den Persern gegenüber zweifellos ins Unrecht gesetzt, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß deshalb auch die zarische Regierung Grund hätte, sich beschwert zu fühlen. Strategisch sind die Russen offenbar im Vorteil; dafür kommen aber wieder den Türken die Gewichte religiöser und nationaler Einflüsse zugute. Den letzten politischen Zielstrebigkeiten nach erscheint das Problem nicht anders als durch die Gordische Praxis Alexanders lösbar: Petersburg will sich von Aserbeidschan her den Weg nach dem persischen Golf freimachen, die Türkei glaubt als Schutz-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herrin aller islamischen Völker nicht zugeben zu können, daß ihr die Verbindung mit Teheran durch einen russischen Block versperrt, und daß sie zugleich in gefährlicher Bedrohung des Zweistromlands militärisch von dem nordischen Koloß bis nach Arabien hin umflügelt wird. Tatsächlich spitzen sich denn auch die Gegensätze immer explosionsgefährlicher zu, und wenn die Auguren an der Newa recht hätten, so wäre der Krieg, wenn nicht heute, so doch morgen unvermeidlich. Die Entschiedenheit, mit der die zarische Diplomatie auf dem Balkan zu Italien hält, läßt allerdings deutlich erkennen, daß Rußland gesonnen ist, die schwierige Lage der Türkei in irgend einer entscheidenden Weise zur Lösung der persischen Streitfrage auszunützen. Das bedingt aber noch nicht den Griff zur ultima ratio. Das Kennwort der russischen Politik ist: Langsam, aber beharrlich. Kriegerische Aktionen in Aserbeidschan würden wohl selbst Greys Langmut und Vertrauensseligkeit auf Rußlands uneigennützige Freundschaft ins Wanken bringen und so das zarte Liebesband zerstören, mittels dessen Petersburg so hübsch London nach seinen Zwecken gängelt. Straßenbauten, mähliches Vorrücken von Kosakenposten, die höflich, aber energisch die türkischen Wachen zum Rückzug auffordern, kaufmännische Organisation, die den von den kurdischen Räubern zerstörten Handel wieder in Gang bringt, sind Mittel, die verschwiegen, aber sicher Rußland zum Ziel führen. Immerhin hat gerade Deutschland Grund genug, aufmerksam der Wetterbildungen um die Gipfel des Karadagh zu achten. Seiner Diplomatie fällt hier ein ähnliches schwieriges Vermittlungs- und Auswiegungsproblem zu, wie der Hohen Pforte und Rom gegenüber im Tripolisstreit. Die Bagdadbahn verbindet uns, namentlich seitdem ihr eine Abzweigung nach Teheran gesichert ist, mit den türkisch-persischen Interessen. Andrerseits müßte eine schroffe Haltung gegen Rußland dessen Politik von Potsdam weg nach St. James hin drängen: bereits stehen wir heute vor der Gefahr, daß durch die russisch-englischen Übereinkünfte zur Viermillionenanleihe unser Handelsvertrag mit Persien praktisch zunichte gemacht wird.

Dr. Frhr. von Mackay

Bruce Ismay

Von Wut, Haß, Racheschreien ist der junge Bruce Ismay, der Präsident der White Star-Line, der Steeplechaser des Weltmeeres, umtost. Millionen Fäuste möchten ihm den Schädel einhämmern, Millionen Hände ihn an jeden Laternenpfahl knüpfen. Solche Lynchgelüste sind begreiflich, wären es allerdings noch mehr in einem ruhigen Europalande als in Amerika, wo jeder Rekorddruck sonst mit Indianerjubel beschrien, jede wahnsinnige Lokomotive als Heilige verehrt wird. Ismay ist, trotz des England-Domizils, doch derselbe Unternehmertyp, auf den die Amerikaner sonst so stolz sind. Der Größenwahnsinn, der Schnelligkeitstaumel, die Milliarde, die Fünfzigstock-Sehnsucht, alles das ist echt U. St. A. Die White Star-Line sitzt auch nur nominell in England, die Macht über sie hat der Morgantrust, der Obligationen begeben und die Flotte dafür verpfändet hat. Amerika hat Ismays zu Dutzenden. Sie toben nicht auf dem Wasser, aber das Knotenfieber haben auch sie. Westinghouse z. B. wirkt wie Bruces Bruder. Viel Triebkraft aber wenig Disziplin. Es braucht nicht einmal immer der Dollar zu sein. Diese Leute lockt eine Sonderart von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ruhm, sie haben den Titanenkitzel und wollen keine Begrenzungen sehen.

Erfolg nährt den Mut. Und Ismay hatte Erfolg. Die Cunard-Line, die einst unbesieglich schien, hatte er bald überholt. 1910 schon war die White Star-Tonnage um mehr als 200000 Tons größer. Dabei war die finanzielle Struktur fester als die der Rivalin. Die Cunardverwaltung hatte das Wirtschaften nicht verstanden, ihr fehlte der Morgangeist, der Ismay trieb. Die White Star-Reserven beliefen sich 1910 auf 55 Pzt. des Buchwertes der Flotte, die Cunard-Reserven auf nur $14^1/_2$ Pzt. Ismay arbeitet erheblich billiger, billiger vielleicht als alle anderen englischen Reedereien. 14 Pfund pro Tonne kostet die Flotte der White Star-Line, $24^1/_4$ Pfund die der Cunard-Line. Kapital und Schulden blieben relativ niedrig, man konnte von einer rationellen Wirtschaft sprechen. Von 1908 auf 1909 wurde die Dividende verdoppelt, der Gewinn stieg von 299000 Pfund auf 614000 Pfund. Das Unternehmen schiebt sich unaufhaltsam an die Spitze der englischen Reedereien. Das hat die Gesellschaft Ismay zu danken, dem Organisationsgenialität nachgerühmt wird. So war die Finanzbasis geschaffen, der Aufstieg garantiert. Fehlte nur noch die Sichtbarkeit, die Weltrepräsentation. Die Cunard-Line hatte zwei Luxuspaläste, „Lusitania" und „Mauretania", White Star-Schiffe mußten den Glanz überstrahlen. Ismay gab „Olympic" und „Titanic" in Auftrag, jedes mit 45000 Tonnen. Und 1914 soll ein noch gewaltigerer Riese übers Meer.

Zweierlei mußte erreicht werden: Unüberbietbarer Märchenprunk und unübereilbare Schnelligkeit. Tennisplätze, Schwimmbäder, Aufzüge, Tanzsäle, Zanderinstitute, Kabinenfluchten. Der Yankeesnob verlangt es, die Welt wird uns bewundern. Und nun jagen wir dieses schwimmende Wunder durch die Wellen, als wenn der Teufel dahinter wäre. Das blaue Band winkt, wir werden es an unseren Mast heften. Nun liegt der Fabelbau dreitausend Meter tief, das Meer hat Hekatomben geschluckt, die Raserei ist von der toten Eiswand ohnmächtig, zerschmettert abgeprallt. Ein allgemeiner Schrei nach Rettungsreform, nur ein Wunsch: Solche Grausigkeiten möchten vermieden werden. Jammer macht ungerecht, und alle Fäuste ballen sich gegen Ismay, alle bespeien ihn, den Feigling, den brutalen Glücksjäger.

Er mag beides sein. Aber die Schuld liegt nicht bei ihm allein. Sie liegt in gleichem Maße wie bei ihm bei den verrückten Amerikanern, die im Karrieretempo das einzige Glück, im Sybaritenleben die einzige Seligkeit sehen. Sie haben den Ozeansnobismus in Mode gebracht, haben die Schiffahrtsverwaltungen in einen Wettbewerbstaumel getrieben, der schon gar keine Grenzen mehr kennt. Tennisplätze statt Rettungsboote, fauchendes Rasen statt Sicherheit, das ist das Resultat. Es gibt Reedereidirektoren, die den Wahnsinn schon lange verurteilen, schon deshalb verurteilen, weil die Mammutschiffe in unnatürlicher Weise das Konjunkturrisiko mehren; weil sie nicht wollen, daß die Riesenkasten in schlechten Zeiten Kohlen schlucken, Zinsen fressen, aber nichts mit heimbringen als Verluste. Leider hat die Einsicht bis heute keine bindenden, allgemeinen internationalen Retardierungsverträge erwirkt. Die Hapag hat drei Schiffe von je 50000 Tonnen in Auftrag gegeben, die auf den Werften von Blohm & Voß und auf der Vulkanwerft zu Seeschlössern gehämmert werden. Der „Imperator" und seine Brüder sollen alles andere in den Schatten stellen. Und das, obwohl Ballin seit Jahren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Bautenkonvention will, auch schon einen Schritt vorwärts gekommen ist, aber hinter dem, was nottut, noch erheblich herhinkt. Jetzt wird die Gesetzgebung einschreiten und die so stolze Privatinitiative muß sich sagen lassen, daß sie ihre Grenzen nicht kennt. Das hat der Tatendrang Ismays gewirkt und das ist schließlich noch ein Trost.

Muß man die Zwischendecker, die Goldbringer, zusammenpferchen, ihnen jedes Quäntchen Raum bemessen, damit Mister Dollar täglich seinen Kopfsprung ins Schwimmbad machen und die brillantenbepackte Milliardenprinzeß Tennis spielen kann? Muß man eines Beefkings wegen die Knotenzahl in Schnellzugstempo steigern? Das ist doch alles nicht nötig. Die internationale Seeschiffahrt muß aus Humanitätsmotiven und Eigeninteressen den Rekordblödsinn aus der Welt schaffen, muß sich einen und endlich einmal den langersehnten Vertrag schließen, der das blaue Band und den Prunkwahnsinn zu historischen Eitelkeiten macht. Auch den unsinnigen Flaggenchauvinismus soll man fallen lassen. Darunter braucht die Schiffbautechnik nicht zu leiden. Aber profitieren werden die Reedereifinanzen und vor allem die seefahrende Menschheit. Ismaysches Genie mag bewundernswert sein, aber es darf nicht in Wahnsinn überspringen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Titaniden

Als sein Kiel an dem unsichtbaren Gletscher zerbrach, ging ein Stöhnen durchs Schiff. Wie ein bäumendes Pferd hob sich die Stahlmasse hoch; die Maschinen zitterten. Nun geschah es. Während die Lichter erloschen, polterten Eisblöcke auf das Verdeck, eine Berglast. Die „Titanic" warf sich, wankte, neigte sich seitwärts. In der nächsten Minute war es zu Ende. Ehe die Todesangst in den schlaftrunkenen Menschen noch ganz erwacht war, erstickten die Schreie, die Kesselexplosionen, das Krachen des Eisens in der einbrechenden Flut. Eine kurze Strecke schob der Eisberg das Wrack vor sich her. Dann war er in der nebligen Finsternis wieder allein.

Vielleicht nur ein Zufall trennt diese Schilderung von der Wirklichkeit. Die Titanic, sagt ein Bericht, drohte nach dem Zusammenstoß umzufallen. Wäre es geschehen, so hätte kein Lebender uns Nachricht gebracht. Lautlos wäre das Prunkschiff aus dem Bilde der Erde verschwunden.

Die Katastrophe feierte man (denn ein Ruhm wäre auch dies) als eine Niederlage der Menschenkräfte gegen die Urkraft. Aber das ist ein Gleichnis; menschenstolz und verkehrt. Es verschiebt das Machtbild. Eine Niederlage setzt einen Kampf voraus. Und niemals war ein Unternehmen so groß, daß es kosmische Kräfte zum Kampfe herausforderte. Die Elemente sind dem Menschen friedlich gesinnt; er kann sich höchstens in ihren Weg stellen. Es gibt für ihn hier weder Sieg noch Niederlage, weder Herrschaft noch Unterworfensein. Nur Anpassung oder Ausweichen. Sein Höchstes hat er erreicht, wenn er mit leidlicher Sicherheit seine Erde bewohnt. Diese Macht und diese Grenze teilt er mit dem Höhlenmenschen. Und seine Einrichtungen, genau wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die des Höhlenmenschen, haben ihr Maß an unserer Körpergröße.

Der Abgrund, in den die „Titanic" versank, reichte dreihundertmal so weit hinab, wie ihr Tiefgang. Der Ozean, auf dem sie schwamm, hatte fünfzigtausendmal ihre Länge, zweihunderttausendmal ihre Breite. Zwanzig Billionen mal ist ihr Fassungsraum im Weltmeer enthalten. Der Eisberg, der sie zertrümmerte, wiegt, in seiner Vergänglichkeit, mehr als alle Flotten der Welt zusammengenommen. —

In diesen Zahlen ist für den, der hören kann, eine lyrische Gewalt, stark wie keine Bilderrede. Soll man hinzusetzen, daß alles Menschenwerk, Gerät und Gebäude, zusammen nicht den billionsten Teil des Erdkörpers ausmacht; daß die Berge von Kohle, von Eisen, von Stein, die seit Anbeginn abgegraben wurden, die Fläche nicht mit einer Schicht bedecken würden, so dünn wie ein Seidenpapier? Das alles kann für den Menschen nur demütigend scheinen, so lange er an der Täuschung festhält, er trete mit den Ausmaßen seines Planeten in Wettbewerb. Vielmehr: was immer er leistet, das Gewaltigste, bleibt auf ihn selber bezogen, den Menschen. Mit außermenschlichen Dimensionen hat es nicht das Mindeste zu tun. Wo ein technisches Gebilde ins Riesenhafte zu wachsen scheint, geschieht es, weil es dem Bedarf einer Vielzahl von Menschen dient. Es behält unser Maß so gut, wie das Gerät in der Hand des einzelnen. Kein Schiff wird größer gebaut als nötig ist, die Körperlast von soundsoviel Menschen zu bewegen. Riesen müßten zehnmal so groß, Liliputaner dürften zehnmal so klein bauen. Überwunden ist irgendeine Naturkraft mit all dem so wenig, wie ein aufgespannter Regenschirm den Regen überwindet . . .

Wir denken die Gesamtheit alles Menschenwerks innerhalb auch aus der irdischen Ausmaße und stellen eine flüchtige Rechnung auf: Eins zu vielen, vielen Billionen. Dann fühlen wir, wie hochmütig der Gedanke war, daß die Elemente uns haßten. Wie überschätzend die Vorstellung einer menschlichen Hybris, die Niederlagen erleidet. Bewegen der eignen Last: mehr vermögen — und wollen wir auch nicht. Manchmal wird diese Last uns zu groß; oder das Gleichgewicht wankt: das nennen wir dann eine Naturkatastrophe. Aber die Natur ist unbeteiligt daran. Jeder Schritt ins Außermenschliche ist ein Schritt ins Reich einer fremden, schweigenden, unsagbar unzugänglichen Gelassenheit. Wie hinter den Linsen des Nah-Objektivs verschwimmen, sind die Dimensionen erst richtig gestellt, die kosmischen Dinge, und wir sehen nichts als uns selber. Kein technischer Erfolg, der etwas anderes bedeutete, als daß Menschen Macht über Menschen gewinnen. Ob eine Pyramide gebaut wird, eine Stadt sich ins Erdbebengebiet wagt, Zweitausend über den Ozean fahren: das geht die Wüste, den Vulkan, das Weltmeer nichts an; doch es ändert die Überlegenheitsverhältnisse zwischen Menschen.

Dennoch Titaniden? Wenn wir in unserer Kleinwelt bleiben, wo menschliche Beziehungen ausschließlich herrschen: ja. Ein Augenfehler konnte diese Machtabstände aufs Kosmische übertragen. Immerhin beweist das, wie groß sie sein müssen. Staat und Technik: die beiden haben Zusammenballungen menschlicher Energien geschaffen, so mächtig, daß sie auf den einzelnen fast schon mit der kolossalen Überlegenheit der Urkräfte wirken. Überwinder der menschlichen Schwere durch das Genie, Zusammenfasser; anarchische, verzweifelte Kämpfer gegen die Riesenwucht der unpersönlichen Gebilde . . . Titaniden einer Mikrobenwelt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ist dem Menschen gegeben: den Menschen umzuschaffen. Und Kämpfe zu führen nur mit seinesgleichen. Draußen aber ist es von Kampf und Überlegenheit still. Dort herrscht die große Gelassenheit. Nicht einmal Besiegte dürfen wir uns vor den ewigen Mächten dünken; nicht einmal Demütige. Nur in dem wunderlichen Gleichnis der Zahl zwischen uns und ihnen eine Beziehung ahnen. Dieser Gleichmut, diese letzte Fremdheit zu allem, was menschlich heißt, ist das einzige Wort, das die Unendlichkeit zu uns spricht, beglückend und vernichtend. Sie hat keine Gemeinschaft mit uns.

Hermann Friedemann

Der neue Beelzebub

Gottes Allmacht läßt sich nicht ohne das Widerspiel seiner Ohnmacht verstehen, so wenig, wie das Licht ohne Schatten. Das reine Gefühlserlebnis kann einem zur Urteilskraft erwachten Lebewesen nicht genügen. Es muß sich als Einzelnes mit dem Ganzen auseinandersetzen, und muß, wenn es sich der Allmacht Gottes unterworfen fühlt, aus seiner Einsicht heraus einen Gegensatz produzieren. Der Gegensatz ist es selber, soweit es sich als bestimmendes Individuum, endliche Erscheinungen verkörpernd, dem unendlichen Werden entgegengestellt. Daher alles Aufbäumen gegen die Gottheit, aller Zweifel, alles Gestalten von rein menschlichen Traditionen. Dieses Prinzip erkennend, können wir in jeder Kultur von der Gestalt des Widersachers auf die des herrschenden Gottes schließen.

Nicht alle Religionen haben Teufel und böse Geister. Reine Naturreligionen, wie die hellenische, überlassen ihren Göttern alles Gute und Böse zugleich. Sie umgehen mit der selbstlosen Unterwerfung unter diese Allvertretung ihrer Triebe das Nachgrübeln und Experimentieren über moralische Stufenleitern der Triebe und beweisen damit, daß ihr Gott die Natur selber ist. Daß die Kulturentwicklung das Festhalten an der reinen Naturkindheit nicht erträgt, ändert nichts an deren Erhabenheit. Im Gegenteil. Die Fraglosigkeit der griechischen Kunst ist ein Erfolg der Fraglosigkeit des religiösen Verhältnisses. Ihre Kraft entspringt keinem Trotz gegen göttliche Bestimmungen; vielmehr enden ihre Konflikte stets in bedingungsloser Unterwerfung unter dieselben.

Auch in der mosaischen Religion spukt der Widersacher nur am Rande des göttlichen Reviers herum. Es liegt keine Notwendigkeit vor, ihm zu verfallen, oder mit ihm zu ringen. Man muß nur Gott gehorchen. Der Widersacher, den der Einzelne in sich selber trägt, ist kein persönlicher Feind des Gottes, sondern allein des Trägers. Denn Gott erkennt ihn als kriegführende Partei einfach nicht an, sondern hält sich an diesen. Das ist auch der innerste Grund, warum Jave und nicht der kritisch verblassende Jesus der bleibende Gott des protestantischen Teils der germanischen Völker ist. Er ist der Gott des bis zum Stumpfsinn konsequenten Pflichtgefühls.

Bei diesen beiden Gruppen erkennt sich also das Individuum dem göttlichen Wesen gegenüber kein Bestimmungsrecht zu. Das Prinzip wird erst durch die christliche Gnadenkonstruktion durchlöchert. Zuerst wird dem Sohne die Macht beigelegt, die väterlichen Ratschlüsse zu beeinflussen; später tut die Mutter desgleichen, und das einmal durchbrochene Prinzip erlaubt nunmehr einer unbegrenzten Schar von Heiligen, ihnen zu folgen. Was bleibt von dem gestrengen Gebieter noch übrig, als ein gutmütiger Herr Papa,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der schließlich vor lauter Unwirklichkeit reif für die Witzblätter wird? (Eine Karrikatur der Venus könnten wir viel weniger ertragen!) Aber hat die Entkleidung der unabänderlichen Pflicht vom göttlichen Wesen die Unerbittlichkeit beseitigt? Hat sie den Widersacher zerstört? Nein! Einerseits gab sie dem persönlichen Bestimmungsrecht eine unbändige Freiheit gegenüber dem von seinen Gnadenvermittlern bearbeiteten Vater, und andrerseits verlegte sie den Widersacher aus dem Persönlichen heraus, personifizierte und denunzierte ihn als einen schändlichen Widersacher des Vaters. Nun war es nicht mehr Sache des Vaters, vom Menschen unbedingten Gehorsam zu fordern, sondern diesem die Kraft zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes zu verleihen. Es ist ein ewig trauriges Merkmal göttlicher Gutmütigkeit, daß der Vater auf diesen Vorschlag einging, denn damit war die Bekämpfung des Widersachers zur allgemeinen Institution gereift. Aus dem Kultus des Naturgehorsams wurde die Organisation zur Bekämpfung der persönlichen Unzulänglichkeit mittels eines allgemeinen Institutes. (Man ahnt den Flügelschlag der Neuzeit!) Und die göttliche Unerbittlichkeit ging, weil die persönliche Unzulänglichkeit dadurch nicht aus der Welt geschafft wurde, auf das Institut über. Im Namen des Instituts konnte nun jeder seiner Diener die unsinnigsten Grausamkeiten an seinen Mitmenschen begehen; unsinnig, weil sie auf einer ganz andern Linie als die zweckvolle Grausamkeit der Natur lagen, und weil das Mittel, die persönlichen Widerstände gegen die göttliche Vollkommenheit von außen her, durch die Gemeinschaft zu bekämpfen, total verkehrt war. So hat die Hölle mit ihren Ober- und Unterteufeln die Mission gehabt, gemeinsam mit dem Gnadenhimmel das ausschließlich persönliche Verantwortungsgefühl gegen die ewigen Mächte auszurotten und es zu sozialen Organisationen umzugestalten, deren Dienst weit bequemer ist. Diese sozialen Organisationen — die Kirche ist die älteste, die Naturwissenschaft die jüngste — drängen ihre Teilnehmer mit zunehmender Konsequenz von der Religion ab. Die letzten Wurzeln des Pflichtgefühls verlassen den Boden des blinden Werdegehorsams und ziehen sich auf „reinmenschlichen" Boden zurück. Als Um und Auf aller Pflichten bleibt die Pflicht des Menschen gegen den Menschen übrig. Die Leiden vermindern, heißt ihr oberster Satz. Er läßt sich nicht anders verwirklichen, als durch Herabsetzung der Empfindung. Man exorziert die letzten Reste der natürlichen psychischen Regulierung durch ethischen Lärm.

Denn die Organisation des monistischen Ethos, die das menschliche Leben fortan durchaus auf soziales Pflichtgefühl und Wissenschaft stellen will, hat bedauerlicherweise ebenfalls gegen einen Widersacher zu kämpfen, dessen Realität nichtsdestoweniger bestritten wird. Er vereinigt alle Überbleibsel des Himmels und der Hölle in sich, als eine Art Kehrichthaufen, den die monistische Wissenschaft mit aller Kraft hinauszubefördern sucht. Er heißt Metaphysik.

Der Kampf gegen die Metaphysik trägt alle Merkmale des alten Exorzismus an sich. Vor allem dieses, daß sie noch niemals gesehen wurde und gerade dadurch ihre verderbliche Anwesenheit verrät. Wenn der mehr weltberühmte, als wahrheitsliebende Herr Loeb behauptet: wir essen und trinken und pflanzen uns fort, nicht, weil Metaphysiker zu der Einsicht gelangt sind, daß das wünschenswert ist, sondern weil wir maschinenmäßig da-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu veranlaßt werden — so heißt das nichts weniger, als: die Metaphysiker behaupten, daß auf Grund ihrer Einsicht gegessen, getrunken und fortgepflanzt werde. Wer also die Metaphysik bekämpft, erlöst die Menschheit zu der besseren Erkenntnis der maschinenmäßigen Veranlassung des Lebens. Und da das Mechanische in unsre Bestimmung gegeben ist, so werden wir demnächst die gesamte Lebensbestimmung selber in die Hand nehmen.

„Ich habe die Empfindung, daß nur technische Umstände unsrer jungen Wissenschaft daran schuld sind, daß die künstliche Herstellung von lebender Materie noch nicht gelungen ist," sagt derselbe Herr Loeb, der sich zugleich „zu der Hoffnung berechtigt fühlt, daß auch die künstliche Herstellung der Lebewesen einmal gelingen wird."

Ist es zu begreifen, daß es noch Menschen gibt, die sich einer so einfachen Lösung aller Schwierigkeiten widersetzen können? Dumm aus Schlechtigkeit? Nein, keinen Groll, ihr Brüder in Monismo! Laßt nichts Derartiges in euer nur dem Wahren und Guten geweihtes Hirn hinein! Hier ist nur einer schuld: die Metaphysik. Apage, Satanas! Aus der Klarheit, mit der ihr sie begreift und bekämpft, schließen wir mit Bewunderung auf die Klarheit eurer eigenen Ziele!

Hermann Gottschalk

Das gekürzte Brevier

Bekanntlich sind die katholischen Geistlichen zum täglichen Brevier-Gebete verpflichtet, das mindestens drei bis vier Stunden in Anspruch nimmt. Das Gebet besteht aus Lesungen aus der Schrift, der Legende und den Kirchenvätern und neben dem Glauben wird das Vaterunser und das Ave unzähligemale wiederholt. Ein findiger Kopf unter den Geistlichen hat sich dieses lange Gebet etwas kurzweiliger gestaltet und hat damit bei seinen Kollegen Schule gemacht. Der Erfinderische betet einmal das Vaterunser, dann spricht er das Ave und den Glauben; darauf sagt er sämtliche Buchstaben des Abc auf: A, B, C, D uff. und schließt: „Lasset uns beten! O Gott, der du aus vierundzwanzig Buchstaben die ganze Heilige Schrift und das Brevier zusammengesetzt, bilde du, kraft deiner Allmacht, aus denselben vierundzwanzig Buchstaben auch die Worte der Matutin mit den Laudes, der Prim, der Terz, der Sext, der Non, der Vesper und der Complet. Erfülle sie mit deinem Geiste. Das erbitt' ich von dir durch Jesum Christum, deinen Sohn, unsern Herrn. Amen." Da das Breviergebet lateinisch ist, spricht er natürlich auch sein abgekürztes Gebet lateinisch: so wird es ihm möglich, das mindestens dreistündige Gebet in höchstens drei Minuten abzutun. — Es geht nichts über einen erfinderischen Geist, besonders wenn mit der ersparten Zeit der Seelenpflicht Stunden gewonnen werden, die zu sonst kirchengefälligen Arbeiten (während Wahlzeiten können es Agitations- und Propaganda-Arbeiten sein) benützt werden können.

C. B.

Homer und seine Kritiker

In dem letzten Heft der Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum — demselben, das durch Collischonns vielbesprochene Apologie des humanistischen Gymnasiums aufgefallen ist — schreibt, nicht minder auffällig, Paul Cauer über den modernen Stand der Homerkritik.

Sein Aufsatz ist von Gegenwartswert nicht allein durch die Orientierung über den Wandel der philologischen Anschauungen über des Dichters

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werk. Vor langem schon bereitete sich die Abkehr von der durch F. A. Wolf inaugurierten, zerstörungsfrohen Kritik vor, und der konservative Standpunkt der Moderne ist nur das letzte sonderbare Ergebnis aus jahrhundertelangen zersetzenden und das Werk zerfetzenden Theorien, wie es Sachkundige seit langem sich entwickeln sahen. Was Cauers Aufsatz merkwürdig macht, ist also nicht dies Fazit, das er aus der neuesten Diskussion als die neuesten Richtlinien zieht. Merkwürdig ist er durch die prinzipielle Frage, die er stellt: Soll die Homerkritik abdanken?

Als Erforscher Homers ist ihm die Antwort nicht zweifelhaft: „Den ganzen Reichtum erstarrten Lebens, so lautet sie ihm, den der aufgeschriebene Text uns bietet, mit Hilfe der Kritik, der vielgeschmähten, wieder zum Leben zu lösen, dann in die vor unsern Augen wogende Masse Gliederung und Folge zu bringen: dies bedeutet jetzt die homerische Frage. Daß wir aber auf einen Punkt gelangt sind, wo wir diese Aufgaben erkennen, wo wir so, wie angedeutet wurde, fragen können, ist an sich doch ein unverächtliches Resultat der Arbeit von drei Menschenaltern. Den besten Lohn für mühevollen Aufstieg gewährt der sich öffnende Blick zu ferneren Höhen, die bezwungen werden sollen."

Kein Einsichtiger wird sich dem Rechte dieses Schlusses verschließen; keiner verkennen, daß seit den Ausgrabungen auf Kreta der Homerforschung neue Wege zu neuen Zielen gewiesen sind. Aber man wird in Cauers Formulierung auch den toten Punkt nicht übersehen können, die wahrhaft tragischen Worte von dem „Reichtum erstarrten Lebens".

Wir wissen, daß von je der Homerkritik die Dichtung nur ein Objekt für philologische Hypothesen war; daß sie den Dichter behandelte wie der Anatom seine Leiche; daß sie über dem Sezieren ganz vergaß, daß sie es an dem lebendigsten Dichter der Antike, dem frischesten und unverwüstlichen Kunstwerk der Weltkultur vornahm; daß sie sich durch alles das ebenso in Verruf bringen mußte als sie den Dichter in sich begrub. Die homerische Frage rückte in den Mittelpunkt des Homerkollegs, das noch heute nichts anderes ist als ein Kolleg über die homerischen Kritiker von F. A. Wolf bis zu Rothe und Cauer. Und der Homer der Schule — wo das Sezieren im großen nicht anging — wurde unter ihrem Einfluß bestenfalls zum Jagdgebiet kleinlicher grammatischer und sprachlicher Exegese.

Die Homerforschung also in allen Ehren! Aber sie möge, sofern sie es überhaupt noch kann, ihre Jünger fortan statt in gehäufte Zeitschriftenaufsätze und getürmte Bücherstöße in des Dichters Welt führen; statt homerischer Streitfragen pflanze sie ihnen Liebe und Verständnis des Dichters ins Herz, damit er von da weiter wirke in die Schule — die dann keine wortreichen Lobreden Collischonnscher Observanz mehr nötig hat — und von der Schule ins Leben.

Daß er das heute nicht tut, ist traurige, aber sichere Gewißheit und alle schönen Reden auf die idealbildende Kraft der Antike kommen gegen diese eine Tatsache nicht auf. Fürs erste können wir nichts tun als diesen Stand der Dinge bedauern und recht gründlich wünschen, daß die Homerkritik, so wie sie war, abdanke und daß aus ihren Ruinen das Leben erstehe, das dem Dichter, nicht erstarrter Hypothesenehrgeizelei und philologischem Kleinkram dient. Sie erschließe nicht den Blick in ein erstarrtes, sondern in ein lebendiges Land. Dann braucht sie nicht mehr ihre Existenzberechtigung zu erweisen, wie das jetzt noch nottut.

Dr. K. H.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom ungebildeten Essen

Der Weisheit letzter Schluß auf Erden ist die Magenfrage, man wird sie nicht los, ob man nun das Lebensproblem metaphysisch oder mechanisch zu deuten versucht, ob man das Diesseits für eine Durchgangsstation oder für die einzige Wohnstätte im Weltenbau ansieht. Im Erlösungsgedanken wie in der Nirwanamythe spielt sie dieselbe umfassende Rolle wie in den Aufständen der Gracchen, dem Kampf zwischen Papismus und Kaisertum, dem Erdenbeben durch die französische Revolution. Religionsstifter, Gesetzgeber, Philosophen beschäftigen sich mit ihr ebenso inbrünstig, wie Priester, Ärzte und Weltenverbesserer; die letzteren mit besonderer Liebhaberei, keine Epoche, ja kein Jahrzehnt der Menschheitsgeschichte bleibt frei von ihrer Rezeptur und ihren Wechselakzepten auf langes Leben, Gesundheit und Glück. Immer ist es ein radikaler Bruch mit dem Bestehenden, den Gewohnheiten und Gebräuchen der jeweiligen Zeit, immer eine mehr oder minder verhüllte Rückkehr zur Askese, zur Kasteiung. Die Tonart fast überall die gleiche, denn die Noten zu diesem Aufspiel sind uralt; alle Religionssysteme, alle philosophischen Spekulationen sind prall gefüllt mit Lebensregeln und diätetischen Geboten. „Iß nie, wenn du nicht von Hunger dazu getrieben wirst", und „Trinke nie, wenn du nicht durstig bist" befiehlt schon der alte Maimonides, und von des Venetianers Luigi Cornaro, der aus einem Saulus ein Paulus wurde, berühmten Mäßigkeitstraktaten bis auf Hoffmann und Brillat-Savarin, begegnet man immer wieder den gleichen lapidaren Grundwahrheiten von dem Nutzen der Mäßigkeit, dem Raubbau an Gesundheit und Leben durch unvernünftiges Schlemmen, dem Verdauen und Verarbeiten der Speisen als den Grundelementen rationeller Ernährung. Selbstverständliche Dinge, die nur von Zeit zu Zeit aus dem großen Papierkorb der Weltgeschichte wieder hervorgeholt werden müssen, da massenhafter Schutt von Unverstand, Schlendrian und schlechten Gewohnheiten sich über sie gelagert hat. Aber schon der eben erwähnte Brillat-Savarin, der mit Unrecht nur als Patron der Gourmets gilt, prägte den Satz „les animaux se repaissent, l'homme d'esprit seul sait manger", und diese feine psychologische Beobachtung, daß die Ernährung zugleich eine Quelle des Genusses und der Freude sein, daß sie auch ästhetisch wirken müsse, sie existiert für die Nachbeter und Friseure der uralten diätetischen Systeme nicht mehr. In Heft 14 des „März" bricht Erhard in der Glosse „Vom gebildeten Essen" eine Lanze für Horace Fletcher, einen Apostel der Neuzeit, der jungen Wein in alte Schläuche gefüllt hat und nun mit diesem Allheilmittel die Menschheit zu retten sucht. Ein an sich löbliches Beginnen, wären Voraussetzungen und Theorie richtig und die Anwendung auf das praktische Leben zweckdienlich und nutzbringend. Sehen wir zu, wie sich in Horace Fletchers Kopf die Welt malt: These 1, „wir essen im allgemeinen zu viel, essen ohne physiologisch begründetes Verlangen und ohne Notwendigkeit"; zugegeben für die obersten Zehntausend, für Nichtstuer und Schlemmer, bestritten für die Milliarden werktätiger Menschen, für die ungezählten Massen, die an Unterernährung leiden. These 2, „wir kauen nicht genügend, daher verdauen wir schlecht und können die eingenommene Nahrung nicht verarbeiten. Abhilfe dieses circulus vitiosus kann nur erfolgen durch stereotypes Kauen, Kneten, Beißen und Schmecken von allem, was in den Mund gelangt, von festen Speisen wie von Flüssigkeiten." Je nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Größe des Bissens sind hierzu 50 bis 100 Mundbewegungen notwendig, Suppen, Milch, Eier und dergleichen mehr werden geschlürft. Die Technik des prüfenden Weinhändlers weist den Weg. Resultate: Dreißig Bissen Brot vollkommen im Munde aufgelöst, genügen für einen kräftigen Mann als Nahrung für 24 Stunden, die Schlacken dieses Regimes sind so gering, daß nur alle 6, 8 oder 10 Tage eine Entleerung erfolgt, Pferd und Ziege sind für diese Prozesse nachahmenswerte Vorbilder. Als Lohn winkt nach des Verfassers Ansicht: Anatomisch eine Vergrößerung der Kaumuskeln, physiologisch eine Erziehung des Geschmackes und Appetites, biologisch größere Lebenslust, vermehrte Ausdauer und Körperkraft, Immunität gegen Krankheiten, Langlebigkeit, mindestens 100 Jahre, Spielraum bis zu 150. Ein bißchen viel auf einmal, aber ohne Begeisterung geht es bei Gesundheitsaposteln nun einmal nicht ab. Sie muß auch ersetzen, was wissenschaftliche Forschung in mühevoller Arbeit an den Tag gefördert, was wir heute als Grundlagen der Ernährungslehre zu betrachten berechtigt sind. Fletchers Auffassungen von der Physiologie und Chemie der Ernährung muten an wie aus einem alten Schubfach hervorgeholte, vergilbte Sentenzen! Es fehlt ihnen das naturwissenschaftliche Verständnis der Lebensvorgänge, es fehlt ihnen weiterhin jedwede Einsicht in das Wachsen und Werden der Kultur mit ihren völlig veränderten Daseinsformen, ihren Lebensnotwendigkeiten und Bedürfnissen. Das Körnchen Wahrheit, das in ihnen steckt, wird von einem Gallimathias unrichtiger Voraussetzungen und falscher Schlußfolgerungen überwuchert, nur zwei Ergebnisse sind unzweideutig herauszuschälen: Wie man sich das Essen abgewöhnen, und wie man jedes ästhetische Empfinden dabei vernachlässigen soll! Numero 1 ist Privatsache! Solange als das Regimen nur breithüftigen Evastöchtern die Speckschwarten zu entfernen hat, kann es passieren, in der Entfettungstherapie sind ja von jeher die absonderlichsten Moden und Methoden zu Hause. Als Lehre für die Menschheit dagegen sind Gebäude und Schlußfolgerungen, abgesehen von den Hinweisen auf vernünftiges Maßhalten und richtiges Kauen, wie sie schon vor Fletcher zahllos aufgestellt worden sind, abzulehnen. Numero 2 aber ist Sache der Kultur und Ästhetik: Wir bedanken uns für Wachstumsveränderungen unserer Kaumuskulatur, vor allem aber für eine Methodik des Käuens, die mehr einem Spül- und Schwenkapparat wie einer menschlichen Funktion ähnlich sähe. Um Nahrung und Ernährung rationell zu gestalten, stehen uns andere Mittel und Maßnahmen zur Verfügung, Mentikultur — dieses schöne Wort haben die Adepten Fletchers für ihres geistigen Nährvaters Latein geprägt — ist Schall und Rauch! Julian Marcuse

Aus Hippels Buch „Über die Ehe"

Wenn der Staat seine Bürger in so schlechten Umständen läßt, daß sie ihre Kinder nicht erziehen können, ist es dann nicht seine Pflicht, höchstselbst für die Erziehung zu sorgen?

*

Ist es nicht schade, daß das erste Glas vom Jünglinge — denn wie soll er es anders machen? — einer Buhlschwester zugebracht wird, und die Hefen für ein ehrliches Mädchen aufbehalten werden?

*

Kein Wunder, daß uneheliche Kinder gemeiniglich die besten Köpfe sind; sie sind die Folge einer geistreichen Stunde, die ehelichen oft der Langeweile: jene sind Dithyramben, diese Lehrgedichte.

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weiber sind die ersten Erzieherinnen des menschlichen Geschlechts: Eva erzog sogar den Adam, aus der Schwächlichkeit des Instinkts verhalf sie ihm zum Gebrauch des freien Willens und wirkte nicht nur auf seine Physik, sondern auch auf seine Moralität.

*

Ein Mädchen muß nach dem jetzigen Weltlauf Ungerechtigkeiten in bester Form ertragen, ein Knabe aber sie rächen lernen.

*

Eine Festung, welche Vorschläge zur Übergabe anhört, zeigt schon Lust sich zu übergeben, es kommt nur auf die Bedingungen an: und ein Weib, das ihr Ohr preisgibt, wird ihr Herz nur schlecht verteidigen.

*

Heiraten heißt: ein Schiff befrachten, ohne daß jemand die Assekuranz darauf zeichnen will.

*

„Ein fataler Mensch!" sagt man: und die Ursache hiervon ist eine Miene, die unsere sanft und selig entschlummerte Tante aufblätterte, wenn wir auf ihrem Schoß keine bleibende Stätte fanden, sondern durch Tränen unsere Mutter suchten.

— — — — — — — — — — —

Das sind ein paar gute Sätze aus dem schönen alten Buch von Hippel „Über die Ehe", dessen geistreiche Männlichkeit unveraltet ist. Der Inselverlag hat davon eine schöne Luxusausgabe im Stil des 18. Jahrhunderts herausgegeben, die empfohlen sei. Das feine Werkchen gehört immer noch zu den besten, frischesten, witzigsten und dabei ernsthaftesten deutschen Essaybüchern. Hermann Hesse

Etwas für Gottfried Keller-Freunde

Im Züricher Verlag Rascher & Cie. gab Dr. Fritz Hunziker ein schönes Buch heraus: „Glattfelden und Gottfried Kellers Grüner Heinrich." Es ist die liebevolle Arbeit eines Philologen, nicht mehr, und sie bringt keine neuen Erkenntnisse, sondern lediglich Kombinationen, aber sie leuchtet in ein wenig bekanntes Stück von Kellers Jugend hinein, in die Ferienzeiten in Glattfelden. Der philologische Vergleich zwischen den Tatsachen und dem tatsächlichen Milieu dieser Glattfeldener Zeiten mit den ländlichen Jugendkapiteln im Grünen Heinrich mag verdienstlich und interessant sein, wesentlich Neues findet sich für gute Kellerleser daraus nicht zu lernen. Dies Milieu und diese Tatsachen selbst aber, für deren Aufsuchung und Publizierung der fleißige Herausgeber allen Dank verdient, ist eine Bereicherung von Kellers Biographie und eine schöne, ja köstliche Gabe für alle intimeren Kellerfreunde. Das sehr schön gedruckte Buch enthält außer Hunzikers Arbeit drei Bleistiftzeichnungen von Gottfried Keller, drei faksimilierte Briefe und sechs photographische Veduten aus Glattfelden. Da ist es denn, von allem anderen abgesehen, ein reines Vergnügen, eine Weile den Spuren des armen jungen Kunstmalers Keller durch die lieben Täler des Grünen Heinrich zu folgen, es berührt nicht minder tief und rührend als das Betrachten jener Bilder aus Sesenheim, und der Reiz und Sinn dabei ist weder ein philologischer noch ein Antwortbekommen auf neugierig-indiskrete Biographenfragen, sondern er liegt im beruhigenden Gefühl von der Einheit des Erlebens und Dichtens, und was wir davon haben, ist kein wissenschaftlicher Gewinn, sondern der höhere, den wir von jedem näheren Kennenlernen ernsthafter, bedeutender, im Herzen aufrichtiger Menschen davontragen.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wird Deutschland hysterisch?

Von Gerhard Ouckama Knoop

Wenn man jahrzehntelang bis auf die üblichen jährlichen Reisen im Auslande gelebt hat und nun für die Dauer nach Deutschland zurückkehrt, dann sieht man erst, was für kolossale Veränderungen sich hier vollzogen haben — nicht einmal so sehr im Technischen, das sogleich in die Augen fällt, wie neue Eisenbahnen und Riesenbahnhöfe, die vergrößerten Städte —, sondern noch viel mehr im Leben der Nation. Es herrscht sozusagen eine weichere Luft. Der politische Zwist ist sehr viel milder geworden, als er es zu den Zeiten Bismarcks war, und er wird, das ist nicht zu leugnen, im ganzen anständiger ausgefochten. Denn der Tätigkeitsdrang kann sich in so vielen anderen Richtungen weit angenehmer ergehen: wir haben eine Menge „Bewegungen", von denen man damals nichts wußte. Ganz abgesehen von der Frauen-, der Mutterschutz- und anderen wohlgemeinten Bewegungen gibt es für streitbare Gemüter den Kampf gegen Alkohol, Fremdwörter und Schundliteratur.

Sehr lobenswerte Tendenzen ohne Zweifel; denn man soll weder mit dem Wein noch mit den Fremdwörtern noch mit der schriftstellerischen Phantasie Mißbrauch treiben. — Nur, wenn man die Art dieses Kampfes ansieht, kann man sich in manchen Fällen eines Kopfschüttelns schwer enthalten; wenn man bei vielen der Führer und der Geführten diesen leidenschaftlichen, blinden Übereifer gewahrt, diese hypnotische Konzentration aller Gedanken auf einen einzigen Punkt, dieses Wüten gegen einen Feind, der schon nicht mehr zur kühl beobachteten und gerecht erwogenen Wirklichkeit gehört, sondern eher zu den Phantomen, die das erregte Herz sich schafft. Solche Übertreibungen — namentlich da, wo es sich um positive Vorschläge handelt — gehen nicht nur oft ins Komische, sondern in eine geradezu beklemmende Komik. Das alles macht einen so nervösen Eindruck. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht weniger aber als das Übertriebene nimmt sich das Launische nervös aus. Man konnte die Begeisterung für Zeppelin, die vor einigen Jahren so allgemein war, auch in ihren extremeren Äußerungen wohl verstehen; wenn man sie aber ein Jahr später rückschauend mit der inzwischen eingetretenen Gleichgültigkeit verglich (die Zeitungen geben auch in diesem Falle die öffentliche Stimmung nicht genau wieder), so wurde das Begreifliche denn doch einigermaßen fremdartig. — Ja, und das Verhalten der Nation gegen die „höchste Stelle" im Reiche — man hat sehr viel das Verhalten dieser Stelle selbst kritisiert, aber nur selten das der Allgemeinheit gegen sie — und doch — ich glaube, wenn einer bitter werden wollte über die Menschen mit ihrer Unterwürfigkeit und Willkür, ihrer Urteilslosigkeit, ihrem Wankelmut — dann hätte er auf einem gewissen Throne dazu die reichlichste Veranlassung.

Um dauernd zu gefallen, müßte einer sich ändern können wie ein Chamäleon, denn es wird immer etwas anderes, immer das Neueste verlangt; und das Vergessen wird immer schneller, die Sucht nach Abwechselung immer dringender — wenigstens so scheint es, wenn man nicht von einem Jahre zum andern, sondern von einem Jahrzehnt zum andern zählt. So zitternd heftig aber nach jedem augenblicklichen Idol gegriffen wird, so gewinnt man immer schwerer die Überzeugung, daß hinter all dem „Temperament" ein fester Wille stehe. Es gibt heutzutage irgendwo in der Welt noch Leute, die sich für ihre politischen Ideale aufhängen lassen, und es hat in Deutschland solche gegeben, die dafür vieljähriges Gefängnis auf sich nahmen. Aber, ich weiß nicht: unsere Liberalen geben mir nicht die Gewißheit, daß ihnen durchaus wohl zumute sein würde, wenn man in Deutschland wirklich liberal regiert werden sollte, und es ist mir zweifelhaft, ob das Gros der Sozialdemokraten anders als mit Bangen die Verwirklichung ihrer Theorien ins Werk gesetzt sehen würde.

Überhaupt die Politik! Man kann sicherlich der Meinung sein, daß wir einer großen Flotte bedürfen, gegen diejenigen Feinde oder möglichen Feinde, die wir mit unserer Landarmee nicht fassen können; meinetwegen auch außerdem noch zur Unterstützung unserer Eisenindustrie. Nun gibt es aber Flottenenthusiasten, Schwärmer, die ganz aufrichtig an Zweck und Verwendung der Flotte gar nicht denken, denen es lediglich um die Existenz von Schiffen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von sehr vielen und sehr großen Kriegsschiffen zu tun ist — nur um damit ein irgend woher suggeriertes Bild ihrer Vorstellungskraft zu realisieren. Das sind meist Landratten, denen ein Schiff durchaus kein alltäglicher Anblick, sondern etwa die Würze einer Ferienreise ist. Diese guten Menschen werden zwar von äußerst praktischen Realisten geleitet; aber sie selbst machen recht wenig den Eindruck von Männern, die da wissen, was sie wollen, sondern einen Eindruck ganz anderer Art . . .

Wen das strenge Leben zur Selbstbeherrschung und Selbstbescheidung gebracht hat, dem wird die Sucht unserer Zeitgenossen und Mitbürger, alles erreichen, alles gesehen haben zu wollen, manchmal geradezu krankhaft vorkommen. Diese Wut des Reisens, des Photographierens und Reproduzierens — ohne jegliche ernstliche Ausbeute; noch mehr aber die Neigung, die man sonst vornehmlich bei nervösen, aufgeregten und ängstlichen Personen findet: alles zu bereden, solange zu bereden, bis nichts mehr in der Welt selbstverständlich und natürlich ist und unbefangen getan oder genossen werden kann. Die Mutter kann nicht das Kind an die Brust, der Hochzeiter sich nicht ins Ehebett, die Familie den Großvater nicht in seinen Sarg legen, ohne sich einer Fülle von Lehren, Meinungen, Aufklärungen, Ratschlägen, Theorien und Gegentheorien bewußt zu sein, die von allen Seiten — in öffentlichen Vorträgen, in Zeitungen, in Familienblättern, in Vereinen, Schulen und Kasernen — auf den armen Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts herunterregnen, bis er, den festen Boden der Tatsachen unter den Füßen verlierend, in einer Flut von Worten hilflos umhergetrieben wird.

Und was ferner den Nervösen ganz besonders eigen ist, das ist das Nichtwartenkönnen. Wir haben nicht mehr die Geduld, unsere Kinder ungestört heranreifen zu lassen, wir treiben sie mit Gewalt und vor der Zeit in allerlei Interessen und allerlei Organisationen hinein und auf Reisen in allen ihren Ferien — und sollten doch wissen, daß die ruhigste, pflanzenartige, an einen engen Raum gebundene Jugenderziehung die tüchtigsten Männer ergibt.

Wenn Bismarck zwischen männlichen und weiblichen Völkern unterschied, so haben die Deutschen sich auf jeden Fall in dem letzten Vierteljahrhundert der weiblichen Art genähert und somit wohl auch den weiblichen Gleichgewichtsstörungen des Wesens. Unserer guten Gesellschaft ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieſe Veränderung, wie wohl zu begreifen, keineswegs unangehm, ſie gefällt ſich in dem neuen Zuſtande, der neuen „Kultur", an der ſie ſich wie an einem kürzlich gewonnenen Schatz erfreut bis zur Ungerechtigkeit gegen alles Geweſene.

Ein Skeptiker mag fragen: war dieſes denn jemals anders? — — Ich glaube nun wohl. Aus meiner Kinderzeit erinnere ich mich ausgezeichnet an das damalige deutſche Ideal. Des deutſchen Mannes Stolz war, ohne Rückſicht überall und jederzeit ſeine Meinung gerade heraus zu ſagen und ſie zu verfechten gegen jeden Widerſpruch. Überhaupt ließ er ſich nicht gern von anderen beeinfluſſen, zumal aber in allen Äußerlichkeiten, er kleidete und benahm ſich wie es ihm gefiel, ohne freilich dieſen Dingen, die von manchen noch als welſcher Tand bezeichnet wurden, eine erhebliche Wichtigkeit beizumeſſen. Er war einfach, er verachtete alle komplizierten Genüſſe und ließ es ſich genügen, daß er im Trinken ſeinen Mann ſtand. Seine Frau ſollte einfach und keinesfalls koſtſpielig angezogen ſein, ſie ſollte willig viele Kinder gebären und nach Landesſitte kochen, ſich aber möglichſt wenig um das bekümmern, was ſie nicht unmittelbar anging. — Kann man behaupten, daß das auch jetzt noch unſer Ideal ſei? Und kann man zweifeln, nach welcher Richtung ſich unſer Geſchmack entwickelt habe?

Englands großer Mann

(Zur deutſchen Ausgabe der Reden Lloyd Georges)

Von Dr. Erwin Steinitzer

Die deutſche Erde iſt kein günſtiger Nährboden für den Typ des großen Demagogen. Dazu gilt in unſerem politiſchen Leben die Individualität zu wenig und die Organiſation zu viel. Der Berufspolitiker wandelt in Deutſchland auf abgeſteckten und eingezäunten Pfaden. Wenn er in eine große Partei (eine, die ihn überhaupt zu Erfolgen emportragen kann) eintritt, ſo muß er ſich zu einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganzen Anzahl bis ins Einzelne gehender Grundsätze, Anschauungen und Forderungen „bekennen", die ihm von einer unpersönlichen Macht diktiert werden: von den Interessen und Kräften nämlich, deren Zusammenwirken gerade diese Partei aus dem allgemeinen, politischen Getriebe herausdifferenziert hat. So in engem, prinzipiellen Zirkel eingeschlossen, bleibt ihm wenig mehr übrig als exekutive Kleinarbeit; soweit's Demagogie ist, Demagogie des Details. Deshalb gedeihen bei uns zwar die Hahns und die Rösickes, die Molkenbuhrs und Ledebours, nicht aber die Roosevelts und Lloyd Georges.

Die beiden letzten Namen weisen schon darauf hin, daß in den Ländern angelsächsischer Zunge andere, bessere Voraussetzungen der Entfaltung demagogischen Genies bestehen müssen. Sie wurzeln im Zweiparteiensystem. Der Mechanismus dieses Systems verlangt fortwährende innere Regeneration. Denn der politische Wettbewerb, der sich bei einer Organisation der Parteien wie die unsrige eigentlich auf die Grenzgebiete der politisch — sozial — wirtschaftlichen Bevölkerungsgruppierung beschränkt, von gewissen Interessenkreisen als Mittel- und Stützpunkt ausgeht und diese bloß durch möglichst zahlreiche Mitläufer zu erweitern sucht, nur eine relative, keine absolute Zurückdrängung der Gegner anstrebt, ist dort unbedingt und generell. Er geht um die öffentliche Meinung als Ganzes, um die Anhängerschaft der Mehrheit der Nation. Wie deren Beschwerden und Sorgen, deren Wünsche und Bedürfnisse wechseln, so müssen auch die um die Herrschaft kämpfenden Parteien ihre Mittel und Methoden, ihre Anschauungen und Versprechungen ändern. Solcher Wandel aber ist das Produkt aktiver geistiger, psychologischer und soziologischer Arbeit einzelner, leitender Persönlichkeiten. Die Führer sind im Zweiparteiensystem nicht bloß, wie bei uns, die ersten fachlichen, organisatorischen und oratorischen Arbeitskräfte der großen, politischen Gruppen, — sie sind ihre Pfadfinder.

Es liegt in der Natur dieses Verhältnisses, daß der Parteiführer in England und Amerika in weit stärkerem Grade Träger persönlicher Verantwortung, persönlicher Bewunderung, persönlichen Hasses ist, als dort, wo man ihn doch mehr als Repräsentanten, denn als Initiator „seiner" Politik betrachten muß. Wenn wir auf Herrn von Orterer oder Herrn von Heydebrand schimpfen, so meinen wir eigentlich das Zentrum und die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

preußischen Junker. Wenn aber die englischen Unionisten sagen, daß der sehr ehrenwerte Herr David Lloyd George der verruchteste Volksbetrüger und das Unglück des britischen Reiches sei, so richtet sich ihre Gegnerschaft in erster Linie tatsächlich gegen ihn, nicht gegen die liberale Partei. Denn sie behaupten — und jedenfalls mit mehr Recht als eine ähnliche Anschuldigung gegen einen politischen Führer bei uns für sich in Anspruch nehmen könnte, — daß die liberale Politik der jüngsten Jahre ohne ihn einen anderen, weit weniger radikalen Verlauf genommen hätte. Man darf das natürlich nicht überschätzen: wären die Pläne und Absichten Lloyd Georges nicht in der Entwicklungslinie des neuen, englischen Liberalismus gelegen, so hätte ihn Herr Asquith kaum aufgefordert, den Stuhl seines Schatzkanzlers einzunehmen. Aber dank seiner generellen Übereinstimmung mit der Wegerichtung der Partei einmal Führer geworden, hat der Waliser Rechtsanwalt zweifellos wirklich geführt; nicht bloß organisatorisch, sondern auch grundsätzlich.

Für uns, die wir weder so selbständig-schöpferische Staatsmänner besitzen, noch ihnen solche Möglichkeiten der Auswirkung gewähren könnten, ist das Bild dieses Mannes und seines Schaffens besonders lehrreich und reizvoll. Es liegt uns jetzt vor in den Reden, die — von ihm selbst gesammelt — unter der Leitung Eduard Bernsteins in deutscher Übertragung herausgegeben worden sind. Für die Auswahl ist, wie gesagt, der Autor persönlich verantwortlich; man darf voraussetzen, daß er uns gegeben hat, was ihm der beste und reinste Ausdruck seines Wesens und seines Strebens schien.

Wollte man den politischen Grundzug dieses Strebens auf eine knappe Formel bringen, so wäre es die: sich klare, scharfe, erbitterte, wirksame — und in letzter Linie doch ohnmächtige Feindschaften zu erwerben. In der Wahl seiner Feinde war Herr Lloyd George ebenso glücklich wie geschickt. Er wußte genau, daß es nicht so schwer war, sie zur Strecke zu bringen; sie sahen zwar noch aus wie Riesen; aber ihre Rüstung war alt und morsch und den neuen, demokratischen Angriffswaffen nicht mehr gewachsen. Der Kampf gegen sie war also nicht sonderlich riskant; aber man konnte mit ihm die glänzendsten politischen Geschäfte machen, wenn man ihn möglichst dramatisch inszenierte. Das tat Herr Lloyd George. Er machte aus dem Zusammenbruche der Feudalplutokratie, der sich sonst vielleicht allmählich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und beinahe unbemerkt vollzogen hätte, einen parlamentarischen Eklat ersten Ranges. Er warf den Gegnern mit einem Schlage so viele Knüppel vor die Füße, daß sie empört auffuhren und sich verzweifelt zur Wehre setzten. Und war nach ihrer unvermeidlichen Niederlage „Englands großer Mann".

Wenn man die Reden durchblättert (gleich die erste, „Trusts und Monopole" enthält wie eine richtige Ouverture alle Leitmotive des Ganzen) dann gewinnt man den Eindruck, daß der vollendeten Harmonie des englischen Sozial- und Wirtschaftslebens eigentlich nur ein wesentliches Hindernis im Wege stehe: der große ländliche und städtische Grundbesitz. Er ist nach Lloyd George das Übel schlechthin. Wer hatte ein Interesse für ihn? Niemand außer ihm selbst. Wer gegen ihn? Viele; und denen, die es nicht besaßen, war es nicht allzu schwer zu suggerieren. Den Landpächter brachte er in jeder neuen Pachtperiode durch erhöhte Forderungen um die Früchte seiner Betriebsamkeit. Dem Fabrikanten, dem Kaufmanne in der Stadt verteuerten seine Rentenansprüche den Grund, auf dem ihre Geschäftsräume standen. Dem Grubenbesitzer schröpfte er in der Form einträglicher Regalgebühren einen erheblichen Teil seines Kapitalprofits ab. Dem Arbeiter, der auf seinem Boden wohnen mußte, nahm er durch die Miet- und Pachtschraube Licht, Luft und Gesundheit. Und wer nicht unmittelbar unter seiner Ausbeutung litt, war doch erbost, als der Landlord die verschiedenen Zahlungsaufträge, die ihm der Schatzminister in seinem berühmten „Kriegsbudget" präsentiert hatte, durch das Oberhaus zurückzuweisen versuchte. (Sie waren gewiß alle objektiv wohl begründet; aber selten ist noch in einer Finanzreform von so mannigfachen Seiten her immer wieder auf die gleichen Taschen losgestürmt worden.) Er war wirklich der dankbarste Feind, den ein politischer Toreador sich (in einem Lande, wo es mit der Herrschaft der Demokratie ernst geworden war) zu wählen vermochte.

Der Sieg über das Junkertum, den Lloyd George zunächst auf dem Gebiete der Steuerpolitik davongetragen hat, war sicherlich durchaus honett und erfreulich; ein Meisterstück war er nicht. Es war, wie die Dinge lagen, keine Kunst, seine Leute zusammenzuhalten, solange das Feldgeschrei hieß: der Feind steht rechts. Bekanntlich hat aber diese Losung auch für den englischen Liberalismus eine Fortsetzung, die da lautet: der Gegner links. Von diesem zweiten Teile der Parole will der Schatzkanzler des Kabinetts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Asquith freilich wenig wissen. Nur in einer einzigen der in der Sammlung wiedergegebenen Reden — gehalten in Cardiff im Oktober 1906 — beschäftigt er sich mit dem Verhältnisse zwischen Arbeiterpartei und Liberalismus. Seine aufrichtigsten Bewunderer werden zugeben müssen, daß diese Rede zu den ideell und prinzipiell unzulänglichsten gehört, die er je gehalten hat. Kein Versuch, sich mit den politischen Konkurrenten von der Labour Party irgendwie grundsätzlich auseinanderzusetzen; keiner, die trotz zeitweiser enger Bundesgenossenschaft bestehende und auch von ihm betonte, programmatische Verschiedenheit tiefer zu begründen, keiner die Grenze zu bezeichnen, jenseits deren die Differenzen die Gemeinsamkeiten zu überwiegen beginnen. Nichts als opportunistische Hinweise auf die historisch erwachsene, politische Spaltung der englischen Arbeiterklasse und auf die Vorteile eines taktischen Zusammengehens mit dem Mittelstande, leidenschaftliche auf den allgemeinen Erbfeind, den Grundbesitzer, und sentimentale auf den Patriotismus des britischen Arbeiters.

Man darf annehmen, daß Herr Lloyd George (und mit ihm der ganze gouvernementale, englische Jungliberalismus) das Problem dieses Gegensatzes heute nicht mehr so einfach auffaßt. Es hat sich herausgestellt, daß weder die Unterstützung der würdigen Not, noch die Besteuerung des vornehmen Müßiggangs Entscheidendes zur Sicherung des sozialen Friedens beizutragen vermögen. Nur in wenigen Perioden ist der Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit in England so kraß und trotzig hervorgetreten wie in diesen Jahren, in denen man nach dem treffenden Worte Hobsons zu der primitiveren Kampfweise eines Klassenkriegs, „fought by cruder weapons and attended by greater violence and embitterment of feeling" zurückgekehrt ist. Zögernd und verlegen steht der Liberalismus zwischen den beiden Streitern. Die Frage, die Lloyd George so geflissentlich umgangen hat, die Frage nach der Grenze liberaler und proletarischer Sozialpolitik, wird jetzt zum Kardinalproblem. In Zeiten jäher Entwicklungen welkt alter Lorbeer rasch. Der Triumphator über die Geldbeutel der Peers und der Brauherren wird bald zu zeigen haben, ob er imstande ist, sich auf schwierigerem Kampfterrain neuen zu holen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herzegowinische Reise / Von Norbert Jacques

Die schwarzen Berge. (Schluß)

ie kommende Nacht schlief ich in einer Gendarmeriekaserne. Wir hatten endlich die Straße von Ragusa nach Gacko erreicht. Die Gipfel der Berge, die sich über uns erhoben, waren schon montenegrinisch. Die österreichischen Kasernen, in denen stets einige Mann stationiert waren, funktionierten in diesen wie verlegten Gegenden als Hotels. Man wurde aber nicht ohne Papiere, einen großen Aufwand an Mißtrauen und Spionenriecherei hineingelassen und schlief dann unter Schießscharten und dem Schnarchen eines Gendarmen, den man mit in Kauf nehmen mußte. Den Diener und das Pferd duldete man nicht im Ring der Kaserne. An dieser Straße war alles militärisch. Man kann sagen: unser Weg wurde in den kommenden Tagen von Militarismus skandiert. Von Weile zu Weile erschienen auf steilen Punkten über der Straße hohe weite Gebäude von befestigten Gendarmeriekasernen und als Pendant dazu jedesmal auf einem montenegrinischen Berggipfel ein wuchtiges Fort. Gendarmen hielten uns auf der Straße an und verlangten zu wissen, woher, wohin ... und sahen die Papiere ein. Am meisten Angst hatte ich um meinen Goerzapparat. Einmal kamen wir auch in eine Militärstadt, ein ganzer Ort, der nur von Soldaten bewohnt war. Dort öffnete sich ein breites Zugangstal in die schwarzen Berge, das nach Montenegro führte.

Aber diese Gegend an der alten Handelsstraße von Dalmatien noch Serbien und dem Sandžak Novi-Bazar, obgleich noch immer im Karst, sah wohlhabender aus. Manchmal breiteten sich mit großen Dächern über weiten Häusern, gastlich und etwas japanisch anzuschauen, mohammedanische Dörfer in den Hängen der Berge aus, fern von der Straße. An der Straße selber trafen wir bei jeder Kaserne kleine Kawanas: Kaffeehaus und Laden zugleich, deren einziger dunkel gebeizter Raum mit hunderterlei Dingen angefüllt war, mit Eßwaren und Stoffen, mit Stiefeln und Waffen, mit silbernen Schildern und eisernen Töpfen. Salko kochte mir Konserven, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir mitgenommen hatten, auf dem offenen Herd, und der Wirt verkaufte uns Eier dazu. Wenn ich Salko eine Büchse mit Schweinefleisch gab, ließ er sie ohne Umstände explodieren. Er war ein treuer Mohammedaner, der, wie alle seine Glaubensgenossen in diesem Land, streng die Gebote des Islams erfüllte.

Die Sonne lastete noch immer sengend auf dem steinernen Land. Aber im dunkeln Innern der Kawanas war es kühl. Dort saßen farbig gekleidete Männer, stolz und stark von Gestalt und Aussehen, und kümmerten sich zunächst feindselig nicht um den Fremden. Ich bot ihnen Zigaretten an und sie wurden höflich und ritterlich. Sie waren stolz und scheu, aber wenn der Bann gebrochen war, versuchten sie mir zu Diensten zu sein. Manchmal sprach einer ein wenig Deutsch. Einer erzählte mir, er habe in Wien gedient und sei dann ein halbes Jahr nach Amerika gegangen, wo der Brotverdienst reichlicher sei, als im Lande. Ich fragte ihn, weshalb er denn nicht länger drüben geblieben sei. Da sagte er: Ich hatte solche Sehnsucht nach einem Stein. All die Männer tranken ununterbrochen glühend heißen Kaffee aus weißen Schälchen. Aber wenn ich auf der Straße einem Türken begegnete, der das Pferd seiner Frau am Zügel führte, so sah er aus wie ein Feind. Er blieb finster stehen, hielt das Pferd an und drehte es vom Wege ab. Der Giaur durfte die Frau nicht sehen. Diese Frauen hatten silberbestickte schwarze Tuchmasken übers Gesicht und waren blumig und herrlich gekleidet, wie kostbare Bräute.

Einmal abends kamen wir in das Städtchen Gacko. Dort waren Behörden, Kasernen, ein ärarisches Hotel, eine Sparkasse usw. Die Europäer wohnten zusammen an der Straße. Die Einheimischen hatten ihre Häuser im Berg um den dünnen Minarett der Moschee herum. Der Muezzin rief gerade von der Galerie sein Allah il Allah in die vier Himmelsrichtungen, und die Kellnerin im Hotel empfing mich mit Trällern und sang eine Stunde lang einen Walzer aus dem „Grafen von Luxemburg". Sie hoffte dadurch ihre Zusammengehörigkeit zur mitteleuropäischen Kultur zu dokumentieren. Salko wollte sich nicht vom Pferd trennen und ließ mir sagen, er schliefe im Stall. Er fürchtete wohl die Stadt. Sie hatte 900 Einwohner. Ich ging in der Dunkelheit durch ihre Gassen. Die Guzla klang, und Mädchenstimmen sangen melancholisch modulierte Lieder zur Tamburitza. Verschleierte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Türkenfrauen huschten in langen Schals über die Straße. Die Kawanas hockten voll schweigsamer Kaffeetrinker. Schöne Mädchen im Schein von farbigen Lampen auf einer Veranda riefen mir unverständliche Worte zu und lachten, und alles war erfüllt vom Geheimnis einer anderen Volksseele. Langsam verging dann das Leben, und die Nacht lag wie mit zugepreßtem Mund über der steinernen Verschachtelung des Orts.

Im frühen Morgen ritt ich durch eine steile Straße ins Gebirg hinauf. Pässe kamen, eng in Fels geschnitten, die Wege waren wie ausgewaschene Sturzbachbetten oder Gerölhalden. Die Berge wurden immer ungeheuerlicher. In ihren Zerklüftungen und steilen Stürzen wuchsen die Grenzen Österreichs, Montenegros und der Türkei ineinander. Aber das war nur eine imaginäre Linie. Das Volk blieb Orient. Es war farbig und lässig, unberechenbar und lyrisch, wie von kriegerisch unterdrückten Instinkten erfüllt. Die Landschaft wuchs in plumper Gewalt. Urgebirge standen kahl, mit harten weißen Schneestreifen bezogen, im Dunst der zitternden Sonnenluft. Abenteuerliche Schluchten gruben sich tageweit in die steinernen Massive. Auf einmal flossen Quellen am Weg. Am Fuß der steinernen Berge erschienen krause, zwerghafte Urwälder, und im Grund der Tiefe klang und leuchtete fließendes Wasser. Aber es war noch alles in tiefer Einsamkeit, in verlassenem Unberührtsein mit im Bann des Karstfluchs.

Bis die Sutjeskaschlucht, in deren Wäldern noch Wölfe und Bären leben, angefüllt vom Getös ihres wilden Flusses, von zerfetzten Felsmassen, von hartem siegendem Wald, überragt von den kalten Götterburgen der schwarzen Berge, über abenteuerliche Pfade mich aus der Herzegowina hinausführte und ins fruchtbare schöne Bosnien brachte. In einer Nachmittagsstunde war es, daß ich vom Karst ganz erlöst wurde. Langsam hatte sich der Stein zu Fruchtbarkeit umgewandelt und auf einmal umschloß uns die lachende Sattheit bosnischer Almen, die grün berauschten wunderbaren Gebirgszüge der Drinatäler. Alpen mit weidenden Herden, goldene Ährenfelder mit Fluten von weißen Arbeitsmenschen schwebten in Luft und Sonne über uns. Fette Wiesen, von Bächen durchstürzt, in den Halden saftige Maisfelder und lieblich gestaltete Häuschen zwischen ihnen ... Aber die kalten Steinstirnen der letzten Karstberge schauten noch hart und hoch herüber in die quellende und sonnenbeladene Fruchtbarkeit des gesegneten Schwesterlandes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Constantin Guys: Tuschzeichnung in der Kunsthalle in Bremen

Constantin Guys / Von Wilhelm Hausenstein

Vor einigen Jahren konnte man in den pariser Kunstbutiken für ein paar Franken im Dutzend anonyme Tuschzeichnungen kaufen, die in unermüdlicher Variation indolente Damen der Welt, mondaine Reiter, blendende Wagen, rauschende Kokotten und brutale Kneipenmädchen darstellten. Heute müssen die Antiquare am Quai Voltaire, in der Rue de Seine, der Rue Dauphine und der Rue Bonaparte — oder wo sonst sie ihre köstlichen Buden halten — für einen gefälschten Guys schon fünf Louis verlangen, damit man ihn für echt nehme. Der Meister ist inzwischen als ein Phänomen ersten Ranges begriffen worden. Man hätte ihn eigentlich schon geraume Zeit bemerken können. Aber Baudelaires wundervoller Hymnus auf den „Maler des modernen Lebens"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde natürlich nur von denen gelesen, die Guys schon selbständig verstanden hatten. So blieb es dem abgelaufenen Jahrzehnt vorbehalten, Guys zu entdecken. Alfred Walter Heymel, schuf sich mit künstlerischen Vorzugsinstinkten zeitig eine prachtvolle Guyskollektion und zeigte aus dieser Sammlung — der einzigen bedeutenden, die sich in Deutschland findet — im Spätjahr 1909 in der bremer Kunsthalle einen Teil öffentlich. In dieser distinguierten Stadt der guten, verschwiegenen Frühstücke, des nahrhaften Baumwoll-, Kaffee- und Zigarrengeschäfts und anderer bemerkenswerter Erwerbsquellen gibt es eine Anzahl heimlicher ästhetischer Feinschmecker, die mit höchster Delikatesse aus der von derberen kapitalistischen Ahnen herbeigeleiteten Fülle schöpfen; sie mögen entzückt gewesen sein. Allein das unverdorbenere Bremen war ästhetisch und moralisch chokiert; ein unfreiwilliger Zeuge hörte absonderliche Großbürgerraisonnements. Und doch gab es außer der Studie Baudelaires*) schon einen trefflichen Essay Meier-Graefes; aber dies brillante Ding war wohl zu französisch, zu persönlich, zu gescheit, um gelesen zu werden. Inzwischen haben wir Guys auch populärer serviert bekommen; ein mit vielen und relativ recht guten Illustrationen geschmücktes Heft der Serie l'Art et le Beau, das ein in französischer Fassung hübscher, in der deutschen Übersetzung steifgelenkiger Text erläutert, macht den Künstler einem weiteren Kreis zugänglich. Von den öffentlichen Sammlungen besitzen das Carnavalet — das Baudelaires Guyssammlung aufnahm —,

*) Baudelaires Studie findet sich im vierten Band der von Max Bruns besorgten deutschen Ausgabe der Werke, die 1906 in Minden erschien; man tut natürlich gut, den französischen Text zu lesen. Meier Graefe schrieb über Guys in seiner Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst, die 1904 in Stuttgart herauskam, dann in seinen Impressionisten, die 1907 in München erschienen. 1904 erschien in Paris (bei Floury) ein großes Luxuswerk, das zahlreiche Blätter von Guys in sorgfältigen Holzschnitten von Tony Beltrand und einen Text von Gustave Geffroy bietet; Gallimard überwachte die Ausgabe. Das Guysheft in l'Art et le Beau — die deutsche Ausgabe des Gesamtwerks nennt sich die Kunst der Gegenwart — mit dem Text von Georges Grappe wird vielerorten zu dem herabgesetzten Preis von drei Mark vertrieben. 1904 schrieb Gustav Kahn einen guten Aufsatz in der „Gazette des Beaux-Arts". Ganz vortreffliche Guysreproduktionen finden sich im zehnten Heft des „Hyperion" (Verlag Hans von Weber in München).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Luxembourg, die Berliner Nationalgalerie und die Bremer Kunsthalle Originale des Meisters.

In gewissem Maß war Guys selber schuld daran, daß er der Menschheit fremd blieb. Er suchte das Inkognito. Er war dermaßen diskret, daß er mit einer intimen Vorliebe in Grau und Schwarz arbeitete. Als Baudelaire im „Figaro" über ihn berichtete, durfte er nur von C. G. sprechen, und als Thackeray in einem londoner Blatt einmal begeistert den vollen Namen des Künstlers druckte, war Guys verstimmt wie über eine Beleidigung seines Schamgefühls. Darum liegt auch eine gewisse Indiskretion darin, wenn man kunsthistorisch nach Persönlichem forscht. Allein wann war der Historiker so anständig, den Anspruch der Persönlichkeit auf Anonymität zu achten? Guys ist ja nun auch einigermaßen veröffentlicht. Man kann sich eine sozialisierte Geschichtsschreibung denken; ihr würde es möglich sein, das Persönliche zu scheuen, das der bürgerlichen Volksneugier über alle Begriffe wichtig ist. Sozialisierte Geschichtsschreibung setzt aber eine sozialisierte Menschheit voraus. Nun wohl — zum Glück war Guys der frühe Typus eines sozialisierten Individuums, das in einem objektiven Werk mehr weiter lebt als in der Biographenphilologie. Für Guys war die Menge Lebensatmosphäre. Baudelaire hat es glänzend gesagt:

„Die Menge ist sein Gebiet, wie die Luft des Vogels, wie das Wasser des Fisches Gebiet ist. Seine Leidenschaft ist es, sich der Menge zu vermählen. Für den vollkommenen Flaneur, für den passionierten Beobachter ist es ein ungeheurer Genuß, in der Masse zu hausen, im Wogenden, in der Bewegung, im Flüchtigen, Unendlichen. Außerhalb der vier Wände zu sein und sich doch überall bei sich zu Hause zu fühlen, die Welt zu sehen und in ihrem Mittelpunkt zu stehen, aber doch der Welt verborgen zu bleiben — das sind ein paar der geringsten Genüsse dieser unabhängigen, passionierten, unvoreingenommenen Geister, Genüsse, die die Sprache nur unvollkommen zu definieren vermag. „Jeder Mensch", sagte Guys einmal in einer jener Unterhaltungen, die er mit einem ausdrucksvollen Blick und einer großen Handbewegung belebte, „jeder Mensch, den nicht gerade eine Sorge niederdrückt, eine Sorge von jenem ganz positiven Wesen, die alle Kräfte aufhebt, und der sich im Schoß der Menge dennoch langweilt, ist ein Dummkopf! ein Dummkopf! ich verachte ihn!""

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Guys war ein Mensch, der seinen aristokratischen Wert nie nach außen anspruchsvoll projizierte, sondern ihn in sich selber zusammenhielt. Aber das Kollektive erschien bei ihm nicht etwa in der klaren Begrenzung auf den proletarischen Sonderton, so viel Proletariat er sah und malte. Das Kollektive war für ihn jener totale Rhythmus der Öffentlichkeit, jener Rhythmus insbesondere, dem das Paris des zweiten Kaiserreichs, das farbige, lichtdurchbrannte, dennoch dunstige Durcheinander der levantinischen Gassen — und die entsetzlichen Schlachtfelder des Krimkriegs gehorchten. Und wiewohl dieser Kollektivismus historisch bedingt war und seine historische Nuance hatte, war er doch von der allgemeinsten geistigen Art — ein intersozialer Malertrieb nach den Vielen, nach der Masse.

Weil Guys also selber in der Masse untergehen wollte, geschieht es uns, daß wir so wenig von seinem Persönlichen wissen. Diese Geschichte ist von einer Dürftigkeit, der nur Daumiers äußeres Leben zu vergleichen ist. Constantin Guys kam am 3. Dezember 1805 zu Vlissingen zur Welt. Die Familie war südfranzösischer Herkunft und ein Geschlecht ziemlich angesehener Beamter. Der Vater des Malers hatte in Vlissingen den Posten eines Oberproviantmeisters der napoleonischen Marine. Der kosmopolitische Platz mag auf den jungen Guys richtunggebend eingewirkt haben. Zweifellos wurde der Vater auch häufig versetzt; man vermutet, daß er eine Zeit lang in Napoleons illyrischen Provinzen beschäftigt gewesen sei. Auch daraus würde sich etwas von dem Globetrotter in Guys erklären. Enormen Einfluß übte auf die sinnliche Empfindlichkeit des jungen Menschen die paradierende Pracht des ersten Kaiserreiches, zumal der physische Glanz der Waffen, von dem auch Géricault so mächtig gepackt war. Man mag, um die Phantasie zu befruchten, das Anfangskapitel in Balzacs Femme de trente ans überlesen, in dem eine napoleonische Truppenrevue beim Tuilerienschloß geschildert wird. Die ungeheure, fast asiatische Bewegtheit des ersten Empire wurde von Guys schwer vermißt, als er sich von einer schlaffen Restauration umgeben sah. Der Jüngling fordert vom Leben leicht die brausende Romanze; Guys tat es um so mehr, als er vom Kaiserreich an kolossale Geschehnisse gewöhnt war — an diesen Geschehnissen hatte er ja bloß das Pathetische, Heroische der Geste, nicht die banale Spekulation einer interessierten Bourgeoisie gesehen und dem Maler mußte dies erlaubt sein. In der flauen Zeit der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wiedergekehrten Bourbons wurde Guys natürlich Romantiker. Im Griechenkrieg kämpfte er an der Seite des romantischen Dandys Byron bei Missolunghi.

Nach Frankreich zurückgekehrt ließ Guys sich bei einem Dragonerregiment als gewöhnlicher Soldat einstellen. Er soll ein leidenschaftlicher Kavallerist gewesen sein; es ist zu lesen ein leidenschaftlicher uniformierter Reiter — denn die Langeweile des Dienstlichen in der Kaserne bewog ihn bald, die Entlassung zu fordern. Etwa um 1830 verließ er die Armee als Unteroffizier — vielleicht auch etwas später, denn es wäre möglich, daß Guys an den kolonialpolitischen Expeditionen des französischen Bürgertums ins nördliche Afrika teilgenommen hat, die Delacroix als Maler zu einer glorreichen, einer künstlerischen Ausbeutung des Landes begleitete.

Nun begannen Jahre rastlosen Herumstreifens in der Welt. Guys erreichte den Orient, doch ist Genaues über diese Fahrten unbekannt. In den vierziger Jahren war er wieder in Paris. Vier Jahrzehnte seines Lebens waren abgelaufen, als er zu zeichnen und zu malen begann. Damals mag er aus dem Gedächtnis seine ersten orientalischen Augenerinnerungen niedergeschrieben haben. Bald suchte und fand er die Bekanntschaft mit hervorragenden pariser Künstlern, namentlich mit Delacroix, Daumier und Gavarni, später mit Manet; von den Dichtern gehörten zu seinem Kreis namentlich Baudelaire und Théophile Gautier, der Guys mit seiner pretiösen Verständnislosigkeit in Sachen der bildenden Kunst einmal als einen Humoristen bezeichnete, während er ihn füglich hätte einen Tragiker nennen können. Längere Zeit verbrachte Guys in den vierziger Jahren auch in London. Englische Aquarellisten scheinen damals einen dünnen Einfluß auf ihn gehabt zu haben, den man für seine Entwicklung kaum rechnen darf. Mehr als die englische Kunst interessierte ihn der angelsächsische Lebenston, besonders die nach der sozialen Herkunft etwas undefinierte Aristokratie der Viveurs, der Dandysm — aber am Dandysm nicht allein das Sportive, nämlich die angelsächsisch abgekühlte Technik der Liebe und des Reitens, sondern noch mehr der Dandysm als Lebensanschauung, so wie ihn etwa Baudelaire und Wilde vertraten und wie ihn heute der Guyssammler von Rasse meint. Baudelaire hat den Chevalier des high life brillant charakterisiert. Was ist der Dandy? Nichts Geringeres als die Inkarnation des ästhetischen, der uninteressierten Pflege der Schönheit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Diese Wesen haben nichts anderes zu verrichten, als die Idee des Schönen in ihrer Person zu pflegen, ihren Leidenschaften Genüge zu tun, zu empfinden und zu denken ... Sie besitzen Geld und Zeit im größten Maßstab ... Es ist leider nur zu wahr, daß ohne Muße und Geld die Liebe nichts als ein derber Rausch oder die Erfüllung einer ehelichen Pflicht zu sein vermag; anstatt zu einer sprühenden oder träumerischen Laune wird sie zu einem widerwärtigen Nützlichkeitsobjekt ... Aber der Dandy erblickt in der Liebe keinen Spezialzweck ... der Dandy strebt nicht nach dem Gelde als nach etwas an sich selber Wesentlichem ... Worin besteht dann also jene Leidenschaft, die zur Doktrin wird und aus den Adepten ... jene hochgemute Kaste bildet? Sie besteht vor allem in dem brennenden Bedürfnis, eine Originalität zu erwerben, die sich in den äußeren Grenzen der Konvention hält. Sie besteht in einer Art von Selbstkultus, der die Suche nach dem Glück, zum Beispiel nach dem Glück im Weibe, der überhaupt alles, was man als Illusion bezeichnet, zu überleben weiß. Sie besteht in dem Vergnügen, andere in Erstaunen zu setzen, und in der stolzen Genugtuung, selber doch nie erstaunt zu sein. Der Dandy kann ein blasierter, aber auch ein leidender Mensch sein; im zweiten Fall wird er lächeln wie der Lakedämonier unter dem Biß des Fuchses lächelte."

Diese Geistesdisposition war um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts international verbreitet; man denke an den jungen Tolstoi, denke überhaupt an die russische Literatur, am meisten vielleicht an Lermontow und seinen Helden unserer Zeit. Guys dankte ein Stück seines phlegmatischen, reservierten, zugleich abenteuerlichen und nach luxuriösen Sensationen gierigen Dandysm der Wahlverwandtschaft mit den Briten, die im Dandysm vielleicht doch Führer waren. Guys stellte nun in seiner Person jene pikante angloromanische Mischung dar, die das zweite Kaiserreich auch an den begehrtesten Demimondainen schätzte.

Aber es ist beileibe nicht so, als ob der Dandy Guys beim Fall der Julimonarchie von Stils wegen verpflichtet gewesen sei, nach London oder nach Baden-Baden zu reisen; der Dandy von der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts war neben den emigrierenden Tröpfen von 1789 ein stoischer Heros. Das machte die revolutionäre Tradition. Um 1848 zeigte Guys seinem Freunde Thackeray gewisse Zeichnungen, die Volksszenen aus den letzten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tagen der Julimonarchie und aus der Zeit der Februarregierung darstellten; Thackeray war außer sich vor Entzücken und es müßte ein Genuß ohne gleichen sein, zu sehen, wie der angloromanische Dandysm des Künstlers die revolutionären Erregungen von 1848 mitempfand. Zweifellos waren diese Zeichnungen bejahend.

Seiner Bekanntschaft mit Thackeray dankte Guys alsbald Beziehungen zu illustrierten englischen Blättern. Als Frankreich und England gegen Rußland losschlugen, sandten ihn die „Illustrated London News" auf den Kriegsschauplatz am Schwarzen Meer. In rapiden Skizzen schrieb Guys dem londoner Blatt die Geschichte der Kämpfe um Sebastopol; seine weltmännische Ruhe verließ ihn bei der Hast des Griffels und der Ereignisse, in den Schrecken der Schlacht und des Lazaretts nicht einen Augenblick, nicht einen Augenblick seine unbarmherzige Sammlung trotz dem Wirbligen seiner Lage. Nach dem Feldzug besuchte er Konstantinopel und darauf kehrte er in die französische Hauptstadt zurück. Und wie er meinte, die pompösen militärischen Manifestationen des ersten Kaiserreichs im Krimkrieg nacherlebt zu haben, so sah er im üppigen, pastosen Gebaren des zweiten eine Antwort auf jenes Verlangen nach dem Bild cäsarischen Prunks, auf jenes Verlangen, das ihn als ein Erbe aus seiner frühesten Jugend mit den Tagen Bonapartes verband. Zwar war das zweite Kaiserreich anders als das erste. Im Stil der Gesellschaft Louis Napoleons war ein Einschlag von Rokkoko, in Eugenie etwas von Marie Antoinette. Das schied das zweite Empire vom ersten, in dem die Frauen nach einem hübschen Wort Meier-Graefes etwas „Gracchenmutterhaftes tragen" mußten. Aber immerhin — auch im Paris des dritten Napoleon machte die Allüre von tout le monde noch sozusagen kaiserliche Ansprüche. Selbst der Filou war Imperator. Und sollte er dazu kein Recht haben, wo nach der in einer berühmten Statuette ausgesprochenen Meinung Daumiers ein Filou Imperator war? Dies Quidproquo lag in der Zeit und war ihre zwar paradoxe, aber eben darin bezeichnende Formel. Guys wurde der Klassiker dieser Kultur.

Der Zusammenbruch von 1870 war auch der Anfang vom Zusammenbruch des Künstlers. Er war zu alt, die Waffe noch einmal in die Hand zu nehmen — er hätte es, und sicher mit einem unintelligenten, doch großkurvigen „vive l'empereur", gern getan. Er war sogar zu alt für die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Strapazen des Kriegszeichners. Die Mode, die ehedem seine Blätter von der Krim mit einer allerdings mehr stofflichen als künstlerischen Neugier gesehen hatte, hätte sicher auch Zeichnungen aus dem neuen Krieg mit Raserei in Zeitungen gekauft; aber Guys zeichnete diesen Krieg nicht. So wurde er vergessen. Sein Leben wurde immer dürftiger. Unverheiratet, wie sich versteht, fast ohne Wohnung, mittellos, ein Typus von der Straße und aus dem kleinen Restaurant, in dem man allenfalls für dreizehn Sous ein komplettes Diner, vin compris, erhält — so lebte Guys dahin. Noch immer stachelte ihn die Begierde nach glänzenden Bildern — und nach einem körperlichen Anteil an allen Üppigkeiten der üppigsten Stadt. Aber wenn er vordem diesen Anteil besessen hatte, so besaß er ihn nun schier bloß noch als Künstler, der unermüdlich faßte, was er sah. Guys war jedoch nicht Ästhet genug, sich mit dem Sehen und dem Austuschen zu begnügen; seine Sinne forderten eine fleischige Befriedigung — und er war darum nicht minder Künstler. Wo er nun physisch zugriff, da genoß er als ein Proletarisierter untersten Ranges; seine letzte Zuflucht war das Vorstadtbordell und die Weiberkneipe, in der ihm halbnackte, fettige Geschöpfe la verte, die grüne Absinthe, einschenkten. Im Jahre 1887 blieb er einmal in der Rue du Havre auf dem Fahrdamm stehen; eine unverbürgte Legende sagt, er habe gerade fasziniert der Erscheinung einer vorübergehenden Schönen nachgesehen. Und wie es zu gehen pflegt, wenn sich im belebten Viertel Saint-Lazare zwei Kausalreihen begegnen, so rollte ein Fiaker über den Alten und zermalmte ihm beide Beine. Guys lag noch acht Jahre im Spital, Zeichner aus der Distanz verjährter Erinnerungen. Am 13. März 1892 endete er unbeachtet.

Es ist aber nicht die Anonymität dieses Lebens allein, die den Meister den Zeitgenossen verbarg, und nicht allein die noble, ganz objektive Zurückhaltung, in der er verschmähte, je ein Blatt seiner Hand zu signieren; auch das ist nicht entscheidend, daß Guys mit einer Selbstverständlichkeit, die in die grenzenlosen Tiefen seiner künstlerischen Sachlichkeit hinableuchtet, es vergaß, seine Genialität finanzmännisch zu verschleißen. Guys blieb im Grunde seiner Zeit darum ein Fremder, weil seine Kunst an sich selber, als Form, etwas höchst Befremdendes, unbegreiflich Revolutionäres war. Der Stoff als solcher hätte ja ziehen müssen, hätte Guys seine Blätter den Zweideutigkeiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Constantin Guys: Tuschzeichnung in Bremen

bourgeoisen Kunstverstandes leichter ausgesetzt; sicher gab es auch dort und damals Flegel, in deren beringten Fingern eine Zeichnung von Guys zur Cochonnerie, zur vulgärsten Pornographie werden konnte. Man denke: Bordelldamen jeder Rangstufe in jeder einladenden Sophapose, eine Matrosengalante, die mit überquellender Brust im Halbschatten ihres Fensters lungert und mit dem bewußtlosen Behagen einer Katze durch die schützende Jalousie einige stechende Strahlen des heißen Tages auf ihr Fell fallen läßt — und so fort. Aber das Stoffliche als solches existiert eben in der Kunst dieses Mannes nicht — es existiert bei ihm nur in unlösbarer Verbindung mit der unglaublichsten Kunstform. Guys teilte nicht die Ästhetik des akademischen Eunuchen, die es dem bildenden Künstler sehr feierlich untersagt, bei der entschieden unvermeidlichen Darstellung des Nackten und der allenfalls zu duldenden Darstellung des Geschlechtlichen das Erotische mitschwingen zu lassen — jene Ästhetik, der Cornelius Gurlitt einmal im Anschluß an den einigermaßen verkannten Makart den Krieg erklärt. Guys ging ebensowenig im Stofflichen unter. Hier haben die unterscheidenden Pedanten überhaupt das Recht verloren. Guys war ein sehr massiver Erotiker und zugleich ein übermächtiger Künstler. Der sehr irrationale, gleichwohl sehr wirkliche Zusammenhang zwischen beiden hinderte auch den Zahlungsfähigsten, zu einem eindeutig stofflichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Behagen zu gelangen. Das Künstlerische an diesem Meister war so wenig glatt, so elementar und traditionswidrig, daß jeder halbwegs beseelte Mensch am Künstlerischen hängen bleiben mußte — und das mochte dem Betroffenen allerdings mitunter mißlich sein. Malt Guys die Zote, dann baut er mit mächtigem Griff die ganze bildende Kunst von unten bis oben neu auf; alle Probleme künstlerischen Schaffens erwachen ihm und er ringt mit ihnen als ein Kind oder, wenn man will, als Held — in jedem Fall als ein Genius, der keine Traditionen duldet und alles selber macht.

Baudelaire hat den genialen Einfall, zu empfehlen, man solle sich in die geistige Situation eines Rekonvaleszenten versetzen. Der Genesende ist in wunderbarer Weise den Eindrücken aus der sinnlichen Welt geöffnet. Er hat eine unerschöpfliche Neugier, eine rätselhafte Sensibilität und dabei ein Selbstgefühl ohnegleichen, das ihn, gerade ihn zu den Erscheinungen in eine seltsam zwingende Beziehung setzt. Mit diesem Geist tritt Guys vor die Dinge. Jeden Tag ist er imstande, sich über alles Sichtbare zu wundern, als hätte ihn noch nie ein Eindruck berührt; er ist wie jener Idealphilosoph Platos, der in der permanenten Verwunderung den Urquell aller Weltweisheit erblickt. Jeden Tag beginnt Guys neu, selbst die Routine verschmähend, die er sich mit eigener Hand und eigenem Auge erworben hat. Und Baudelaire schlägt weiter vor, Guys mit dem Kind zu vergleichen, das mit „starrem, tierisch ekstatischem Blick" in die Welt schaut.

Die durch nichts beeinträchtigte Ursprünglichkeit dieses Verhältnisses zur sinnlichen Welt erzeugte groteske Mängel. Die Verzeichnungen, die sich Guys im Vollbesitz seiner unvergleichlich genialen Naivität leistet, sind unmöglich. Aber das Korrekte bedeutet in der Kunst nichts, das Originale alles. Meier-Graefe spricht mit begeisterter Epigrammatik von dem „Durchlebten des Mittels, dem ganz und gar Angepaßten des Autodidakten".

Aber Guys ist nicht nur in Verzeichnungen bedeutsam, sondern auch in Leistungen von positivster Richtigkeit. Und wenn man aus seinen — sagen wir einmal Fehlern die Rechte des Dilettantismus beweisen könnte, so beweist das andere die Unerreichbarkeit dieses Vorbildes. Guys war der erste Vollimpressionist. Es gibt wohl ein paar Zeichnungen von ihm, die mit aller sauberen Pedanterie eines detaillierenden Naturalismus gefertigt sind; aber das sind zersprengte, untergeordnete Anomalien. Der wahre Guys ist der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meister, der in Tausenden von jähen Blättern zeigte, wie man die ganze Fülle der Gesichte, zumal der Bewegungen in einige Pinselstriche faßt, der Erscheinung die Physiognomie ihrer charakteristischen Totalität abgewinnt.

Als Guys in den Laufgräben und hinter den Schanzkörben der Belagerer von Sewastopol mit dem Phlegma des Dandys platzende Granaten und schwirrende Kavallerie skizzierte, da war er in jedem Sinn gezwungen, summarisch zu sein, impressionistisch Bewegungsmotive in ihren Pointen zu haschen. Er blieb dem Verfahren treu, als er in einiger Ruhe hätte schaffen können und als er aus dem Gedächtnis arbeitete. An allen Erscheinungen suchte er nun die präzisierteste Ganzheit, gleichsam die Hyperbel ihrer gesammelten Kraft. Wenn er eine orientalische Bauchtänzerin malte, dann hielt er den prägnanten Moment — entweder den, in dem der eingezogene Unterleib sich scharfkantig vom Rippenkorb absetzt, oder den, in dem der Bauch sich in voller Wölbung herausbläht. Dirnen, die auf dem Ripskanapee des Empfangszimmers sitzen, interessieren ihn nicht in der Ruhe ihrer Einzelheiten, sondern als Stiltypen des bordellmäßigen far niente und wegen des Potentiellen an Beweglichkeit, das in ihnen steckt: stillebenartig wie Pfirsiche Chardins, aber nervös.

Guys zieht das Bewegte dem Unbewegten vor und dem Bewegten ist nur der Impressionismus, die Momentkunst, adäquater Ausdruck. Das Phlegmatische in Guys, der Dandy ist ja nur der Ausdruck einer ungemessenen Malernervosität. In Guys vibrierte es wie in seinem Zeitalter; und es wäre mehr als eine fade Analogie, wenn man seine Kunst zum Temperament der Zeit in Beziehungen setzen wollte. Dies Zeittemperament war höchst lebendig. Die gute Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs tanzte, ritt, kutschierte und flirtete auf einem revolutionär erhitzten Boden. Wenn die Herren in den spannend engen Hosen, den sagenhaft hohen, streng steillinigen und flachkrempigen Zylindern, den auf Korsetts gearbeiteten Röcken ihre englischen Stuten durch das Bois de Boulogne hüpfen ließen, wenn die Damen in sprühendem Schaum von Valenciennesspitzen, das englische Sonnenschirmchen über kleinen Hüten und dem dunklen, nach der Manier der Kaiserin im Nacken geballten Haar, auf den Polstern ihrer blanken, von der Sonne beglitzerten Gefährte dahinsausten und das Licht des pariser Junitages auf die Hinterbacken der Pferde,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf die prallen Schenkel der reitenden Kutscher fiel, wenn das Theater summte wie ein Bienenstock und die Bewegung tiefentblößter Schultern in den Hoflogen dem Licht der Lüster immer wechselnde Reflexflächen bot, wenn der müde, automatische, gelbe Louis Napoleon mit Trara ausfuhr oder die Truppen defilieren ließ — dann war das nicht allein Bewegung an sich, dann zuckte etwas von der sozialrevolutionären Psyche des Zeitalters unheimlich mit. Niemand definierte es ganz genau — aber es war da. Und so gewann das Bewegte etwas von dem Beängstigenden des übersinnlichen, des Metaphysischen, etwas Bannendes, Schreckliches, Sataniſches, das nur ein Guys mit seiner Kunst zu fassen vermochte.

Guys malte den Karneval des zweiten Kaiserreichs ohne Tadelsvotum. Es fiel ihm nicht ein zu warnen, sozialen Protest zu erheben. Er genoß ganz einfach, der weißbärtige, alternde Herr, dem man vergönnte, die Uniform des Offiziers zu tragen. Guys malte schlechterdings deskriptiv, ohne Hintergedanken. Deutlich spiegelt seine Kunst das Oszillierende, Phosphoreszierende der Kulturperiode; aber er dachte nicht daran, dies Problematische mit allgemeinen geschichtlichen Ursachen zu verknüpfen wie etwa Millet seine Bauern mit sozialem Zeitpathos zeichnete. Guys dachte auch nicht daran, dem zweiten Kaiserreich einen fremden Stil zu geben wie ihn das erste Empire, die Davidschule besessen hatte. Für ihn bedurfte sein Zeitalter keiner ästhetischen Steigerung von außer her; ihm genügte, was in seine Sinne fiel — die Toilette der Damen, die flaumbesetzten Schiffshüte der Generalität. Durch die Inbrunst, mit der er das alles sah, war ihm seine Welt die Sphäre höchster Schönheit. Trotz Schultze-Naumburg und allen Reformgewandungen der Erde sah Guys die steif wogende Krinolinenrobe mindestens mit derselben künstlerischen Ergriffenheit, mit der je Phidias eine nackte Göttin meißelte. Baudelaire meint überzeugend, Guys würde den prächtigsten Rafaelakt gelangweilt auf die Seite geschoben haben, zeigte man ihm ein — feudales englisches Damenporträt aus dem Dixhuitième: Reynolds oder ähnliches. Natur und Toilette. Baudelaire, der Hasser des Puderhassers Jean Jacques, der Feind Diderots, des Feindes der Schminke, der Gegner aller naturgemäßen Tugenden, sagt mit Recht, nur das Zeitgenössische sei das Schöne. Einem pariser Maler, der die Wahrheit liebt, muß die Gaze der Ballerina, der Jupon der Cocodette immer schöner sein als die griechische Nacktheit der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Venus von Milo. In solchem Sinn war Guys antiker als Winckelmann und Goethe, klassischer als der ganze Humanismus. Meier-Graefe trifft das Wahre, wenn er seine Bewunderung für Guys in die kultischen Worte faßt:

„Es ist der erste Versuch, aus dem Modernen ein Schema zu gewinnen, wie die Griechen das ihrige, die Gotiker das ihrige hatten — die erste Heroenmalerei unserer Zeit. Degas und Lautrec haben daran weitergebaut."

Constantin Guys: Tuschzeichnung in der Kunsthalle in Bremen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Paradies / Von Martin Andersen Nexö

(Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von H. Kiy)

I.

Dicht vor dem östlichen Abhang der Heidehöhe, eine gute halbe Meile von der Küste entfernt, liegt — in einer Senkung des Felsenplateaus — ein entzückender kleiner Landbesitz, das Paradies. Es bildet ein ganzes Tälchen für sich, eine üppige, fruchtbare Welt inmitten der blauenden weitgedehnten Felsenlandschaft. Unten auf dem Talgrunde wird der Boden nach gewöhnlicher Bauernart mit Getreide, Rüben und Gras behandelt; auf den weiten Felsenhängen jedoch, wo der zypressenartige Wacholder vor hohen, senkrechten Felswänden Wache hält, hat eine Hand, die behutsamer ist als die des Bauern, die natürlichen Anlagen gehätschelt, die eigentümliche, üppige Pflanzenwelt der Felsen liebevoll gehegt und ihr neue Gewächse eingefügt.

Alles, was die Bornholmer Natur von exotischer Vegetation birgt, tritt hier in verschwenderischer Fülle zutage. Das Geißblatt bleibt nicht an der Erde, sondern windet sich bis auf die Wipfel der alten Bäume hinauf, füllt das Dunkel des Waldes mit hängenden grünen Lianen und steckt seine Fackeln dort oben aus. Die Brombeerranke und der wilde Efeu machen sich die Felswände streitig, und auf den vorspringenden Blöcken brennt die wilde Rose.

Alles das hat der liebe Gott selbst geschaffen — und er hat hier und da zwischen den Felsen viele kleine unansehnliche Pflanzen versteckt, deren Geschwister man auf der südlichen Seite der Alpen finden kann. Eine schonende Menschenhand hat hier gewaltet, hat dafür gesorgt, daß das Ganze zu seinem Recht kommt, hat gerodet und die Wildnis in einen natürlichen Garten umgewandelt, mit Zwergobstbäumen auf den milderen Abhängen und mit seltnen südländischen Pflanzen in den Felsenspalten. Da drinnen wachsen Feigen, Maulbeeren und Johannisbrot; der Weinstock legt seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Traubenbüschel auf das Gestein und läßt sie in der Sonne reifen. Evonymus japonica setzt sein grün und gelb geflecktes ewiges Laub gegen die Felswand.

Das Ganze besteht noch gar nicht so lange, die obersten Bäume bringen es noch nicht fertig, oben aus der Spalte ihr Laub hervorzutreiben. Man kann lange im Heidekraut umherstreifen, ohne zu entdecken, daß ganz in der Nähe ein kleines Paradies liegt; unten in der Stadt wissen wohl kaum viele von seiner Existenz.

Das Paradies gehört jetzt dem alten weißhaarigen Großbauer vom Felsenhof, der eine halbe Meile weit nach der andern Seite hin liegt. Den Felsenhof hat der Bauer seinem jüngsten Sohn überlassen, und er wohnt nun selber hier. Er weiß recht gut, daß das Paradies ein guter, seltner kleiner Landbesitz ist, und hält es in Ordnung. Aber geschaffen hat er nichts von all der Herrlichkeit; er kam erst dazu, als alles fix und fertig war.

Das fruchtbare kleine Tal hat seine eigne Entstehungsgeschichte, die aufs innigste mit der Entwicklung des Bodens zusammenhängt.

Ursprünglich war dieser Bergrücken, wie so viele andere in Bornholm, eine von den tiefen Felsspalten mit steilen Wänden, die entstanden, als der Kern der Insel erstarrte. Aber der Fels war hier aus weicherem, elastischerem Stoff; und Sonne, Regen und Frost verbündeten sich früh und machten sich ans Werk, um den Bergrücken zu ebnen. Sie sprengten oben große Blöcke los und wälzten sie hinab, so daß der Berg im Laufe der Zeit schräge Hänge bekam, sie füllten verwitterte Gesteinsmassen nach und ließen einen kleinen Bach auf dem Boden des Tales dahinrieseln. Der Bach schuf allmählich Wiesenland auf seinen beiden Seiten; die Vögel und der Wind trugen Samenkörner herbei und besäten die unwegsamen Abhänge mit Brombeeren, Schlehen und wilden Kirschen. Die Esche erschien und erkor sich die halsbrecherischsten Plätze, breitete ihr nacktes Wurzelnetz um die großen herabhängenden Felsblöcke aus, die Übergewicht zu bekommen schienen, wenn sich nur ein Vogel darauf setzte, — und wuchs zu einem großen, laubschweren Baume in der bloßen Luft heran. Heidekraut und Preißelbeere kamen gekrochen und füllten den Boden nach, und damit war das erste Kapitel der Entstehungsgeschichte des Paradieses zu Ende. Es umspannte rund eine halbe Million Jahre.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vor gut fünfzig Jahren kamen zwei junge Menschenkinder — ein Mann und eine Frau — in die Gegend und ließen sich hier nieder. Es waren knochenstarke Wesen aus dienendem Geschlecht, Sprößlinge einer Familie, die bei Bauern gedient hatte, soweit man sie zurückverfolgen konnte. Sie kamen von den großen Höfen, die zerstreut am Rande der Heidekrauthöhen liegen und mehr und mehr von dem Bergland Besitz ergreifen; die beiden hatten wie ihre Väter lebenslange Übung darin, für andre Land urbar zu machen.

In diesen beiden — Munk und seiner Frau — war der kühne Gedanke erwacht, nicht länger für andre arbeiten, sondern sich selbst etwas schaffen zu wollen. Daraufhin hatten sie von ihrer Konfirmation an gespart und sich abgeäschert — und hatten einander gefunden; nun besaßen sie ein Kapital von sechshundert Talern. Für dies Geld konnte man ein nettes Häuslergehöft mit ein wenig Ackerland, einer Kuh und zwei Schweinen bekommen; aber dabei hätte jede Möglichkeit gefehlt, Fortschritte zu machen. Und die beiden hatten ja viel mehr Kräfte, als hierzu nötig war. Weil das Geld also zu nichts Ordentlichem ausreichte, machten sie sich daran, den nackten Felsen zu bearbeiten.

Streng genommen gehörte das kleine Tal, das sie sich ausersehen hatten, dem einen wohl nicht mehr als dem andern. Es war Urboden, und die Wüstenei hatte so dagelegen seit Erschaffung der Welt, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Aber die Leute auf dem Felsenhof entdeckten plötzlich, daß das Tal *ihnen* gehören müsse. Allerdings gab es nichts Schriftliches darüber, aber die Leute vom Hof hatten durch mehrere Generationen hindurch dort Heide geholt und auch ihre Schafe da weiden lassen. Die Obrigkeit fand, daß das ein ebenso guter Rechtsanspruch sei wie jeder andre, und die beiden Ansiedler kauften darum das Tal von dem Felsenhofbauer für zweitausend Kronen. Das eine Tausend bezahlten sie bar, das andre blieb unkündbar auf dem Besitztum stehen und sollte mit einer jährlichen Abgabe von zehn Tonnen Hafer verzinst werden. Das kleine Tal, das zwanzig Tonnen Land maß, gehörte also nun den beiden; sie nahmen Vorschuß auf die Zukunft und nannten es das Paradies. Für die zweihundert Kronen, die von ihrem Gelde übrig blieben, kauften sie unten im Dorf ein altes Fachwerkhäuschen, brachen es ab und bauten es hier oben wieder auf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie taten es ohne fremde Hilfe, Munk trug das meiste auf seinem Rücken hinauf.

Und dann begannen sie mit der Arbeit! Es waren blutjunge, schaffensfreudige Leute, obendrein von der Idee ergriffen, sich ihr Glück zu erarbeiten — zwei Menschen, die ihren Weg machen konnten, wo immer es sein sollte. Er mied alle geistigen Getränke, rauchte nicht einmal; das Ziel, das die beiden im Auge hatten, war Reizmittel genug. Am Tage mußte Munk ja in der Umgegend Hof- und Wegarbeiten verrichten. Aber während dieser Zeit war die Frau auf dem Felsboden tätig; und sobald er nach Hause kam, arbeitete er neben ihr. Den letzten Rest des Tageslichts nahmen sie mit, fingen das erste Dämmern auf, und sie schufteten oft auch getreulich Seite an Seite die halbe Nacht hindurch und am Sonntag, ohne daß man es ihnen anmerkte, daß sie müde wurden. Sie schälten Heidekraut ab als Brennmaterial und zum Dachdecken, rodeten Dorn- und Buschwerk, sprengten Felsen fort und legten kleine Äcker an zwischen langen Steinhaufen. Es war nicht leicht, das tausendjährige Wurzelnetz zum Verfaulen zu bringen; aber die Ackererde, die schon da war, war gut. Sie schrapten sie aus den Spalten an den Seiten des Felsens heraus und säten in ihr; und was allmählich gedieh, lieferte genug Ertrag für die Mühe.

Aber wie langsam ging das Werk von statten! Die Natur dort war so widerspenstig. Die beiden hatten die ganze Wüstenei gegen sich. Sobald sie glaubten, über ein Stück Land den Sieg errungen zu haben, machte die ursprüngliche Natur ihnen einen Strich durch die Arbeit; irgendeine Witterung konnte Samen und Wurzel begünstigen, die sie längst für abgestorben hielten — und die Wildnis erhob sich von neuem gegen sie. Dann mußten sie wieder einen Schritt zurückweichen, es war ein Kampf, der immer und immer von frischem begann.

Auch Geld war nötig — für Gerät, Dünger und Miete von Pferdekraft. Fast Munks ganzer Tagelohn ging für den steinigen Boden drauf. Aber die beiden aßen trocknes Brot und hatten dennoch gute Kräfte; ein neues, glückliches Dasein hatte sich ihnen offenbart. Der Schweiß durchtränkte jetzt ihren eignen Grund und Boden, und immer wieder wurden ihnen so neue Kräfte verliehen, die sie singen ließen bei der Arbeit. Der Kampf mit dem Boden birgt die Heldengeschichte des armen Mannes —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und diese beiden kamen sich zugleich als rechte Großgrundbesitzer vor. Sie waren einfach unverwüstlich und fuhren unverdrossen mit ihrer Arbeit fort, Jahr um Jahr; sie schälten die Wurzelschicht ab und kehrten sie wieder und wieder um, sprengten Felsen in den Äckern weg, pflügten, hackten und säten. Für die Bauern, die vom Vater auf den Sohn unabänderlich auf ihren Höfen saßen, war es ein entsetzlicher Anblick, wie viel Arbeitskraft das öde Land verschlingen konnte, ohne daß es ihm recht anzumerken war.

Nach und nach wurde es ja besser, und der Tag kam, wo das Besitztum den beiden das tägliche Brot für ihre Arbeit geben konnte. Es war auch die höchste Zeit, denn obwohl Munk erst in der Mitte der Dreißiger war, begann sein Überschuß an Kraft schon zu schwinden; er hatte nicht mehr Ausdauer genug, um am Tage bei fremden Leuten und in der Nacht daheim zu arbeiten.

Um diese Zeit legte Munks Frau sich zu Bett und gebar einen Sohn. Auch dies Wochenbett stahl ja einen Teil der Arbeit, aber das ließ sich wieder einholen; die Eltern setzten ihre Hoffnung auf den Knaben und nannten ihn Peter.

Sie hatten jetzt zehn bis zwölf Tonnen Land unterm Pfluge und hielten zwei Heidegäule zur Arbeit; und hätten sie jetzt auf den Boden verwenden können, was er an Kalkdünger und Arbeit brauchte, so wäre er ganz ausgezeichnet geworden. Aber mit der Tagelohnarbeit blieb auch das Geld aus, und beide hatten die Spannkraft und das Selbstbewußtsein der Jugend eingebüßt.

Ein kleiner Zweifel an der eignen Unüberwindlichkeit hatte sich in ihre Welt eingeschlichen; widerstrebend gaben sie der Möglichkeit Raum, daß ihre Kraft nicht ausreichen werde. „Wir müssen uns lieber an das halten, was wir erreicht haben," sagten sie zueinander, „und mit dem Urbarmachen des übrigen warten, bis unser Junge heranwächst." Sie hatten auf einmal die drohende Wildnis entdeckt und gingen zur Verteidigung über. Und das war klug, denn ihre Kräfte genügten gerade, um ihre Stellung zu behaupten.

So verstrichen einige Jahre ohne sonderliche Veränderung nach irgendeiner Seite hin. Das Ödland lag und lauerte auf sie und wartete nur darauf, daß ihr Eifer einen Augenblick nachließe, um ihnen irgendeinen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kleinen Streich zu spielen; das wußten sie recht gut, und sie waren darum auf ihrem Posten, — aber ermutigend war das nicht für sie.

Eines Tages im Winter mühte Munk sich mit einem Steinblock ab, der gesprengt werden und zu Wegmaterial zerschlagen werden sollte. Dabei wurde ihm ein Finger zerschmettert. Seine Frau goß Branntwein darüber und verband ihn, und Munk kehrte wieder an die Arbeit zurück. Aber der kalte Brand kam in die Wunde, und er mußte den Arzt aufsuchen. Das ganze Jahr hindurch war er nur halb arbeitsfähig, und das machte sich das Ödland zunutze, um sich hervorzuwagen. Hier und da auf den äußersten Äckern begannen Heidekraut und Farn zu wachsen, vorsichtig tasteten sie ans Tageslicht — und schlugen plötzlich in gewaltigen Schilden hervor. Hartnäckig warf Munk sich ihnen entgegen, und die Frau verließ ihre Arbeit im Hause und kam ihm zu Hilfe; aber es war unmöglich, dem Unkraut zu Leibe zu gehen. Es hatte das Erdreich wieder in sein Wurzelnetz eingesponnen. Das wilde Gestrüpp hatte sieben Leben, schien es, und die beiden hatten wohl nur zwei davon umgebracht. Die Sache hatte also noch gute Weile. Und eines schönen Tages verabredeten sie, die äußersten Äcker fahren zu lassen.

Von nun an rückte ihnen die Natur wieder auf den Leib — langsam und sicher und Stück für Stück mußten sie ihr kleines Besitztum wieder aufgeben. Bei diesem Rückzuge will ich nicht verweilen, obwohl ich ihn fast noch besser als den Aufstieg kenne — er war zur Zeit dieser beiden Menschen noch allzu selbstverständlich. Die beiden zerbrachen dabei — Munk wenigstens; vielleicht ging für ihn mehr in Stücke als für die Frau — jedenfalls nahm er seine Zuflucht zur Flasche. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Anlauf und legte sich rasend ins Zeug, stemmte sich mit allen seinen Kräften gegen das Unheil. Aber es blieb bei dem Anlauf.

Von dem Jahr an, wo er das letzte Stückchen vor dem Hause fahren ließ und das Ganze aufgab, war er kein Mensch mehr. Den Weg rückwärts legte er zusammen mit seinem Boden zurück, er verwandelte sich aus einem rechtschaffenen, hoffnungsvollen Arbeitsmenschen in einen Teufel. Im ganzen hatten die beiden fünfundzwanzig Jahre dort oben verlebt. Ebenso viele Jahre, wie sie zur Urbarmachung gebraucht hatten, dauerte es, bis die Erde wieder Ödland wurde. So hart war der Kampf. Das Stück bergabwärts war in jeder Hinsicht das schwerste.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Partikularismus und Zentrum in Bayern

Es ist ein begreiflicher, aber widerlegbarer Irrtum norddeutscher politischer Betrachtung, in der bayrischen Zentrumspartei den organisierten Widerstand des römisch-katholischen, partikularistischen Stammbayerntums gegen das dem Norddeutschtum näher stehende, fortschrittlichere, regierungsfähigere, weil geistig beweglichere Frankentum zu sehen, das durch das Überwiegen des protestantischen Bevölkerungsanteils dem Liberalismus gesichert sei. In Wirklichkeit beruht die Zentrumspartei vielmehr auf der Verbayerung der katholischen Volksteile der nichtstammbayrischen Provinzen; das heißt: Die Zentrumsgesinnung schmilzt die von ihr beherrschten nichtbajuvarischen Volksteile mit dem stammbayrischen zu einem in reichspolitischer, — aber nicht in stammestümlicher — Beziehung partikularistisch gestimmten Körper zusammen. Die geistige Führung dieses Körpers besteht zu einem verhältnismäßig großen Teile aus nichtstammbayrischen, zum Teil nicht einmal im Königreich geborenen Persönlichkeiten, die Bayern als Hochburg der Zentrumsgesinnung, als stärksten Hort des Ultramontanismus lieb gewonnen haben. Viel eher als unter den katholischen Schwaben, Franken und Pfälzern bewahrt sich, gerade durch den Gegensatz zur Ultramontanisierung Bayerns, unter den protestantischen Nichtaltbayern ein gewisser stammestümlicher Partikularismus gegenüber Großbayern, der parteipolitisch Anlehnung an die Reichsgesinnung sucht und durch Betonung des deutschnationalen Gedankens sich gegen das Zentrum zu behaupten, sich eine wichtige Stelle in der bayrischen Politik zu erhalten versteht. Noch lebt in einigen fränkischen protestantischen Beamtenfamilien eine gewisse stammesbewußte, an das alte „Ansbach-Bayreuth" sich klammernde Hohenzollernromantik, deren Vertreter sich unterscheiden und sich verschieden fühlen von dem auf altbayrischem oder schwäbischem Boden erwachsenden Liberalismus von katholischer Abstammung. Demgegenüber verfügt das Zentrum naturgemäß als reichsbayrisch-nationale, aus allen katholischen Teilen des Königreichs sich rekrutierende, wenn auch nicht alle katholischen Bevölkerungsteile umfassende, „patriotische", das heißt für Großbayern partikularistische Partei über größere Einheitlichkeit der Gesinnung, über kraftvollere, vereinigende, gleichmachende Beherrschung folgsamer Massen, die aus weniger komplizierten Naturen bestehen. Und doch lassen sich zwei alte Richtungen im bayrischen Zentrum und eine neuaufkommende feststellen und immer deutlicher beobachten und unterscheiden.

Als Führer und kennzeichnender Vertreter der einen alten Richtung gilt allgemein Franz Seraph Pichler, der Passauer Domkapitular, als Eisenbahnkenner gerühmt, als politischer Taktiker hervorragend, klug. In Pichler und dem Münchener Zentrumsführer Dr. Lochbrunner verkörpern sich am reinsten die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

echt römischen, hierarchischen, jesuitischen Tendenzen der Partei. Die politischen Bestrebungen und hervorragenden Leistungen dieser Politiker dienen nur dazu, die eigentlich römischen Absichten zu fördern. Diese Richtung ist zu klug, zu geistvoll, um antisemitische Seitensprünge der Partei mitzumachen und zu billigen.

Pichlers Hauptgegner innerhalb des Zentrums war Dr. Georg Heim. Ihm ist Priesterherrschaft und religiöse Reaktion wohl nur Mittel zum Zweck sittlicher Volksbändigung gewesen, die er als demokratische, ja demagogische Natur gerade zum Ausgleich für sein volksaufrührendes Wirken für nötig halten mochte. An der Regierungsfähigkeit der Partei lag Heim gar nichts. Er schonte weder Regierung noch Herrscherhaus; er organisierte die Bauern, aber zum Ärger dieser auch die ländlichen Dienstboten, um sie beim Zentrum zu halten. Gestützt auf die ihm ergebenen Bauern konnte sich der demokratische Dr. Heim gegen die priesterliche, römisch-diplomatische, Regierungsfähigkeit erstrebende Richtung Pichler halten, bis das Reichstagszentrum sich mit den schon durch die Kalistreitigkeiten Heim verhaßten norddeutschen Konservativen zur Steuerpolitik verband. Der Adel im Zentrum begeisterte die Partei zum Bündnis mit seinen protestantischen Standesgenossen. Heim ließ sich nicht mehr wählen, aber seine Stimmungen und Gesinnungen, mit Ausnahme vielleicht seiner antisemitischen Regungen, sind noch stark und lebenskräftig in der Partei, wenn sie auch durch taktische Einsicht und Disziplin zurück-, in vorläufiger Wirkungslosigkeit gehalten werden.

Aus der Beteiligung des Zentrums an der Reichsfinanzreform hat sich die dritte Richtung im bayrischen Zentrum entwickelt, die gegenwärtig im Zentrum dominiert und das Zentrum regierungsfähig macht, die aber außerhalb der großstädtischen Handwerkerkreise noch wenig wirklichen Anhang im Volke besitzen dürfte, und vielleicht aus Rücksicht auf den katholischen Adel und seine Fideikommisse einerseits, seine protestantisch-konservativen Standesgenossen andrerseits manches leisten wird, was weder Dr. Heim noch Franz Seraph Pichler billigen könnten. Diese dritte Richtung nennt sich mit Vorliebe „konservativ", umfaßt viele Männer von unzweifelhaft deutschem Empfinden, deutschem Wesen, vornehmem Charakter. Diese Richtung hat das Zentrum dahin gebracht, fast seine ganze Anhängerschaft in vorwiegend protestantischen Wahlkreisen im ersten Wahlgang den Konservativen zuzuführen. In der Hoffnung, diese Richtung im Zentrum zu stärken, haben die neugegründeten Konservativen Münchens bei den Landtagswahlen für das Zentrum gestimmt. Bei den Reichstagswahlen stellte sie für München II. in dem Bäckermeister Karl Scharnagl den Kandidaten.

Es scheint, als seien der Bauer und der Priester innerhalb des Zentrums vor dem Adeligen, dem Fideikommißbesitzer aus kluger Berechnung etwas zurückgetreten. Es fragt sich nur, wie das bayrische Volk auf diese Entvolkstümlichung der Zentrumspartei antworten wird. Zwar in Franken und in der Pfalz wird das Zentrum, das dort wirklich außerhalb der größeren Städte unter den katholischen Wählern keiner spürbaren Gegnerschaft begegnet, wegen der konfessionellen Gegensätze nichts befürchten müssen. Aber in Niederbayern, Oberbayern und Schwaben bestehen dem Zentrum innerhalb reinkatholischer Bevölkerungen starke Gegnerschaften, die infolge des Abrückens des Zentrums nach rechts, insbesondere durch Hinweis auf seine Verjunkerung, seine Schonung des Reichsrats (des Oberhauses), des Adels, der Fideikommisse, seine volksfeindliche Steuer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politik ihm wohl mehr und mehr Abbruch tun können. In Niederbayern hat der Altbayrische Bauernbund dem Zentrum mit Hilfe der übrigen antiultramontanen Parteien bei den letzten Wahlen zwei Reichstags- und zwei Landtagssitze abgerungen, in Oberbayern arbeiten alle antiultramontanen Parteien, insbesondere die Sozialdemokratie, erfolgreich an der Verminderung der Zentrumsanhängerschaft. Im südlichen Schwaben hat das Bündnis der Zentrumsgegner besonders den Liberalen zu bedeutsamen, lohnenden Erfolgen und Mandaten verholfen. Ob das Zentrum die Empfindungen seiner Wählerschaft gegenüber seiner neuesten Entwicklung unterdrücken kann — das wird die Zukunft lehren!

Otto Seidl

Brüchiges Eisen

Hundert Jahre seit Alfred Krupps Geburtstag. W. T. B. schlägt in die stolze Harfe den schon gewohnten Hymnus, die Industriepresse macht mit bekannter Überzeugungsgeste Proskynese, Weihrauch, Weihrauch der Familie, der Ahnenfleiß die Möglichkeit verschafft, den stolzesten Gast so oft in die Hügelvilla zu laden, bis die Stahlpatriarchin seufzend den Beutel schloß. Seit jener Zeit ist die Glorie verschwunden, das Gnadenlicht verblaßt. Die Macht aber ist geblieben, gewachsen, in Stahlstädten hämmert und dröhnt es, aus eigenen Kohlengründen wird die Feuernahrung gefördert, das Heer der Frondenden, von gewinnreicher Sozialmilde Gelockten und Geketteten, ist um Regimenter vermehrt, und wenn nur Mars die Stunde weiter regiert, dröhnen in Meppen freudig die Geschütze. Imposant, gewiß, und charakteristisch, charakteristisch für Weg und Ziel, die das Montankapital in Deutschland geht und ersehnt. Hundert Jahre Eisen! Von der Werkstatt zur Werkstadt! Alle Stationen durchlaufen und jetzt vor der vorletzten, dem Trust, angelangt.

Der Name Krupp hat in diesen Tagen gerade nicht nur einen Jubiläumswert. Oft wurde er genannt, mit heftigem Haß und Vernichtungswünschen. In der deutschen Eisenindustrie tobt ein Gigantenkampf, ein Ringen, so gewaltig, wie wir es noch nie erlebten. Der Schlachtruf heißt: Stahlwerksverband. Wenn diese Zeilen in die Welt gehen, ist die größte deutsche Eisenkonvention verkracht, verlängert oder nur für Wochen noch mühsam gehalten. Was Börsenjobber, Hausseoptimisten und sterile Professoren nicht sehen wollten, es ist naturnotwendig gekommen. Das ganze deutsche Kartellelend hat sich in seiner miserablen Dürftigkeit offenbart. Vor wenigen Monaten hieß es noch, alle Feindschaft sei geschwunden. Die wildesten Antagonisten tanzten mit im Harmoniereigen um die Wiedergeburt. Wer skeptisch war und warnte, wurde als Grauler verschrien. Als ob nicht seit 1907, dem Verlängerungsjahr, von Grund auf die Verhältnisse sich geändert. Und schon damals war der Verband nur gekittet, war der Stahlreifen nicht aus einem Stück. Der Händlerstreit war gemildert, das Martinproblem zurückgedrängt, aber andere Fragen tauchten auf, Fragen von ungeheurer Wichtigkeit. Seit Jahren ist der Verband auf das Niveau einer schwachen Verkaufsorganisation ohne Selbständigkeit gedrückt, ist der Präsident nichts als Marionette der Riesen. Die aber haben geschluckt und immer mehr geschluckt. Fusion auf Fusion, Erzfelder, Kohlengruben, Draht- und Röhrenwerke. Im Kartell begann die Trustentwicklung mit Macht, unaufhaltsam und hat den schwachen Ring

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon lange gesprengt. Und wie in politisch reifenden Ländern die Parteiauslese, ging auch hier die Zweigruppenbildung vor sich. Die eine Gruppe mit Intensität an der Erweiterung der Schwerproduktion arbeitend, die andere nach der Weiterfabrikation tendierend. Produkte A. und Produkte B. Thyssen und Krupp. Zwei scharfe Interessengegensätze unter Führung gewaltiger Trustmächte. Als der Erneuerungstermin nahte, begann das Ringen um die Verbandsprävalenz. Jeder pochte stolz auf seine ungeheure Produktion, wollte die Quote in seinen Produkten erhöhen auf Kosten der Gegner. Der Verband, bisher schon schwach, war machtlos. Millionen auf Millionen Tonnen wollten untergebracht werden. Wohin damit? Die einen: Wir sind so überreich, daß man uns nicht binden kann, laßt uns gänzlich frei. Die anderen: Bindet jene und schafft uns einen größeren Markt. Wer die Stahltrustentwicklung, den Carnegiekampf verfolgt, sieht die Parallele. Nur daß bei uns die Mächte noch zahlreicher, die Gruppen noch Mehrzahlen von Trusts enthalten. Kürzlich schlug ein Weitsichtiger den Ramsch vor: Packt alles in einen Sack und der Universaltrust ist fertig. So schnell schreiten wir denn doch nicht. Aber kommen wird die Erfüllung des Wunsches. Nur jetzt noch nicht. Der Verband jedoch ist in die Brüche gegangen. Auch wenn er seine Form noch einmal wahren sollte. Sie hat doch schon weite Risse. Ob so oder so die Produkte syndiziert werden, er bleibt ein Torso, ein Schwächling auf alle Fälle. Die Trusttendenz drängt aus ihm heraus. Mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Kartellhymniker können einpacken. Wildes Ringen steht noch bevor, Ringen zur Einheit. Und wie lange noch, dann werden Eisen und Kohle nicht zwei Konventionen mehr brauchen, werden wir *ein* Montangebilde haben, das so machtvoll ist, daß die Staatskontrolle nottut.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Minister und Nachtwächter

Einer von den bösen sieben Sozialdemokraten im preußischen Abgeordnetenhause (wo sie sich allerdings ganz besonders stilwidrig aus- und benehmen) hat in einer der letzten Sitzungen vom Minister des Innern gesagt: er stehe als Sammlungsnachtwächter an der Seite des Reichskanzlers. Darauf entschied der freiherrliche Präsident ex cathedra, widerspruchslos und unfehlbar: Sie dürfen den Minister nicht mit einem Nachtwächter vergleichen. Selbstverständlich gilt das Verbot nur für die Mitglieder der zweiten preußischen Kammer. Jeder Preuße hat das Recht, sich nicht in seinen Landtag wählen zu lassen. Tut ers trotzdem, muß er die Folgen tragen: er darf hinfort den Minister nicht mit dem Nachtwächter vergleichen und darf auch vieles andre nicht. Denn der Vorgänger des jetzigen Präsidenten, der auch über Preußens Grenzen hinaus bekannte Jordan v. Kröcher, hat da eine Fülle geheiligter Tra-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dition geschaffen. Aber der einfache Wähler fühlt sich zu der Frage gedrängt: Weshalb darf ein preußischer Abgeordneter einen preußischen Minister nicht mit einem (preußischen) Nachtwächter (= NW) vergleichen? Denn natürlich kann es sich bei einem solchen Vergleich, schon unter dem Gesichtspunkt staatsrechtlicher Korrektheit, nur um einen preußischen NW handeln. Also weshalb nicht? In dem Begriff NW kann unmöglich etwas kränkendes liegen. Die wesentlichen Merkmale, die den Inhalt dieses Begriffs ausmachen, sind durchaus ehrenwerter Natur. Selbstverständlich hatte auch der Präsident der zweiten preußischen Kammer (ein Konservativer) nicht die Absicht, einen ganzen, achtbaren Stand zu kränken, dessen Mitglieder entweder zum unteren Beamtentum oder zum Mittelstande oder, je nach der Tageszeit, zu beiden zählen. Es wäre aber unbestreitbar eine Kränkung, wollte man den NW grundsätzlich die Vergleichbarkeit mit Ministern oder gar mit allen Exzellenzherren absprechen. Grade nach christlicher Weltanschauung, deren Hauptvertrieb Konservative und Zentrum für sich in Anspruch nehmen, muß es nicht nur zwischen Menschen der verschiedenen Rangklassen, sondern selbst gegenüber denen ohne Rang ein tertium comparationis geben. Auch darin, daß der sozialdemokratische Redner den Umfang des Begriffs NW erweiterte, kann etwas Anstößiges nicht liegen. Er hat zu den üblichen Arten der Gattung NW, dem Vormitternachts- und Nachmitternachts-NW, noch den Sammlungs-NW gefügt. Es sollte damit, wenn auch außerhalb des loyalen Kanzleistils, die etwas eintönige Art verspottet werden, in der man in Bethmannschen Bezirken des Meisters Sammlungssprüchlein weitergibt:

„Hört ihr Herrn und laßt euch sagen —
Die Glocke wird bald zwölfe schlagen,
Behütet euch vor jedem Licht, —
Der Sozi ist der schlimmste Wicht.
Die Helle lügt, wahr ist's nur nachts, —
Und da sind alle Kühe schwarz."

Doch selbst in diesem Sinne ist mit dem Vergleich die Grenze berechtigter Kritik nicht überschritten. Weshalb also die Boykottierung des Nachtwächterstandes auf dem Gebiete ministerieller Vergleichbarkeit? In der preußischen Verfassungsurkunde heißt es ausdrücklich: Standesvorrechte finden nicht statt. Und überdies ist ja einzig das Ministeramt nicht durch allerlei Examen- und sonstige Fallen dem profanum vulgus verschlossen. Selbst ein Duellgegner, der aus der Atmosphäre deutscher Offizierkorps weichen muß, könnte, wenn auch nicht Kamerad, so doch Kollege des preußischen Kriegsministers werden. Schon mancher aus unscheinbarem Stande ist Papst, ist gar preußischer Generalfeldmarschall geworden. Weshalb also grade für die Minister solche Empfindlichkeit? Wenn der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses seine (auch verfassungsrechtlich nicht einwandfreie) Entscheidung nicht zurücknimmt, wäre mindestens eine authentische Interpretation darüber erwünscht: mit welchen andern Berufsständen darf ein preußischer Minister verglichen werden und mit welchen nicht? Das würde vielleicht den Weg ebnen zum richtigen Verständnis. Das wäre auch zur Orientierung über die offizielle preußische Kultur von Interesse.

Bully

Erbschaftssteuern und Familiensinn

Im achtzehnten Jahrhundert wurden in einzelnen deutschen Staaten Erbschaftssteuern eingeführt, um den Ertrag für Waisen-, Zucht- und Armenhäuser und Irrenanstalten zu verwen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den. Das beweist, wie lebhaft damals im Volke das Gefühl dafür war, daß der Staat gerechterweise der Familie nicht mehr Tribut abverlangen darf als den Fürsorgeaufgaben für Hilfsbedürftige entspricht, die er ihr abnimmt. Heute wird im Volke von den Parteien der Linken — soweit es sich um einen Ersatz für Steuern, die die notwendigen Lebensmittel der ärmeren Volksschichten verteuern, mit Recht — für eine Steuerbelastung auch des Erbes der Abkömmlinge und Ehegatten geworben, ohne daß die Träger öffentlicher Gewalten an die Pflichten erinnert wurden, die sie auf den Gebieten erfüllen mußten, aber meist vernachlässigen, wo der Staat oder die Gemeinde die Groß- oder Kleinfamilie abgelöst haben. Die Theoretiker des Erbschaftssteuerprinzips reden in hohen Tönen von dem großen Anteil, den Staat und Gemeinde heute im Vergleich zu der immer mehr zurücktretenden Familie am Ergehen des einzelnen nehmen; was aber aus der Pflanze Mensch unter heutigen Verhältnissen wird, wenn der Familienverband sie nur mehr unzulänglich pflegen kann, das lehrt das Elend des Nachwuchses unseres Proletariats, von dem Otto Rühle in seinem Buche über das „proletarische Kind" eine erschütternde Schilderung entwirft. Im Proletariat wächst ein Geschlecht heran, für das die Familiengemeinschaft so gut wie nicht mehr existiert. Eine oft erschreckend große Sterblichkeit und Verkümmerung der Überlebenden sind die Folgen. Wo bleiben da Staat oder Gemeinde als Ablöser der Familie? Für den Militarismus bietet man dem Staat Erbschaftssteuern wie auf dem Präsentierteller an; und dabei gibt es noch nicht einmal staatliche Kindergärten oder -horte. „In der Familie," sagt Sombart, „sind die rohen Triebe gebändigt, die zarten Regungen des Herzens geboren worden. Die Selbstlosigkeit wie die opferfreudige Gesinnung, die Ehrfurcht wie die Zärtlichkeit, das gegenseitige Vertrauen wie das Pflichtbewußtsein, kurz alles, was den tüchtigen, den guten Menschen ausmacht, ist in der Lebensgemeinschaft der Familie geboren." Können etwa unsere öffentlichen Schulen, geschweige Einrichtungen wie Waisenhäuser und Fürsorgeanstalten auf ähnliche sittliche Leistungen pochen? Wo die Familie, die Sippe noch fast alles, der Staat fast nichts bedeutet, kann es viel Despotie geben, aber keine Ausbeutung von Arbeitskräften schwangerer Frauen, nicht viel Ehelosigkeit, keine umfangreiche Prostitution, keine Verwahrlosung der Jugend, keine Vereinsamung und Rückhaltlosigkeit besitzloser Arbeitsverkäufer. All das gibt es nur dort, wo das Individuum mehr vom Staate als von der Familie abhängig ist.

Erbschaftssteuern brauchen, wenn sie nach vernünftigen Bestimmungen erhoben werden, die Familie in den sozialen Funktionen, die sie noch ausübt und ausüben muß, nicht zu stören, aber die Erfahrung lehrt, daß der immer geldhungrige Fiskus auf das gemeine Wohl wenig Rücksicht nimmt, wenn man ihn nicht daran zwangsweise hindert. Man denke nur an das Verhalten des preußischen Fiskus als Eigentümer von Bodenschätzen. In Österreich gibt es nach Grete Meisel Heß (Vergl, „März" 1910, Bd. 3 S. 270) eine Erbschaftssteuer, die fast nur sozialschädlich wirkt, wo z. B. Familienmitglieder, die durch den Tod des Erblassers, der oftmals der Ernährer war, existenzlos geworden sind und ihre bisherigen geregelten Einnahmen vollkommen verloren haben, noch die kargen Trümmer „versteuern" müssen, die sie aus dem Zusammenbruch der Existenz retten. Vorsicht ist daher auch wohl bei uns am Platze, wenn die Zeit kommt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo die keine Verwandtschaftsgrade schonende Erbschaftssteuer kommen wird. Es ist traurig, daß unsere Volksvertreter im Reichstage erst vom Regierungstische zu solcher Vorsicht ermahnt werden mußten. „Die Erbschaftssteuer", sagte der Staatssekretär des Reichsschatzamts Kühn am 22. April, „spielt im heutigen Parteiwesen eine eigentümliche Rolle. Sie ist geradezu das Schiboleth der politischen Parteien geworden. Man erlebt es, daß heute große Gruppen des deutschen Volkes, desjenigen Volkes,. welches sich vor allen anderen Völkern durch seine große Abneigung gegen das Steuerzahlen auszeichnet (Oho links), diese neue Steuer fordern. Eine ruhige Erwägung wird zeigen, daß die Erbschaftssteuer drückend ist wie andere Steuern auch..." Das war schneidender Hohn, und dieser Hohn war nicht ganz ohne Berechtigung. Politische Parteien sollten nie vergessen, daß sie fähig sein sollen, die Interessen der Volksgesamtheit zu würdigen; diese erheischen aber, daß sie sich nicht kritiklos für bestimmte Steuern begeistern, weil sie die Kreise anderer Parteien härter treffen als die der eigenen.

Otto Corbach

Im Schatten des Industrialismus

Die Quanta von Arbeitszeit, die zur Herstellung eines Produktes erforderlich sind, hat man einmal das Gewissen der bürgerlichen Produktion genannt, die Romantiker des Wirtschaftslebens prägten diesen Namen. Die Sozialökonomen suchten diesen Moralbegriff und seine Wurzeln an anderen Stellen, in Zusammenhängen zwischen Lohnarbeit, Lebensbedarf und dem Mißverhältnis dieser beiden Pulsschläge des Gesellschaftsorganismus, sie machten aus einem unpersönlichen Werturteil eine persönliche Gefühlsregung. So erstand scheinbar losgelöst und doch wieder in enger Verbindung mit den Produktion und Zirkulation regulierenden Wirtschaftsgesetzen eine Physiognomie des gesamten sozialen Lebens, im Vordergrunde die Träger der Arbeit als Individuen, geknüpft an die Maschine und in allen ihren Lebensäußerungen abhängig von dem Lauf ihrer Räder. Wenn ich nicht irre, war Paul Göhre der erste, der seinen bürgerlichen Rock gegen den Arbeitskittel eintauschte, drei Monate lang am Schraubstock stand und Dasein und Notdurft des Lohnarbeiters studierte, ihm folgten andere, eine ganze Literatur erstand, sie bildete bewußt und unbewußt den Anhub zu einer Reihe von gesetzgeberischen Vorschlägen und teilweise auch Maßnahmen. Die aus eigenster Initiative hervorgegangenen Arbeiten und Enqueten fanden einen Widerhall, die Gesellschaft für soziale Reform wurde zur Zentralstelle, ihr verdanken wir das weitschichtigste und eingehendste Material über die Wirtschaftsstruktur der Gegenwart, über den Lebensstandard der einzelnen Berufszweige, über das individuelle Dasein jedes einzelnen Trägers derselben. Aus dem Schoße ihrer Bestrebungen ist auch die jüngste Arbeit von Rosa Kämpf „Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München" hervorgegangen, ein Teilstück eines leider bisher nicht zur Ausführung gelangten Planes seitens obiger Gesellschaft, die Gesamtlage der erwerbstätigen männlichen und weiblichen Jugend Deutschlands sozialökonomisch zu ergründen. 270 Fabrikarbeiterinnen im Alter von 14 bis 18 Jahren bilden die Grundlage der vorliegenden Untersuchung, wie dürftig erscheint in ihren Ziffern diese Zahl, wie riesengroß aber wird sie, wenn man der Verfasserin

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schritt für Schritt auf ihren mühevollen Wegen, in der Ergründung der Lebensbedingungen jeder einzelnen Person, in der Anordnung des Materiales und der Systematisierung des Erforschten folgt. Und was sie durch unausgesetzte persönliche Fühlungnahme mit den Arbeiterinnen, durch den Einblick in ihre Wohn- und Lebensverhältnisse, durch Besichtigung der äußeren Bedingungen der Arbeitsleistung in den Fabriken, durch teilweise Mitarbeit in denselben, durch das Studium der Lohnlisten und Tarifverträge an den Tag gefördert, bedeutet ein Stück gründlicher Arbeit auf dem Pfade der Erkenntnis unseres Gesellschaftslebens. Die Abstammung der jungen Mädchen bestimmt ihre spätere Stellung zur Berufsarbeit im Sinne der Auslese, von den Müttern der 270 Arbeiterinnen standen 63 Prozent im Erwerbsleben und nur 37 Prozent sind mit Hausarbeit beschäftigt. Was als dauerndes, unabänderliches Hemmnis dem weiteren Fortkommen gegenübersteht, die ungelernte Arbeitsleistung, sie findet sich in erdrückendem Verhältnis bereits bei der älteren Generation, von den erwerbenden Frauen waren 3 Prozent in gelernten, 97 Prozent in ungelernten Berufen tätig. Frauenerwerb ist in der Gegenwart unvermeidlich und wäre nur durch die äußerste Einschränkung des Konsums, was weder volkswirtschaftlich noch volksgesundheitlich wünschenswert ist, hintanzuhalten, das zeigen Einnahmen und Ausgaben der Arbeiterhaushaltungen ohne Berücksichtigung der Kinderzahl an sich. Letztere erheischt, wenn sie durch ihre starke Belastung zu einer dauernden Quelle von Ausgaben wird, besonders bei heranwachsenden Kindern, unbedingt die Notwendigkeit des Eintritts der Mutter in den Erwerb. „Derartige Ausgaben lassen sich nur durch vermehrte Bareinnahmen, nicht aber durch Arbeitsleistung für die Häuslichkeit decken." Das Durchschnittseinkommen für eine voll berufstätige Frau — es handelt sich zur Erfassung des gesamten Milieu vorerst um die bei den Eltern der Fabrikarbeiterinnen angestellten Erhebungen — beträgt pro Jahr 735 Mark, in diesen erbärmlich niedrigen Zahlen drückt sich die schwere Schädigung aus, die dem Erwerbsleben der Frau dadurch zugefügt wird, daß sie in ihrer Jugend nicht auf den Beruf vorbereitet wird. Auch in den späteren Ausführungen kehrt dieser Gedankengang der Verfasserin als roter Faden wieder und prägt den Satz „Frauenarbeit ist ungelernte Arbeit und ist schlecht bezahlt"; Erziehung zu gewerblicher Arbeit, Bildungsgelegenheiten und damit zusammenhängend die Nachfrage nach manuell begabten und intelligenten Frauen als qualifizierte Arbeitskräfte wird die bisherige Aussichtslosigkeit der Lohnverhältnisse ändern und eine Verbesserung der Lage ermöglichen. Mit klarem Blick hat die Verfasserin die Ursachen dieses Notstandes erfaßt, Abhilfe ist allein auf dem Wege einer Lehre im Sinne der Gewerbeordnung zu erreichen. Das Wissen um das Los der Mütter bestimmt den Geist, in dem die jungen Mädchen ihrem eigenen Berufsleben gegenüberstehen, wir leruen ihn kennen in eingehender Milieuschilderung, die Rosa Kämpf vom Haushalt der Familie entwirft, Bilder und Ereignisse von dramatischer Schärfe und erschütterndem Untergrund dabei einflechtend. Mit der gesonderten Untersuchung der Erwerbs- und Lohnverhältnisse der 270 jungen Arbeiterinnen, der Art ihrer Beschäftigung, ihrer Stellung zum gemeinsamen Haushalt, ihren Wohnungs- und Ernährungsbedingungen, ihrem Gedankenleben beschäftigen sich die weiteren Abschnitte des Buches, das tatsächliche Material von so vielseitigen Gesichtspunkten aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beleuchtend, daß der Zusammenhang der ineinander wirkenden Kräfte und ihrer sozialwirtschaftlichen Ergebnisse schärfer und schärfer vor Augen tritt. Gegenüber diesen zwingenden Schlußfolgerungen, die die Wirkung von der Ursache abheben, zerplatzen die karitativen Sentimentalitäten gewisser Kreise der Gesellschaft zu Seifenblasen. Die Schilderung der Wohnungsverhältnisse zeigt das übliche Bild des Wohnungselends, jede zweite erwachsene Person schläft mit einem Kind zusammen, weil es an Betten mangelt, die der Lebensverhältnisse eine gänzlich ungenügende Ernährung, die auch ohne gewerbliche Arbeit die Gesundheit ruinieren müßte, ferner den Mangel fast jeglicher Körperpflege. Vom Familien- wie Berufsleben her wirkende Ursachenreihen — dort die gedrückte Lage infolge des niedrigen Gesamteinkommens und des großen Kinderreichtums, hier der gänzliche Mangel an gewerblicher Ausbildung und dadurch bedingt der persönlich geringe Arbeitslohn — führen zu dem Ergebnis der Unterernährung und Übermüdung, welche die Leistung der jungen Arbeiterin im Berufsleben herabdrücken und ihre körperliche Tüchtigkeit für die kommenden Zeiten der Mutterschaft gefährden müssen. Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Arbeitslöhne, Hebung der beruflichen Tätigkeit durch Fortbildungs- und Gewerbeschulen sind auch hier die einzig wirksamen sozialreformatorischen Angriffspunkte, denen gegenüber jede Salbaderei mit Mittelstandsrezepten und ableitenden Pflästerchen nur Trugwerk ist!

Julian Marcuse

Jeremis Gotthelf

Wenn wir irgend eine literarhistorische Rarität, ein verschollenes Erotikon oder einen indiskreterweise publizierten Briefwechsel uns in einer guten Ausgabe kaufen wollen, so können wir das ohne Mühe tun, wir können diese Sachen in Leder und in Pergament, auf Bütten und auf Japan bekommen. Hingegen sind noch eine Reihe von großen Dichtern von unseren Verlegern nicht der Ehre einer guten, schönen, ernsthaften Ausgabe gewürdigt worden. Ein anständiger Eichendorff fängt eben erst zu erscheinen an (bei Georg Müller), ein Jean Paul und ein vollständiger Hebel in wertvoller Neuausgabe fehlen noch, es wäre leicht, eine Liste zusammenzustellen, und man wundert sich oft, wo eigentlich die Lektoren großer Verleger beim Suchen von Stoff zu Neudrucken die Augen haben.

Einer von denen, denen es in dieser Hinsicht immer schlecht erging, ist Jeremias Gotthelf. Der Berner Pfarrer Bitzius, obwohl er gar nicht naiv war, hat beim Schreiben seiner Bauerngeschichten nicht gewußt, daß er ein großer Dichter war, aber heute könnten wir das immerhin wissen, schon durch Gottfried Keller. Man weiß es auch, namentlich in der Schweiz, und die vielen Schweizer Verehrer Gotthelfs tun mir eigentlich leid, denn sie alle haben seine Werke in der alten Berliner oder Berner Ausgabe, oder gar in der furchtbaren illustrierten Lexikonausgabe des Verlegers Zahn im Hause stehen, während andere Leute, denen es mit Gotthelf bis jetzt nicht recht Ernst war, ihn sich jetzt in der neuen Münchener Ausgabe kaufen können, die ich hier anzeigen will und deren Erscheinen ein altes Unrecht gut macht. Sie erscheint bei Eugen Rentsch in München und Bern, der erste Band mit „Geld und Geist“ ist fertig und sieht vortrefflich aus, sowohl der Plan der ganzen Ausgabe wie die Namen der Editoren versprechen das Allerbeste. Hunziker ist seit Jahren als Gotthelf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kenner, als Übersetzer und gewissenhafter Philolog bekannt, Bloesch ist einer der feinsten Köpfe im jungen literarischen Bern, und Loosli hat seine Vertrautheit mit dem Berner Bauernleben und namentlich mit dem Berner Dialekt in famosen Büchern erwiesen. Wenn diese drei zusammenarbeiten, muß etwas Rechtes entstehen, hier besorgt nicht ein Oberlehrer gegen Tageslohn einem Verleger bestellte Editorenarbeit, sondern es gehen drei Kenner und Bewährte in aller Ernsthaftigkeit daran, ihrem großen Landsmann zu seinem Recht zu helfen.

Damit wird ohne allen Zweifel auch die Gotthelflektüre sich wieder weiter ausbreiten. Die Schwierigkeiten werden bleiben, es wird nach wie vor dem Ausländer der Dialekt, dem Modernen der predigerhafte Pfarrerseinschlag bei Gotthelf zu schaffen machen, und manchen wird er ganz und gar abschrecken. Aber andre werden mehr Ausdauer haben; so gut Schwaben und Bayern Fritz Reuter lesen, so gut können sie Gotthelf lesen lernen, und ich meine keine Ketzerei zu begehen, wenn ich bei aller Freude an Reuter doch in dem Berner einen Mann von weit größerem Kaliber sehe. Süffig ist er freilich nicht, er macht es seinen Lesern nicht zu leicht; er ist ein Pfarrer, dem die Bauern nicht aus der Kirche laufen dürfen und der darum Zeit hat, seine Sachen gründlich zu sagen. Daß er ein Erzähler ersten Ranges ist und fast homerische Qualitäten hat, kümmert ihn oft wenig; vor allem ist er Pfarrer und Volkserzieher, und wo sich ein Anlaß bietet, hält er inne, zieht Runzeln und wettert los, wobei sofort der Tonfall der Sätze mit den gehäuften Synonymen ihn verrät. Gleich am Anfang von „Geld und Geist", einem seiner ausgeglichensten Bücher, entartet der kurze schöne Anfangssatz in eine kleine entbehrliche Predigt, aber nach zehn Zeilen fällt ihm sein Anfang wieder ein, er beginnt: „Im Bernbiet liegt mancher schöne Hof," und damit beginnt eines der schönsten Erzählerwerke des vorigen Jahrhunderts. Wer dem nachgeht und den Sinn für das Rechte hat, der wird dann dabeibleiben, auch wenn hie und da der Dialekt arg hanebüchen kommt oder der Pfarrer sich wieder weit ins Predigen verirrt. Er wird, wie es das Geheimnis einer rechten Liebe ist, sogar diese Schwierigkeiten und auch die offenkundigen Fehler mit liebhaben müssen und wird dazu kommen, daß er sogar „Jakobs Wanderungen" genießen kann, die ein späterer Band bringen wird.

Über die Dialektausdrücke wird Loosli in einem Anhang Auskunft geben. Die eingeklammerten Erklärungen einzelner Wörter im vorliegenden Bande stammen wohl von Gotthelf selber her und sind darum aus Pietät stehen gelassen worden; sonst könnte man sich nicht ganz erklären, warum uns gesagt wird, daß „flädern" das unsichere Flattern junger Vögel, „breichen" erreichen bedeutet, während wir selber erraten müssen, daß Meitschi ein Mädchen, Märit Markt und Hung Hund bedeuten.

Abgesehen von der Treue der Texte und der Schönheit der nicht teuren Bände wird die neue Ausgabe auch vieles bringen, was die früheren nicht enthielten, sowie eine Sammlung von Briefen, deren Hunziker früher schon eine Reihe publiziert hat. Und so wird ein Gotthelf entstehen, an dem wir Freude haben und nichts mehr vermissen werden, und die Lexikonbände aus Chaux-de-Fonds brauchen nicht mehr neugedruckt zu werden.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Ellenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Nachrichtenbureau des Reichsmarineamts / Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Es bestand früher in Deutschland eine geheime Subventionierung der Presse. Sie hat so vergiftend gewirkt, daß die öffentliche Meinung die Abschaffung dieser unverantwortlichen Form offizieller Beeinflussung verlangt und durchgesetzt hat. Der Reptilienfonds, der nichts Gutes geschaffen und viel Haß gesät hat, ist beseitigt worden.

In einer neuen Form ist das Institut einer anonymen Suggestion wieder großgezogen worden. Dem Geheimen und Unverantwortlichen wohnt immer eine besondere Gefahr inne. Die Reichsämter sollen das Recht haben, offen Aufklärung zu verbreiten, wo es sich um Auskunftserteilung an die Presse handelt, muß dies einheitlich und unter Verantwortung des verantwortlichen Staatsmannes geschehen. Der geheime Ressortkrieg, die anonyme Stimmungszüchterei, die in ihren Ausläufern zur „völkischen" Aufpeitschung führen muß, ist vom Übel. Man muß die Sonde an solche Wucherungen legen.

Die Entwicklung des Nachrichtenbureaus des Reichsmarineamts hat schwere Bedenken erweckt. Es ist eine Mehrheit im Reichstag vorhanden, die eine Umgestaltung dieses Spezialbureaus für Aufgabe und Pflicht des Reichskanzlers erkannt hat. Ich stelle die staatsrechtliche Frage: Wer trägt die konstitutionelle Verantwortung für die geheimen Tätigkeitsakte des Bureaus? Der Reichskanzler. Kann dieser eine politische Tätigkeit verantworten, die er selbst gar nicht kennt?

Damit ist die staatsrechtliche Unmöglichkeit des bestehenden Zustands beleuchtet. Die politische Unmöglichkeit aber tritt jedem Urteilsfähigen ins Bewußtsein, der sich vergegenwärtigt, daß jene geheime Tätigkeit die internationalen Angelegenheiten und Reibungen zu ihrem Gegenstand haben.

Mitglieder der Admiralität beeinflussen von Amts wegen die Presse in Angelegenheiten, die die internationalen Beziehungen berühren. Das heißt:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Admiralität macht in internationaler Politik. Damit ist die Einheitlichkeit der Politik in Frage gestellt. Nach dem Reichsanzeiger vom 17. November 1908 hat Kaiser Wilhelm auf Ansuchen des Reichskanzlers und des Reichstags erklärt „er erblicke seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu wahren."

Der Staatsminister und Großadmiral v. Tirpitz gibt seiner Politik den Namen „Aufklärungsarbeit" und hat erklärt: „Ich bin der Veranlasser der Veröffentlichungen über die Seeinteressen unseres Reichs." Er ließ es im unklaren, ob er darunter die unmittelbaren und offenen oder auch die mittelbaren und anonymen Veröffentlichungen gemeint haben will. Er weiß, daß die Presse von seinem Preßbureau gespeist wird, und gerade auch diejenige Presse, welche das Flottenmaterial und die geheime Verbindung mit dem Marineamt zu draufgängerischen und chauvinistischen Artikeln verarbeitet. Daneben erhalten die „Publizisten", die sich in „kriegsfrohen" Artikeln und Broschüren überbieten, einen Teil ihrer Arbeiten durch Zuwendungen aus dem Marinepressebureau unentgeltlich geliefert, das heißt auf Reichskosten. Dasjenige, was die „Sichtung der Weltpresse" durch die Admiralität — Herr von Tirpitz sagte, es seien drei, die Rangliste vom 4. November 1911 sagt, es seien fünf Admiralitätsmitglieder zum Preßbureau kommandiert — an Rüstungsausbeute ergibt, wandert durch zahllose Kanäle und Federn zum Publikum, dem diese Beziehungen zum größten Teil verschwiegen werden. Es ist ein großes Netz hergestellt. Wie umfangreich der Kreis der kryptooffiziös Beschenkten und Angestifteten ist, dafür habe ich Dokumente einmal in den gegen meinen Märzartikel gerichteten Preßergüssen erhalten. Die Zeitungen, die den ernsten Bestrebungen auf Abstellung jener kompromittierenden Zustände entgegentreten, sind entweder selbst oder ohne ihr Wissen durch ihre Mitarbeiter in dem geheimen Verband.

Ein weiteres Dokument ist mir aber zugegangen. Es lautet wörtlich:

Reichsmarine-Amt
Nachrichten-Bureau

Nr. 3. Berlin 1907

Es ist hier bekannt geworden, daß Euer Hochwohlgeboren vor einiger Zeit in ..... Aufsätze maritimen Inhalts veröffentlicht haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Nachrichtenbureau nimmt aus dieſem Grunde gern Anlaß, Euer Hochwohlgeboren zu fragen, ob die gelegentliche Überſendung von dienſtlichem Material und Preſſeauslaſſungen zur event. Bewertung für weitere Artikel erwünſcht iſt. Eine Unterſtützung der Tagespreſſe durch Euer Hochwohlgeboren könnte in nächſter Zeit wegen der bevorſtehenden Marinevorlage beſonders wertvoll werden.

In ausgezeichneter Hochachtung
ſehr ergebenſt
gez. Boy-Ed.

Bevor ich Schlüſſe aus dieſem Dokument ziehe, frage ich, weil ich dies nicht nachzuprüfen in der Lage bin, den Reichskanzler Herrn von Bethmann-Hollweg an, ob dieſes Schriftſtück echt iſt?

Raſſenhygiene und Neumalthuſianismus

Von Dr. Ludwig Queſſel

Es iſt eine von Zeitungsleſern vielfach beobachtete Tatſache, daß auf den zahlreichen Kongreſſen, für die im vergangenen Jahre die Dresdener Hygiene-Ausſtellung den äußeren Rahmen abgab, ein und dieſelbe Frage oft in einem völlig entgegengeſetzten Sinne entſchieden wurde. Ganz beſonders gilt das von der Behandlung, welche die Bevölkerungsfrage in Dresden gefunden hat und immer wieder finden wird. Während der Kongreß für Raſſenhygiene, der ſeinerzeit in Dresden ſtattfand, aus den bevölkerungsſtatiſtiſchen Tatſachen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die aufregende Lehre zog, daß für die europäiſchen Kultur-Nationen der Raſſenſelbſtmord drohend am Horizont der Zeiten aufſteigt, mußten wir auf dem Kongreß für Neumalthuſianismus, der vom 24. bis 27. September in Dresden tagte, zu hören bekommen, daß das rapide Wachstum der europäiſchen Völker ſo nicht mehr weiter gehen kann und Maßnahmen getroffen werden müſſen, um die verheerende Flut von Kindern einzudämmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer mit den außerordentlich komplexen Formen, die gerade in der Gegenwart die Bevölkerungserſcheinungen aufweiſen, einigermaßen vertraut iſt, wird ſich über dieſe widerſpruchsvollen Anſichten nicht wundern. Noch widerſpruchsvoller wie die Meinungen über die Bevölkerungsgefahren, ſind eben die Tatſachen der Bevölkerungsſtatiſtik. Zur ſelben Zeit, da dieſe uns in Deutſchland den Untergang Iſraels ankündigt, ergießt ſich aus Oſteuropa eine jüdiſche überſchüſſige Bevölkerung über die transatlantiſche Republik und mit Verwunderung hören wir, daß nach den letzten Schätzungen Groß-Newyork etwa 1 100000 Juden oſteuropäiſcher Herkunft beherbergt. Derſelbe Widerſpruch tritt uns auch in den Zahlen der deutſchen Bevölkerungsſtatiſtik entgegen. Während die Bevölkerung der Provinz Weſtfalen den enormen Geburtenüberſchuß von 22,5 pro Mille aufweiſt, der, wenn er für Deutſchland allgemein werden ſollte, bewirken müßte, daß die deutſche Bevölkerung von 65 Millionen im Jahre 1911 auf 260 Millionen im Jahre 1970 anwüchſe, zeigt uns die Bevölkerungsbewegung im Stadtkreis Berlin einen ſo minimalen Geburtenüberſchuß, daß, wenn die Bevölkerung des Stadtkreiſes Berlin das Barometer für die übrige deutſche Bevölkerung ſein ſollte, eine Verdoppelung der deutſchen Volkszahl erſt nach 100 Jahren zu erwarten wäre.

Am letzten Ende ſind alle dieſe Widerſprüche dadurch zu erklären, daß Zeugungskraft und Zeugungswille bei einem Teil der europäiſchen Kulturmenſchheit nicht mehr zuſammenfallen. Die wachſende naturwiſſenſchaftliche Erkenntnis befreit auch den Zeugungsvorgang von den Schauern religiöſer Gefühle und ruft die Neigung hervor, die Kinderzahl dem Einkommen und anderen Verhältniſſen des Haushalts anzupaſſen. Sobald aber einmal der Wille der Menſchen beſtimmend in einen Naturvorgang eingreift, vermag er ihm auch vielfache Formen zu geben. Kein Wunder daher, daß die neuzeitliche Regulierung der Geburten in verſchiedenen Ländern ganz verſchiedene Wirkungen zeitigt. Wo dieſelbe noch auf die Mittelſchichten beſchränkt iſt, wie in Deutſchland, bewirkt ſie nur, daß die Bevölkerungszunahme ein weniger beſchleunigtes Tempo gewinnt. Dort aber, wo ſie ſchon alle Klaſſen der Bevölkerung umfaßt, führt ſie zu einem Beharrungszuſtand der Bevölkerung wie in Frankreich. Bei Völkern dagegen, wo ſie zum Ein- und Keinkindſyſtem entartet, hat ſie Erſcheinungen zur Folge, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man nicht unrichtig als Raſſenſelbſtmord bezeichnet hat. Über die Verwerflichkeit einer Geburtenregulierung, die die Form des Ein- und Keinkindſyſtems annimmt, kann im Grunde kein Streit entſtehen. Sie legt die Axt an die Wurzel der Raſſe und zerſtört deren Lebensfunktionen mit derſelben zwingenden Notwendigkeit, wie eine langſam ſich vollziehende Vergiftung die Lebensfunktionen des menſchlichen Organismus. Anders jedoch wird eine Geburtenregulierung zu beurteilen ſein, die die Kinderzahl nur ſoweit beſchränkt, um ſie in Einklang mit den den einzelnen Haushaltungen zur Verfügung ſtehenden Unterhaltsmitteln zu bringen. Über die Berechtigung einer ſo gearteten Geburtenregulierung können ſich ſehr wohl verſchiedene Meinungen erheben, deren Richtigkeit nur von der nationalökonomiſchen Theorie und Erfahrung geprüft und entſchieden werden kann. Es iſt nun freilich nicht meine Abſicht, eine ſolche Prüfung und Entſcheidung vorzunehmen, wohl aber möchte ich an dieſer Stelle auf eine Reihe nationalökonomiſcher und ſtatiſtiſcher Tatſachen verweiſen, deren Kenntnis mir geeignet ſcheint, das Bevölkerungsproblem aus dem Bereich des Meinens in das Gebiet des Wiſſens zu rücken.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts ſtimmten die nationalökonomiſchen Schriftſteller allgemein der Anſicht zu, die Adam Smith in ſeinem Werk „Der Reichtum der Nationen" vertreten hatte, daß nämlich „in dem größten Teil Europas ſich die Menſchenzahl erſt in 500 Jahren verdoppele." Wie trügeriſch dieſe Berechnung war, lehrt uns heute die Bevölkerungsſtatiſtik. Nicht 500, ſondern nur 100 Jahre hat die europäiſche Menſchheit zu ihrer Verdoppelung gebraucht. Dennoch wäre es falſch, daraus zu folgen, daß Adam Smith von willkürlichen Vorausſetzungen ausgegangen ſei und die Fruchtbarkeit der europäiſchen Raſſen maßlos unterſchätzt hätte. Adam Smith wußte ſehr wohl, daß die natürliche Fruchtbarkeit der europäiſchen Raſſen groß genug ſei, um eine Verdoppelung nicht nur in 100, ſondern ſogar in 25 Jahren zuzulaſſen. An derſelben Stelle, wo er davon ſpricht, daß in Europa 500 Jahre zur Verdoppelung der Bevölkerung notwendig ſeien, weiſt er auch darauf hin, daß die europäiſchen Anſiedler in Amerika ihre Zahl alle 25 Jahre durch natürliche Fruchtbarkeit verdoppelt hätten. Adam Smith gibt uns aber auch ſchon die richtige Erklärung für die befremdliche Erſcheinung, daß Angehörige derſelben Raſſen eine ſo grundver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſchiedene Bevölkerungszunahme aufweiſen. Im Grunde, meint Adam Smith, ſei die natürliche Fruchtbarkeit der europäiſchen Raſſen diesſeits und jenſeits des Ozeans die gleiche; wenn nichtsdeſtoweniger die Bewohner Europas einen zwanzigmal längeren Zeitraum zu ihrer Verdoppelung notwendig hätten, ſo rühre das daher, daß der größte Teil der Neugeborenen mangels ausreichender Pflege und Nahrung wie taube Blüten vom Baume der europäiſchen Menſchheit abfallen. Die Kinderſterblichkeit iſt alſo nach Adam Smith der große Regulator der Bevölkerungszunahme, und in dieſer Erkenntnis berührt er ſich mit Peter Camper, der in ſeinen 1777 erſchienenen „Betrachtungen über Geburtenhäufigkeit und Erziehung" ebenfalls auf die Kinderſterblichkeit als den Faktor hinwies, der die Bevölkerungszunahme reguliert.

Wie iſt es nun aber zu erklären, daß im 19. Jahrhundert die Bevölkerungszunahme in Europa plötzlich ein Tempo annahm, wie man es bisher nur unter den europäiſchen Anſiedlern in Amerika beobachtet hatte? Herrenloſer Boden, deſſen Aufteilung überall dem Bevölkerungswachstum mächtige Impulſe gibt, war im alten Europa nicht mehr vorhanden. Nichtsdeſtoweniger kann man aber die rapide Bevölkerungszunahme der letzten 100 Jahre auf eine Erweiterung der Kulturfläche zurückführen, die freilich nicht wie in Amerika durch Kultivierung herrenloſen Bodens, ſondern durch eine Umwälzung in der Landwirtſchaft geſchaffen wurde. Schon im 18. Jahrhundert hatte ſich in England ein neues Ackerbauſyſtem herausgebildet, das wie auf einen Zauberſchlag alle Übel, an denen die alte Landwirtſchaft krankte, zu beſeitigen ſchien. Durch den Anbau von Futtergewächſen auf dem Acker machte das neue Syſtem die Weiden, die oft zwei Drittel der ganzen landwirtſchaftlich genutzten Fläche einnahmen, zum größten Teil überflüſſig, da die jetzt durch den Ackerbau gewonnenen Futtervorräte es geſtatteten, das Vieh nicht nur im Winter reicher zu ernähren, ſondern auch im Sommer im Stalle zu füttern. So war plötzlich für das zentrale Übel der alten Landwirtſchaft, den Futtermangel, ein Heilmittel gefunden worden: die Stallfütterung mit auf dem Acker gebauten Futtergewächſen. Ohne einen Futtermangel befürchten zu müſſen, konnte man getroſt die Hälfte oder zwei Drittel der Weide dem Pfluge unterwerfen. Und nicht nur das! Durch die Stallfütterung blieb der Landwirt im Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſitze der koſtbaren Dünger, die früher beim Weidegang des Viehs auf Wegen und Stegen verzettelt wurden. Der größere Düngervorrat geſtattete aber wieder eine ſtärkere Inanſpruchnahme der Äcker und eine Einſchränkung der Brachflur. So erfuhren im alten Europa die Ackerfläche eine plötzliche Ausdehnung, die den menſchlichen Nahrungsſpielraum verdoppelte. Auf einer Fläche, wo das alte Ackerbauſyſtem kaum 2000 Menſchen mit Nahrungsmitteln verſehen konnte, ernährte die neue Fruchtwechſelwirtſchaft 4000 und mehr Menſchen. Dazu kam die außerordentliche Vervollkommnung der Transportmittel, die es möglich machte, den Boden der noch wenig bevölkerten überſeeiſchen Länder für die Befriedigung des Nahrungsbedürfniſſes des alten Europa in unerwartet großem Maße zu Hilfe zu nehmen. Kein Wunder, daß unter dieſem reichen Strom von Nahrungsmitteln, der ſich über die europäiſchen Völker ergoß, die Bevölkerung mächtig erſtarkte und ſtatt in 500 Jahren ſich ſchon in 100 Jahren verdoppelte, indem die Sterblichkeit, insbeſondere die Kinderſterblichkeit infolge mangels an Unterhaltungsmitteln, eine weitgehende Minderung erfuhr.

Wir haben geſehen, daß die Entwickelung der agrikolen Produktion die peſſimiſtiſchen Anſichten des britiſchen Armenpflegers Robert Malthus, daß die Bevölkerung die Tendenz zeige, ſchneller anzuwachſen als die Nahrungsmittelproduktion, nicht beſtätigt hat. Man kann ruhig ſagen, daß die 391 Millionen Einwohner, die Europa zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählte, beſſer genährt und gekleidet waren als die 187 Millionen, welche die europäiſchen Länder aufwieſen, als Malthus ſeinen gegen den Sozialiſten William Godwin gerichteten Eſſay über die Bevölkerung erſcheinen ließ. Damit iſt freilich noch nicht bewieſen, daß es im 20. Jahrhundert ebenſo ſein werde. Nach dem Geburtenüberſchuß, den die europäiſchen Völker zurzeit aufzuweiſen haben, müſſen wir annehmen, daß die Bevölkerung Europas von 391 Millionen im Jahre 1900 auf zirka 800 Millionen im Jahre 1970 ſteigt. Auch wenn man zugibt, daß der Geburtenüberſchuß durch Minderung der Geburtenhäufigkeit einen weſentlichen Rückgang erfahren wird, muß man doch mit einer Verdoppelung der europäiſchen Menſchheit in 100 Jahren rechnen. Daraus ergibt ſich, daß die Aufgabe, welche die agrikole Produktion im 20. Jahrhundert zu löſen hat, doppelt ſo ſchwer iſt wie die, welche die Nahrungsmittelerzeugung des 19. Jahr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hunderts zu löſen hatte. Im 19. Jahrhundert handelte es ſich darum, für einen Bevölkerungszuwachs von 200 Millionen die Subſiſtenzmittel zu beſchaffen, im 20. Jahrhundert ſollen ſolche für einen Zuwachs von 400 Millionen herbeigeſchafft werden. Wird die agrikole Produktion ſich dieſer Aufgabe gewachſen zeigen? Es leuchtet ein, daß von der Beantwortung dieſer Frage die Stellungnahme zum Neumalthuſianismus abhängig iſt. Wer ſie bejaht, kann die Regulierung der Geburten verwerfen und eifrig auf ihre Beſeitigung dringen. Wer ſie verneint, wird die relative Berechtigung einer willkürlichen Geburtenregelung anerkennen müſſen, denn gegen die grauſame Notwendigkeit der Kinderſterblichkeit als Regulator der Bevölkerung lehnt ſich das moderne Empfinden auf.

Der Nationalökonom, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts den troſtloſen Zuſtand der Landwirtſchaft des Kontinents mit dem blühenden Ackerbau Englands verglich, konnte mit Recht jede peſſimiſtiſche Anwandlung in bezug auf die Bevölkerungsfrage von ſich weiſen; denn es war klar, daß die Übertragung der engliſchen Fruchtwechſelwirtſchaft auf den Kontinent den Nahrungsſpielraum mächtig erweitern konnte. Auch heute ſind noch große Fortſchritte in der agrikolen Produktion möglich, aber es handelt ſich dabei weit mehr um eine intenſivere Ausnutzung der vorhandenen agrikolen Arbeitsfelder mittels eines erheblichen Mehraufwands von Kapital und Arbeit als um grundſtürzende Neuerungen, die das Geſetz des abnehmenden Bodenertrages zeitweiſe außer Kraft ſetzen konnten. Andererſeits wird niemand behaupten wollen, daß wir heute eine Überproduktion an tieriſchen und pflanzlichen Produkten zu verzeichnen hätten. Ganz im Gegenteil machen ſich in ganz Europa Erſcheinungen bemerkbar, die auf einen wachſenden Mangel an tieriſchen Produkten, insbeſondere an Milch, Butter und Fleiſch, hindeuten. Die agrikole Ausfuhr Rußlands darf uns über dieſe Sachlage nicht täuſchen, da ſie ihrem Weſen nach eine Hungerausfuhr iſt, geboren aus der Armut und Kulturloſigkeit des ruſſiſchen Volkes. Auch der Eintritt der nordamerikaniſchen Union in die Reihe der Staaten, die auf Fleiſchzufuhr angewieſen ſind, kann nicht gerade optimiſtiſch ſtimmen. Wer alle dieſe Umſtände erwägt, wird es begreiflich finden, daß die Mehrzahl der modernen Nationalökonomen ſich mit Bevölkerungsſorgen trägt, und daß ſelbſt einige Raſſenhygieniker die blinde Fortpflanzung als mora-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lisch und intellektuell minderwertig gegenüber der vernunftmäßigen Überlegung im ehelichen Verkehr bezeichnen, so sehr sie auch sonst eine Geburtenregulierung, die zum Bevölkerungsstillstand und Rassenselbstmord führt, verdammen mögen.

Klassische Philologie, Universität und Volksbildung / Von Rudolf Pannwitz

Unter Bildung verstand man früher etwas, was keinen nächsten Zweck hatte, sondern den Menschen nach einem Bilde formte. Heute erscheint es als Torheit, den Menschen nach einem Bilde zu formen, darum bleibt er ganz ungeformt. Was man aber Bildung zu nennen von Tag zu Tage mehr liebt, das setzt den Menschen zum Zeitlichsten des Zeitlichen in eine pekuniär und sozial „fruchtbringende" Beziehung.

Die klassische Philologie hat dem neuen Bildungsbegriff am längsten standgehalten. Sie hat auch nachgegeben. Sei es, daß man sie zu lange verhöhnt hat ob ihrer Rückständigkeit, sei es, daß sie den Anschluß am Ende kraft ihrer eignen Entwicklung gefunden hat. Die Sache wäre nicht der Rede wert; schon recht lange hat die klassische Philologie nicht mehr schaffen, nicht mehr führen können; vielleicht war Friedrich August Wolf der letzte. Aber es ist ein geschichtlicher Augenblick, ein überzeitliches Ereignis, wenn es nun wirklich und sichtlich so weit ist ...

Es lohnt nicht die Mühe, alle Quellen aufzugraben; die tiefsten sind, wie stets, unterirdisch. Im Gegenteil: nur ein Streifblick auf die flächenhafteste Oberfläche: sehr kurz, sehr flüchtig, man weiß sehr bald durch ihn siebenmal mehr, als man je wissen möchte. Also nicht wahr, für die gute, alte philologische Gründlichkeit, aber, vielleicht aus einer gewissen schamhaften Anpassung, einmal selbst vollkommen frei von ihr ...

Es ist erinnerlich, wie sollte es nicht sein? daß unsere wissenschaftlich herrschenden klassischen Philologen, Wilamowitz und Diels, auch die volks-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tümlichsten sind; sie sitzen auf der Universität der Residenzstadt und machen die klassische Bildung zu einer Sache des deutschen Volkes. Man weiß, daß zu diesem, wie zu allem Großen, der große Zirkus Schumann zuweilen benutzt wird. — Die Wilamowitzschen Übertragungen griechischer Tragödien waren eine Interpretation für heutige Berliner Kultur in wertlosen Versen; eine Mißdeutung des innersten schroffen, herben Sinnes. Das Lesebuch dieses selben war eine Anthologie, hauptsächlich aus Alexandrinern, die einen Schutthaufen von Stoff bietet, mit der Tendenz: Überblick, anstatt Umspannung und Eindringen. Selbst wenn man es nur ein Semester lang gebraucht, so geht doch jede darauf verwandte Stunde der Möglichkeit, ein ganzes Hauptwerk zu lesen, verloren. Zu geschweigen davon, daß eine reine Hingabe an die unterschiedlichen Werte dieses Lesebuches wohl undenkbar ist.

Dieses die Dinge größerer Bedeutung, an die aber nur leise gemahnt sei. Es zeigt die Richtung an. Herangeschlossen sei ein Allerkleinstes. Ich möchte die Menschen, die einen antiken Schriftsteller manchmal zur Hand nehmen und in die Lage kommen, sich zuweilen einen zu kaufen, einmal aufmerksam machen: wie sahen diese Bücher (bei Teubner) früher aus und wie sehen sie heute aus? Wie gesagt: Allerkleinstes. Ich glaube, es gab eine Zeit, wo sie gar keine Reklame enthielten. Dann enthielten sie ein alphabetisches Verzeichnis der üblichsten Griechen und Römer mit den Preisen dabei. Ich wurde kürzlich durch etwas anderes überrascht: Unmittelbar neben der letzten Seite von Platons „Staat" — „und daß bei der tausendjährigen Wanderung, die wir durchgegangen, es uns wohl ginge" — eine merkwürdige Anzeige, mit sehr viel dickeren und auffälligeren Lettern denn Platons schlichter Text: „Die Hellenische Kultur, dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner, 2. stark vermehrte Auflage, mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und über 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln". Es ist nur ein Beispiel; vielleicht fallen anderen andere ein. Man kann sich schwer, nein, gar nicht verständigen, was einem dies sagt. Allein sagt es nämlich nichts, außer daß ein Verlag eben ein Verlag sei und alles mit rechten Dingen zugehe. Man weiß nicht, ob es noch welche gibt, die dergleichen still, sich selbst fast unbemerkt, summieren, und ehe sie es wissen ein ganzes Buch der Zeit gelesen und verstanden haben.

Nun sei es erlaubt, recht zufällig, recht ungründlich gegenüber einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderen, einem ganz Erstaunlichen, zu verfahren, dessen zeitgemäße Quelle — man verzeihe — nur eben ein Verlagskatalog der gleichen Firma, titels: „Klassisches Altertum und allgemeines Bildungswesen" für den Verfasser gewesen ist; er gibt zu, das Buch selbst nicht gelesen, nicht einmal gesehn zu haben. — Es ist von einem Schüler von Diels und hat ein Vorwort von Diels. — Es sei einschiebend gebührlich erinnert, daß Diels sich zuzeiten ein bedeutendes Verdienst erworben hat: die größten Denker des Griechentums, die Vorsokratiker, hat er kritisch bearbeitet und handlich brauchbar zusammengestellt — freilich ganz unverständig übersetzt auch, was ihm aber verziehen sei. Anzunehmen ist immerhin, daß Diels einigen Hauch jenes Elementengewaltigen Geistes sich im Laufe seines Lebens an der Nase hat vorbei wehen lassen. — Das Buch seines Schülers kostet achtzig Pfennig (notabene: wer hätte etwas dagegen, wenn gute Bücher billig sind). Es heißt „Volkslatein". Nach allen Gepflogenheiten der Wissenschaft und wissenschaftlichen Sprache, wie auch aller geläufigen und sogar vernünftigen Sprache vermutet man: Latein, wie das römische Volk gesprochen hat; Quelle: etwa Plautus ... Es ist nicht so, wir sind fortgeschritten. Man gestatte, nicht zu sagen, was es ist, sondern eine Sätzefolge aus der Dielsschen Vorrede (zugleich der Teubnerschen Reklame) anzuführen und in Klammer zu kommentieren. Es ist dies nur eine schüchterne, verschämte Frage in die Zeit hinaus; ob etwa der eine oder andere „verknöchterte", vielleicht auch: nicht verknöcherte Gelehrte, ob etwa gar ein einziger Student mit einer Spur von Pathos die Tatsache samt ihren Kombinationen empfindet. Wahrscheinlich nicht ...

„Nun gilt von allen geflügelten Worten folgender Satz: Je mehr solcher geflügelten Worte von einem Dichter im Umlaufe sind, um so volkstümlicher ist dieser Dichter, um so mehr lebt er im Herzen seiner Nation fort. (Sollte dies ganz logisch sein? Sollte es nicht ein Fehlschluß sein aus dieser Tatsache: wenn einer fortlebt, so lebt er auch in geflügelten Worten fort ... Oder meinen Sie vielleicht, daß beispielsweise Goethes „Tasso" fortlebt, wenn ein Bankier zu seiner Frau spricht: Du siehst mich lächelnd an, Eleonore ...?) Geradeso ist derjenige Komponist am beliebtesten, dessen Melodien auf der Drehorgel von Hof zu Hof getragen werden. (Vielleicht müßte man zeitgemäßer sagen — Herr Professor —: dessen Melodien im Tingl-Tangl dominieren?) Aber ebenso gilt nun auch der weitere Satz:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diejenige fremde Sprache und Literatur muß in Deutschland am festesten gewurzelt und am volkstümlichsten geworden sein, aus der am meisten geflügelte Worte zu uns geflogen und bei uns volkstümlich geblieben sind. („Fest wurzeln", „volkstümlich werden", „geflügelte Worte", „volkstümlich bleiben" — ich verstehe nicht ganz: sollen dies (es wäre ja nach diesem konfusen Begriff möglich) Synonyma sein?! Übrigens glaube ich, beiläufig zu bemerken, daß augenblicklich Kanzlisten- und Journalistensprache bei uns am „tiefsten wurzeln", sollte es nämlich vor dem Forum der Berolinensischen klassischen Philologie erlaubt sein, das Problem nicht ausschließlich lexikalisch aufzufassen.) Nun habe ich aus dem bekannten Buche von Büchmann zusammengestellt, wieviel „geflügelte Worte" bei uns aus deutschen, französischen, englischen und lateinischen Schriftstellern gang und gäbe sind. (Überaus würdig des Mannes, der, wie man mir erzählt hat, alle Griechen und Römer gelesen hat! Ist es nicht zu — selbstlos? und gewissermaßen ein wenig Zeitverschwendung? Ist nicht auch, unter uns, Büchmann ein pudendum? So etwas tut man, aber sagt man nicht ... oder auch, man tut es nicht einmal ... Zwar ist die Arbeit, rein geistig angesehn, nicht so anders, als die normale des normalen Philologen, aber ich glaube, der Gegenstand macht sie etwas minderwertig, und überdies, es hilft ja doch nichts, wir brauchen für manche Dinge Schleier ...) Das Ergebnis hat mich selbst überrascht. Ich zählte rund: 3000 deutsche, 190 französische, 125 englische und 500 lateinische Zitate. (Sehen Sie einmal an, Herr Geheimer Rat der klassischen Philologie! Auch Sie müssen es, nach Ihrer allzu gelehrten Vergangenheit, erst von frischem lernen, was „gang und gäbe" ist; Sie bekommen Überraschungen beim Studium des Büchmanns; wir Weltlichen ja leider kaum mehr; wir kennen's ... übrigens: es empfiehlt sich für Sie und für die Würde Ihres Berufes, nicht „rund" wie die Zeitungen, sondern eckig und genau wie die Wissenschaft zu zählen.) So ergibt sich also, daß unsere Bildung (abgesehen von unseren eigenen Schriftstellern) hauptsächlich und weit überwiegend aus der lateinischen Literatur sich bereichert hat. (Also Bildung auf Grund von Majorität der Zitate! der Büchmannzitate! Welches Niveau ist denn das? Mir scheint: Büchmannniveau!) Wer also bei uns ein gebildetes Gespräch, ein gebildetes Buch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verstehen will, der kommt um das Latein nicht herum. (Das ist ehrlich und geschmackvoll zugleich. Er kommt nicht drum herum. Weder um ein gebildetes Gespräch noch um ein gebildetes Buch, noch darum, beides verstehn zu müssen: ergo, nicht ums Latein der verfluchten Fremdwörter wegen, wofür ein Lexikon nicht reicht, weil man sie auch noch in die Tiefe verstehn muß — er kommt nicht herum ums Latein — so wenig wie um die Stenographie, und in hundert Jahren ums Esperanto. Er kommt nicht herum!) Dasselbe ergeben unsere Zeitungen, ein zweiter Barometer unserer öffentlichen Bildung. (Ob wohl die enragiertesten Vertreter der Presse selbst soweit gehen wie hier der Herr Philologieprofessor? Büchmann und Zeitungen, Zitate und Fremdwörter: ecce humanitas!) Ich spreche nicht von unseren gelehrten Zeitschriften, oder von den populären Wochen- und Monatsschriften, die jetzt wie Pilze bei Regenwetter aus der Erde schießen, ich spreche auch nicht von dem anspruchsvolleren Feuilleton unserer Tageszeitungen, ich schließe sogar die in den höheren Kreisen gelesenen Blätter aus. (Sehr recht, Herr Geheimrat, man kann nie tief genug hinab steigen, wenn man sein gebildetes Volk zu fassen kriegen will — zumal wenn man lange —, zu lange so vermeintlich hoch gesessen hat.) Ich greife vielmehr eine Nummer des „Vorwärts" heraus, die mir zufällig in die Hände geriet, vom Juli 1900. (Es ist gewiß keine Schande, nein, ganz gewiß keine Schande, wenn einem auch so etwas einmal in die Hände gerät. Außerdem — wie günstig! im Vorwärts sind wir ja an der Quelle! da spricht ja das „Volk", etwa so, wie im Homer das griechische, hier das deutsche. So meinten Sie es doch wohl? denn wozu anderen Falles ...?) In dem Leitartikel, der die erste Seite lange nicht füllt, begegnen uns folgende aus dem Lateinischen stammende Fremdwörter: Militäroperationen, Konkurrent, Koalitionen, exemplarische Strafe. (Ich finde es, nach dieser Belehrung, horrend, daß der Soldat nicht Latein lernen muß! wie will er denn, wenn er ums Latein „herum zu kommen" gedenkt, mit wirklicher Volksbildung als Infanterie, Artillerie und Kavallerie auf den Feind losgehn! Ja, er müßte auch noch Spanisch, Verzeihung! nur Französisch lernen!) So geht es mit den Fremdwörtern weiter: Organisation, drastisch (zwei ursprünglich griechische, aber, wie so viele griechische Fachausdrücke von den Römern und so von uns übernommene Wörter), ferner Invasion, Pazifizierung,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Provinzen, Vizekönig, Dimension, Republik, Armee, Diplomat, dominierend, Methode, dramatisch, Rezept, Kontrast, Revolution, Konsuln. (Aber welche Inkonsequenz, Herr Professor! Man muß also auch Griechisch können! zum Beispiel, um mit wirklicher Volksbildung es „drastisch" zu finden, was Sie aus der klassischen und aus der Volksbildung machen! Oder — warum lernt man nicht, um nicht, außer Griechisch, auch noch Indogermanisch, Babylonisch, Ägyptisch usw. lernen zu müssen, woherum man wiederum nicht herum käme — einfach Deutsch? Wie wäre es damit, Herr Universitätsprofessor, respektive Herr Allgemeinheitsbekenner, um mit dem Deutschen gleich anzufangen?) Das sind einundzwanzig lateinische Wörter, die eine für die weitesten Kreise des Volkes berechnete Zeitung ihren Lesern bietet. (Ich glaube, Sie irren, ich entsinne mich nicht, im „Vorwärts", der mir auch zuweilen in die Hände gerät, je etwas gefunden zu haben, was ich „Wort" nennen dürfte, nun gar: griechisches, lateinisches, deutsches ausschließlich ... Ich glaube, diese Sprache ist schon beinahe Esperanto, besteht nicht mehr aus Worten, sondern nur noch aus „Hoffnungen".) Vielleicht sagen Sie: „Das ist ein Unfug! Der Vorwärts will sich mit diesen gelehrten Ausdrücken nur aufspielen!" Ich glaube das nicht. (Wir sind diesmal vollkommen einig, ich glaube es auch nicht! so kindgläubig sind nicht einmal Sie.) Versuchen Sie es nur einmal selbst, verehrte Anwesende, über irgendeine etwas höher liegende Sache zu sprechen oder zu schreiben. Es ist gar nicht möglich ohne lateinische Fremdwörter oder daraus umgeformte Lehnwörter in gebildetem Deutsch auszukommen. (Darf ich Ihnen, verehrter Herr Professor, einmal ein gebildetes Buch empfehlen? Sie haben es gewiß nennen hören, obwohl es wenig bekannt und vollkommen veraltet ist. Verfasser ist immerhin der Jugendfreund Ihres bedeutenden Kollegen Rohde, von dem (nämlich Rohde) bei einigen Stillen im Lande die Sage geht, er hätte seine „Psyche", nach seines Jugendfreundes „Geburt der Tragödie", eigentlich nicht mehr ganz, so wie er sie geschrieben hat, schreiben dürfen ... Das Buch handelt — beiläufig — vom Bildungsphilister, mit welchem David Strauß hauptsächlich gemeint ist, von dem es auch seinen Titel genommen hat. Es fällt mir darum ein, weil, eben nach diesem Buche, man ziemlich überzeugt ist, daß man mit „gebildetem Deutsch", trotz all seinen Lehn- und Fremdwörtern aus dem Lateinischen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überhaupt nicht „auskommt", wofern man über irgendeine auch nur „etwas höher liegende Sache" sprechen oder schreiben will. Jener Jugendfreund Ihres Kollegen meinte sogar, daß „Volksbildung" eine höhere Sache wäre, klassische Bildung aber, ebenfalls eine höhere Sache, das vollkommene Gegenteil davon, und jedes von beidem für den, für den es paßt . . .) Schreiben Sie doch selbst täglich, ohne es zu wissen, eine ganze Anzahl von lateinischen Wörtern hin! (Wie verlockend, dieses wissend zu tun!) Gewiß gebrauchen Sie oft das Zeichen & für und, was aber nichts weiter ist als et, ℔ für Pfund, was Abkürzung von lib(ra) ist, ₰ für Pfennig, was ursprünglich denarius (römische Münze) bedeutet, etc. = et cetera „und das übrige". (Hier schließt leider Teubners Katalog. Aber diese letzten Sätze sind besonders denkwürdig. Mir kam zum Beispiel gleich in Sinn, daß ich jenes Zeichen für und nie gebraucht habe — alte Gewohnheit . . . die anderen Zeichen aber, nur geschäftlich, um so mehr. Hat es nun aber schon Grund, sich bis in diese sigilla hinein zu bilden, so wird wohl das „Volkslatein" in mehrere Bände geteilt werden müssen: vor allem „Jägerlatein" (als Inbegriff der deutschen Bildung), dann „Krämerlatein" (als ihre modernste Blüte). „Was aber nichts weiter ist als et" — mir werden diese Katheder worte mit ihrem ganzen Schwergewicht etliche Jahre lang bis in die Nuance der Nuance hinein in den Ohren klingen — falls mir nicht böse Zufälle noch schlimmere in die Ohren spielen, wie Herrn Geheimrat Diels ein guter Zufall jene lehrreiche und bildende Vorwärtsnummer. Wir leben ja, Geheimräte wie Privatgelehrte, Zeitungs- und Büchmann- und Homer- und Herakleitosleser, wir leben ja allesamt von guten und bösen Zufällen! Mir war es ein guter Zufall, daß mir die Griechen, sogar einige Römer erst kürzlich einmal, wieder in die Hände gespielt wurden, Ihnen vielleicht in Ihrer Jugend ein böser, der Sie aufs Gymnasium verschlug. — Sie hätten anders der Volksbildung ungeteilteren Herzens dienen können . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Via Margutta 33

Erinnerungen an römisches Künstlerleben

Von Martin Wackernagel

2. Von deutscher Kunst in Rom*)

Noch bis vor etwa dreißig Jahren durfte Rom als einer der namhaftesten internationalen Schauplätze zeitgenössischen Kunstlebens gelten. Die deutsche Kunst insbesondere hatte hier wenigstens zeitweise ihre eigentliche, ideale Heimat; und noch einige ihrer Hauptmeister in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, Feuerbach, Marées, der junge Böcklin, haben hier recht eigentlich sich selbst und die wahren Lebensbedingungen ihrer Kunst gefunden. Aber schon sie standen mit ihrer ausgesprochen römischen Kunst ziemlich fremd und isoliert innerhalb der allgemeinen deutschen Malerei, die inzwischen begonnen hatte, in ganz andere, von Rom unabhängige Bahnen einzulenken. Neue Sammelpunkte künstlerischer Betätigung und Anregung hatten sich nördlich der Alpen gebildet, München und Wien zunächst, dann Berlin, vor allem aber mit weitausstrahlendem Glanz Paris, und die hier begründete Kunstanschauung vermittelte den jungen Künstlern von Anfang an Grundsätze und Ziele, für die auf dem Nährboden der heimatlichen nordischen Natur sich volles Genügen bot. Und heutzutage ist diese Umwandlung scheinbar völlig entschieden. Die Italienfahrt, der möglichst langdauernde Aufenthalt in Rom, ehemals von jedem ersehnt, für einen höheren künstlerischen Aufschwung geradezu unentbehrlich gehalten, wirkt jetzt für viele, die diese alte vielbegangene Straße noch einmal beschreiten, aus Tradition oder von einem altmodisch verklausulierten Stipendium geleitet, nur mehr wie eine fast müßige Abschweifung, wenn nicht geradezu Störung in ihrer künstlerischen

*) Ein erster Artikel, „Karl Ägidius und die schöne Candida", erschien in Heft 4, Jahrgang 1911.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwicklung. Man wird nicht selten jungen Malern in Rom begegnen, die Tag für Tag durch die Straßen der Stadt und die Campagna streifen, in ihrem Atelier herumbasteln, ohne recht warm zu werden, und immerfort bedrückt sind von Heimweh nach der anregenden Arbeitsluft von Paris, nach den saftig tiefen Farben, der vertrauten Intimität und Wärme der deutschen Landschaft.

Und auch von der Zahl derer, die noch immer in der römischen Atmosphäre sich glücklich und angeregt fühlen, halten doch nur wenige mehr als etwa ein Jahr hier aus. Denn gerade wegen der so weit vorgeschrittenen äußern Verödung des römischen Kunstlebens und der infolgedessen mangelnden Möglichkeit des Austauschs und der wechselseitigen Kontrolle, bei völligem Abgeschnittensein von dem vorwärtsdrängenden Leben der modernen Zentren im Norden, fühlt jeder die drohende Gefahr, in Stagnation und Einseitigkeit zu versinken.

Von der zahlreichen festansässigen Kategorie derjenigen aber, denen das römische Milieu bequemste Gelegenheit bietet zur Anfertigung gefälliger Veduten und Genrebildchen, wie sie manche Rombesucher als „künstlerische" Andenken für ihre gute Stube mitzunehmen lieben, braucht hier nicht gesprochen zu werden, da ihre Produktion mehr der Fremdenindustrie als der Kunst dient.

Und dennoch, all das zugegeben, ist die alte künstlerische Nährkraft des römischen Bodens noch immer unerschöpflich, leben die alten Überlieferungen spezifisch römischer Kunstübung weiter, ja sogar hat es durchaus den Anschein, als ob sich für die nächste Zukunft eine kräftige moderne Neubelebung der alten halbeingeschlummerten Impulse vorbereiten möchte. Rom vereinigt eben doch — mögen alle äußern Bedingungen und Antriebe noch so sehr versagen — in sich selbst einen festen Komplex bedeutsamer und ganz einzigartiger innerer Bedingungen, die auf diesem Fleck Erde immer wieder künstlerisches Wachstum hervortreiben und zur Blüte bringen müssen. Dazu gehört einmal schon der landschaftliche und der damit aufs nächste übereinstimmende Charakter des Volkes, soweit dieses noch in einzelnen stadtrömischen Quartieren und Bevölkerungsschichten, und namentlich in Campagna und Sabinerbergen als reiner, bodenständiger Typus sich erhalten hat; beides, belebte wie unbelebte Natur, gleichermaßen ausgezeichnet durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die strenge, feierliche und doch anmutvolle Gravität der Erscheinung, des Ausdrucks, der Gebärde. Und diesen natürlichen Anschauungsschatz ergänzt, mit für Viele nicht unwesentlichen Anregungen, die römische Denkmälerwelt, die Antike ebensowohl wie Raffael-Michelangelo und der überall im Vordergrund stehende, prächtig lebensvolle Barock. Und endlich ist es nicht zum wenigsten diese unvergleichliche Lebensluft und Stimmung, die uns in Rom und nur in Rom umfängt, erst nach längerem Verweilen uns mehr und mehr deutlich werdend, aber noch spät nachher in der Ferne als köstlichste Erinnerung lebendig, die hier der Konzeption und Gestaltung von Kunstwerken einen besonderen Antrieb und ein ganz eigenartiges Gepräge verleiht. Aus ihr am ehesten mag diese merkwürdige Einheitlichkeit sich erklären lassen, dieser spezifisch römische Charakter, der hier gerade in den Werken besonders selbständiger und ursprünglich-impulsiver Künstlerpersönlichkeiten — seien sie unter sich noch so sehr verschieden — immer und überall wieder durchklingt.

Es ist dann ja auch eine äußere, aktiv-lebendige Tradition vorhanden, die das Wesentlichste an greifbaren Errungenschaften und Erkenntnissen von einer Generation zur andern weiterleitet, und wir können unter den in Rom jetzt ansässigen deutschen Künstlern selbst diese Tradition weit zurück verfolgen. Da ist sogar als letzter Überlebender aus einer lange verflossenen großen Zeit noch auf dem Posten ein Genosse der ersten Jahre Böcklins und Feuerbachs, der Bildhauer Prof. Gerhardt, ein kleines uraltes Männchen, der seinerzeit als angehender Kunstjünger Anno 1844 — unter Gregor XVI. — am Weihnachtsabend durch die Porta del Popolo in Rom einmarschiert ist und seitdem diese seine zweite und wahre Heimat wohl nur zu einzelnen Reisen verlassen haben mag. Er ist seit langem unbestrittener Senior der Künstlerschaft, und im „Deutschen Künstlerverein" — der jetzt freilich, entgegen seinem Namen und ursprünglichen Sinn eine allgemeine gesellige Vereinigung der deutschen Kolonie, wo die jungen Künstler mehr nur als Gäste sich hinzufinden, geworden ist — führt er eine Art Ehrenpräsidium; aber auch außerhalb vereinigt sich allabendlich in seinem Stammkneipchen „Zum kleinen Mann" („al piccolo uomo") ein kleiner Kreis von Landsleuten und Kunstgenossen um ihn, die der immer noch lebhaften Erzählungslust des alten Kunstveteranen, dieser lebendigen Chronik einer längst historisch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewordenen Epoche mit Interesse zuhören. Ob Gerhardt einmal mit seiner Kunst eine hervortretende Rolle gespielt hat, weiß ich nicht, seine Bedeutung jetzt ist vor allem eine menschlich und historisch ehrwürdige, er hält das Andenken lebendig an die großen Meister, denen er in seinen jungen Jahren Freund und Gefährte sein durfte.

Dagegen stehen dann, kraft ihrer eigenen künstlerischen Erscheinung, an der Spitze des deutsch-römischen Kunstlebens die Führer aus der nächstjüngeren Generation, darunter Namen von allbekannter Bedeutung, wie Arthur Volkmann, Greiner, Tuaillon. Sie alle können mehr oder weniger als Fortsetzer von Marées Kunst gelten, charakteristische Vertreter einer lokalrömischen Schule, als deren besonderes Kennzeichen eine der Antike gesinnungsverwandte Strenge und Idealität der Formanschauung mit fast ausschließlichem Interesse für die Darstellung des nackten Körpers uns entgegentritt.

Volkmann insbesondere ist noch in der entscheidenden Periode seiner Entwicklung Marées direkter Schüler gewesen. Er bewahrt als kostbaren Schatz eine Mappe voll Zeichnungen von der Hand des Lehrers, die sich großenteils auf seine eigenen, ersten plastischen Arbeiten beziehen und einen überaus deutlichen Einblick gewähren in das unvergleichlich klare, überlegene, eindringende Verständnis, das Marées sich für den menschlichen Körper errungen hatte.

Auf dieser Grundlage hat nun Volkmann, mit glücklicherem äußern Erfolg als sein Lehrer, das eigene Lebenswerk aufgebaut und steht jetzt als hoch angesehener Meister mitten in einer eifrig vielgestaltigen Tätigkeit, die sich gleichermaßen bildhauerischen wie malerischen und graphischen Arbeiten zuwendet. Sein großes Haus weit draußen vor Porta Pia enthält zwei prächtige Ateliers, wo er sozusagen gleichzeitig, unterstützt von einzelnen Gehilfen und Schülern, unten an Bildhauerwerken und im andern darüber gelegenen Raum an Gemälden arbeitet.

Schon dieses Haus offenbart uns deutlich den Charakter seiner Kunst. Es ist als Bau ohne irgend hervortretenden individuellen Reiz, und auch bei seiner inneren Ausstattung vermissen wir das kunstgewerblich allseitige, bis ins Kleinste hinein sich bemühende Interesse, das sonst wohl in Künstlerhäusern den Eindruck zu bestimmen pflegt. Auch der Garten ist gleichgültig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angelegt und ziemlich verwahrlost; aber am Ende einer halbverfallenen Pergola steht eine prächtige Marmorfigur von Adolf Hildebrand, aus einer Efeuwand neben der Haustür leuchtet ein antiker Maskenkopf hervor und in dem sonst kahlen und nüchternen Treppenhaus begrüßt uns, in die Mauer eingelassen, ein großes Relief des Meisters selbst.

Volkmann hat als echter Römer nicht mehr das Bedürfnis, wie wir Nordländer, sich das alltägliche Leben, die ganze Häuslichkeit ästhetisch, wohlgefällig, intim und in jedem Detail persönlich auszugestalten; sein Schönheitsbedürfnis, seine Kunst will vielmehr über unsere alltägliche Welt hinaus Brücken schlagen hinauf zu einer ideal, monumental gesteigerten Existenz. Und dazu genügen ja schon solche einzeln aufgestellte Werke hoher Kunst, die gerade inmitten einer bedeutungslosen und kahlen Umgebung um so mächtiger die Blicke auf sich zu ziehen und zu sammeln vermögen. In einem Raum seines Hauses aber, in dem im Obergeschoß gelegenen großen Speisezimmer, vereinigen sich die sonst verstreuten Wirkungsmittel zu einem einheitlich zusammengeschlossenen Komplex von erstaunlicher, im höchsten Sinn festlicher Pracht. Monumentale Wandbilder in Maréesscher Art mit nackten, ruhig bewegten Idealgestalten in heroischer Landschaft ziehen sich ringsum, aus den Ecken aber treten großartig und feierlich einzelne Statuen uns entgegen, Nachbildungen der Hauptwerke Volkmanns, und dazwischen öffnen sich die Fenster zu weiten Ausblicken über die braune, hügelige Campagna und die Sabinerberge. Wir fühlen uns in diesem Raum nur allzusehr aus der Atmosphäre unserer eigenen, modernen deutschen Welt herausgerissen, in eine ferne, künstlerisch erträumte Idealkultur versetzt, in der wir, so wie wir in unserm innern und äußern Wesen uns empfinden, zunächst kaum recht zu atmen und fest aufzutreten wagen. Erst allmählich kräftigt sich der Glaube an die künstlerische Echtheit dieses Milieus, an seine fest begründete Realität, und dann erwacht auch sofort fast peinigend der Drang, sich zunächst wenigstens äußerlich in Einklang damit zu bringen.

Eines Abends im Sommer war ich hier bei Volkmann zu Gaste. Wir waren ein kleiner Kreis meist junger Leute, und der Hausherr mit einem bei ihm wohnenden Schüler empfingen uns in ihrer sommerlichen Haus- und Arbeitstracht, einer Art römischen Chitons aus weißem Wollstoff mit rotem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besatz, Arme und Beine nackt, Sandalen an den Füßen. Ebenso bekleidet erschien auch der bei Tisch aufwartende junge Sohn der Haushälterin. Im ersten Augenblick waren wir wohl alle etwas befremdet über solche „Kostümierung"; indessen — war es nun die gewitterschwüle Luft des Augustabends, war es der herrlich belebende Monte Cassinowein, oder vielmehr die uns von allen Seiten entgegenblickende ideale Gestaltenwelt, die dieses Künstlerhaus erfüllt — sehr bald trat an die Stelle jener ersten dünkelhaften Befremdung das peinlichste Unbehagen an uns selbst, an unserer kleinlich zusammengestückten modernen Bekleidung. Die Sache endete schließlich damit, daß wir allesamt uns unserer lächerlichen Gewandstücke entledigten und mit ein paar Tüchern und Efeuzweigen uns des Ortes und der Stunde würdig zu bekleiden beeilten. —

Volkmanns Kunst ist echt römisch in ihrem so wohltuend ruhevollen, vornehm abgeklärten Charakter; doch läßt sich auch nicht ganz bestreiten, daß namentlich einigen späteren Werken die überzeugende Unmittelbarkeit der Empfindung allzusehr abgeht und daß seine Gemälde in einer oft kaum mehr genießbaren Weise den Kolorismus unserer Zeit in seiner impressionistischen Verfeinerung ignorieren. Es mag wohl sein, daß die schon angedeutete Weltabgeschlossenheit und Einsamkeit Roms auch Volkmanns Entwicklungsfähigkeit im Lauf der Jahre beeinträchtigt hat, und wir müssen demnach seine bekanntlich vor kurzem vollzogene Übersiedelung nach Deutschland doppelt freudig begrüßen.

Gerade die Eigenschaften nun, die wir bei ihm vermißten, die temperamentvolle Frische der Auffassung und der Zusammenhalt mit der modernen Entwicklung in den nordalpinen Kunststätten, dürfen wir aber bei den kräftigen Vertretern der jungen und jüngsten römisch-deutschen Künstlergeneration suchen. Es sind das fast durchweg noch wenig oder gar nicht bekannte Namen, in deren Arbeiten jedoch auf eine höchst glückliche und reizvolle Weise die grundlegenden Eindrücke von München oder Paris mit der neuen mächtigen Einwirkung der römischen Welt sich zu verschmelzen und zu durchdringen scheinen.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Paradies / Von Martin Andersen Nexö

(Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von H. Kiy)

(Fortsetzung)

II.

Ein Ende weit von der großen Wiese, auf der ich im Vorsommer, ehe die Dorfweide benutzt werden konnte, das Vieh hütete, lag ein langgestreckter, trostloser alter Kasten mit nackten Fenstern und vielen Schornsteinen: das Armenhaus. Man hatte es noch ärmer gemacht, indem man es von allen andern Wohnungen entfernte und in eine kleine Steinwüste legte.

Dort wohnte die Familie in meiner Kindheit. Der Sohn Peter war erwachsen und diente als Bauernknecht, aber Munk und seine Frau hatten noch einen Knaben bekommen — eine „böse Nachwirkung", wie ihn der Vater im Rausche nannte. Der Junge kam jeden Tag zu mir auf die Weide gelaufen; die Mutter schickte ihn, und er half mir und erhielt seinen Anteil von dem reichlichen Inhalt meines Eßkorbes. Meine Flasche süße Milch brachte er seiner Mutter mit nach Hause; wenn es rauh und kalt war, bekam ich die Flasche mit schönem warmem Kaffee zurück.

Er hieß Lars — der elffingrige Lars, weil er sechs Finger an der linken Hand hatte. Die Wissenschaft hat ja später herausgefunden, daß überflüssige Finger ein Degenerationsmerkmal sind; damals glaubten wir schlecht und recht, Lars habe einen Finger zu viel bekommen, damit die Leute sich vor ihm in acht nehmen könnten. Er stahl nämlich. Und er tat es mit einer gewissen moralischen Überlegung; er ließ sich nie dazu herab, zu betteln, und er hielt es für unehrenhaft für einen gesunden Jungen, zu hungern, solange es auf der Welt genug zu essen gab.

Er war überhaupt alles andre als entartet. Ein abgehärteter Bursch war er, der das harte Dasein mit harten Händen anpackte. Die Mutter trug ihn damals unterm Herzen, als das Paradies zusammenbrach; und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine ersten Fußtritte bekam er, noch bevor er das Licht der Welt erblickte. Er überlebte diesen Anfang; und sobald er kriechen konnte, ergriff er selber seine Maßnahmen. Als kleines Kind machte er sich immer unsichtbar, wenn der Vater im Fahrwasser war; als ich ihn aber kennen lernte, hatte er schon Mut genug, um zu bleiben und für die Mutter die Stöße und Püffe in Empfang zu nehmen. Er trug oft die Male der Bleifäuste des Vaters am Körper.

Auch ein starker Bursch war er — nicht nur körperlich; das Unrecht um ihn her hatte ein eigentümlich robustes Gerechtigkeitsgefühl in ihm entwickelt. Seine Holzschuhe konnten gehörige Tritte verabfolgen — aber nie ohne Grund. Wie er sich selbst auferbaute aus den Brocken des Elends und rauhe Gesundheit aus dem Geplapper der Mutter und dem Fuseldunst des Vaters zog, so steht er vor mir als ein Zeugnis der unerschöpflichen Güte des Lebens.

Die Mutter beschützte er — ganz einfach weil sie die Schwächere war. Etwas Wertvolles war sie nicht für ihn; sie war ein aufgelöstes Frauenzimmer, dem Klatsch und der Kleinlichkeit verfallen, und man sah sie immer an billigem Zuckerzeug lutschen. Das war wohl der letzte Rest ihres einstigen Dranges, sich das Dasein zu versüßen. In der Welt der armen Leute betrachtet man die Dinge nicht historisch und hält nicht fest an der Ursache des Jammers der Menschen — das wäre undurchführbar. Aber trotzdem gedeiht auch dort die Nachsicht: man nimmt die Dinge, wie sie sind, und tröstet sich damit, daß sie noch schlimmer sein könnten.

Munks Vorgeschichte war nur den Bauern um das Ödland herum bekannt; hier unten aber war er schlecht und recht ein Teufel von Trunkenbold — ein großer, starker Lümmel, der mit Prahlereien um sich schlug und die Armendirektion für sich und die Seinen sorgen ließ. Die Erwachsenen im Dorfe besuchten niemals die Heidehöhen, und wenn wir Knaben Ausflüge dorthin machten und an dem Talstrich zwischen den Felsen und dem baufälligen Hause vorüberkamen, das jetzt den Schafhirten ein Obdach bot, dann wunderten wir uns zwar über diese Äcker und Gräben, die unter dem Heidekraut in deutlichen Formen wie ein Körper unter einem Laken zu sehen waren; aber was sie bedeuteten, verstanden wir nicht. Das Besitztum gehörte immer noch Munk, da niemand es ihm nehmen mochte;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wenn er halb betrunken war, brüstete er sich mit seinem Reichtum. Es kam auch vor, daß er für einige Tage ganz verschwand. Dann ging er da oben umher und wühlte in den Ruinen seines Glücks, es war immer noch etwas da, was ihn anzog. Wenn er zurückkehrte, schien er zu fiebern.

Lars und ich hielten so treu zueinander, wie man es wohl nur im Alter von zehn bis zwölf Jahren tun kann. Er war mir überlegen kraft seiner größeren Erfahrung; ich bewunderte ihn, und wir bewunderten gemeinsam seinen großen Bruder. Der diente eine halbe Meile weiter nach dem Südland hinein, ich hatte ihn aber noch nie gesehen; man erzählte sich, er jage jeden Abend den alten Halbhüfner Valentin, den Nachbar des Hofes, aufs Feld und gehe selbst zu dessen junger Frau. Und dann umschleiche der alte Valentin die ganze Nacht hindurch das Haus und halte seine geladene Büchse zu allen Fenstern hinein. Die Sache war außerordentlich spannend, und ich sehnte mich danach, den Helden dieser Liebesgeschichte kennen zu lernen.

Eines Tages teilte Lars mir mit, der Bruder werde am Abend nach Hause kommen. Ich war noch nie bei Lars gewesen. Das Armenhaus betrat man ja nicht gern. Aber nun konnte ich meine Neugier nicht länger bezähmen. Sobald ich das Vieh heimgeführt und im Stall untergebracht hatte, machte ich mich schleunigst auf den Weg, ohne mir Zeit zu nehmen, meine Milch und Grütze zu verzehren. Es sah recht elend da drüben aus! Lars war im Begriff, auf dem Herd etwas Essen zu kochen. Seine Mutter saß auf dem Torfkorb und betrachtete ihn mit stumpfen Augen, während sie an einem Stück Brustzucker lutschte, das von Zeit zu Zeit zwischen ihren Lippen zum Vorschein kam. Ihr welker Busen war halb entblößt, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß sie ihren Brustzucker auf der Brust verwahrte. Durch die Körperwärme wurden die Stückchen aufgelöst; und wenn sie sich bewegte, sah ich den Zucker an der Haut und den Kleidern kleben. Sooft die Frau einen Laut vernahm, zuckte sie zusammen und fing an, in halb geschwätzigem, halb gehässigem Ton von ihrem Manne zu sprechen.

„Gott sei Dank, daß es niemand anders war," sagte sie, als der älteste Sohn hereinkam. „Du bist so hart aufgetreten, daß mir angst und bange wurde."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Peter stampfte rasch durch die Küche in die Stube hinein und warf ein Bündel Wäsche auf den Tisch. „Schau, Mutter, hier gibt es Arbeit!" rief er übermütig. „Das Geld sollst du an Teufels Geburtstag kriegen."

„Ja, du bist eine gute Seele," sagte die Mutter bitter. „Deinen Schmutz trägst du getreulich nach Hause. Etwas andres bekommt man von dir nicht zu sehen."

Peter lachte. „Da hast du was, zum Kuckuck!" schrie er und warf eine Krone auf den Tisch. „'s ist die letzte, die ich habe."

„Du bleibst heut abend wohl ein bißchen bei uns?" fragte sie, als er stehen blieb — „bloß bis dein Vater zu Hause und im Bett ist. Er treibt sich jetzt scheußlich viel herum."

„Ich hab' wenig Zeit. Muß um elf Uhr zu Haus sein."

„Wohl bei Valentins junger Frau?"

Peter lachte: „Durch Fragen wird man klug, Mutter!"

„Man weiß wohl, was man weiß! Aber du solltest dich vor seiner Büchse in acht nehmen; mit einem eifersüchtigen Mann ist nicht gut Kirschen essen, besonders wenn es ein Alter ist." Es kam mir so vor, als betrachte sie ihn mit einem gewissen Stolz, während sie ihn ermahnte.

Peter gab ihr keine Antwort, er lachte nur verblümt. „Na, ich werd' aufbrechen müssen," sagte er schließlich und griff zur Mütze. Er war ein kräftiger Bursche mit dicken roten Wangen und einer kleinen aufgestülpten Kindernase, deren runde Nasenlöchlein in die Luft hinausstarrten. Der Übermut leuchtete ihm aus dem Gesicht.

„Ja, mach nur, daß du fortkommst," rief die Mutter bissig. „Im Augenblick wird vielleicht Vater hier sein, und er hat dir alles mögliche Gute zugedacht."

„So, hat er das!" sagte Peter zögernd. „Ich bin ihm übrigens noch einige Prügel von meiner Kindheit her schuldig." Unschlüssig stand er da.

„Ich möchte dir raten, damit noch ein wenig zu warten — sie könnten sich sonst leicht gegen dich selber kehren. Vater läßt noch nicht mit sich spaßen; und es ist nicht ratsam, sich mit ihm messen zu wollen, — soviel er auch säuft und herumlumpt. Er hat ein paarmal nach dir gefragt. Hüte dich also, und nimm dir nichts gegen ihn heraus!"

„Meinst du?" sagte Peter und ließ sich hart nieder. „Die Zeiten, wo

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich mich von ihm prügeln ließ, kehren gewiß nicht wieder. — — Aber dann mußt du uns Kaffee kochen, Mutter!"

Wir Knaben liefen zur Stadt, um Brot zu holen.

Während wir noch beim Kaffee saßen, kam Munk taumelnd nach Hause. Seine Frau wollte schnell abdecken, aber Peter zwang sie, sitzen zu bleiben.

„Na, hier sitzt ihr also und tut euch was zu gute, während man selber schuften muß, um was zusammenzubringen," rief Munk, sich über den Tisch beugend. „Könnt ihr nicht antworten, was?" Dabei sah er vom einen zum andern, bemerkte plötzlich seine Frau und ließ die Faust mit Wucht auf ihre Schultern niedersausen. Sie wand sich unter dem Hieb.

„Willst du nicht lieber mich packen?" rief Peter und drehte den Vater mit raschem Griff zu sich herüber.

Der Alte starrte den Sohn einen Augenblick sprachlos an — dann stürzte er sich auf ihn mit rasender Kraft. Aber er war zu unsicher auf den Beinen, im Nu war er zu Boden geschlagen, und Peter saß mit gespreizten Beinen auf ihm. Wir andern waren hinter den Tisch geflüchtet, alle drei hatten wir Angst; die beiden großen, wutschnaubenden Männer scharrten und tobten fürchterlich.

Zweimal versuchte der Alte, den Sohn abzuwerfen, dann brach er in erbittertes Schluchzen aus.

„So, nun bettelt er," sagte Peter. Aber der Vater hörte es nicht.

„Verflucht, daß ich mich wieder besoffen habe! Ich Schwein!" schrie er und schlug mit dem Hinterkopf auf den Fußboden auf." Sonst hätt' ich dir beide Enden zusammengebogen, du Grünschnabel."

„Ja, fette Leute lieben große Worte," sagte Peter höhnisch. „Aber nun sollst du Prügel haben — und zwar mit Zinsen."

„Ja, prügle ihn nur!" schrie die Mutter und kam herzu. „Und wenn du ihn auch totschlägst — mir soll's nicht leid tun. Jetzt ist der liebe Gott hinter dir her, du! Nun ist der Sohn groß geworden — worauf du dich früher mal so gefreut hast!" Dabei stieß sie mit dem Fuß nach ihm.

„Wollen ein andermal probieren," flüsterte Munk zwischen den Zähnen. „Du hast leichtes Spiel mit einem Betrunknen, aber wir wollen es noch mal probieren. Sonst bist du nicht mein Sohn."

„Willst du dich drücken von dem, was dir zukommt?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Schlag du nur, wenn du magst, aber ich wehr' mich nicht. Ich werd' mich dir stellen, wo du's haben willst, und meine Kräfte mit dir messen; aber nicht jetzt. — Verflucht noch mal, daß ich auch all meine Kraft hab' versaufen müssen." Verzweifelt ließ er den Kopf gegen den Fußboden fallen.

Peter zögerte einen Augenblick, dann ließ er den Vater los und stand auf. „Ja, dann hast du's noch zugute, aber vergiß es nicht." Er lachte höhnisch und zog seine Hose hinauf. Der Vater stand einen Augenblick da, als wolle er hinterlistig auf den Sohn stürzen. Doch dann wandte er sich schroff ab, ging hin und legte sich zu Bett.

Während der ganzen folgenden Woche lebten Lars und ich in der größten Spannung; wir wußten, daß es zu einer Schlacht kommen werde, und hatten Mut genug, ihr beizuwohnen. Sentimental waren wir nicht, wir gönnten dem Vater die Prügel aus vollem Herzen, waren aber nicht ganz überzeugt davon, daß er sie auch wirklich kriegen würde. So niedergebrochen er auch war, etwas von einem Hünen steckte doch immer noch in ihm. Und er rüstete sich zum Kampfe, als gelte es eine Lebenssache für ihn; er trank nicht, nahm schweigend seine Abendmahlzeiten ein und ging immer gleich danach zu Bett.

Am Sonntagvormittag, während wir auf dem Felde waren und spielten, kam die Mutter herbeigerannt. „Er ist da drüben!" rief sie und zeigte landeinwärts. „Sputet euch — ich werd' schon auf das Vieh achten. Aber ihr müßt euch wirklich beeilen, vielleicht könnt ihr Peter helfen."

Wir gebrauchten unsere Beine, so gut wir konnten, bekamen aber trotzdem von dem Kampfe selbst nichts mehr zu sehen. Als wir nach einer halben Meile von der Landstraße abbogen und schräg übers Feld auf ein Wäldchen zuliefen, das zu dem Hof gehörte, kam uns der Vater entgegen. Stöhnend schleppte er sich vorwärts, mit krummem Rücken, die flache Hand auf der Lende. Schnell schlüpften wir hinter einen Deich, aber das war ganz überflüssig, denn Munk sah und hörte nichts. Auf einer Lichtung in dem Wäldchen hatte die Schlacht getobt, der Grasboden war in Morast umgewandelt, und das junge Gebüsch war zertrampelt und zerwühlt. Die jungen Bäumchen ließen ihre Wipfel in den Morast herabhängen und konnten sich nicht wieder aufrichten; auf ihren Blättern sah man Blut-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spritzer. Ringsum lagen dicke, entzweigeschlagne Äste, die von den beiden Kämpfenden von den Bäumen losgerissen und als Waffen benutzt worden waren.

Peter war im Begriff, sich zu waschen, als wir ganz außer Atem die Knechtkammer betraten.

„Na, seid ihr dem Alten begegnet?" fragte er. „Konnte er noch aufrecht gehen? Ich habe ihm angeboten, ihn nach Hause zu tragen, aber er wollte lieber selbst gehen. Leicht hat er's mir nicht gemacht." Dabei zeigte Peter uns seine Arme und Schultern, an denen breite Striemen von wildem Fleisch saßen; sein Gesicht war geschwollen, er tauchte es in die Wasserschüssel ein und lachte mit einer sonderbaren Grimasse. „Jetzt könnt ihr euch fortscheren, denn ich muß ausgehen," sagte er.

„Er muß zu Valentins junger Frau," sagte Lars stolz, als wir wieder auf dem Rückweg waren. Wir waren einer Meinung darin, daß Peter ein ganzer Kerl sei.

Kurze Zeit darauf nahm die Gemeinde Lars von Hause fort. Sie schickte ihn in den Dienst zu einem Bauern in der Umgegend der Heide.

(Schluß folgt)

Rundschau

Pariser Ausstellungen

Société Nationale, Indépendants, Humoristen: Bei der S. N. die ruhige Bürgerlichkeit, das gesetzte Professorentum, bei den Indépendants die gewohnte bunte Mischung von Vorläufern und Nachzüglern der Entwicklung, bei den Humoristen die Karikatur, die Satire, das Zötchen, besonders das Zötchen.

Die Société Nationale hat auf Erden mehrfach ihresgleichen. In München heißt die ihr entsprechende Institution Glaspalast. Nur kommt es mir so vor, als verstehe man in München die anscheinend unvermeidlichen Scheußlichkeiten besser in Nebensäle abzuschieben, während sie hier oft an den architektonisch besten Punkten der Säle sichtbar werden. Und dann erstaunt man manchmal, welche berühmten Namen darunterstehen; die Tragödie des Alterns. Die zahllose Plastik hat man in den denkbar ungeeignetsten Räumen aufgestellt, Kopf an Kopf, ohne ihr irgendwelche Gliederung zu geben, ohne ihr das bißchen Unterstützung durch die Architektur zu gönnen, deren gerade Plastik

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so dringend bedarf. Die spärlichen Proben des Kunstgewerbes, die sich hier bezeichnenderweise immer noch mit der hohen Kunst zusammentun müssen, weil sie noch nicht dem Leben gehören, fesseln den deutschen Besucher besonders. Er findet gestickte Kissen von schlechtem Boudoirgeschmack, er findet sehr schöne, einfache Schalen und Dosen von Frau Wallot-Josse und einige Poterien in Steingut, die deutlich von Scharvogels Art beeinflußt sind. Etwas Schmuck, der für deutschen Geschmack nicht diskutabel ist — das ist so ziemlich alles. „L'art décoratif est mort!", war eines der ersten Worte, die mich hier aus Künstlermund empfingen. Es scheint fast zu stimmen. Man sagt, die Fabrikanten wollten es nicht anders. Und die Fabrikanten wieder berufen sich auf das Publikum. Der Staat tut nichts, um die Vorbildung der Handwerker zu fördern, und an dem allgemeinen Schwung und Antrieb, der in Deutschland zur Verdrängung der alten Schablone führte, fehlt es erst recht. Die sonst so schnellen Federn der Journalisten rühren sich nicht. Der Hinweis auf die Unstimmigkeit zwischen modernem Leben und althöfischen gewerblichen Formen überzeugt niemanden. Höchstens einige Künstler. Damit sind wir wieder beim Anfang. Und wenn die Fabrikanten es ablehnen, den Künstlern zu folgen, muß man sogar, so schwer es auch fällt, sagen: Begreiflich! Denn die Künstler laborieren fast alle noch am Jugendstil, und was sie an Entwürfen bringen, hat nicht einmal die Empfehlung unbedingter Brauchbarkeit und Wohlfeilheit für sich. Eine Einigung der maßgebenden Faktoren, Künstlerschaft, Industrie und Publikum, ist so noch nicht im leisesten Ansatze vorhanden, und die Frage des neuen französischen Kunstgewerbes liegt verzweifelter als je.

Man kann, aus dem Geiste der Rasse heraus, dieses Festhalten am Alten begreifen, man könnte es begreifen, sähe man nicht das fanatisierte Vorwärtsdrängen auf malerischem Gebiet, das doch auch irgendwie den ungeheuren Lebensquellen der Stadt seine Nahrung verdankt. Da sind die dreißig Leinwandsäle der Indépendants. Die ersten ähneln den juryfreien Ausstellungen Münchener Prägung, denn sie enthalten die Dokumente der hinter der Entwickelung Zurückgebliebenen, will sagen: „chiqué" reinster Rasse. Dann stieben plötzlich wie unter Peitschenhieben die Farben auf, nie gesehene, wie mit facettierten Spiegeln aufgefangene Formen treten hervor; zerflossene Frauenkörper wie Wattebäusche, die in violette Tinte gefallen sind, andere, an denen die leisesten Reflexe alle zu brüllender Lautheit gesteigert sind; dann wieder kaleidoskopisch zerschnittene Natur, anatomisch zerlegt und auf der Bildtafel wie auf einem Seziertisch ausgebreitet; Bildnisse, die wie pedantische Nachbildungen ungelenker Kerbschnitzerei aussehen, und überall verstreut das ungefüge Stammeln der Primitiven, der linearen Magier, die mit Eifer den erlösenden Naturlaut suchen. Da erscheinen sie, Larven und Lemuren, die Gebilde der Kubisten, der Futuristen, der Expressionisten, denen München als Operationsbasis dient — enge Schulprogramme neben äußerster Programmlosigkeit, die Gestaltenfülle eines Fiebertraumes, die Verwirrung der Zungen wie beim Turmbau zu Babel. Ich möchte hier kurz und freimütig meine Ansicht niederschreiben, daß es sich in keiner Hinsicht lohnt, über zwei dieser Programme, den Kubismus und den Futurismus, ein Wort zu verlieren. Es sind enge, gewaltsame Doktrinen ohne jede Sinnfälligkeit, die die Freiheit des Ausdrucks nur nach einer ganz

Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

bestimmten, begrenzten Seite hin erweitern und dafür viele andere gangbare Wege zuschließen. Viel wichtiger noch ist das, daß sie das bis zum Überdruß, bis zum Ekel ausgebeutete subjektivistische Prinzip der Entwicklnng noch weiterhin dienstbar zu machen suchen. Überall sonst wird im alten Europa, nachdem die Wonnen und Schrecken der radikalen Geistigkeit bis zur Hefe ausgekostet sind, der Anschluß an das Objektive, Gesetzmäßige der Welt gesucht. Auch die Malerei, selbst die der skurrilsten Primitiven, beteiligt sich an diesem Streben. Der Kubismus und insbesondere der Futurismus wissen von diesem Streben nichts. Sie stehen also im Gegensatze zu dringendsten Forderungen der Gegenwart; sie sind Hemmungen, sie sind Sackgassen, gerade gut genug, um die Kenner der Hauptstädte einige Monate lang zu unterhalten. Daß der Kubismus in Paris schon erledigt ist, läßt sich nicht bestreiten; der Futurismus, diese jüngste Ausgeburt italienischer Ratlosigkeit in Kunstdingen, wird dieses Schicksal sehr rasch teilen müssen.

So trägt man als Hauptgewinn aus der Ausstellung der Unabhängigen den Eindruck einer Verwirrung davon, die jedenfalls den Wert einer ersten Urbarmachung neuen Landes besitzt. Land wird freigelegt, und wo Land ist, siedeln sich Keime an. Zur neuen künstlerischen Sprache Europas sind hier gerade die ersten grammatischen Formeln im Werden; die Weiterbildung, Bereicherung und Verbindung dieser Sprache mit alten und neuen Elementen wird nicht auf sich warten lassen. Revolutionen, obwohl sie ihr Ziel niemals deutlich kennen, sind doch diesem Ziele nicht gefährlich.

Bedenklich sind erst die Napoleone, die sich an sie anhängen, und besonders dann, wenn diese Napoleone aus dem modernen Italien stammen.

Paris Wilhelm Michel

Die Berliner Sezession

Der Enthusiasmus, mit dem einst die Sezessionen begründet wurden, galt dem Glauben an eine neue Form. Man vertraute auf etwas, das noch nicht ganz zu übersehen war, man stritt für das Kommende, den Fortschritt, die Zukunft. Wie von etwas Selbstverständlichem sprach man von der neuen Kunst. Und mit der Frage nach dieser neuen Kunst, nach einer Form, die im eigentlichsten Sinne die unsere wäre, betrat man die Räume jeder neuen Sezessionsausstellung. Es läßt sich nicht leugnen, wir haben bisher mehr Versprechungen als Erfüllungen, mehr Blüten als Früchte gesehen. Die Künstler werden älter und reifer, wir fragen nach der Ernte. Säen ist leichter als ernten, sagt freilich Goethe.

Die Frage, ob die neue Form, die wir ersehnen, klarer und reicher geworden sei, beantwortet die neue Ausstellung der Sezession etwas überraschend. Versteht man diese Form als Äußerung eines allgemeinen künstlerischen Wollens, einer tieferen Gemeinsamkeit des Lebensgefühls, so nimmt die neue Ausstellung alle früheren Versprechungen zurück. Es geht alles auseinander. Wir erleben das Schauspiel, daß die Sezession zerfällt. Nachdem die Schwarz-Weißausstellung des Winters die größten Hoffnungen erweckt hat, erblicken wir in der Sommerausstellung plötzlich die Anarchie. Hier fehlt ganz der frische Mut, der Glaube an die Zusammengehörigkeit und der Wille zur Zukunft. Man ist müde. Jeder sucht sein Schäfchen ins Trockene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu bringen und das Talentchen möglichst lukrativ zu scheren. Wir haben aber schon genügend Schafwolle. Es ist unter der Würde der Sezession, der großen Kunstausstellung Konkurrenz zu machen. Nur die Qualität der einzelnen Bilder unterscheidet die Sezession diesmal von der Bilderschau am Lehrter Bahnhof. Das Gesamtbild ist im Wesen ähnlich — es fehlt die innere Einheit.

Gerade der Umstand aber, daß man in den Ausstellungen der Berliner Sezession bei aller Verschiedenheit der individuellen Wege an eine tief verwurzelte Gemeinsamkeit der Probleme glauben durfte, machte die letzten Ausstellungen am Kurfürstendamm so verheißend und erfrischend. Man sah in dem Wirrwarr von Individualitäten und Meinungen ein gemeinsames Ziel; das Fluidum, welches alle zusammenschloß, ließ auch die Bilder derjenigen, die ohne persönliche Bedeutung waren, wertvoller und stärker erscheinen. Jetzt, wo jedes einigende Band fehlt, tritt jeder auf, wie er ist, und wir erkennen seine Schwäche, nachdem die Gemeinschaft ihn ihrer Kraft beraubt hat. Die Sezession erschien stark, weil sie geschlossen marschierte, weil sie von einem einzigen Willen gelenkt erschien. Diesen Willen, der durch das Ganze ging, zu fühlen, war das schönste Erlebnis der Sezession. Es brauchten keine standard works ausgestellt zu sein, das Beste ruhte nicht im Einzelnen, sondern in der Geschlossenheit des Ganzen.

Will uns die neue Ausstellung sagen, daß es zwar gute und schlechte Maler, aber keinen modernen Stil gibt? Die Weisheit wußten wir vorher, aber eben diesen Stil erhofften wir von der Sezession.

Sieht man vom Ganzen ab und geht ins Einzelne, fragt man nicht nach der Sezession, sondern nach den Malern der Sezession, so ist manches Gute, wenn auch nichts Überragendes zu finden. Ein Gewinn der Ausstellung ist vielleicht die Klärung der Position der Künstler, die seit Jahren an ihrer Spitze stehen. Durch den Abstand erfahren wir deutlicher, wie fest die Namen Liebermanns, Corinths, Slevogts und Trübners stehen. Daß Slevogt nichts gesandt hat, macht eine empfindliche Lücke. Liebermann und Corinth sind nicht zum besten vertreten, das Bild vom Monte Pincio ist etwas flau und Corinths großes Blumenstück steht dem Stilleben vom vorigen Jahre weit nach. Seine Zerrissenheit wirkt beinahe symbolisch. Bei Trübner gewahrt man eine Verfeinerung des Tones. Seine Seelandschaft und das Interieur sind von einer zarten, sicheren Farbigkeit, die gegen seine allzu virtuose und kalte Pinselführung von früher wohltuend absticht.

Große Strecken sind bloße Ateliermalerei. Fehlte hier die Hand des Präsidenten? Waren es denn nur die Persönlichkeiten Liebermanns und Corinths, welche den früheren Ausstellungen das Gepräge gaben? Ist die diesjährige Enttäuschung nur Folge eines Mangels an Organisation? Löst die Sezession sich innerlich auf? Ein wahres Stelldichein von Fragen, auf welche die nächste Ausstellung wird Antwort geben müssen.

Vielleicht kommt es früher oder später zu einer Neuorganisation — Kräfte dazu sind vorhanden. Auf dieser zerfallenden Ausstellung tritt ein Nachwuchs auf, der besitzt, was dem ganzen fehlt: innere Einheit. Bei Malern wie Beckmann, Meid, Rösler und Mesek, um die Hauptnamen zu nennen, bildet sich konsequent eine neue Form heraus. Unter ihnen finden wir vielleicht die Nachfolger jener älteren Generation der Liebermann, Corinth und Slevogt. Die Gruppen, die sich in Beckmanns Amazonenschlacht vorne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

loslösen, geben viel zu hoffen. Meid sucht noch, aber mit starkem Temperament. Die Lukretia ist kraftvoll gemalt und die Italienerin in Freilicht verspricht sehr viel. Sehr reif wirkt diesmal Rösler in seiner Sommerlandschaft. Hier ist etwas Neues in der vibrierenden Luft und der Bewegung der Massen. Etwas von dem Rhythmus des modernen Lebens. Und eben dieses Leben suchen wir ja in der Kunst, die wir die unsere nennen sollen. —

Die Plastik ist diesmal dürftig. W. Gerstels „Sechzehnjährige" fällt auf. Als ein Meisterwerk nachgefühlter Bewegung muß Georg Kolbes Tänzerin (Bronze) hervorgehoben werden.

Bleibt zum Schlusse der Saal mit den neuesten Franzosen. Die Zusammenstellung wirkt zufällig und bringt wenig Erquickliches. Einige Flächen von M. Pechstein leuchten schlagkräftig heraus. Auch hier herrscht jener Eindruck des Unorganischen, mit welchem uns die Berliner Sezession diesmal entläßt.

Alfred A. Baeumler

Rudiment

Im Düsseldorfer Parkhotel, dem Verhandlungs- und Zechpalais der rheinischen Montanmagnaten, ist im Frühschein des ersten Maitages die Stahlverbandserneuerung begossen worden. Wenige Schritte von der Prunkburg der Eisenleute, aber himmelweit von dem, was einstmals beabsichtigt war. Neunzehn Stunden wurde gefochten. Ein heißer Kampf, ein Quotenlauern und Machtdrohen. Das Resultat? Eine müde Geburt, ein Wechselbalg, ein kümmerliches Wesen. Es ist wie eine Gnadenkonzession an das selig entschlafende Kartellsystem.

Ein Verband der A.-Produkte ist kein Stahlverband. Kaum die Hälfte der Gesamtproduktion ist syndiziert, viele Millionen Tonnen schwimmen bald in freier Fahrt. Etwas Genesis mag Ursache und Perspektive geben. Den 22. März 1904 wurde die Aktiengesellschaft „Deutscher Stahlwerksverband" ins Handelsregister der Montanzentrale eingetragen. Düsseldorf sollte das Domizil sein, obwohl Köln freie Räume angeboten hatte. Aber man wollte dort bleiben, wo der alte Halbzeugverband, das rheinisch-westfälische Roheisensyndikat und einige verwandte Gebilde ihren Sitz hatten. Aktienkapital 400000 Mark, Syndikatsdauer bis 30. Juni 1907. Das Organisationsstatut gab den Werken die Macht, der Vorstand war von Anbeginn Popanz. Eingebracht wurden der Trägerverband, die Schienengemeinschaft und die Schwellenkonvention. Außerdem die im früheren Halbzeugverband syndizierten Produkte. Stabeisen, Walzdraht, Grobbleche, Röhren, Eisenbahnachsen, Räder und Radreifen, Schmiedestücke usw. wurden lose kontingentiert und zwar so, daß die Syndikatsmitglieder für diese Produkte Verkaufsselbständigkeit behielten und nur ein Kontingent anerkennen mußten, dessen Überschreitung mit Abgaben belegt wurde. Die ursprüngliche Absicht, auch diese Produkte einzubeziehen, sollte später realisiert werden, vorläufig drängte das nicht, da der Hauptwert in den Schwererzeugnissen lag. Damit war der Verband ab ovo zum Torsodasein verurteilt. Denn es war klar: Ein Fehlschlag der A.-Organisation mußte sofort eine verstärkte B.-Erzeugung nach sich ziehen. Man nannte es das Ventil des Stahlwerksverbandes. Was kommen mußte, kam. Die Produktionsfreiheit tobte sich aus. Der schwache A.-Verband versagte. Die Klagen über unge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nügende Zuweisungen mehrten sich. Die Phasen dieser Entwicklung sind bekannt. Technische Neuerungen, Betriebserweiterungen konnten nicht ausgenutzt werden. Die Saar- und Moselwerke sind dafür charakteristisch. Was war natürlicher, als daß die Werke die nur indirekt kontigentierte Erzeugung forcierten, selbst den Markt bearbeiteten und schließlich durch Fusionen sich den Halbzeugabsatz sicherten? Als 1907 der Verband zum ersten Male erneuert wurde, war der Prozeß schon weiter vorgeschritten. Das Stahlsyndikat verlor von Jahr zu Jahr an Bedeutung. In dem allzuweiten, lockeren Rahmen gediehen die Betriebe zu Trustmächten. Sie umfaßten bald alle Produktionsstadien und hatten eine Kapazität, die der Verband gar nicht mehr erschöpfen konnte. Die Anträge auf Unterbringung der verlangten B.-Quoten klangen wie Hohn. Schließlich blieb nichts übrig, als den schon vorhandenen Zustand zu legalisieren. Jetzt kann der Freiheitstaumel kommen. Mit welchem Ende? Mit einer neuen Bindung, die aber den rückständigen Kartellcharakter nicht mehr haben wird.

Bleibt die Frage: Wäre diese Entwicklung auch vor sich gegangen, wenn man gleich zu Beginn das Idealsyndikat errichtet hätte? Sicherlich. Nur viel langsamer. Aber eins der Triebmomente wäre ja geblieben. Die Tendenz zur Minderung der Gestehungskosten, zur Einschränkung des Risikos. Diese Tendenz lebt mit und ohne Kartelle. Man kann ihr Tempo mindern, aufhalten kann man die Entwicklung nicht. Einmal hätten wir den Kampf doch bekommen. Vielleicht ist es besser, daß er schon jetzt ausbricht. Der Stahlverbands-Torso ist nichts als ein zerbröckelter Meilenstein auf dem Wege zum Eisentrust und darüber hinaus zum universellen Montantrust.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Die Staatsretter

Wer die Sorgen um das Vaterland, die von den Herren v. Zedlitz, v. Erffa, v. Heydebrand und anderen durchdringend vorgetragen worden, ganz verstehen will, tut gut, sich die ähnlichen Befürchtungen deren Großpapas in Erinnerung zu rufen.

Gerade heute soll man es nicht vergessen, daß die Wiederaufrichtung Preußens gegen den leidenschaftlichen Widerspruch der ostelbischen Junker durchgeführt werden mußte, und daß jede segensreiche Reform der Stein, Hardenberg und Scharnhorst von den Baronen des zertrümmerten Preußens mit Hohn und niedrigen Verleumdungen begleitet wurde.

Einer der geradsinnigsten Vertreter des märkischen Adels, Friedrich August von der Marwitz, hat in seiner Selbstbiographie Urteile niedergelegt, welche für die Engherzigkeit des ganzen Standes wertvolle Dokumente bleiben.

Obwohl er zweifelsohne ein ritter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher, untadeliger Ehrenmann und seinem Vaterlande von Herzen ergeben war, hat er doch zu der Bewegung, die seinen Staat nach kurzen sieben Jahren wieder aufrichten half, nur als feindseliger Nörgler Stellung genommen.

Alle die großen Reformatoren und Helden hat er persönlich gekannt, für keinen hat er Bewunderung oder auch nur Anerkennung gehegt. Zwei Jahrzehnte nach Waterloo brachte er es noch über sich, ein kleinliches, verbissenes Urteil über die Männer niederzuschreiben, denen das Vaterland nicht weniger als alles verdankte; ja, er scheute sich nicht, ihre Verdienste zu leugnen und die recht spießbürgerliche Behauptung aufzustellen, daß sich ohne Stein und Scharnhorst die Befreiung ebenso vollzogen haben würde.

Stein, dessen Bauernbefreiung, Städteordnung usw. Marwitz die Revolutionierung Preußens nennt, schildert er als eitlen Gecken, an Scharnhorst, dessen Heldenschaft er ironisch abtut, bemängelt er Abstammung und körperliche Eigenschaften, Hardenberg tut er schlankweg als liederlichen Menschen ab und nennt ihn einen „argen Windbeutel". Von der Reformbewegung behauptet er, daß sie dem preußischen Staate unendlich mehr geschadet habe als die Niederlage von 1806, den Tugendbund, dem die besten Patrioten angehörten, heißt er eine Schar von Maulhelden, die ihren Profit suchten.

Man muß es unterstreichen, daß alle diese kleinlichen Feindseligkeiten von Marwitz nicht in überwallendem Zorn unmittelbar nach den Reformen, und zu einer Zeit, da ein Überblick über ihre Folgen nicht jedem möglich war, hingeschrieben wurden, sondern in den Jahren 1832—1837, lange nachdem die Ereignisse den verhaßten Neuerern recht gegeben hatten.

Aber auch da konnte der Erbherr auf Friedersdorf über der Wiedergeburt des preußischen Staates die Aufhebung adeliger Hoheitsrechte nicht vergessen und er schämte sich nicht, Stein, „das Haupt der Verräter" zu nennen.

So eingefressen war in dem tüchtigen Manne der Glaube, daß jedes Rütteln an veralteten Vorrechten ein Preisgeben des Staates bedeute.

Wem möchte sich hier nicht ein Vergleich aufdrängen mit dem Verleumdungsfeldzug, den die Konservativen zu Beginn der siebziger Jahre gegen Bismarck führten? Der Gründer des Reiches teilte das Schicksal Steins, geschmäht zu werden von den Leuten, denen die eigenen Interessen noch immer mehr galten, als die Geschicke des Vaterlandes.

Die Junker von heute, die in den Fußstapfen des Herrn von der Marwitz wandelnd, tönende Phrasen gegen die Erbschaftssteuer finden, beweisen nichts, als daß die Wohlfahrt des Staates heute wie ehedem gegen sie, nie mit ihnen erstritten werden muß.

Klügere preußische Staatsmänner als die sind, welche sich von einem Herrn von Hertling düpieren lassen, werden das einsehen und dann wird man über hysterische Krämpfe, wie sie jetzt im Abgeordnetenhause üblich sind, lächeln.

L.

Duell und Ehre

Zu den neueren Erörterungen über den militärischen Duellzwang ein kurzer Hinweis. In der Verordnung Wilhelms I. über die Ehrengerichte vom 2. 5. 74 (die entsprechende bayerische Verordnung datiert vom 31. 8. 74) heißt es: „Eine ehrengerichtliche Untersuchung muß insbesondere in dem immer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hin möglichen Falle geschehen, wenn ein Offizier in freventlicher Weise einem Kameraden ohne jede Veranlassung eine schwere Beleidigung zugefügt haben sollte; denn einen Offizier, welcher imstande ist, die Ehre eines Kameraden in freventlicher Weise zu verletzen, werde ich ebensowenig in meinem Heere dulden, wie einen Offizier, welcher seine Ehre nicht zu wahren weiß." Und der Kriegsminister von Einem erklärte 1906 im Reichstage: „Genugtuung mit der Waffe wird nicht gefordert werden, wenn der Nachweis geliefert wird, daß der Beleidiger den Offizier nur provoziert hat, um ihn in seiner Stellung als Offizier zu gefährden oder aus sonst unehrenhafter Gesinnung." — Es wäre der Nachprüfung wert, ob nicht bei rigoroser Anwendung der hier niedergelegten Grundsätze, durch strengstes Vorgehen gegen den Beleidiger die eine oder andere ehrengerichtliche Entscheidung weniger in Widerspruch zum Volksempfinden geraten und damit manch „schwererer Fall" vermieden worden wäre. Für die „leichteren" Fälle hat ja die Ergänzungsorder (vom 1. 1. 97) zu der oben erwähnten Verordnung einige Besserung herbeigeführt; es wird darin betont, daß der Offizier ritterlich handelt, wenn er an begangenem Unrecht nicht festhält, daß auch der Beleidigte die zur Versöhnung gebotene Hand annehmen müsse — „soweit Standesehre und gute Sitte es zulassen."

Man versucht die Praxis zu mildern und könnte es, wie gesagt, selbst im Rahmen der bestehenden Vorurteile in noch höherem Maße. Aber: die grundsätzliche Meinungsverschiedenheit und der grundsätzliche Widerspruch bleiben bestehen. Der korrumpierende und die Staatsautorität untergrabende Widerspruch vor allem: daß der Staat durch Gesetz verbietet und im Namen des Königs bestraft, was eine der wichtigsten Staatsinstitutionen mit Genehmigung des Königs durch „moralischen" und materiellen Zwang fordert.

Was Herrn v. Heeringen zum Vorwurf gemacht wurde, hat natürlich in gleicher Weise noch jeder preußische Kriegsminister vertreten. Herr v. Einem erklärte am 15. Januar 1906 „im Auftrage des Reichskanzlers" im Reichstage: „Solange der Zweikampf noch in weiten Kreisen als ein Mittel zur Herstellung der verletzten Ehre gilt, kann das Offizierkorps in seinen Reihen kein Mitglied dulden, das nicht bereit ist, mit der Waffe in der Hand seine Ehre wiederherzustellen." Herr v. Einem war nur geschickter als Herr v. Heeringen im Plenum; er räumte ein: Unser prinzipielles Ziel bleibt es, das Duell zu unterdrücken; aber da müßten eben ganz andere Beleidigungsstrafen kommen. Ähnliches hat dann Herr v. Heeringen in der Kommission nachgeholt; auch den Zweikampf für ein Übel, aber für ein zurzeit unvermeidbares erklärt, das nicht gewaltsam, nicht kurzerhand durch den Gesetzgeber beseitigt werden könnte. Weshalb nicht? Will man es beseitigen, so wärs nur auf diesem Wege möglich. Daß das Duell mit deutschem Rittertum und germanischem Wesen nichts zu tun hat, sondern französischer Import ist, darf als historisch erwiesen betrachtet werden. Und der preußische Soldatenkönig hat Todesstrafe bei tötlichem Ausgange des Duells verhängt. Vielleicht hat's auf gewisse Gemüter „erzieherischen" Einfluß. Aber um derartig (rauhbeinig oder sonst rücksichtslos) Veranlagter willen, darf man nicht Zustände bestehen lassen, die die Achtung vor den Gesetzen und die Staatsautorität untergraben, die den Vorwurf der Klassengesetzgebung unterstützen. Daß das Duell, das dem Beleidiger die Möglichkeit gewährt, den schnöde Beleidigten noch über den Haufen zu schießen, ein nur einigermaßen vernünftiger Re-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gulator der Ehre iſt — die Meinung hat ja auch wohl in militäriſchen Kreiſen nur noch wenig Anhänger.

Bully

Wehrſtatiſtik

Zwei Argumente haben die Vorkämpfer deutſcher Heeresverſtärkung:

1. Unſere Bevölkerung iſt in raſchem Wachstum begriffen,
2. Wir zahlen für unſere Wehrmacht weniger als andere Länder.

Die Vorausſetzung, in beiden Fällen, iſt richtig. Die Anwendung, in beiden Fällen, iſt falſch. Sehen wir zu.

Die Bevölkerung. Laut Geſetz von 1911, rechnen die Motive zur Wehrvorlage aus, umfaßt das Landheer 0,845 v. H. der Geſamtbevölkerung; nach neuer Rechnung, da die Volkszahl unterdeſſen wuchs, würden es nur noch 0,838 ſein: Trotz der Verſtärkung um 29,000 Mann. Eine Quotenminderung alſo; ſtatt der beſſeren eine ſchlechtere Ausnutzung des Menſchenvorrats. Nur — die Rechnung iſt falſch. Nicht die Volksſumme iſt maßgebend für das Heer, ſondern die Anzahl männlicher Geburten; und nicht die Gegenwart, ſondern eine um zwei Jahrzehnte zurückliegende Vergangenheit. Ein Volk kann wachſen, während dennoch ſein Heeresersatz nicht zunimmt; wie (im extremen Falle) der Heeresersatz ſich ſteigern könnte, obwohl die Bevölkerung ſtockt. Die Zahl der Geſtellungspflichtigen von heute richtet ſich nach der Geburtenziffer von 1891, vermindert durch Kinderſterblichkeit und Abwanderung. Da dieſe beiden letzten Poſten ſich ziemlich genau abſchätzen laſſen, reicht die Wirkung unabänderlich feſtſtehender Zahlen bis mindeſtens 1930: die Geſamtbevölkerung könnte nun wachſen, ſtocken oder zurückgehen. Solange die Geburtenzahl ſteigt, wächſt, zwanzig Jahre ſpäter, auch der Heeresersatz; von da ab kann nur noch die geringere Kinderſterblichkeit ihn heben. So liegt es für Deutſchland bis 1898: ſeitdem iſt die abſolute Geburtenzahl nicht mehr größer geworden. Das bedeutet: Nach 1919 hört die weſentlichſte Urſache eines ſteigenden Heeresersatzes auf. Junge Männer im wehrfähigen Alter gibt es zurzeit in Deutſchland 570,000; etwa die Hälfte dient. Die Zahl der männlichen Geburten, um 1890, ſtand auf 925,000: das macht rund 60 Prozent Überlebende innerhalb der Reichsgrenzen. Um 1900 war ein Jahrgang 510,000 ſtark: der Jahreszuwachs betrug ſomit 5000 oder 0,9 v. H.; während gleichzeitig die Bevölkerung um 1,4 v. H. jährlich wuchs. Schon jetzt alſo nimmt der Jugendersatz erheblich langſamer zu als das Volksganze. Nun ſinkt freilich die Kinderſterblichkeit. Von den 990,000 Knaben, die im Jahre 1910 geboren wurden, werden im Jahre 1931 wahrſcheinlich noch 700,000 zur Stelle ſein. Das aber dürfte die Höchſtzahl bleiben. Nach 1930 wird zwar die Geſamtnation, doch nicht mehr die Mannſchaft der Zwanzigjährigen wachſen. Und wer die Rekrutenzahl nach Bevölkerungsprozenten berechnet, wird mit täuſchenden Ziffern hantieren.

Als eine Wunderlichkeit kommt hinzu, daß dieſer Rechenfehler nur abſchwächt, was er beweiſen will. Man zeigt auf Frankreich mit ſeinen 39 Millionen Einwohnern: Viel wirkſamer wäre der Vergleich, wenn man auch hier auf die Geburtenzahlen ginge. Franzöſiſche und deutſche Geſamtbevölkerung verhalten ſich wie 3:5; die Zahl der geſtellungspflichtigen jungen Männer aber wie 1:2. Um 1890 hatte Frankreich 425,000 männliche Geburten, gegen 925,000 deutſche. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geringere französische Kindersterblichkeit hat diesen ungeheuren Abstand ein wenig verringert; immerhin überleben von jenen 425,000 im günstigsten Fall zwei Drittel, d. h. 285,000: genau die Hälfte des deutschen Bestandes. Da die Geburtenzahlen in Frankreich bis über die Jahrhundertwende sanken, wird auch der Heeresersatz bis mindestens 1920 noch weiter fallen: während der deutsche noch steigt. Um 1930 stehen der Republik kaum mehr als 280,000 Gestellungspflichtige zur Verfügung; dem Deutschen Reiche fast 700,000. Das ist keine Willkürschätzung. Denn die künftigen Soldaten beider Länder atmen schon im Licht, und man kennt ihre Zahl.

* * *

Das Geldopfer. Folgende Rechnung stammt vom Generalmajor Keim: Von den gesamten Staatseinnahmen werden für Heer und Flotte aufgewendet: In Deutschland 16 v. H.; in Rußland 23, Frankreich 29, Großbritannien 40, Schweiz 26 v. H. .... Schier aufreizend billig ist unsere Wehrmacht.

Wer Etatberechnungen kennt, wird bei den 16 Prozent nur flüchtig erstaunen; und rasch den Irrtum des Generals begreifen. Das deutsche Budget unterscheidet sich von denen anderer Länder durch riesige Bruttobeträge. Da, im Durchschnitt der letzten sechs Jahre, Heer und Flotte in allem mindestens 1300 Millionen kosteten, hätte, nach Keimscher Rechnung, der deutsche Haushalt rund acht Milliarden jährlich verbrauchen müssen; mehr als 20 v. H. des Volkseinkommens. Natürlich ist davon keine Rede; aber der Fehler durchsichtig. Das Reich (als solches) hatte im vorigen Jahre einen Etat von 2,7 Milliarden; rund eine Milliarde entfällt auf Erwerbsausgaben und Matrikularumlagen, kommt also nur rechnerisch in Frage. Preußen, zur gleichen Zeit, verbrauchte 1100 Millionen bei einem buchmäßigen Etat von 3,745 Milliarden; entsprechend die übrigen Staaten. Rechnet man die Bruttobeträge zusammen, so ergibt sich die Riesensumme von 8,5 Milliarden; im Jahre 1906: 7,5. Daher also stammen Keims acht Milliarden. Tatsächlich ausgegeben, d. h. für allgemeine Staatszwecke aufgewendet sind im letzten Jahre dreieinhalb, fünf Jahre früher etwa drei Milliarden: durchschnittlich $3^1/_4$. Von dieser Summe aber sind 1300 Millionen *nicht* 16, *sondern* 40 v. H. — Man könnte meinen, der Rechenfehler gelte für die anderen Länder in gleichem Maße: das trifft nicht zu. Der Abstand zwischen Brutto- und Nettoetat ist dort verhältnismäßig gering: Es fehlen die großen Erwerbsausgaben (Eisenbahn!) wie die verzwickten Matrikularumlagen. Verteilt man die Heeresausgaben auf die Bevölkerungszahl, so ist die Quote bei uns in der Tat geringer als in Frankreich und England (21 gegen 28 und 32 Mark): die Falschrechnung war abermals unnötig.

Hermann Friedemann

Bischof und Guttempler

Als vor einigen Monden die unter dem besonderen Schutz des Krummstab stehenden katholischen Jugendorganisationen im Münchener Löwenbräu ihre Heerschau hielten, wurde bei gefüllten Maßkrügen das „Kyrie Eleison" intoniert, Bürschlein von 14—16 Jahren tranken und sangen! Nur mit sauersüßer Miene hat von jeher die katholische Klerisei den Kampf gegen den Alkohol von der Seite angeschaut, die persönliche Wertschätzung dieses diesseitigen Gutes war ein unüberwind-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(auf Kosten der kanadischen Industrie) außerordentlich steigern würde, nun dürfte der Propaganda für die Reziprozität in Kanada für geraume Weile der Mund gestopft sein.

Auch in den mittelamerikanischen Republiken, denen Staatssekretär Knox soeben Besuche abstattete, um das allenthalben sich regende Mißtrauen gegen die Politik der Monroe-Doktrin zu verscheuchen, dürfte die Enthüllung des Taftschen Briefes zu vielen dem guten Leumund Onkel Sams abträglichen Erörterungen Anlaß geben. Wie leicht Onkel Sam gerade in diesen Republiken in Konflikte zwischen schiedsrichterlichem Gewissen und finanziellen Interessen geraten kann, lehrt ein Trick Guatemalas, das seine Zölle, die es europäischen Gläubigern verpfändet hatte, diesen als Sicherheit entzogen und einem amerikanischen Syndikat für eine neue Anleihe verpfändet hat. Wenn die amerikanische Regierung in den Vereinigten Staaten selbst sich vor dem mächtigeren Dollar beugen muß, wie will sie es anfangen, in Zentralamerika unlautere Komplotte zwischen korrupten Politikern und nordamerikanischen Kapitalisten immer zu hintertreiben. Der Dollar ist ja gerade das einzige zuverlässige Bindemittel zwischen diesen immer in Geldverlegenheiten steckenden Republiken und der Union, außer der rohen Gewalt, die man wegen des internationalen Rufes der Union als einer friedens- und rechtsliebenden Macht vermeiden möchte. Immerhin ist am karaibischen Meere im allgemeinen der Respekt vor der großen Schwester im Norden groß genug, um keine allzustarke dauernde Gegnerschaft gegen die allamerikanische Politik der Washingtoner Regierung aufkommen zu lassen. Auch in Mexiko wird sich schließlich die yankeefeindliche revolutionäre Bewegung verbluten. Recht beachtenswert sind aber die yankeefeindlichen Stimmen, die sich in den großen südamerikanischen Republiken vernehmen lassen. Die Blätter von Buenos Aires, Rio de Janeiro und Santiago stellen übereinstimmend eine tiefgehende Beunruhigung der südamerikanischen Nationen über die nordamerikanische Dollardiplomatie in Mexiko und im ganzen Umkreise des karaibischen Meeres fest und warnen vor der Möglichkeit ihrer Ausbreitung in ganz Südamerika. Der „Courier de la Plata" erörtert eingehend „die amerikanische Gefahr", während „Le Brésil" von einer „ständig zunehmenden Anmaßung einer aufdringlichen Freundschaft der Vereinigten Staaten" spricht. Die Idee einer wirtschaftspolitischen Koalition zwischen Argentinien, Brasilien und Chile im Sinne der schon früher von Baron de Rio Branco und Senor Saenz Pena entworfenen Pläne taucht wieder auf und findet starken Anklang. Je mehr die Monroe-Doktrin zur Dollar-Diplomatie ausartet, desto stärker regt sich in den großen südamerikanischen Republiken die Empfindung, daß sie hauptsächlich vor der nordamerikanischen Union, weniger vor europäischen Mächten auf der Hut sein müssen.

Otto Corbach

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Italien und die Pharisäer

Von Dr. Hans Barth

Rom im Mai

Verwilderung, Piratenstaat, Brutalität des Schwächlings . . . keine noch so häßliche Schmähung, die nicht zur Zeit an Italiens Adresse gerichtet würde. Und die Pharisäer, die sich in Anklagen überbieten, die in einem bedenklichen Tendenzfeldzug dem deutschen Publikum ein Sammelsurium von Ungereimtheiten bieten, haben noch dazu die Prätention, das deutsche Vaterland zu retten, es vor dem „Verbrechen einer Dreibunderneuerung" zu behüten. Was in dieser Art neulich in einer süddeutschen Zeitschrift zu lesen war, das übersteigt so ziemlich alles, was man von angeblichen Kennern Italiens und seiner Politik erwarten konnte. Der gewiß nicht jedermann sympathische Krieg Italiens gegen die Türkei wurde, ohne alle Würdigung der tiefbegründeten Motive, einfach als gewöhnlicher Raubzug dargestellt, die Vorgeschichte dieses Krieges in ihren zwingenden Momenten einfach ignoriert, die Stimmung in Land und Volk ganz falsch geschildert (weil der Autor von ihr keine Ahnung hatte), die treibenden Faktoren mit der Kindlichkeit charakterisiert, die den Autor einer Kasperltragödie auszuzeichnen pflegt. Kurz, es wurde da mit einem Wortschwall ohne Ende und mit der feierlichen Miene des diplomatischen Dilettanten über einem Volk der Stab gebrochen, das unser Verbündeter ist und unser Verbündeter noch für geraume Zukunft sein wird, mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern.

Es ist nötig, in diesem Augenblicke der Diskussion auf die Gründe zurückzukommen, die Italien zum Losschlagen zwangen und die heute ganz offen zu Tage liegen. Italien hatte mit seiner früheren Kolonialpolitik bekanntlich nur sehr wenig Freude erlebt. Sollte und durfte Italien aber, als Mittelmeerstaat ersten Ranges, darum auf jede fernere koloniale Ausdehnung verzichten? Hätte es, wie viele kluge Philister verlangen, ganz und gar in der gewiß notwendigen Pflege der inneren Fragen (Bahnen, Wege,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schule usw.) aufgehen sollen und können, und den lieben Nachbarn allein die Expansion an der afrikanischen Küste überlassen? Die Kolonialpolitik ist heute so sehr zur Notwendigkeit jedes Staates geworden, daß kein großes Land sich mehr von ihr ausschließen kann. Frankreich, das gegen Ferrys und Gambettas Kolonialträume so heftigen Protest erhob, ist mittlerweile nach Tunis und Marokko gegangen, und man weiß mit welchem Erfolge. Und auch in unserm Vaterlande hat die früher von Freisinn und Zentrum so scharf bekämpfte Kolonialpolitik sich bei allen Parteien durchgesetzt. Ja selbst im sozialistischen Lager bringt man ihr Verständnis entgegen. Nun ist es klar, daß das teilweise durch eigene Schuld aus Tunis verdrängte Italien nicht gleichgültig bleiben konnte, wie der trotz aller lateinischen „Seelenverwandtschaft" so lästige Nachbar Frankreich immer mehr im Mittelmeere vordrang und sich anschickte, das Mittelmeer, das Italiens große Vergangenheit gesehen in einen französisch-englischen See zu verwandeln. Die öffentliche Meinung stand diesen Vorgängen keineswegs apathisch gegenüber, im Gegenteil war es schon seit Jahren zum Axiom aller politischen Kreise geworden, daß Italien sich nun und nimmermehr vom Mittelmeer verdrängen lassen dürfe. Überzeugung, aus der heraus ja die italienische Diplomatie schon vor Jahren ihre Aspiration auf Tripolis bekannt gegeben hat. Inzwischen reiften die Ereignisse, der deutsch-französische Marokkokonflikt brach aus und der „Panther" ging nach Agadir. Und dies und nichts anderes war das Signal, daß Italien sich unter dem Druck historischer Tatsachen zu jener Expedition entschloß, die unleugbar den Stempel der Brutalität an sich trug. Und hier setzte denn sehr begreiflicher Weise die Entrüstung des Auslandes ein, denn weniger, daß Italien vorging, empörte, als wie es vorging.

Nun hätte es schließlich genügt, wenn diese Entrüstung eine Weile gedauert, wenn dann die Erwägungen jener Realpolitik die Oberhand gewonnen hätten, die einmal die Signatur unserer Blut- und Eisenzeit bildet. Hatte die Expedition nach Tripolis irgend jemand in und außer Europa überrascht? Niemanden! Nicht einmal die Türkei. Ja, ganz sicher nicht einmal unsere liebe deutsche Diplomatie, geschweige denn Herrn von Jagow in Rom der (falls er die italienischen Blätter nicht gelesen) das nahende Ungewitter Monate zuvor aus den deutschen Zeitungen ahnen konnte. Aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr v. Jagow wie die Berliner Diplomatie kannten nicht allein längst die Tripolisabmachungen zwischen Rom, Paris und London, sondern sie wußten auch, daß Crispi schon vor Jahrzehnten die Besitzergreifung des Vilajets erwogen, wie Crispis neulich erschienene Memoiren dartun. Trotzdem wird heute gefabelt, „die deutsche Diplomatie habe sich durch die Tripoliseexpediton überraschen lassen." Und diese rein frivole Expedition, an der das Herz des Volkes gar nicht beteiligt, sei von einer Anzahl Schreiern eingefädelt worden, an deren Spitze der Graf Guicciardini, der Minister des Äußeren unter Sonnino gestanden. Niemals hat man mit ernsterer Miene eine größere Ungereimtheit in die Welt gesetzt. Sintemalen Graf Guicciardini — nicht etwa der größte Mephisto, sondern der größte Bonhomme Italiens ist. Dem weder seine Feinde noch seine Freunde das geringste Mephistopheliſche nachsagen können. Das der wackere Toskaniſche Gentiluomo an dem Tripoliszuge schuldig, das ist so heiter, daß, wie man in Italien sagt, sogar die „Hühner darüber lachen müssen".

Die Wahrheit, die ganze ungeschminkte und unerschütterliche Wahrheit ist, daß nicht ein einziger Mann oder einzelne Männer oder Gruppen, sondern das ganze Land an dem Zuge die Schuld trägt. Nicht etwa aus Motiven nationaler Eitelkeit und Nichtigkeit, sondern aus dem durch jahrzehntelange Entwickelung genährten und unwiderstehlich gewordenen Bedürfnisse eines neuen nationalen Lebens, einer neuen nationalen Betätigung heraus. Was wir in Italien zurzeit erleben, das ist nichts mehr und nichts weniger als eine vollständige Wiedergeburt, die das von den Engländern einst als „Karnevalnation" verschriene Land auf das Niveau einer modernen Großmacht erhebt. Und daß die erste militärisch politische Aktion dieses neuen italieniſchen Volkes sich just gegen die Türkei richtet, die mit Italien und dem Dreibunde doch eigentlich verbündet sein müßte, das erklärt sich nicht aus irgend welchen antitürkischen Tendenzen oder aus der Absicht, die Türkei in ihrem Lebensnerve zu schädigen. Das erklärt sich einzig und allein aus dem Faktum, daß Italien in Gefahr stand, durch Frankreich-England vom Mittelmeere ausgeschlossen zu werden und daß es in seiner höchsten Not nach dem einzig noch verfügbaren Kolonialgebiete im Mittelmeere, und seinem Lande gegenüber, griff, mit derselben Logik, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift. Schade, ewig schade, daß der kritische Augenblick

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Tripolisaktion nicht unter Abdul Hamid eintrat. Es wäre niemals zu dem chronischen Kriege gekommen, der auf ganz Europa so beängstigend zu wirken beginnt.

Übrigens kein Zweifel, die nationale Explosion Italiens hat auch ihre Schattenseiten. Der Entrüstungssturm des Auslandes, das den Italienern bei ihrem Angriffskriege nicht zubilligen wollte, was man Amerikanern und Japanern stillschweigend zuerkannt, dieser Sturm rief hierzulande eine geradezu krankhafte Empfindlichkeit hervor, die überall Gespenster sah und in jedem Ausländer, zumal im Manne der Presse, den Feind und Verräter witterte. Zugleich entstand auch in weiten Kreisen eine Selbstüberhebung, die freilich bei einem zum erstenmal auf die eigenen Füße gestellten jungen Volke begreiflich schien. Daß diese in der ersten Zeit beinahe pathologische Stimmung ihre Opfer forderte, ist bekannt. Doch darf dies die kühl objektive Würdigung der Sachlage nicht stören. Und diese Würdigung lehrt uns, daß das Italien von 1912 nicht mehr das Italien von 1911 ist.

Eben diese wohlbegründete Überzeugung ist es, die uns veranlaßt, Italien als Mitglied des Dreibundes noch höher zu bewerten als früher. Italien hat zwar die mit heroischem Mute kämpfenden Türken noch nicht aus Lybien zu verdrängen gewußt, noch hat es dem Kriege eine entscheidende Wendung gegeben. Aber Italien hat gezeigt, daß es eine Militärmacht ist, deren Stellungnahme in einem europäischen Kriege nicht gleichgültig sein kann. Italien (das ist das A und das O jedes deutschen Politikers, heiße er nun Bülow oder Marschall) Italien muß im Dreibund gehalten werden. Nicht etwa weil Deutschland-Österreich Italiens bewaffnete Hilfe, sondern weil sie seine Neutralität brauchen. Italien als Gegner könnte zweifellos die Wage sehr wohl zugunsten von Deutschlands Feinden sinken lassen.

Weil dies jeder einsichtige Deutsche wissen müßte, ist es unbegreiflich, daß man einen Schmachfeldzug gegen Italien einleiten kann, wie ihn ein ebenso kluger als mutiger Anonymus in einer süddeutschen Zeitschrift eingeleitet und mit Eifer fortsetzt. Mit solchem Eifer, daß man fragen möchte: cui bono? Wo so hohe Interessen des Vaterlandes auf dem Spiele stehen, sollten Nörgler und Pharisäer ihre gefährliche Graphomanie zu bezähmen suchen und nicht Deutschlands Verbündeten in sozusagen „anonymen Briefen" vor den Kopf stoßen. Denn „intra muros peccatur et extra..."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Probleme der Biologie

Von Dr. Günther Bugge

Eine Zeit, die für die Enträtselung des letzten Problems aller Philosophie das triviale Gleichnis erfand: „daß die Seele sich zum Gehirn verhalte wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren" —, kann in der Geschichte des menschlichen Denkens unmöglich mehr bedeuten als eine vorübergehende Episode verwirrter Einsicht. Ohne Bedauern konstatieren wir die immer deutlicher zum Ausdruck kommende Abkehr von allen Versuchen, eine Synthese von Naturwissenschaft und Weltanschauung im Sinne des Materialismus zu schaffen.

Die Überwindung der groben materialistischen Anschauungen der Vogt, Büchner, Moleschott usw. war verhältnismäßig leicht. Gefährlicher können die neueren Formen des Materialismus werden; jene „Weltanschauungen", deren Künder Forscher von unbestrittener fachwissenschaftlicher Bedeutung sind, die der Versuchung philosophischer Spaziergänge jenseits der Grenzen des Naturerkennens nicht widerstehen konnten. Die Elemente der Körperwelt auszustatten mit Elementen der Psyche heißt nicht den so scharf bekämpften Dualismus aus der Welt schaffen, sondern nur, ihn auf die Atome reduzieren. Ebensowenig Gewinn bedeutet es, mit Hilfe der Gleichung: Materie = Energie (die vielleicht später einmal bewiesen werden mag) die „psychische Energie" in das darum nicht minder materialistische System einer Energetik hineinzuschmuggeln.

Alle die Naturphilosophien, die Wissenschaft in Weltanschauung umsetzen wollen, vergessen eine Tatsache: daß Leben, Mensch, Welt nicht nur naturwissenschaftliche, sondern auch transcendentale Probleme sind. Für den fühlenden Menschen bedeutet und ist der Sternenhimmel etwas anderes wie für den Astronomen, die Rose etwas anderes wie für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Botaniker oder gar den Chemiker. Es ist nötig, beide Wege, auf denen uns Erfahrungen übermittelt werden, den äußeren und den inneren, auseinander zu halten; anzuerkennen, daß es physische und psychische Erfahrungsreihen gibt, die parallel verlaufen, über deren kausale Verkettung aber nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann.

Damit werden der Wissenschaft, soweit sie Wissenschaft bleibt, keine Grenzen gezogen. Das heißt: niemand wird es dem Forscher verbieten wollen, sich von seinem Untersuchungsobjekt diejenigen Vorstellungen zu machen, die ihm für die speziellen Zwecke seiner Untersuchung die geeignetsten dünken. Hat sich also, wenn es sich um die Erforschung von Lebensproblemen, handelt, bisher eine materialistische Arbeitshypothese bewährt, so wird ihm niemand das Recht abstreiten können, chemische und physikalische Betrachtungsweisen auch auf lebende Organismen anzuwenden. Hier entscheidet nur der Erfolg. Der Forscher darf nicht, wenn er etwas naturwissenschaftlich ergründen will, eine Verlegenheitserklärung durch mystische Kräfte zu Hilfe nehmen; er muß glauben, daß seine Probleme sich unter materialistischen Voraussetzungen, das heißt physikalisch-chemisch, erklären lassen. Nichts illustriert besser diese Notwendigkeit als der unheilvolle, lähmende Einfluß, den die Schellingsche Naturphilosophie auf die Entwicklung der Physiologie und Pathologie ausgeübt hat.

Die Überwindung des Materialismus als Weltanschauung spricht also nicht gegen seine Berechtigung als wissenschaftliche Arbeitshypothese.

Die vorwissenschaftliche Zeit stand dem Problem des Lebens ganz anders gegenüber wie wir. Für den naiven Menschen war der niedergehende Blitz ebenso lebendig wie das laufende Tier oder der Baum, dessen Zweige der Wind schüttelte. Als wichtigstes Charakteristikum des Lebens mußte ihm die Bewegung erscheinen. Dies wurde anders, als die Wissenschaft das anorganische und das organische Naturreich analysierte und fundamentale Unterschiede zwischen beiden feststellte. In jener Zeit setzte eine Betrachtung der Lebenserscheinungen unter zweierlei Gesichtspunkten ein: entweder vom Standpunkt des Vitalismus, oder nach materialistischen (mechanistisch-atomistischen) Prinzipien. Der Vitalismus, anfangs die herrschende Ansicht, hat immer mehr Positionen aufgeben müssen, und der „unerklärliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rest", der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts alle Lebenserscheinungen umfaßte, hat sich seither um manches Stück verringert.

Man glaubte früher, daß alle organischen Stoffe (d. h. alle Stoffe, aus denen lebende Wesen bestehen oder die sie erzeugen) zu ihrer Bildung einer besonderen Lebenskraft bedürften. Diese Lebenskraft sollte etwas ganz anderes sein als alle bekannten chemischen und physikalischen Kräfte. Alle Versuche, derartige Stoffe nach chemischen Methoden künstlich herzustellen, wurden daher von vornherein für aussichtslos erklärt. Ihre erste Erschütterung erfuhr diese vitalistische Anschauung, als es 1828 Wöhler gelang, ein Produkt des chemischen Stoffwechsels, den Harnstoff, im Laboratorium aus Substanzen des Mineralreichs aufzubauen. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts folgten weitere Synthesen organischer Stoffe; Kolbe stellte die Essigsäure, Berthelot die Fette künstlich dar. Später wurden die physiologisch so wichtigen Kohlehydrate oder Zuckerarten der Synthese zugänglich gemacht. Nach diesen Erfolgen der Chemie konnte es nicht länger bezweifelt werden, daß im organischen Reich dieselben chemischen Gesetze gelten wie im anorganischen. Die geheimnisvolle Lebenskraft ward in die Rumpelkammer wissenschaftlicher Begriffe getan.

Auch die Physik trat in ihre Rechte. Weber, Ludwig, Helmholtz, Bernard und andere Forscher unternahmen es, die physikalischen Methoden auf den Tierkörper anzuwenden. Allmählich gewöhnte man sich daran, auch das Grundgesetz der Physik, den Satz von der Erhaltung der Energie, als gültig für die Organismen anzuerkennen, und 1889—1890 bewies Rubner durch Experimente am Tier, daß die Energie, die dem Organismus in Form von Nahrungsmitteln einverleibt wird, in den Arbeitsleistungen und in den ausgeschiedenen Stoffen wieder vollständig zum Vorschein kommt.

Ein wichtiges Ergebnis der physiologischen Forschung war die Erkenntnis, daß alle lebendige Substanz auf Elementarorganismen zurückgeführt werden kann, die entweder einzeln leben oder zu größeren Organismen vereinigt sind. Auf die Zellen, ihre morphologischen, physikalischen und vor allem chemischen Eigenschaften konzentriert sich daher zurzeit das Interesse der Physiologen. Jede Zelle bildet bekanntlich ein mikroskopisch kleines Klümpchen einer dickflüssigen Substanz, in der verschiedene andere, teils gelöste, teils ungelöste Stoffe enthalten sind. Die flüssige Grundmasse ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Protoplasma, der eingelagerte festere Bestandteil der Zellkern. Die chemischen Elemente, aus denen sich die lebende Substanz zusammensetzt, sind dieselben, die sich in der unbelebten Natur vorfinden. Allerdings kommen nicht alle Urstoffe der Mineralien in den organischen Stoffen vor; von den achtzig bekannten Elementen findet man im allgemeinen nur etwa zehn als Bausteine für den Organismus wieder.

Es gibt also kein Element, das ausschließlich als Substrat für die Lebensvorgänge bevorzugt wäre. Wohl aber gibt es verschiedene Verbindungen (Atomkomplexe), die nur für die lebende Substanz charakteristisch sind und in der anorganischen Welt nicht vorkommen.

Die wichtigsten dieser Stoffe sind die Eiweißkörper. Sie sind höchst kompliziert zusammengesetzte Komplexe von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Sauerstoff-, Schwefel- und Phosphoratomen. Andere Stoffe, die man in den Organismen noch vorfindet, wie Kohlehydrate, Fette und einfachere Verbindungen stammen entweder aus der Zersetzung der Eiweißarten, oder bilden die Materialien, aus denen sich das Eiweiß aufbaut. Schon lange bemühen sich die Chemiker, einen Einblick in die Atomkonstellation dieser Stoffe zu gewinnen. Daß uns die letzten Jahre auf diesem Gebiete einen Schritt vorwärts gebracht haben, verdanken wir vor allem den geistreichen Arbeiten Emil Fischers, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die imponierendste chemische Leistung der Natur, die Eiweißsynthese, im Laboratorium nachzuahmen. Noch ist zwar diese Aufgabe nicht ganz gelöst; aber es ist doch gelungen, einfachere Eiweißarten (Polypeptide) künstlich zu erhalten. Jedenfalls hindern uns heute nicht prinzipielle, sondern nur technische Mängel, auch die kompliziertesten Eiweißarten synthetisch zu gewinnen.

Wird nun, wenn die Zusammensetzung der Protoplasmastoffe aufgeklärt worden ist, das geheimnisvolle Dunkel gelüftet sein, das die Rätsel des Lebens umhüllt? Oder ist nicht noch ein großer Schritt von der abgetöteten „lebenden" Substanz zur wirklich lebendigen Substanz, zu dem Stoff, der sich automatisch ernährt und fortpflanzt, der atmet und wächst?

Hierüber sind sich die Physiologen nicht einig. Da sind die „Neovitalisten", die vor der letzten Ergründung des Lebens resignierend stehen bleiben; da sind andere, die das mechanistisch-materialistische Leitmotiv konsequent weiterführen, indem sie ihre Spekulationen vom toten Eiweißmolekül auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das lebende, das „Biogenmolekül" ausdehnen. Nach dieser letzten Anschauung besteht der Unterschied zwischen dem toten und lebenden Molekül nur darin, daß die Atome des ersteren sich in einem stabilen, beständigen Zustand befinden, die des letzteren dagegen eine labile, zum Zerfall neigende Konstitution besitzen. Es ist anzunehmen, daß das lebende Eiweiß eine wesentlich andere Zusammensetzung hat wie das tote; aber gewisse charakteristische Atomgruppen müssen, wie die Analyse der Zersetzungsprodukte andeutet, beiden gemeinsam sein. Von diesen Mutmaßungen abgesehen, wissen wir über die Struktur des Biogenmoleküls nichts. Man hat trotzdem der Verlockung nicht widerstehen können, Hypothesen aufzustellen über den Stoffwechsel, dem das Biogen unterworfen ist. Man denkt sich diesen Prozeß so, daß das lebende Eiweißmolekül fortwährend zerfällt, ein Vorgang, der sein Analogon in der spontanen Zersetzung anderer organischer Stoffe (Blausäure z. B.) hat. Es kommt aber dabei nicht zu einem Zerfall des ganzen Moleküls, sondern nur zu einer Absprengung gewisser stickstofffreier Atomgruppen, während der zurückbleibende Biogenrest sich aus seiner Umgebung wieder zu einem vollständigen Biogenmolekül regeneriert. Was den eigentlichen Lebensvorgang charakterisiert, wäre also der fortwährende Zerfall und Wiederaufbau des Biogenmoleküls.

Ob die Hypothesen, mit denen die Physiologie hier arbeitet, fruchtbar sein werden, kann allein die Zukunft lehren. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir von den chemischen und physikalischen Vorgängen in der Zelle so gut wie gar keine Kenntnis haben. Daher ist, solange die Bestandteile der Zelle noch nicht chemisch definiert sind, der Wert derartiger Hypothesen ziemlich fragwürdig.

Durch die Darstellung organischer Stoffe hat die Chemie zum ersten Male die Autonomie der vitalen Funktionen angetastet. In den letzten Jahren sucht sie noch auf einem anderen Wege in das Getriebe der Lebensvorgänge bestimmend einzugreifen. Durch die Untersuchungen von Delage, Jaques Loeb und andern Forschern über künstliche Parthenogenese haben wir einen interessanten Einblick in die Fortpflanzungsvorgänge gewonnen. Als Anfang des individuellen Lebens betrachten wir die Befruchtung des Eies durch ein Spermatozoon. Das unbefruchtete Ei geht zugrunde, das befruchtete entwickelt sich zu einem lebenden Organismus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Befruchtungsvorgang übt hier also eine Leben errettende Wirkung aus. Jaques Loeb stellte sich die Aufgabe, diese Wirkung des Spermatozoons durch chemische oder physikalische Operationen zu ersetzen. Seine Versuche wurden zunächst an den Eiern einer Seeigelart der kalifornischen Küste ausgeführt, später aber auch auf andere Tierformen ausgedehnt. Unbefruchtete Eier wurden eine Minute lang in Seewasser gebracht, dem eine gewisse Menge einer Fettsäure zugesetzt wurde, und dann etwa eine halbe Stunde der Wirkung von Seewasser ausgesetzt, dessen Salzkonzentration um einen bestimmten Prozentsatz erhöht war. Es zeigte sich, daß die so behandelten Eier sich zur Larve und zum geschlechtsreifen Tier entwickelten. Dies Ergebnis, anfangs wegen seiner „amerikanischen" Provenienz stark angezweifelt, ist seither durch zahllose Kontrollversuche als einwandfrei erwiesen worden.

Daß eine parthenogenetische Entwicklung nicht nur in den allerniedrigsten Klassen des Tierreichs hervorgerufen werden kann, sondern auch bei Wirbeltieren möglich ist, konnte vor einem Jahre Bataillon zeigen. Es gelang ihm, unbefruchtete Froscheier durch Anstechen mit einer feinen Platinnadel und Übergießen mit Wasser zur Entwicklung zu bringen. Der Prozentsatz der so erhaltenen Embryonen war zwar nicht sehr groß; einige konnten jedoch bis zur Metamorphose weiter gezüchtet werden. Diese „traumatische Parthenogenese" ist neuerdings auch von andern Forschern bestätigt worden.

In einer der letzten Sitzungen der Berliner Akademie der Wissenschaften berichtete Oscar Hertwig über Versuche an Froscheiern, die biologisch wichtige Resultate ergeben haben. Sie sind außerdem deshalb von besonderem Interesse, weil die biologische Forschung sich hier des modernen Hilfsmittels der Radioaktivität bedient hat. Hertwig untersuchte den Einfluß der radioaktiven Strahlen des kürzlich entdeckten Mesothoriums (eines in seiner Wirkung das Radium noch übertreffenden Elements) auf den Verlauf des Entwicklungsprozesses des befruchteten Keimes. Die Bestrahlung verändert die Keimzellen in ihrer Konstitution je nach der Intensität und der Dauer der Einwirkung mehr oder weniger stark, indem sie einen ausgesprochen pathologischen Entwicklungsverlauf hervorruft. Das Zentralnervensystem wird krankhaft verändert, die Kiemen und andere Organe verkümmern, Bauchwassersucht, Zwergbildung der Larven und andere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abweichungen vom normalen Entwicklungsprozeß treten auf; bei höheren Graden der „Radiumkrankheit" kommt es bald zu einem Stillstand der Entwicklung und zum Tode des Keims. Komplizierter liegt der Fall, wenn nicht das befruchtete Ei bestrahlt wird, sondern nur eine der Komponenten, aus deren Verschmelzung die Entwicklung des Keims resultiert, d. h. entweder das unbefruchtete Ei oder der Samenfaden allein. Es erwies sich hierbei als gleichgültig, ob ein unbefruchtetes Ei bestrahlt und dann mit einem gesunden Samenfaden befruchtet wurde, oder ob die Befruchtung sich zwischen einem gesunden, nicht bestrahlten Ei und einem kranken, bestrahlten Samenfaden vollzog. Dies Resultat ist insofern überraschend, als die Masse des Eis die des Samenfadens um das Vieltausendfache übertrifft, im ersten Falle also eine viel größere Schädigung erwartet werden müßte. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß nicht alle Substanzen des Eis in gleicher Weise auf Radium reagieren, sondern nur diejenigen Stoffe, die im Ei sowohl wie im Samenfaden in gleicher Menge enthalten sind, d. h. die Kernsubstanzen. Wenn ein vor der Befruchtung bestrahltes Ei mit einem normalen Samenfaden befruchtet wird, oder wenn umgekehrt ein gesundes Ei sich mit einem bestrahlten Samenfaden vereinigt, so verschlechtert sich die Entwicklung zunächst in der Weise, daß sie um so schneller zum Stillstand kommt, je stärker die eine Komponente von der Radiumwirkung betroffen war. Von einem bestimmten Punkt an verläuft aber auffallenderweise bei weiterer Steigerung der Radiumwirkung auf eine der beiden Komponenten die Entwicklungsfähigkeit des Eies besser, so daß beispielsweise alle Organe der Larve im wesentlichen normal ausgebildet werden. Diese merkwürdigen Erscheinungen lassen sich folgendermaßen erklären: Bei der Bestrahlung des befruchteten Eies wird die gesamte Kernsubstanz von Ei und Samenfaden mehr oder weniger stark radiumkrank gemacht. Im andern Fall, bei Bestrahlung nur einer Komponente, setzt sich die Kernsubstanz nach der Vereinigung aus einem normalen und einem radiumkranken Teil zusammen. Solange die bestrahlte Kernsubstanz der einen Komponente noch die Fähigkeit behält, zu wachsen und sich zu teilen, wird sie den Embryonalzellen beigemischt, indem sie deren Qualitäten verschlechtert. Von dem Augenblick an, wo sie diese Fähigkeit verliert, wird sie aber als schädigendes Agens ausgeschaltet; von der kranken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kernsubstanz befreit, kann sich jetzt die gesunde Hälfte ungehemmt weiter entwickeln. Diese Entwicklung kann aber nur eingeschlechtlich bewirkt worden sein. War daher der Eikern durch vorherige Bestrahlung unwirksam gemacht, so ist eine Entwicklung des „entkernten" Eies nur so zu erklären, daß bei der Befruchtung ein stellvertretender Samenkern eingeführt worden ist, der dem Protoplasma des Eies seine Entwicklungsfähigkeit wiedergegeben hat. Diese Auffassung findet in der Tatsache eine Stütze, daß, wenn sowohl Ei als auch Samenfaden vor der Befruchtung intensiv bestrahlt werden, die Entwicklung bald zum Stillstand kommt.

Den Hertwigschen Untersuchungen kommt eine besondere Bedeutung auch deshalb zu, weil sie wohl Anlaß zu neuen experimentellen Vorstößen in das viel umstrittene, aber noch gar nicht aufgeklärte Gebiet der Vererbungsfragen geben dürften; denn als Träger der erblichen Eigenschaften kommt hauptsächlich die in der Zelle enthaltene Kernsubstanz in Betracht. Es scheint, daß der Forschung hier eine Richtung gewiesen wird, in der fruchtbares Land liegt.

Jaques Loeb sagt am Schluß seiner „Dynamik der Lebenserscheinungen": „Die Biologie hat zwei große Umwandlungsprobleme zu lösen, nämlich die künstliche Umwandlung toter in lebende Materie und die künstliche Umwandlung einer Tier- oder Pflanzenform in eine andere Art." Man braucht nicht unbedingt diese optimistische Auffassung der Entwicklungsmöglichkeiten der Biologie zu teilen. Aber man gewinnt, wenn man ihre jüngsten Erfolge sieht, den Eindruck, daß diese Wissenschaft in eine Epoche tritt, in der sie von der bloßen Analyse der Lebenserscheinungen zu ihrer experimentellen Beherrschung einen ersten Schritt tut.

Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Via Margutta 33

Erinnerungen an römisches Künstlerleben

Von Martin Wackernagel

(Schluß)

Mit mehreren dieser jüngsten Künstler fand ich mich während meines römischen Aufenthaltes in freundschaftlichem Verkehr zusammen, zunächst und besonders häufig mit jenem Karl Ägidius P., dessen Atelier ich in einem früheren Artikel zu schildern versucht habe.

Es ist kein Zweifel, daß zur Ergänzung und Korrektur des abstrakt akademischen, historischen Universitätsstudiums der Kunst nichts förderlicher und wertvoller sein kann als der vertraute tägliche Umgang mit Künstlern unserer Zeit, insbesondere mit solchen, die noch mitten in ihrer Entwicklung stehen und unter wechselnden Eindrücken bemüht sind, ihren eigenen Weg zu finden; ein wirklich lebendiges, von innen her begründetes Verhältnis zur Kunst und damit auch eine sinngemäße feste Grundlage für die Betrachtung, Analyse und Beurteilung historischer Kunstwerke läßt sich wohl nur auf diesem Werke mit einiger Zuverlässigkeit gewinnen. Nur Künstler werden es uns z. B. einleuchtend machen, daß auch der alten Kunst gegenüber noch andere Wertmaßstäbe möglich und berechtigt sind, als bloß der des historisch Charakteristischen.

Wie staunte ich, als ich einmal mit Karl Ägidius die Galerie Doria besuchte und er dort in der großen berühmten Gemäldesammlung überhaupt nur zwei Bilder, die „Salome" von Tizian und das Velazquezporträt, wirklich interessant und eingehender Betrachtung wert fand; über diese beiden wußte er dann freilich auch Dinge zu sagen, die in keinem Buch und keiner kunsthistorischen Vorlesung zu lernen sind. Und ganz ähnlich verlief der Rundgang durch die vatikanische Statuensammlung, auf dem ich bald danach den jungen Bildhauer W. aus Hamburg begleitete: die weitaus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

größte Menge der dort vereinigten Bildwerke, jedenfalls alle römischen Kopien ließen ihn mehr oder weniger kalt, aber mit unfehlbar sicherem Instinkt ging er immer gleich auf die paar vereinzelt dazwischen gestellten griechischen Originalarbeiten los; nur bei diesen und dann bei einigen frisch realistischen Werken der römischen Zeit fand er, daß sie ihm wirklich etwas zu sagen und zu lehren hätten.

Man wird einen solchen prinzipiell unhistorischen, subjektiv praktischen Standpunkt als Nichtkünstler freilich nicht teilen können und doch aus dieser Betrachtungsweise eine Fülle positiver Belehrung und Anregung davontragen. Es läßt sich beobachten, daß ein Künstler unserer Zeit bei aller Einseitigkeit, bei aller Ignorierung des historisch oder örtlich Bedingten, auch in ihm völlig fernstehenden Kunstwerken, das stilvoll Reine, das künstlerisch Echte und Lebendige stets als solches erkennen und würdigen und damit doch ein unzweifelhaft objektives Kriterium für die Unterscheidung des absolut Wertvollen mitbringen wird, und es wäre demnach, scheint mir, kein gar abstruser Gedanke, wenn man für die öffentlichen Museumsführungen, wie sie jetzt häufig veranstaltet werden, statt der Kunsthistoriker gelegentlich auch Künstler zu gewinnen versuchte. Freilich müßten es, damit wirklich Wertvolles und Neues dabei zur Sprache kommen könnte, Künstler von gereifter und kraftvoll ausgeprägter Eigenart sein. —

Aber auch den gehörigen und notwendigen Grad von Verachtung und Haß gegenüber schlechter, oberflächlicher, manierierter Salonkunst — was der Atelierjargon mit dem ausdrucksvollen Wort „Kitsch" bezeichnet — werden wir nur im Verkehr mit solchen ernsthaft und leidenschaftlich um ihren eigenen Ausdruck kämpfenden jungen Künstlern uns anerziehen können.

Besonders eindrücklich war mir in diesem Sinn ein Vorfall, den mir Karl Ägidius eines Tages erzählte. Anlaß dazu hatte geboten das vor wenigen Jahren in der Villa Borghese als Geschenk eines deutschen Fürsten und offizielles Wahrzeichen deutscher Kunst aufgestellte große Dichterdenkmal, das allerdings in seiner äußerlichen Brillanz und Gefälligkeit als hervorragendes Beispiel hohler akademisch-süßlicher Bildnerei gelten darf und meinen Künstlerfreunden bei jedem Spaziergang durch die Villa ein erneutes Ärgernis bereitete. Eines Tages nun geht Karl Ägidius mit einem frisch aus München hergekommenen jungen Bildhauer, einem tüchtigen und ori-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ginellen aber auch sehr heißblütigen Burschen an dem Denkmal vorbei, dessen Anblick wie begreiflich den jungen Münchner in helle Wut versetzte. Aber, während er eben seinen Gefühlen mit einigen saftigen Ausdrücken Luft zu machen sich bemüht, nähert sich von der anderen Seite eine Gruppe deutscher Herren unter schallenden Lobpreisungen an die Adresse eines in ihrer Mitte Daherstolzierenden, der offenbar niemand anders sein kann als der berühmte Verfertiger des Denkmals selbst. Dieses Zusammentreffen gibt unseren jungen Münchner den Rest. Mit hochrotem Gesicht, als hätte ihm eben einer eine Ohrfeige versetzt, drängt er sich durch den Chor der Bewunderer auf den Gefeierten zu: „Sie sind Herr X., nicht wahr?" Der, sichtlich brüskiert durch die formlose Anrede, wirft sich in die Brust und sagt trocken: „Jawohl, Professor X., was wünschen Sie?" — „Sie sind ein Schwein!" fährt es dem Münchner heraus, mit einem aus tiefster Seele kommenden Ton; drauf macht er rechtsumkehrt und geht erleichtert aufatmend, langsam seines Weges, während der große Meister und seine Verehrer, sich aus ihrer Erstarrung endlich erholen und mit erzwungenem Lachen den peinlichen Eindruck der Szene zu verdecken suchen.

Aber mir selbst ging es nicht viel besser, als ich bei einem Spaziergang in der Campagna mich nach dem großartigen Effekt des glühenden Abendhimmels, vor dem ein paar antike Ruinenstücke in tief dunkler Silhouette aufragten, mich umwendete und Karl Ägidius auf das prächtige Bild aufmerksam machte: „Pfui Teufel," schrie er mich an, „das ist ja ein Rüdisuehli!" — (der bekannte, in derartigen, theatralisch aufgemachten Motiven schwelgende Böcklinimitator) — „aber sieh doch dort hinüber," und damit zeigte er auf die Sabiner Berge, die der ferne Widerschein der Abendröte mit den delikatesten blaß-violetten, aus einer zarten grauen Dunstschicht allmählich heraufleuchtenden Tönen, bestrahlte: „So etwas ist schön, so etwas kann ein anständiger Mensch malen." Und damit hatte ich auch gleich seine bündige Definition des Schönen überhaupt in der Natur.

Aber Karl Ägidius fand schließlich überhaupt nicht gar viel zu malen in der Campagna, und es war nur der vorzügliche Menschenschlag, die Modelle — von denen er ja auch, wie ich erzählte, wohl eines der allerschönsten Exemplare für ein paar Wöchen sich hatte sichern können, — was ihn wenigstens eine Zeitlang in Rom festhielt. Dagegen lernte ich bei ihm

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen andern jungen Maler und Mitinsassen des großen Atelierhauses an Via Margutta kennen, der nun wirklich mit Leib und Seele und mit seinem ganzen Künstlertum in Rom Wurzel geschlagen hatte. Er führte den würdigen Vornamen Theobald und stammte aus einem der kleinen kunstfreudigen Städtchen der Schweiz, aus Schaffhausen, glaube ich. Er hatte auch, wie wir das bei manchen Schweizern finden, im Wesen diese eigentümliche Mischung von innerlicher deutscher Empfindsamkeit und ganz südländischer Leichtlebigkeit und Beweglichkeit des Temperaments. Ein kleines Männchen mit schönem, schwarzem Spitzbart und träumerisch enthusiastischen Augen, zeigte er sich im Gegensatz zu dem zeitweise sehr verschlossenen, oft deprimierten, dann wieder leidenschaftlich selbstbewußten Karl Ägidius, stets gleichmäßig vergnügt und begeisterungsfähig, obschon er auch finanziell manchmal gar nicht glänzend daran war. In Rom zu leben war für ihn allein schon ein ganz unbedingtes, nie nachlassendes Glück, wie begreiflich bei einer einstweilen mehr beschaulichen und aufnahmefreudigen als ringenden und rastlos produktiven Natur.

Theobalds Behausung lag an der obersten Galerie des Atelierhauses, von der aus ein herrlicher Rundblick sich auftut über die Dächer, Türme und Kuppeln des altertümlichen Stadtteils um Piazza di Spagna herum, hinüber zum Quirinal und den malerisch bewachsenen und bebauten Abhang entlang, den Villa Medici und der Obelisk von Trinità de' Monti bekrönen. Sein Atelier war eigentlich für zwei Bewohner berechnet, auf einer Art offener Estrade über dem unteren Schlafraum stand ein zweites Bett, das ich bisweilen nach gemeinsamen abendlichen Kneipereien als improvisiertes Nachtlager benutzte. Allein schon um den einzig schönen Tagesanfang hier wieder einmal zu genießen. Durch die unmittelbar neben dem Kopfkissen gelegene auf die Galerie gehende kleine Fensterluke weckte mich dann die früheste Morgensonne und das in ihrem Glanze aufleuchtende Stadtbild, an dem gleich der erste Blick sich erfreuen konnte. Auf der anderen Seite aber sah ich über die niedere Brüstung in den weiten noch kühlschattigen Arbeitsraum hinunter, in dem es nun auch bald lebendig wurde. Aus seiner Schlafkabine hervor erscheint Theobald, der gern gleich die erste Frische der vom Schlaf ausgeruhten Augen der Beurteilung und Korrektur seiner angefangenen Arbeiten zuzuwenden pflegte, und sich sogleich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch unangekleidet in allerlei Verbesserungen, Verschiebungen, Farbenumstimmungen hinein versenkt, da ihm auch tatsächlich oft die feinste Läuterung seiner Bilder gerade in dieser ersten kühlen nüchternen Frühstunde gelingen wollte. Doch nun pocht es draußen an der Tür und Marietta meldet sich, das kleine sechzehnjährige Modell Theobalds, ein reizendes Bauernmädchen aus Anticoli, zu fragen, ob er heute wieder mit ihr arbeiten wolle. Sie bringt auch gleich das Milchtöpfchen von unten mit herauf und macht sich geschwind — obschon der Maler sie diesen Vormittag nicht beschäftigen kann — daran, uns mit hausfraulicher Geschäftigkeit das Frühstück zuzubereiten. Ihre zierliche jugendliche Anmut und Lebenslust erfüllt auf ein Viertelstündchen das große kahle Atelier und gibt uns selbst die rechte Heiterkeit und Freude, mit der wir danach jeder an unsere Arbeit gehen.

Für Theobalds künstlerisches Naturell bot Rom das eigentliche Lebenselement dar. Die Antike und Raffael, daneben Giotto, Böcklin teilweise, Puvis de Chavannes, Marées selbstverständlich, das waren seine Ideale und Lehrmeister. Dabei war es indessen nicht das großzügig Monumentale, was ihn hier besonders ansprach und in der eigenen Arbeit anregte; er genoß in jenen Vorbildern das harmonisch Abgeklärte, das Zarte und Vornehme des Ausdrucks, die delikate stimmungsvolle Farbe, und es waren auch dieselben Eigenschaften, die seinen eigenen Bildern ihren besonderen Reiz verliehen. Auch von den französischen Impressionisten hatte er, obwohl er bei jeder Gelegenheit über sie und ihren einseitigen Lobredner Meier-Gräfe schimpfte, während seines vorausgegangenen Pariser Aufenthalts offenbar manches gelernt.

Er malte nicht gerade viel, doch dann und wann brachte er von seinen häufigen Campagnawanderungen eine sorgfältig durchgeführte Studie zurück, meist ein ganz kleines intimes Motiv in duftig zarten Tönen gehalten und von der feinsten Empfindung erfüllt. Besonders eindrücklich aber stehen mir in Erinnerung die drei oder vier Atelierbilder, die er während unserer gemeinsamen Romzeit auf die Leinwand brachte. Auch dies durchweg eng begrenzte Ausschnitte aus der Szenerie der nächsten Umgebung der Stadt, so schlicht und diskret als möglich in Form und Farbe und doch von einer erstaunlichen, wahrhaft erschöpfenden Intensität des Stimmungsgehaltes. Ein kleines schimmernd helles Bild von Via Cassia war darunter, wo auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem geraden weißbesonnten Stück Landstraße ein Trüppchen Schafe mit einem Eselreiter voraus langsam vorübertrotten, zur Seite zwischen ein paar kahlen Bäumchen eine ländliche Schenke und die frisch grünenden Vorfrühlingsfelder, hinter deren ansteigendem Horizont ein großer weißer Wolkenberg in den hellen Himmel aufsteigt. Sehr schön und gehaltvoll war dann ein Figurenbild in der Art wie auch Marées in seiner ersten römischen Zeit einzelnes gemacht hat, eine abendliche Osterie mit zwei Trinkenden vorn an einem Tischlein und etwas zurück einer Gruppe stehender Mädchen, als Szene nur ein kleiner schön beschatteter Hof mit ein paar ganz simpeln Mauern, niederen Dächern und Baumkronen darum her, auf denen noch der letzte Schimmer der Tageshelle liegt. Ein höchst delikater, bis in die feinsten Schwingungen der Töne, ganz persönlicher Wohlklang sprach aus der farbigen Komposition dieser Bilder; aber fast noch merkwürdiger war mir dieser geheimnisvolle leise durchklingende Rhythmus, in dem sich alle Teile zueinander fügten, der das ganze wie mit architektonischer Notwendigkeit zusammenhielt, ihm den im höheren Sinn bildhaften abschließenden Charakter aufdrückte. Wie still und bescheiden wirkten freilich diese Arbeiten Theobalds neben den effektvollen Erzeugnissen der römischen Vedutenmalerei herkömmlicher vielbeliebter Art, aber wie unendlich viel lebendiger und tiefer als jene erfaßten sie die Seele und den innersten Zauber der römischen Natur.

Theobald so gut wie Karl Ägidius offenbaren in ihren Arbeiten, in ihrer ganzen Kunstauffassung, jeder auf seine besondere Art, den einheitlichen Grundzug römisch-deutschen Kunstgeistes, der sie mit der alten klassischen Tradition verknüpft; ich schilderte sie in diesem Zusammenhang nicht als vereinzelte Nachzügler einer großen Generation, viel mehr als charakteristische Repräsentanten einer ganzen Gruppe junger Gleichgesinnter, deren Bestrebungen in Malerei und Plastik uns wohl in der Hoffnung bestärken dürfen, daß in nicht allzuferner Zukunft eine neue selbständige Blütezeit deutscher Kunst in Rom uns bevorsteht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Paradies / Von Martin Andersen Nexö

(Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von H. Kiy)

(Schluß)

III

Als Lehrjungen trafen wir uns in der Hauptstadt der Insel wieder. Nach Feierabend versammelten sich alle Lehrlinge der Stadt mit Vorliebe irgendwo, um allerlei Allotria zu treiben — genau so, wie die Stare es zu tun pflegen. Wir veranstalteten einen sündhaften Spektakel, wo wir uns festsetzten — und die Sache machte uns ungeheuern Spaß; eine angenehme Gesellschaft waren wir aber sicherlich nicht.

Der elffingrige Lars, der bei einem Schmied in der Lehre war, war unser Anführer. Der Schatten seiner Kindheit war ihm getreulich gefolgt; ein jeder wußte, daß er ein Armenhauskind war. Ansehen verlieh das ja nicht, aber das Fehlende machte er durch persönliche Eigenschaften wett, und er erzwang sich Respekt und ein Anrecht auf die Führerschaft — teils mit Hilfe seiner unerbittlichen harten Fäuste, teils dadurch, daß er alles das ausführte, wozu wir andern nicht den Mut hatten. Es war altes Häuptlingsblut in ihm, er war stets in der Front.

An den Sommerabenden war der Hafenplatz oder der Badestrand bei den südlichen Strandhügeln unser Sammelplatz, im Winter war es das Theater. Wie die Ratten trieben wir uns in dem düstern Packhaus herum, das als Theater diente, unter den Böden und auf dem Speicher — überall. Wir kannten die dunkeln Kellerräume durch und durch, glitten aus alten Gärten durch die Kellerfenster hinab und tauchten durch Falltüren und aus dem Souffleurkasten auf. In allen Vorstellungen waren wir gratis mit dabei. Wurde die Kontrolle vorübergehend einmal verschärft, dann schossen wir in unsrer Not das Geld zu einem Galeriebillett zusammen — zwei Öre kamen dabei auf jeden; der elffingrige Lars bekam das Billett und trabte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als großer Mann, von fünfzig neidischen Augen verfolgt, durch den Haupteingang hinein. Er hatte uns hoch und heilig geschworen, den Riegel von dem Reserveausgang zurückzuschieben — und tat es auch, allen Hindernissen zum Trotz. Auf keinen von uns andern hätte man sich durchaus verlassen können, aber Lars war der Bösewicht unter uns — und er hielt auf Ehrgefühl. Zureisende Gesellschaften nahmen es manchmal sehr genau mit der Kontrolle; dann ging uns der erste Akt verloren. Wenn aber in der Pause die Bürger ohne Kopfbedeckung in das Gäßchen hinausströmten und ungeniert von den Mauern Besitz ergriffen, dann steckten wir die Mütze unter die Jacke und gingen erhobnen Hauptes mit den andern hinein, unterwegs unsre Toilette vollendend, genau wie sie.

In einem Winter wurde das Städtchen aus seinem Phlegma durch die Nachricht aufgescheucht, daß die große Naturkraft in eigner Person, der Magnetiseur mit den rätselhaften Kräften, sich herablassen werde, der Insel einen Besuch abzustatten und in dem Theater der Stadt drei Vorstellungen zu veranstalten. Der Trommelschläger verbreitete die Kunde, Zettel wurden an allen Straßenecken angeklebt, und die Zeitungen stießen in die Reklametrompete für die Weltberühmtheit. Es war nicht schwer für sie, die großen Worte zu finden; denn der Magnetiseur kam gerade aus der Hauptstadt, wo die gesamte Presse ihn bis zu den Wolken gehoben hatte.

Diesmal waren alle unsre Schleichwege überflüssig. Das erste, was der Magnetiseur tat, war, daß er sich in Verbindung mit drei, vier der geriebensten Theaterratten setzte, und am Sonntagvormittag waren wir alle — etwa zwanzig bis dreißig Stück — im Theater zusammengetrommelt. Wir sollten mitspielen, und es wurde eine festliche Generalprobe veranstaltet; der Magnetiseur war ein Mann, der solche Jungen wie uns richtig zu behandeln verstand. Nachdem der beleibte, bärtige Herr unsre Rollen mit uns einstudiert hatte, hielt er uns zum Schluß eine kleine Moralpauke und rief uns die Haupteigenschaften eines tüchtigen Jungen ins Gedächtnis: Verschwiegenheit und Geschicklichkeit. Seine Ermahnung war ganz überflüssig, denn wir alle waren versessen darauf, unsre Pflicht zu tun.

Jeder bekam ein Billett, und wir sollten uns unter das Publikum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mischen; wenn dann Leute auf die Bühne gerufen wurden, sollten auch wir dazwischen sein — wie zufällig natürlich. Das war doch wirklich einmal das reine Fest für einen flinken Burschen; die ganze Stadt sollte an der Nase herumgeführt werden! Mit Leib und Seele waren wir dabei.

Am Nachmittag gleich nach der Kirchzeit strömten die Leute ins Theater; die zweite Entfaltung der geheimen Kräfte war auf acht Uhr abends festgesetzt.

Als die Vorstellung beginnt, ist das Haus gefüllt. Der merkwürdige Mann hält zunächst eine Ansprache an das Publikum, erklärt die Art seiner seltenen Kräfte und erzählt von Beispielen dafür, wie phänomenal seine Fähigkeiten seien. Manchmal, so sagt er, wage er überhaupt nicht zu denken, damit die Leute in der Nähe nicht das begehen sollen, woran er denkt — und sich damit vielleicht für ihr ganzes Leben ins Unglück stürzen. In Gibraltar habe er einmal auf dem Kai eine große Vorstellung veranstaltet, bei der viele hohe Persönlichkeiten zugegen gewesen seien, darunter der Sohn eines indischen Fürsten. Während der Magier mit seinen Medien beschäftigt gewesen sei, habe er plötzlich den verrückten Einfall bekommen: Wenn ich ihnen nun befehlen würde, ins Wasser zu springen? Er verwarf den Gedanken zwar sofort wieder als gar zu barock; aber in demselben Augenblick sei der Indier schon auf das Bollwerk zugelaufen und hinausgesprungen!

Darauf erfährt die gespannt und ergriffen lauschende Versammlung, daß etwa zwei Drittel des Publikums für die magnetische Kraft empfänglich seien. Die Männer seien dabei in der Mehrzahl; hier wie auf allen andern Gebieten sei es nicht leicht, mit den Frauen fertig zu werden! Und von dem männlichen Geschlechte eigneten sich wiederum die halberwachsenen Knaben am besten zur Übertragung der Kraft. Dabei macht der Magnetiseur einige beschwörende Bewegungen, wie um die gewaltigen Kräfte, die in ihm aufgespeichert sind, niederzudämmen, und bittet die Leute, nur ruhig auf die Bühne zu kommen. Die Sache sei ganz ungefährlich, ganz ungefährlich!

Von der ersten Stuhlreihe ist eine Laufbrücke zur Rampe gelegt. Zwei von den Ratten schleichen hinauf, dann kommt der große Taucher Ström, der weder Gott noch den Teufel fürchtet — und schließlich Knud, der lange Kommis, der Liebling der ganzen Stadt. Was er tut, können die andern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch ruhig tun; und bald ist die Bühne voller Menschen. Die Vorstellung kann beginnen.

Jedem von uns wird eine schwarze Scheibe mit einem Glasdiamanten in die Hand gegeben; und nun sollen wir die Scheibe anstarren, bis die Hypnose sich meldet. Der Magnetiseur geht mit einem Ausdruck intensivster geistiger Anspannung umher und probiert die Wirkung; die untauglichen Elemente werden ausgeschieden, ein leichtes Zucken des Auges ist das geheimnisvolle Kriterium. Bald ist nur noch die auserwählte Garde übrig, und der Spaß beginnt.

Einem Jungen wird der Mund weit aufgerissen und — o Wunder! — er kann ihn nicht wieder schließen, bis der große Zauberer mit seinem magischen Finger an die Muskeln seiner Kinnladen rührt. Ein andrer muß die Zunge herausstecken, ein dritter wird eingeschläfert und droht jeden Augenblick, vom Stuhl hinabzurollen; das Publikum amüsiert sich königlich. Dann wird der kräftigste der Knaben so magnetisiert, daß er ganz steif wird. Es ist Lars. Sein Nacken liegt auf dem einen Stuhl, die Hacken seiner Stiefel auf einem andern, — und nun setzt sich der Magnetiseur auf seinen Bauch. Die Zuhörer wagen nicht zu atmen vor Spannung. „Er kann nicht nachgeben — kann nur mitten durchbrechen!“ sagt der große Mann — und springt erschrocken auf, da es in dem Jungen unter ihm zu knacken anfängt und sein Schwerpunkt sinkt. Allmählich wird uns die Sache zu einförmig, die Situation birgt Stoff zu viel größerem Ulk. Einer der Schlafenden fängt an zu schnarchen, und wir andern stimmen mit ein, so daß die Luft erzittert, obwohl das nicht mit zu dem hypnotischen Schlaf gehört. Der Magnetiseur ist für eine Sekunde verwirrt, dann geht er resolut auf den Spaß ein, weil es keinen andern Ausweg für ihn gibt. Er springt hin und her; wo ein Schelmenstreich ausbricht, ist er sofort bei der Sache, als wäre es — kraft geheimer Order — ein Produkt seines eignen Geistes. Er ist in flimmernder Bewegung und spielt auf uns Schelmen wie auf einem Klavier. Aber heimlich flucht er und beschwört uns mit grimmigen Drohungen, bis alles in ruhigen hypnotischen Schlaf verfällt.

„Das ist mein Triumph,“ sagt er angestrengt zum Publikum und wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Ich muß Sie bitten zu beachten, welche Arbeit es selbst einem überlegenen Geist bereitet, gleichzeitig dreißig Medien

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in verschiedenen hypnotischen Zuständen zu erhalten. Aber jetzt schlafen sie alle."

Plötzlich stürzt er auf mich los. „Es ist Feuer in deinem Haar! Lösch schnell, Junge!" ruft er, und ich schlage mich mit wohlgelungenem Entsetzen auf den Kopf. Die Leute lachen. „Jetzt brennt deine Jacke!" ruft er wieder. „Zieh sie aus!" Aber das ist ein absoluter Mißgriff; wir Lehrjungen trugen keine Manschettenhemden — nicht einmal am Sonntag. „Das tu ich nicht!" murmle ich gekränkt. „Puh! Erwache!" brüllt er und pustet mir unangenehm ins Gesicht, so daß ich zusammenfahre.

Jetzt ist der Zauberer bei einem andern Jungen und gibt ihm eine Kartoffel. „Da hast du einen Apfel, iß ihn!" Der Junge besieht sich die rohe Kartoffel. „Nicht mit der Schale!" sagt er nach einer Weile. —

„Aha, er ist aus feiner Familie!" ruft der Magnetiseur und reicht ihm sein Taschenmesser. Die Zuschauer lachen unbändig und sind zugleich baß erstaunt, denn der Junge ist wirklich der uneheliche Sohn eines Kopenhagener Herrn, der ihn hier untergebracht hat, damit er ihm nicht im Wege sei.

Der elffingrige Lars ist zur Schlußnummer ausersehen und läßt sich noch einmal in Schlaf streichen. „Jetzt kann man ihn aufschneiden, kann die Gedärme aus ihm herausnehmen und ihn wieder zusammennähen, ohne daß er etwas merkt — wenn es nur nicht strafbar wäre," sagt der Magier. „Wir müssen uns deshalb damit begnügen, eine Stecknadel in ihn hineinzustecken. Will nicht einer von den angesehenen Männern der Stadt heraufkommen und die Sache selber ausführen?" Ein Bürgersmann wird hinaufgeschoben; er besitzt das Vertrauen aller, bedenkt sich aber trotzdem. „Stechen Sie nur hier in den fleischigen Teil hinein! Der Junge merkt es gar nicht!" versichert der Magnetiseur. Die geschlossenen Augenlider des Lars zucken ein wenig, sonst verzieht er keine Miene. Er ist ja mit Prügeln aufgezogen worden — und soll eine ganze Krone für das Stilliegen bekommen, während wir andern nur um die Ehre kämpfen.

Dies ist die Glanznummer, die Stecknadel geht bis zum Kopf hinein. Mit ein paar Worten über ganz einzigartige Überraschungen, die für die Abendvorstellung bevorstehen, bedankt sich die große Naturkraft beim Publikum. —

Nach der Vorstellung versammelten wir Mitspielenden uns hinter der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kulisse, um unsre Instruktionen für den Abend in Empfang zu nehmen. Der Magnetiseur teilte uns mit, er werde bloß das Programm wiederholen. „Ihr habt eure Sache ja so gut gemacht!" sagte er anerkennend. „Aber jetzt geht nach Hause und eßt etwas, damit eure Gedärme sich während der Vorstellung nicht melden." Lars zögerte — er wollte seine Krone haben; aber der große Mann hatte keine Zeit für ihn. „Die kannst du heut abend bekommen," sagte er und schob ihn zur Türe hinaus. Da machte sich Lars auf die Beine, um uns einzuholen. „Er ist ein rechter Halunke," sagte er. „Und ich begreife nicht, daß ihr ihm bei seinen Betrügereien helfen mögt. Mich sieht er jedenfalls nicht wieder."

Am Abend fand sich Lars trotzdem ein, aber sein Gesichtsausdruck verkündete Unheil. „Bekomme ich nun meine Krone?" war das erste, was er sagte. „Später, mein Junge — später!" erwiderte der Magnetiseur und lief nervös umher.

Der Abend begann mit einer genauen Wiederholung der Darbietungen des Nachmittags. Wir Jungen hatten einen wunderbaren Einblick in die menschliche Dummheit und ihre Ausnützung gewonnen und brannten vor Sehnsucht danach, wieder richtig in Gang zu kommen und unsern Tyrannen dort unten — der Bürgerschaft der Stadt — eine gehörige Nase zu drehen.

Aber daraus sollte nichts werden. Der Magnetiseur beging den großen Fehler, zu vergessen, daß er dem Lars die Krone noch nicht gegeben hatte — und kam nun trotzdem zu ihm hin. Lars starrte auf sein Prisma mit einem sonderbar störrischen Ausdruck, und es war nicht gut zu sagen, ob er sich in der Hypnose befinde, oder ob er über irgend etwas brüte. Als der Magnetiseur den Kopf des Knaben hintenüber legte und seinen Kiefer berührte, öffnete Lars bereitwillig den Mund und steckte die Zunge heraus; aber er tat es auf eigentümlich boshafte Art — sein Ausdruck glich durchaus nicht dem eines Schlafenden. Der Magnetiseur stutzte und wollte schleunigst die Zunge wieder in den Mund zurückzaubern, aber das überstieg offenbar seine Kräfte. Er versuchte es wieder und wieder, stieß zwischen den Zähnen verbissene Drohungen aus und bekam vor Wut einen hochroten Kopf. Es half nichts, der halsstarrige Lars zeigte den Zuschauern immer noch die Zunge, und sein ganzer Gesichtsausdruck glich mehr und mehr einem unverschämten Grinsen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Leute lachten und spektakelten; es konnte keine Rede mehr davon sein, ihre Aufmerksamkeit durch andre Phänomene abzulenken. Der Magnetiseur versuchte, die Situation durch eine kleine Ansprache zu retten: es komme vor, daß man ein Medium so stark hypnotisiere, daß man nachher selbst nicht mehr die Kraft habe, den Bann zu lösen. Das klang sehr glaubwürdig, aber der Junge saß nun einmal da mit seiner idiotischen Grimasse, um die man nicht herumkommen konnte. Und wir andern vergaßen unsern hypnotischen Zustand, gafften Lars an und lachten mit. Der Magnetiseur muß die Schlacht für unrettbar verloren gehalten haben, denn er erklärte die Vorstellung plötzlich für beendigt und verschwand in den Kulissen. Er vergaß, uns vorher zu wecken, und jetzt ist es wohl zu spät. Das letzte, was die Leute zu sehen bekamen, war die Grimasse des Elffingrigen oben auf der Bühne.

Die Stadt bereitete sich gründlich vor auf die Vorstellung des nächsten Tages — aber es war verlorne Mühe. Die große Naturkraft hatte beschlossen, ihr Licht an einem andern Orte leuchten zu lassen und war noch am selben Abend mit dem Dampfer abgereist. Weg war sie.

Dies war wohl die größte Tat des Lars, aber es war überhaupt nicht ratsam, mit ihm anzubinden. Mit seinen Begriffen von Recht und Billigkeit ließ er sich nicht lumpen. Sein Wort hielt er stets, und er gehörte zu denjenigen, die eine ganze Stadt abbrennen können im Zorn darüber, daß einer der Bewohner ein Versprechen nicht gehalten hat. Das sind immer Leute, die in ihrer Kindheit am schlimmsten zu kämpfen gehabt haben.

Bei der Arbeit war er nicht ebenso zuverlässig; irgend etwas Unsichtbares jagte ihn auf, und oft kam er und wollte mich zum Vagabondieren überreden. In der Regel gelang es mir, ihn wieder zu beruhigen, aber manchmal verschwand er auch und blieb mehrere Tage fort. Seine Prügel nahm er dann vom Meister in Empfang, ohne zu knurren.

IV

So gute Freunde wir auch waren, schenkte ich ihm doch jahrelang keinen Gedanken. Auf dem Weg, den der Mensch vorwärtsschreitet, trifft er immer neue Wesen und Schicksale, und die neuen stellen die alten in den Schatten, bis diese fortgleiten und unmerklich hinterm Horizont verschwinden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber als wir beide wohl zweiundzwanzig Jahre zählen mochten, rannte ich einmal spät abends draußen im Kopenhagener Bredgadeviertel auf ihn; er war gerade dabei, einen Aushängekasten aufzubrechen.

„Das ist ja ein Glück, daß du es bist und kein andrer," sagte er. „Was treibst du denn jetzt?"

„Ich studiere," entgegnete ich, über seine Kaltblütigkeit nicht wenig erstaunt.

„Ich seh' es dir an!" sagte er und betrachtete meine Kleider von oben bis unten. „Ich setze die Verteilung des Eigentums in die Praxis um, wie du siehst!" Halb gegen meinen Willen begleitete er mich nach Hause.

„Hör einmal," rief er, als wir in meiner Kammer saßen, „hast du etwas dagegen, wenn ich dich von Zeit zu Zeit besuche? Dann könntest du mir etwas von dem, was in den Büchern steht, erzählen; und vielleicht könnte ich dir dafür gelegentlich meine Faust zur Verfügung stellen. Unsereins hat ja nichts gelernt."

Ich war nicht gerade sehr erbaut von seinem Vorschlag, aber ihm zu verbieten, mich zu besuchen, das konnte ich nicht übers Herz bringen. Er kam nun recht häufig, seine Besuche begannen mir schnell Freude zu machen, und ich vermißte ihn, wenn er — vermutlich durch sein Handwerk abgehalten — ausblieb. Ihm etwas beizubringen, dazu kam ich nicht. Ich hatte mir vorgenommen zu versuchen, ihn von seinem lichtscheuen Treiben abzulenken; aber er war immer noch der Stärkere von uns beiden, und er war es, der meine Ansicht von der Gesellschaftsordnung beeinflußte.

Er hatte für seine eigne Rechnung über die Dinge nachgedacht — wozu ich noch nicht gelangt war — und war mir schon aus diesem Grunde überlegen. Es war für mich wie eine neue Lehre, ihn versöhnlich von der Hölle, die sein Heim doch gewesen sei, reden und seine Alten von aller Schuld freisprechen zu hören. Er verstand ihren Kampf und ihre Niederlage — woher er das hatte, weiß ich nicht — und er sprach oft im Scherz davon, wenn er einmal einen recht guten Coup gemacht haben werde, wolle er heimkehren und das Paradies wieder in die Höhe bringen. „Dann sollen die Alten Bauern werden und ihren eignen Hof noch einmal bewirtschaften," sagte er. — „Ja, wenn es ihnen damals gelungen wäre . . . dann wäre unsereins der Sohn eines Hofbauern gewesen, und alles hätte ein andres

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesicht gehabt." Das setzte er dann wohl hinzu. Und man konnte an der Stimme hören, daß ihn dieser Gedanke schon häufig beschäftigt hatte.

Er war ein braver, hilfsbereiter Bursche und hatte ein waches Auge für die Lage andrer Menschen; es war oft nicht leicht für mich, mir seine Hilfsbereitschaft vom Leibe zu halten. Geld riecht ja nicht, wie man sagt, und wenn es sprechen könnte, so hätte der eine Zehnkronenschein dem andern kaum etwas vorzuwerfen. Aber ich legte aus verschiednen Gründen Wert darauf, auf eigne Faust fertig zu werden und nahm — mit einer einzigen Ausnahme — nichts von ihm an.

Ich hatte mir ein großes, teures, aber höchst notwendiges Handbuch auf Abzahlung angeschafft; und da ich die Raten nicht rechtzeitig bezahlte, kam der Buchhändler eines Tages und holte es sich wieder.

„Hör mal, das geht nicht auf die Dauer," sagte Lars am Abend und glotzte dabei mein leeres Bücherbrett an. „Ich verstehe allerdings nichts von der Gelehrsamkeit, aber so viel sehe ich doch, daß man ohne Bücher nicht studieren kann. Aber du bist ja ein eigensinniger Wicht. Da kann ich ebensogut still sein und mich um mich selber kümmern."

Am nächsten Tage brachte er mir das Werk wieder angeschleppt — und zwar genau dasselbe Exemplar. Ich behielt es, da ich es für meine Arbeit nun mal sehr notwendig brauchte; weiß aber heutigentags noch nicht, ob er das Buch zurückgekauft hatte oder auf „leichtere" Manier dazu gelangt war.

Leicht war seine Profession doch übrigens kaum. Ich hatte den Eindruck, daß sich gerade anständig davon leben ließ, obwohl er ganz tüchtig in dem Beruf sein mußte — er stieß nämlich nie auf ernstlichen Widerstand bei der Arbeit. Außer seinem eignen ruhigen Wesen trug hierzu wahrscheinlich auch der Umgang mit mir etwas bei. Während er mir moralisch überlegen war, übte ich keinen so geringen Einfluß auf seine äußere Person aus. Er verwandte mehr Sorgfalt auf seine Kleidung und legte sich eine feine Sprache und feine Manieren zu. Seine Person und sein ganzes Auftreten bekamen einen Anstrich von so echter Einfachheit, daß er gegen jeden Verdacht geschützt war.

Ich bestimmte ihn sogar dazu, sich Visitenkarten anzuschaffen — etwas, dessen Nutzen das Kind des Volkes nur schwer einsah.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dies war auch die Veranlassung zu seiner Verhaftung, — gerade als er im Begriff war, den großen Coup zu machen, der ihm die Zukunft sichern sollte.

Eines Nachts brach er bei einer Wechslerfirma ein und erbeutete mehrere tausend Kronen. Ich las es am folgenden Tage in den Zeitungen. Da stand, der Dieb habe eine Visitenkarte hinterlassen, die auf den Namen „Lars Munk" laute. — Vor Abend noch war er verhaftet. Natürlich hatte er seine Karte nicht mit Überlegung an dem Tatort niedergelegt, wie die Zeitungen scherzend vermuteten; er hatte sie vielmehr verloren. Er wurde zu Fall gebracht durch das einzige, was er — als Auswurf der Menschheit — von meiner mehr bürgerlichen Gesellschaft profitierte, und das gab mir zu denken.

Er selbst trug es mir nicht nach. Als er nach zwei Jährchen das Gefängnis — etwas verändert — wieder verließ, suchte er mich auf. Der Aufenthalt hinter Schloß und Riegel hatte ihn recht angegriffen, selten habe ich ein Gesicht gesehen, in das das Leben so tiefe Furchen eingegraben hatte; und all sein Haar hatte er verloren.

„Das kommt vom Grübeln," sagte er lächelnd.

„Was willst du nun tun — willst du auswandern?" fragte ich im Lauf der Unterhaltung.

„Nein, jetzt will ich heimkehren. Das Heidebesitztum, mit dem die Alten nicht fertig geworden sind, das wartet ja daheim auf mich; das will ich bestellen, dann hab' ich doch wenigstens etwas Nutzen gestiftet! Ich habe zu dem Zweck im Gefängnis die Gärtnerei erlernt."

Allmählich schien das wirklich eine Aufgabe für ihn geworden zu sein.

Und er löste sie — ohne sich auf etwas andres zu verlassen als auf seine nackten Fäuste, und ohne Schwanken oder Vagabondieren. Gerade unter den Bedingungen, unter denen seine Eltern gescheitert waren, führte er die Sache durch. Darin liegt ein Gesetz, sonst wäre es ja auch kein richtiger Sieg.

Im Lauf von fünfzehn Jahren setzte er das kleine Besitztum in Kultur, hielt fest aus, Tag und Nacht, allen Degenerationstheorien zum Trotz — und schuf ein Eden daraus. Die Entbehrungen und die Mühe, die es ihn kostete, berührte er nie mit einem Wort; die Geschichte seiner Eltern wieder-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

holte sich, nur mit dem Unterschiede, daß er Sieger blieb. Die Alten starben übrigens, bevor er so weit kam; aber das Paradies war jetzt ein Ziel für ihn selbst geworden.

So oft ich daheim am Strande bin, suche ich das kleine Besitztum auf, das wie ein schönes Monument ist, ein Denkmal für den Sieg, soweit der arme Mann ihn erringen kann. Der elffingrige Lars ist nicht mehr auf dem Hof, und das hängt so zusammen: Als der Bauer vom Felsenhof sah, daß aus dem Paradies etwas wurde, da fielen ihm die Haferabgaben ein, die er für all die vielen Jahre noch zugute hatte. Geld war nicht zu erlangen, darum hielt er sich an die Besitzung selbst und ließ sie vom Gericht mit Beschlag belegen. Als man kam und Lars von seinem Gehöft vertreiben wollte, fand man einen Toten. Er hatte den Ereignissen vorgegriffen und sich erhängt.

Das ist der einzige Schatten am Paradiese. Der Erhängte spukt noch ein wenig umher. Aber der alte weißhaarige Felsenhofbauer, der selber hierher gezogen ist und dem Sohn seinen Hof überlassen hat, merkt nichts davon. Er verwendet viel Sorgfalt auf das Paradies, zeigt es stolz jedem, der es sehen will, und gibt die Geschichte des Besitztums als Zugabe. Aber diese Geschichte verschiebt sich in seinen Augen mehr und mehr; er gleitet allmählich zu der Auffassung hinüber, daß er selbst es sei, der das Ganze geschaffen habe.

Lars und sein Vater sind in groben Zügen zwei Gestalten, deren Schicksale sich in gerade absteigender Linie bewegen. Die beiden Schicksale sind so böse und so selbstverschuldet, wie es bei dem armen Manne immer der Fall ist. Es gibt ja so viele Leute, die der Ansicht sind, der arme Mann sei selbst schuld daran, wenn es ihm schlecht geht. Die Wahrheit aber ist, daß es ihm noch niemals vergönnt war, sich selber zu zerstören — das haben die Verhältnisse immer für ihn besorgt. Und noch kennt darum niemand seine schlechten Eigenschaften.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Frankreich, der Bräutigam, und seine marokkanische Braut

„Das so umgestaltete Marokko wird in wenigen Jahren ebenso blühend sein wie unser Algerien; und Frankreich wird dann im Norden Afrikas eine schöne und reiche Kolonie besitzen, würdig, von ganz Europa beneidet zu werden." Mit diesen Worten schließt L. Rolland-Chevillon eine Betrachtung über „Unser Protektorat in Marokko" im Maiheft der „Nouvelle Revue". Der Autor würde wohl gern einen dicken Strich durch dieses Ergebnis seiner Studie nach den gegenwärtigen Belehrungen durch die Revolten in und um Fes gemacht haben, wenn ihm der Drucker noch eben Zeit dazu gelassen hätte. Aber der rosenrote Optimismus, mit dem hier das marokkanische Problem behandelt wird, ist typisch für den leichtgeschürzten Enthusiasmus, in den man sich an der Seine allgemein nach der Besiegelung des Schutzvertrages mit echt gallischer Überschwänglichkeit über die Zukunft des marokkanischen Unternehmens hineingeredet hatte. Wenn früher einmal der „Marsch nach Berlin" nicht ganz glückte, so war jetzt der Marsch nach Fes desto glänzender im Handumdrehen gelungen: was kann da noch weiter fehlen? Frankreich versteht eben sein Handwerk: es verfügt über den Elan seiner glorreichen Truppen, es besitzt Erfahrungen in der afrikanischen Kriegsführung wie keine andere europäische Macht, vor allem aber versteht es sich auf die Kunst, durch die liebenswürdige Geste seines Auftretens sich im Flug die Herzen der unzivilisierten Schützlinge zu gewinnen. „La France n'a pas pu vaincre le Maroc; plus sagement, plus utilement elle a préféré le convaincre". Das Scherifenreich erwartet wie ein verzaubertes Dornröschen voller Sehnsucht seinen Ritter und Befreier, den fränkischen „Rumi".

Nun ist die Brautnacht etwas anders ausgefallen, als es Paris sich gedacht. Schließlich brauchte man dem bösen Streich, den die meuternden scherifischen Truppen Frankreich gespielt, nach geschichtlichen Analogien keine besondere Tragweite beizumessen. Ganz ähnliche Erfahrungen haben alle Kolonialmächte, auch die klügsten und vorsichtigsten wie England und Holland, allenthalben zu ihrer Überraschung machen müssen. Indessen ergibt eine sachliche und etwas tiefer unter die Oberfläche der Tageserscheinungen pflügende Kritik sehr leicht, daß den Aprilereignissen eine viel größere Bedeutung zukommt als den, man darf sagen, gesetzmäßigen Putschen der Eingeborenen im Anfangsstadium der Entwicklung europäischer Protektorate. Die Wahrheit, die aus den Wirren überzeugenden Mundes sich entschält, ist die, daß dasselbe Frankreich, das Marokko schon in der Tasche zu haben glaubte, nun erst vor der Aufgabe steht, den ihm vertraglich zugesprochenen Besitz wirklich dingfest zu machen, daß alles, was bisher zu diesem Ende auf dem Weg der friedlichen Durchdringung mit Waffengewalt geschehen, nur ein Vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spiel gewesen, daß die Hauptakte des kolonialen Kriegsdramas erst folgen, und daß es heute noch ganz unabsehbar ist, wann und wie dieses Spiel enden wird.

Politisch zerfällt der Maghreb bekanntlich in den Bled em Machsen, das Gebiet der dem Scherifen unterworfenen und Steuer zahlenden Stämme, und den Bled es Siba, das „Land des Diebstahls", dem die Macht des Machsen niemals oder nur vorübergehend fühlbar geworden ist. Zum Bled em Machsen rechnet man gemeinhin alles Land nördlich des mittleren Atlas; in Wirklichkeit ist die Grenze beider Gebiete, die sich natürlich unaufhörlich hin und her geschoben hat, je nachdem auf dem Sultansitz ein kräftigerer oder schwächerer Herrscher saß, heute viel enger, in atemraubender Umklammerung, an Lunge und Herz Marokkos herangerückt, als angenommen wird. Im Osten ist heute dem Bled es Siba nicht nur das Land rechts der Muludscha, sondern auch das ganze Quellgebiet des Sebu zuzurechnen, wie es sehr deutlich die erfolglosen Kämpfe der französischen Streifkorps im Anfang April gegen die Beni Warain beweisen, ein Stamm großer Volkszahl und hervorragender Kriegstüchtigkeit, den noch kein Scherif dauernd botmäßig gemacht hat, der früher im Uled el Hadsch nomadisierte, jetzt aber bis dicht vor die Tore von Fes vorgedrungen ist. Im Südwesten fällt die politische Scheide gegenwärtig ungefähr mit der Sprachlinie zusammen, welche das Herrschaftsgebiet des Maghreb-Arabisch und der echten Berberdialekte mit arischen Wurzeln von dem Bereich des Schlöch (Schilha) mit hamitischen Wurzeln trennt, umfaßt also nicht nur den Sus, sondern alles Land bis zum Tensift und den Abhängen des Doch ebel Saghro einschließlich Marrakesch. Im Norden dasselbe Bild: nicht einmal die Etappenlinie der Franzosen von Rabat nach Fes ist sicher, wird vielmehr unaufhörlich von den Semmur und Sajan bedroht, denen der Sultan sogar eine Abgabe entrichten mußte, wenn er auf Reisen ihr Gebiet durchquerte.

In welchen Formen politischer Ordnung oder Unordnung leben nun alle diese der scherifischen Autorität trotzenden Völker? Das ganze Regierungssystem des Machsen bestand in der Hauptsache darin, daß für jeden unterworfenen Stamm ein Kaid ernannt wurde, der seine Bestallung mit einem gehörigen Backschisch zu bezahlen, außerdem von dem durch ihn beizutreibenden Zehnten möglichst hohe Beträge in die stets durstende Kasse seiner scherifischen Hoheit zu liefern hatte. Genügten diese durch Erpressungen und rücksichtslose Ausbeutung der Untertanen gewonnenen Beiträge nicht oder ließ es auch nur der Gewinn aus dem Ämterverkauf wünschenswert erscheinen, so wurde dem Kaid ein Amtsnachfolger vor die Nase gesetzt: daraus entstanden natürlich unendliche Streitigkeiten, ewige Raufereien der Stämme, an deren Spitze sich der Amtsentsetzte stellte, um den mit einer Mahalla anrückenden Nachfolger und neuen Blutsauger zu vertreiben. Daraus hat sich dann der merkwürdige Raubritter-Feudalismus des automatisch sich ausdehnenden Bled es Siba entwickelt. Überall trifft man auf die Kasbahs von Kaids, die sich an den wichtigsten Pässen und Flußübergängen verschanzt haben und hier, wie die mittelalterlichen Burgherren, den „Pfeffersäcken" auflauern oder ein Geschäft aus dem Sicherheitsgeleit der Karawanen machen. Daneben gibt es Stämme, die in keinerlei Schutz- oder Fronverhältnis zu einem Kaid stehen, vielmehr die ursprüngliche demokratisch-patriarchalische Form des freien Horden- und Sippenlebens und der Selbstregierung durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Dschemaas, die Gemeindevertretungen, sich bewahrt haben. Frankreich steht also hier einem Gegner gegenüber, der nichts weniger als eine nationale oder politische Einheit bildet, vielmehr lediglich durch Gleichklänge der Rassen-, Religions- und Sprachgemeinschaft verbunden ist. Im Spiegel der strategischen Gesetze und Erfolgsmöglichkeiten in Marokko gesehen, bedeutet diese Zersplitterung aber keinerlei Vorteil. Ganz im Gegenteil! Das alte Wort: „Wahnsinn wäre es, den Atlas zu stürmen" erhält wieder Gegenwartsbedeutung. In einheitlichem, gewaltigem Anprall den Widerstand und die Selbstherrlichkeit der fanatischen Gebirgsstämme zu brechen, ist schlechterdings ebensowohl in Rücksicht auf die Natur des Kampfgebiets wie den Charakter des Feinds, eine Unmöglichkeit. Man muß sich wohl oder übel mit der den Pariser Draufgängern höchst mißliebigen Methode der ‚petits paquets' begnügen und ist selbst dabei nicht sicher, daß man nicht zu hunderten Malen die Erfahrungen eines verlustreichen und erfolgsarmen Guerilla-Kleinkriegs machen wird wie die Spanier am Rif.

Das Zukunftsbild der französischen Schutzherrschaft in Marokko zeigt hiernach folgende Hauptcharakterzüge. Die schöne Theorie von der „Eroberung des Gebirgs durch die Ebene", das heißt die Hoffnung, daß die Atlasberber sich allmählich von selbst zu Füßen der französischen Kultur werfen würden, erweist sich als eine Fata Morgana. Es gärt an allen Ecken, im ganzen Bled es Siba: im nördlichen Ghars, wo die wilden Dschebalastämme sich erhoben haben, wie im südlichen Zentralatlas, wo das geistliche Oberhaupt der Gebirgsstämme, der Scherif Si Ali el Mokri Anhauer den Heiligen Krieg predigt, im Westen, in Marrakesch, das eben jetzt besetzt werden sollte, um von da aus das Susgebiet zu befrieden. Die weitschweifenden Spekulationen, die sich auf die „Organisierung der scherifischen Armee" begründeten, zerplatzen wie schillernde Seifenblasen. Die von den Franzosen geschulten Truppen des Machsen mußten entwaffnet werden, soweit sie nicht samt Waffen und Gepäck in hellen Haufen desertiert sind. Die schwarzen Truppen, rechnet man heute, sind zuverlässiger und hofft damit die leer gewordenen Rahmen ausfüllen zu können, wird aber leichtmöglicherweise den Teufel mit Beelzebub vertreiben, da diese Neger eben auch Muslims, und nicht die zahmsten, sind. Wenn Paris heute zu denselben Mitteln wie das alternde Rom greift, seine Herrenansprüche in überseeischen Gebieten durch Soldateske zu stützen, die das unterjochte Volk selbst stellt, muß es auch die Erfahrungen des sinkenden Zäsarentums machen: daß solche Prätorianertrupps stets zu Meutereien bereit sind und daher die ständige Überwachung durch eine aus dem Herrschervolk selbst gebildete Garde notwendig machen. Damit zerrinnt der Traum von den Möglichkeiten, die herrliche „Schwarze Armee" gelegentlich zum Schutz der Vogesengrenze ins Feld führen zu können, gleichfalls für absehbare Zeit in ein wesenloses Nichts. Im strategisch-technischen Sinn aber bedeutet wiederum diese Ernüchterung und Einsicht nichts anderes, als daß erstens mindestens das Doppelte des jetzt auf marokkanischem Boden versammelten Kontingents von rund 26000 Mann notwendig sein wird, um die Protektoratsidee in unumstößlicher, nicht nur dekorativer Form zu verwirklichen, und daß zweitens, wenn die Durchdringung Algeriens zehn Jahre dauerte, hier, unter weit ungünstigeren Bedingungen, logischerweise mit mindestens gleichlanger Kampfesdauer gerechnet werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muß, womit sich natürlich ein Anschwellen der durch diese Operationen dem scherifischen Reich aufgeladenen Kosten — heute etwa 145 Millionen Franken — ins Unabmeßbare verbindet. Angesichts dieser heutigen Bilanz der Geschäfte im Maghreb ist es gewiß begreiflich, daß selbst begeistertste Marokkaner wie Robert de Caix den Schluß ziehen, „es erscheine als unbestreitbare Wahrheit, daß Fes mit dem Kongo zu hoch bezahlt worden sei".

Dr. Frhr. von Mackay

Akkumulationsgewinne

Der Generaldirektor der „Viktoria"-Versicherungsgesellschaft in Berlin, des größten deutschen Versicherungsunternehmens, hat für das Geschäftsjahr 1910 über drei Vierteile einer Million Tantieme erhalten. Laut Vertrag mit der Gesellschaft. Die Bezüge werden seit Gründung der Viktoria in bestimmter Prozenthöhe vom Gewinn berechnet. Jede Gewinnsteigerung bringt also ein Tantiemeplus. Die Geschäftsresultate der Viktoria bewegen sich in einer Gradatio ad maius. Stetig und mit ihnen wächst dauernd der Anteil des Generaldirektors. 1911 dürfte die Ziffer noch imposanter gewesen sein. Die Riesenquote hat eine Aktionärgruppe gereizt. Sie verlangt für die Zukunft Tantiemereduktion und für die Gegenwart Rückzahlung der Summen, die sie für ungerechtfertigte Bereicherungen hält, zugunsten der Aktionärdividende. Die Verwaltung des Instituts beruft sich auf die Vertragspflicht. Vielleicht muß ein Prozeß die Entscheidung bringen. Der Fall erhitzt die Gemüter. Ein Prinzipienkampf hat begonnen. Goldhütende Publizisten treten mit Definitionsschwertern in die Arena und hauen Begriffstraditionen zusammen. Sie sehen eine neue Morgenröte der Nationalökonomie, wittern den ewigen Sonntag der Millionäre, die, von Reformbegriffen verteidigt, ungehindert sich mästen dürfen. Es gibt eben in Deutschland keinen Millionärsrücken, der nicht beleckt wird. Man hegt die Tierchen und spickt sie. Ein bißchen von dem Fett findet man zur Bilanzzeit wieder, wenn man die Blätter mit Verlegeraugen liest. Man muß dieses Geschäft von hinten beginnen. Der Text kommt zuletzt.

Ein ganz Verwegener behauptet kurzweg: „Die Begriffe ‚Lohn' und ‚Arbeit' müssen wir uns nachgerade abgewöhnen. Sie sind ultrarückständig, ein moderner Mensch klammert sich nicht mehr an solche Banalitäten. Qualitätsentgelt, Aquivalenz von Leistung und Bezahlung? So etwas verlangen nur noch pedantische Historiker. Der Gegenwartsmensch will Beteiligung und zwar nicht zu knapp. Die automatische Steigerung des Einkommens, das eben ist die Quintessenz neukapitalistischer Gerechtigkeit. Die Leistungseffekte können unendlich sein und die Leistungsentlohnung kann daher auch ins Ungemessene steigen." Die Motive solcher Verteidigung sind nicht schwer zu ergründen. Aber das Plaidoyer ist gefährlich und deshalb verlohnt es sich, darauf einzugehen.

Daß die Entlohnung in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung immer graduell sein wird, ist selbstverständlich. Die sichtbare Geldwirkung wird man stets hoch bezahlen. Das liegt im ureigensten Interesse des Kapitalismus. So ungerecht es auch ist, nach dem materiellen Effekt den Arbeitswert zu messen, so wird man unter den gegebenen Verhältnissen doch nicht anders verfahren können. Man wird immer sagen müssen: Imponderabilien lassen sich nicht bestimmen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wir müssen es schon auf uns nehmen, daß das Genie arm bleibt. Nur wer nachweisbar unsere Taschen füllt, hat Anspruch reich zu werden. So logisch diese Argumentation scheinen mag, so zeigt sie doch zugleich die Grenze. Einmal hört die Nachweisbarkeit auf, nämlich da, wo die Gewinnentwicklung schematisch wird. Der Gründer, der Organisator eines Unternehmens, das sich zu einer Riesengesellschaft auswächst, kann die Akkumulation nur bis zu einem gewissen Punkte auf seine Initiative zurückführen. Darüberhinaus gedeiht sie ab sich selbst. Von einer Grenze aus, deren Bestimmung allerdings schwierig, wenn nicht unmöglich ist, akquiriert das Kapital von selbst, wirkt die Verbeamtung der Organisation unaufhaltsam, hört die Notwendigkeit der Schöpfertat auf. Die Grenze läßt sich nicht bestimmen. Aber da ist sie und dieser Umstand macht das Partizipieren an den Gewinnen, die jenseits dieser Grenze liegen, zur Ungerechtigkeit. Ewige Tantiemenverträge sind vielleicht juristisch verfechtbar, das aber ist auch alles. Man wettert gegen den ungerechtfertigten Wertzuwachs beim Grund und Boden. Ist es beim mobilen Kapital nicht dasselbe? Wirkt hier nicht dieselbe Kraft, die nicht mehr vom Menschen ausgeht? Wohin würde man kommen, wenn in jedem Falle die Kapitalssteigerung Maßstab für die Entlohnung sein sollte. Man müßte einen gescheiten Handelsminister, einen tüchtigen Schatzsekretär zu vielfachen Millionären machen. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns wieder an die Arbeitsintensität des Individuums, an die Qualität seiner Leistung halten. Wenn der Gewinneffekt schon mitspielen soll, so doch nicht in einer Weise, die aller Arbeitsgerechtigkeit ins Gesicht schlägt. Glaubt man denn, ein Fixum von zwanzig-, dreißigtausend Mark werde die Stoßkraft des kaufmännischen Talents lähmen, nur das Millioneneinkommen verbürge den Riesengewinn? Das ist eine durchaus irrige Annahme. Eine billige Gewinnverteilung unter denen, die aktiv und passiv an der Kapitalanhäufung wirken, mindert die Chancen keineswegs. Schwierig, unter dem gegenwärtigen Eigentumsrechte, ist es, den Privatunternehmer zu Ausgleichszwecken in seinen Bezügen zu beschränken. Den Verwalter fremden Geldes, den Direktor, kann man fixieren. Davor wird die Menge der Geeigneten nicht flüchten. Aber mit einem Schlage wird man die Einkommenskluft zwischen Zentralverwaltung, Angestellten und Arbeitern überbrückt haben. Dann müßte auch der Privatunternehmer folgen. Es geht einfach nicht an, Herrn Gerstenberg die Millionen in den Schoß zu werfen und die Angestellten darben zu lassen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Das Illusionäre in der politischen Propaganda

Wenn man die parlamentarischen Leistungen der einzelnen politischen Parteien ansieht und ihren Wahlerfolg dazu in Vergleich stellt, dann hat man meist keine genügende Erklärung für das Mißverhältnis in dem beides so oft zueinander steht. Man begreift nicht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie Zentrum und Konservative noch so viele Anhänger haben bei ihrer schädlichen und die Volksentwicklung hemmenden Politik. Aber es ist auch nicht recht erklärlich, was denn eigentlich der Sozialdemokratie ihren großen Zulauf verschafft, den sie tatsächlich hat. Denn das, was sie an wirklichen parlamentarischen Leistungen, sei es für die Arbeiter, sei es für andere Kreise, aufzuweisen hat, ist derart kümmerlich, daß daraus eine solche Anziehungskraft nicht resultieren kann. Nun sind ja alle die, in ihrem Sinne schlauen, Verbindungen und Hilfsmittel bekannt, die alle genannten Parteien sich zugelegt haben. Bei den einen die Macht der Kirche, bei den anderen die Verwaltungsapparate der Regierung und der Bund der Landwirte mit seinem Interessenkampf, und bei den dritten die Benutzung der Erfolge der Gewerkschaften, die man, völlig unrichtig, als sozialdemokratische Leistungen dem Bewußtsein der Arbeiter nahe zu bringen sucht. Alle diese Nebendinge sind gewiß nicht zu unterschätzen, aber sie reichen doch zur Erklärung nicht aus. Man hat gerade bei den letzten Reichstagswahlen da und dort beobachten können, daß — wenigstens was Konservative und Sozialdemokratie anlangt — sie aus Kreisen Zuzug bekamen, die weder am wirtschaftlichen Kampf des Bundes der Landwirte — Handwerker, Kleinhändler usw. — noch der Gewerkschaften — kleine Beamte, kleine Bauern, Weingärtner, Handwerker usw. — interessiert sind. Und wer die Psychologie des Volkes kennt, der weiß auch längst, daß gar nicht nur die nüchternen und verstandesmäßigen Dinge den Ausschlag für ihre Willensentscheidung geben, sondern daß es im Gegenteil oft recht fernliegende und hochgespannte Zukunftshoffnungen sind, die sie begeistern und ihren Willen wecken. Ob diese Leute nach rechts oder links sich entscheiden, hängt darum auch vielmehr von Stimmungen und psychologischen Momenten ab, als von rein wirtschaftlichen oder politischen. Wem eine geschützte Mittelmäßigkeit genügt und gewissermaßen der Idealzustand ist, der wird sich an den Schilderungen der guten alten Zeit begeistern und auf die Seite derer sich stellen, die einer weiteren Komplizierung der Verhältnisse den Weg versperren wollen. Wer aber an das Größte glaubt und es ersehnt, der wird sich nach links schlagen, wo man den wunderbarsten Bauplan für die Zukunftsgesellschaft hat. Und zwar brauchen sie beide in ihrer Art den Radikalismus, die einen rückwärts und die anderen vorwärts. Sie lockt das nicht, was eine so nüchterne parlamentarische und überlegte Richtung leistet und will, wie der Liberalismus sie darstellt, und es befriedigt sie nicht. Sie wollen stärkere Farben im Wünschen und Verdammen, größere und leuchtendere Ziele für die man sich begeistern kann. Die Mühle des Parlaments klappert ihnen zu langsam und gibt zu wenig Mehl. Ihnen soll man nicht von Schwierigkeiten und Rücksichten und Hemmungen reden, die in den geschichtlichen, wirtschaftlichen, politischen Verhältnissen begründet sind, sie wollen glauben, nicht denken. Denn das Denken und Überlegen würde sie in ihren schönen, stolzen Hoffnungen stören.

„Wenns halt do wohr wär, was der Coperater sagt?“ Mit diesen Worten lehnte mir im bayerischen Wald ein Holzhauer die Mitarbeit bei den Liberalen ab. Denn „wenns do wohr wär,“ dann kostete ihn das ja seine ewige Seligkeit. Und wer die leuchtenden Augen einer sozialdemokratischen Massenversammlung kennt, wo den Mühseligen und Beladenen ihr Leid geschildert und dann herrlich und groß die neue Zeit geschildert wird, der weiß,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das ist keine Politik mehr, sondern einfach Glauben.

Darum hat die Sozialdemokratie auch so gut begriffen, welche Konkurrenz ihre Partei — nicht der Sozialismus — im Christentum hat, mit seinen Hoffnungen für die Zukunft. Denn es ist gar kein Zweifel, die große Masse derer, die in schwierigen, kleinen und sorgenvollen Verhältnissen drin sind, brauchen irgend etwas großes Begeisterungsfähiges für sich, um ihr Leben überhaupt tragen zu können. Das ist bei vielen der religiöse Glauben, der sie leider dann oft zu einer Weltflüchtigkeit und Antimodernität verleitet, die zum Konservatismus führt. Bei sehr vielen aber ist es einfach der Diesseitsglaube des Sozialismus, an den sie sich klammern mit der ganzen Glut einer hungernden Seele und eines nach Lebensinhalt suchenden Menschen. Da ist der Inhalt dessen, was heute politisch und sozial geleistet und erreicht wird, kein genügender Ersatz, denn es wird in zu homöopathischen Dosen nur gereicht. Und man vergesse nicht, daß auch das, was erreicht wird, in seiner Rückwirkung gerade auf diese unteren Schichten oft nicht voll erkannt wird, während seine Bedeutung für das ganze Volk und seine Entwicklung ihrem Bewußtsein überhaupt noch nicht aufgegangen ist und oft nicht aufgehen kann. So ist es um ihrer selbst willen und aus ihren Verhältnissen heraus nur zu begreiflich, daß sie immer wieder denen sich zuwenden, die ihren Agitationsbetrieb inhaltlich viel farbiger, lebendiger und hoffnungsreicher gestalten können, weil sie — sei es bewußt oder unbewußt — illussionäre Darstellungen mit in dessen Bereich hereinnehmen. Will der Gegner Antwort haben, wie das gemacht werden soll, dann heißt es: „wenn wir die Macht hätten, würden wir schon sehen, wie wir es machen." Darum gibt es auch kein anderes Mittel zur Besserung, als rechts oder links einmal darauf zu dringen, daß sie ihren Anhängern zeigen müssen: wir könnens nicht, ihr seid Phantomen nachgelaufen. Aber für die Auseinandersetzung in der Agitation und für die Beurteilung des Erfolgs der Parteien wird es gut sein, dieses Moment recht scharf zu beobachten.

Heilbronn J. Fischer

Geometrie des Denkens.

Im Wuppertal leben Pferde, die arithmetische Gleichungen lösen.

$$x - \frac{\sqrt{16} + \sqrt{9}}{\sqrt{49}} = 5;$$

oder ähnliches. Sie verstehen, was Zahlenäquivalente sind. Sie folgen dem begrifflichen Aufbau der deutschen Sprache. Sie spielen mit den Wundern der Schrift. Sie erkennen den Abstand menschlicher Sinneswahrnehmungen von den ihren und nehmen Rücksicht darauf. Sie wissen um die Seelenform andersgearteter Wesen und stellen ihren Ausdruck auf das Bedürfnis eines fremden Innenlebens ein . . .

Dies alles wird geglaubt; diskutiert. Es wird sogar angezweifelt. So maßlos phantasierend steht der Durchschnitt vor Fragen der Urteilsbildung. So ahnungslos ist er überzeugt, nur Gradunterschiede störten die Gleichartigkeit alles Denkens. Naturwissenschaftlern, Pferdekennern, Psychologen legt man die tiefsinnige Frage vor, ob der „Verstand" eines Gaules wohl ausreiche. Ob er vielleicht unterschätzt sei, dem Menschenverstand am Ende schon nahe komme . . . Als ob es darauf ankäme. Anders ist das Innenleben eines Pferdes: unausdrückbar anders als eines Menschen. Ob dümmer oder klüger, das ist vergleichsweise uner-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heblich. Nur gleichgeartete Dinge sind gegeneinander ausmeßbar. Aber gesetzt, ein Maßstab wäre gefunden und der „Verstand" des Pferdes (der Teil seiner Seelenvorgänge, den wir nach menschlichem Bilde, ungenau, so bezeichnen müßten) erwiese sich als ebenbürtig, ja überlegen: Käme es damit der Möglichkeit, zu lesen, zu rechnen, deutsche Worte zu bilden, nur irgend näher? Ahnt man denn gar nicht, in welch ausschließendem Maße diese Dinge dem menschlichen Sonderfall angehören? Aus zwei seitlich gerichteten Augen sieht das Pferd zwei Mittelpunkte, zwei Horizonte auf einmal. Das Wesen der Dinge stellt sich ihm als Wirkung auf seinen Geruchsinn dar. Und die Ausstrahlungen des Geschlechts . . . Sein Jenseits kann so entfernt, so grausig anders sein, als dies Innenleben des Tieres anders ist im Vergleich zum Innenleben des Menschen. Unsere als Spezifikum geschaffene Sprache hat nicht Worte, dies alles nur anzudeuten. Die Sonnenflecke sind der Talonsteuer so ähnlich, wie ein Pferdebewußtsein der Geistesform, die Wurzeln berechnet oder auf die Uhr sieht.

„Anders denken". Vielleicht lehrt die Pferdeburleske den einen oder anderen den Sinn dieses Wortes begreifen. Den Unterschied erkennen zwischen Artabstand und Gradabstand. Nicht in der Unvereinbarkeit von Gegensätzen liegt das Komische der meisten Diskussionen; nicht einmal in Wortmißverständnissen. Sondern darin, daß beide Sprecher glauben, nur in der Richtung sei ihr Denken verschieden. Eine gerade Linie geht ihnen zwischen rechts und links, zwischen ja und nein. Sie irren. Sie denken, geometrisch ausgedrückt, keineswegs auf derselben Linie. Vielmehr, im häufigsten Fall, zwar auf der gleichen Ebene, doch auf zwei verschiedenen Graden, die dann wenigstens im Schnittpunkt zusammentreffen. Oder es ist nicht einmal die Ebene die gleiche; dann treffen sie niemals zusammen. Der erste Fall: gleiche Linie, verschiedene Richtung — tritt ein, wenn gleichgeartete Geister über den Gegenstand einig sind: nur mit einer Urteilsdrehung um 180 Grad. Beispiel: Ein deutscher und ein französischer Staatsdoktrinär sprechen über Marokko. Es könnte auch derselbe Mensch sein, in verschiedenen Lebensabschnitten: Typus des Konvertiten. Ob ein doktrinärer Kopf den Zukunftsstaat predigt und dann den Gottesstaat, ob er Jesuit war und später die Jesuiten abschlachtet: er tut es mit der nnverändert schnurgeraden Begrifflichkeit, er hat die gleiche Logik, den gleichen Tonfall, den gleichen Gesinnungsdruck nach wie vor. Seine Urteilswandlung scheint ihm die größte und ist die geringste: weil ein Abweichen stärkere Veränderungen voraussetzt, als ein Umkehren.

Der zweite Fall: divergente Linien, gleiche Ebene — tritt ein, wenn die Maßstäbe verschieden sind: Grundform aller Mißverständnisse. Die Gegner sind ähnlichen Geistes; doch ihre Art, Begriff miteinander zu verbinden, ist zweierlei. Beispiel: Bismarck und Stöcker. Dem Protestantismus, hat Stöcker gesagt, hätte Bismarck eine herrschende Stellung in Deutschland verschaffen können; daß er es nnterließ, war der gigantische Fehler seines Lebens. Ja, wollte das Bismarck denn? Das Tatgenie eines Politikers ist danach zu beurteilen, ob er ausführen konnte, was er gewollt hat; nicht nach dem, was ihm fernlag. Bismarcks Tun und Stöckers Kritik bewegen sich auf verschiedenen Willenslinien.

Dritter Fall; der hoffnungsloseste. Menschen sollen sich einigen, deren Denkprozesse nicht auf der gleichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ebene verlaufen. Der Geist der Nuance und der Geist der Begrifflichkeit. Der „Ideengerechte" und der Einfühlende. Der Mensch des Allgemeingültigen und der Mensch des Einzelfalls. Hier ist der Einschnitt unschließbar: weil er ins Biologische reicht. In Wort, in Tendenz, selbst im Urteil mag Einigkeit herrschen: der Abstand wird dennoch nicht kleiner. Und ob zwei in den Grundformen ihres Geistes verschiedene Menschen die gleiche Behauptung mit den gleichen Worten verfechten: sie denken „anders". Nicht in der Sache, sondern in den Ursprüngen.

Und „Standpunkte" gibt es dann auch nicht mehr.

Hermann Friedemann

Der Panislamismus

Für die türkische, die marokkanische, die persische und indische Politik kommt das Auftauchen des Panislamismus in Betracht. Ja auch für China, da ja 20—30 Millionen Mohammedaner im Reich der Mitte wohnen. Alle Welt beschäftigt sich denn auch seit Jahren mit dieser dunklen und schwer zu beurteilenden Frage, dem Zusammenschluß aller Moslime. Wer aber eigentlich den Anstoß zu der ganzen Bewegung gegeben habe, das war bis vor kurzem niemandem bekannt. Die Franzosen beschuldigten gelegentlich Deutschland der Vaterschaft. Warum? Weil in dem westlichen Sudan eine deutsche, von Rohlfs geleitete Expedition mit Empfehlungsbriefen des osmanischen Sultans operierte. Das war Ende der 70er Jahre. Wobei einzuschalten ist, daß die ersten panislamischen Spuren sich sonderbarerweise im Westsudan zeigten. Tatsächlich ist öfters der Vorwurf erhoben worden, daß der ganze Panislamismus eine Erfindung des Westens sei. Ungefähr so, wie das Wiedererwachen des Tschechischen und Litthauischen deutschen Anregern zu danken ist, oder wie der Aufstand der Taiping und der Jungchinesen teilweise auf die Gedanken christlicher Sendlinge zurückgehen. Auch in der mohammedanischen Welt selbst herrscht keine Einstimmigkeit des Urteils. Die einen sagen, Abdul Hamid sei der Urheber, die anderen die Senussia; dritte behaupten, in Mekka liefen alle Fäden zusammen. Nach neuesten Enthüllungen verhält sich die Sache noch anders.

Nämlich folgendermaßen: Im Jahre 1839 wurde in Assadabad bei Kabul der Sejid (Nachfahre des Propheten) Dschemmal Eddin al Hussein geboren. Er machte große Reisen von Indien bis Europa. In Ägypten schloß er sich den dortigen Freimaurern an, in Konstantinopel wurde er Freund Abdul Hamids und Kennans. Er starb in Stambul 1897. Dieser Mann war der Vater des Panislamismus. Da über die Rasse seiner Sippe nichts Genaues überliefert wird, so darf man mit Fug annehmen, daß er, der unter den Pathan Kabulistans geboren wurde, auch selbst ein Pathan, ein Arier war. Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, daß der Ursprung einer mohammedanischen, überwiegend semitischen Bewegung in dem Gehirne eines Indogermanen zu suchen ist. Ähnlich kommt man ja jetzt immer mehr und mehr darauf, daß sehr viele Vorstellungen und Gedanken der Propheten des alten Testaments auf persische Vorbilder zurückführen.

Al Hussein hinterließ, wie Sokrates, zwar Schüler, aber keine Schriften. Sein Traum war ein universeller, aber duldsamer Islam, der ein Freund des Fortschrittes und der Zivilisation sei. Noch zu Lebzeiten Husseins, der gewöhnlich nach seinem Geburtsland

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

al Afghani genannt wird, bildete sich in Ägypten die „Feste Vereinigung", Al Orvatul Woska. Sie beauftragte al Afghani, ein panislamisches Organ in Paris zu gründen. Das geschah. Jetzt aber mischte sich England ein, genau wie es vor zwei Jahren heftigen und erfolgreichen Widerstand gegen die Abhaltung eines jungägyptischen Kongresses in Paris ausgeübt hat. Auf britische Veranlassung hin wurde jenes Organ unterdrückt. Hierauf wurde ein allmohammedanischer Kongreß nach Mekka berufen. Hiergegen jedoch war Abdul Hamid. Ihm schien der Bund, den er selbst zuerst gefördert hatte, gefährlich zu werden. Er fürchtete, und nicht mit Unrecht, daß ein arabischer Ansturm gegen das türkische Kalifat entstehen könne. Er wollte die Wasser des Panislamismus lieber auf seine eigene Mühle leiten. In der Tat entfaltete er eine ungemeine Tätigkeit in der Richtung. Er sandte zahlreiche Ulema als Apostel aus; er knüpfte Fäden mit den Emiren Turkestans und den Sultanen von Borneo und Waddai; er unterstützte chinesische und malaiische Pilger, die auf der Mekkafahrt nach Konstantinopel kamen, und Theologiestudenten, die aus Südafrika und der Dsungarei herbeieilten. Er unterhielt Spione bei allen auswärtigen moslimischen Höfen, und erhielt regelmäßige Berichte von ihnen. Sein Haupttrumpf aber war der Bau der Mekkabahn, zu deren Kosten die Gläubigen der ganzen islamischen Welt viele Millionen beisteuerten.

Inzwischen hatte sich die Propaganda der Senussi aufgetan. Über die Brücke, die sie mit Yildiz Kiosk und der ägyptischen Gruppe verband und verbindet, ist kaum etwas Zuverlässiges in die Öffentlichkeit gedrungen. Als unmittelbarer Nachfolger des Afghani ist dagegen al Kawakebi bekannt. Er war der Erste, der ein Buch über den Panislamismus schrieb. Ganz ungleich seinem Vorgänger, war er ein erbitterter Feind Abdul Hamids und der Türken. Das Schwergewicht der neuen Bewegung verlegte sich jetzt dauernd nach Ägypten. Einer ihrer bedeutendsten Vorkämpfer wurde Mustafa Kamil, der vor etwa vier Jahren in noch jugendlichem Alter starb, und dann vor allem der Großmufti Ägyptens, der Scheich Mohammed Abdu. Das Ziel dieser Männer war ein mohammedanischer Protestantismus. Ihre Bestrebungen waren jedoch mehr ägyptisch als universell, und waren mehr kulturlicher als religiöser Art.

Wenn eine Zeit reif geworden, so wird dieselbe Erfindung von mehreren Köpfen gemacht, so tritt gleich eine ganze Reihe von Reformatoren auf die Bühne. Auch Indien brachte jetzt Förderer und Vorkämpfer des Panislamismus hervor. Ich nenne Achmed Khan (1817—97), der die Gesellschaft Targeamad gründete. Auch ist wohl hier der Aga Khan zu erwähnen, ebenfalls ein Afghane, eine geniale und ganz besonders anziehende Erscheinung. Halb Mystiker, halb Realpolitiker, vereinigt dieser Imam, der sich selbst eine große Gemeinde in Mittelasien, Indien und Ostafrika gegründet hat, und der an der Spitze der mohammedanischen Vereinigungen Indiens steht, des Schwärmers Ernst mit des Weltmanns Blick.

Der Panislamismus ist in seinem letzten Ende als eine Gegenwirkung gegen den bedrohlichen Vorstoß, das immer deutlichere Umsichgreifen der westlichen Kultur, aufzufassen. Inwieweit freilich das unzweifelhaft folgenreiche Phänomen auch politisch sich auswirken werde, das ist eine andere Frage. Der Panislamismus hat als solcher weder Heere noch Flotten. Ein staatlicher Zusammenschluß der islamischen Welt ist unmöglich; ein poli-

Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

tisches Allmohammedanertum noch mißlicher, als ein politisches Allslaventum oder Allangelsachsentum.

Dr. A. Wirth

Jacques le fataliste

Diderots berühmter philosophischer Roman, den einst der junge Goethe „mit unbeschreiblicher Wollust" gelesen hat, ist seinerzeit früher in deutscher als in französischer Sprache erschienen. Jene deutsche Übersetzung, die nach einer der ziemlich zahlreich zirkulierenden Kopien des Originals gearbeitet war, ließ allerdings viele Stellen, die dem Übersetzer anstößig schienen, weg; und so kommt es, daß das merkwürdige berühmte Buch heut zum erstenmal in einer vollständigen deutschen Ausgabe erscheint. Sie ist von Hans Flörke besorgt und vom Verlag Georg Müller herausgegeben, zwei kleine reizende Bändchen im Stil des achtzehnten Jahrhunderts, ein Leckerbissen für Bücherliebhaber.

Die Büchermode ist seit langem an der französischen Literatur der Voltairezeit achtlos vorübergegangen; außer der schönen Auswahl von Voltaires Erzählungen, die Ernst Hardt vor vier Jahren herausgab, ist mir seit vielen Jahren keine nennenswerte Publikation dieser Art vor Augen gekommen. „Jakob und sein Herr", wie Flörke seine Übersetzung des Diderotschen Romans nennt, sei uns als ein Vorläufer willkommen, denn es wäre schade, wenn wir vor lauter Romantik die geistreiche Belletristik der Revolutionszeit ganz vergessen würden. Wer Schönes über sie lesen will, nehme Hettners prächtige Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts zur Hand; wer mit dem Französischen Mühe hat, lese jene Hardtsche Übersetzung aus Voltaire und diesen Flörkeschen Diderot! Der Witz des achtzehnten Jahrhunderts, die feuilletonistische Philosophie der Aufklärungszeit, die Freude am Roman als Weltbild und Ausdruck der Weltanschauung, die in lustigem Krieg mit der froh naiven Lust an der Anekdote, auch an der unanständigen, liegt, das alles kommt neben dem „Candide" nirgends schöner und prickelnder zum Ausdruck als in diesem Jacques le fataliste, für dessen Art etwa folgende Koketterien des Autors mit dem Leser charakteristisch sind:

„Es ist klar wie der Tag, daß ich keinen Roman schreibe, weil ich Dinge außer acht lasse, die zu nutzen ein Romanschreiber gewiß nicht ermangeln würde. Wer es für wahr nimmt, was ich da schreibe, irrt vielleicht weniger, als wer es für ein Märchen hält."

Und: „Ich belustige mich damit, die Torheiten, die du Leser begehst, unter entlehnten Namen zu beschreiben; deine Torheiten bringen mich zum Lachen, meine Schilderung aber macht Dich verdrießlich. Lieber Leser, ich finde, um offen zu reden, daß der Schlimmere von uns beiden nicht ich bin."

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 9a
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

August Strindberg / Von Martin Andersen Nexö

Mit August Strindberg hat ein großer, seltsamer Mensch die Waffen niedergelegt und für immer den Kampfplatz des Lebens verlassen. Er gehörte zu den Großen der Menschheit, aber er läßt sich nicht einordnen unter den Begriff der „großen Geister" — dazu war und blieb er zu jung. Er hat seinen Platz für sich. Nie hat er sich gesättigt mit einem Gesamtüberblick zufrieden gegeben — um in olympischer Hoheit nach allen Seiten hin jedem das Seine zu geben. Wie der Jugend, so war ihm die bestehende Welt wertvoll nur um der Keime willen, die sie zu einer besseren in sich birgt.

Für diese neue Welt, die er in den starken Träumen seiner Jugend geschaut hat, kämpft er sein ganzes Leben lang. In ihrem Namen haßt und liebt er, legt er die Niederträchtigkeit des Bestehenden bloß — und läßt er sich verketzern. Sein Glaube an sie macht ihn in der guten Gesellschaft einsam und führt ihn zum Proletariat hinüber, das gleich ihm alles von der Zukunft erwartet — die Vorstellung dieser neuen Welt hindert ihn, sich in der gegenwärtigen zurechtzufinden. Man beachte, wie sein Geist beständig auf der Wanderung ist, in Zeit und Raum. Alles, was ist und gewesen ist, muß er durchsuchen, um immer wieder festzustellen, daß er dort vergebens sucht. Im Lauf seines Lebens ist er Naturalist und Romantiker, Freidenker und Katholik, Rationalist und Mystiker; durch alle Phasen des menschlichen Geistes muß er hindurch. Und was er ist, ist er stets bis aufs Blut — stark und einseitig wie die Jugend. Aber das alles sind zurückgelegte Strecken, und das Gesuchte findet sich nicht im bekannten Bereich. Darum ist er so merkwürdig frei von allem Gepäck, wenn er eine der Phasen seines Lebens verläßt. Er bildet keine Zentren wie die andern großen Geister der Zeit, sondern tritt jedesmal gleich jung und fragend auf, noch ohne Mittelpunkt — und gerade dadurch wird er zu dem großen Symbol unsrer Zeit, wo das Alte im Begriff ist zu stürzen und die neuen Formen höchstens

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geahnt werden können. Das gärende Neue selbst verkörpert sich in der streitbaren, unbändigen Jugend seiner Seele; und hier liegt seine Größe — hier wie in dem erschreckenden Mut seiner Empörung.

Der größte Teil der Jugend verschwendet sich ja allmählich — wird von Weiberröcken und Wohlbehagen erstickt. Die wenigen, die es überstehen, müssen einsam werden und früher oder später — unter dem Druck des hoffnungslosen Kampfes gegen die Dummheit — die Erde unter sich für verflucht ansehen. Strindberg hat die Einsamkeit zu fühlen bekommen; tapfer hat er sich ihr hingegeben und sie vertieft, bis seine Seele blutete.

Trotz dem Jubiläumsfest im Januar mit Fackelzug und Nationalspende ist Strindberg kein Jubelgreis geworden. Draußen in der Welt ist seine Größe längst anerkannt, in seiner Heimat aber ist er bis zuletzt heftig befehdet worden. Die Akademie und die erwachende, rücksichtslose Jugend konnten einander nicht verstehen.

Schweden hat nicht wie Dänemark ein 1864 gehabt, das brutal allen Träumen von Größe ein Ende machte. Dort gedeiht noch allerlei im Heldenschatten Karls des Zwölften; und es ist noch leichter als in Dänemark, am Werktag den Grandseigneur zu spielen — und das Vaterland von Zeit zu Zeit herrlich zu erretten. Der Adel und die alten Privilegien stehen in Schweden noch etwas höher im Kurs als bei uns Dänen. Aber auch ohne Niederlage wächst dort die Erkenntnis von der Wirklichkeit — nur langsamer. Dort wie überall reift die neue Zeit, reifen die neuen Gedanken; der Alltag kommt zu seinem Recht als Träger der Geschichte, und mit den Heldenträumen verschwindet das Pathos. Strindberg hat an der Spitze gestanden; seine Sprache ist ein neues Schwedisch; sie verleiht der neuen Zeit wunderbaren Ausdruck ohne alle Heldenposen.

Seine Stellung in der Heimat versteht man nur, wenn man in ihm den Pionier, den Bahnbrecher sieht. Selbst dem Intelligentesten war er zu weit voraus, und den staatbildenden Elementen war er geradezu gefährlich — er war der Feind der Leute, die allenthalben das Vaterland vorschützten, um den Bauch zu decken, und die ihn „unschwedisch" nannten.

Ist Strindberg nicht trotzdem der schwedischste Geist, den Schweden erzeugt hat? An dem traditionellen Schweden hat er fast keinen Teil, er verherrlicht die ruhmvollen Begebenheiten nicht in poetischer Prosa und untadeligen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versen; die Heldengeschichte muß ohne ihn fertig werden. Und doch lebt Geschichte und Schicksal des schwedischen Volkes in Strindbergs Werken wie in denen keines andern; es leben darin alle die, an die der Dichter am schwersten herankommt, weil sie ihre Taten im Dunkel verrichten, die da geschwiegen und gelitten und Schweden geschaffen haben. Strindberg hat die historischen Kotillonsterne nicht gerade neu vergoldet; aber dafür atmet und regt sich in seinem Werk dieses fleißige, starke, ein wenig düstre schwedische Volk.

Seine tiefe Menschlichkeit verwies Strindberg auf die namenlosen Vielen. Abgesehen von einer kurzen Periode, während deren er die Tragkraft der Übermenschtheorien zu prüfen hatte, ging er durch dick und dünn mit den breiten Schichten, fühlte er sich als Kind des Volkes („Der Sohn der Dienstmagd"). Er wollte dem Volke Mut einflößen, indem er ihm zeigte, daß sein Glückstraum sich verwirklichen läßt (in „Utopie und Wirklichkeit"). Nur vorübergehend trieb ihn sein rastloser Geist zu der Lehre vom Ausnahmemenschen hin; es war nicht mehr als eine Gegenprobe, die ihn in seinem Solidaritätsgefühl mit den vielen nur bestärkte, — reicher an Menschlichkeit kehrte er zurück. Welch ergreifende Huldigung hat er, der Auserwählte, noch zuletzt wiederholt den namenlosen Heerscharen dargebracht, die in ihren rauhen Händen die Welt halten!

* * *

Im vorigen Sommer reiste ich nach Stockholm, um mir einen persönlichen Eindruck von Schweden — und von Strindberg zu verschaffen. Ich wollte das Land und Volk sehen, das er mich kennen und lieben gelehrt hatte, wollte dem Mann ins Auge blicken, der der Verleumdung beschuldigt wurde, während er schonungslos sein eignes Innere bloßlegte, und den die Leute Lügner nannten, sooft er die Wahrheit sagte. Er hatte mir Salz gereicht von seinen ersten Büchern an bis jetzt, wo er immer noch mit gleicher Respektlosigkeit gegen das Ganze zu Felde zog — in einem Alter, in dem andere nordische Häuptlinge aus Rücksicht auf den Weltruhm „schön" saßen und Pfötchen gaben. Dafür wollt ich ihm danken.

Wie Schweden in Strindbergs Dichtung lebt und webt! Die smaaländische Felsenlandschaft mit ihren Seen und grünen Tälern, mit den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ernsten Gruppen der Tannen und Wacholderbeersträucher um monumentale Blöcke herum; den Himmel und das Meer; die Felsenblumen und den Zug der wilden Vögel in den Scharen — das alles sah ich mit wiedererkennender Freude, obschon zum erstenmal — Strindbergs Schweden! Und auch die Menschen waren die seinen, nicht nur die, die er als Typen festgelegt hat, vielmehr die Nation selbst: in ihrer innigen Vereinigung von Milde und trotziger Kraft, hartem Tagewerk und Mystik, Freigebigkeit und Genügsamkeit — mit einem kleinen Einschlag von Launenhaftigkeit.

Ich wußte, daß es schwer war, Zutritt zu Strindberg zu erlangen. Die Fehden und Schikanen hatten sein Leben daheim verbittert und ihn noch einsamer gemacht, als er schon von Natur war. Er lebte ganz allein — fast versteckt — und öffnete seine Tür nur ein paar nahen Freunden. Einer von ihnen hatte mir versprochen, mich zu ihm zu führen; unglücklicherweise war er aber augenblicklich nicht in Stockholm. Wo Strindberg eigentlich wohnte, wußte fast niemand; einige meinten, er sei sehr krank, andere — und zwar die meisten — er leide an Verfolgungswahnsinn, und man dürfe ihm nicht nahekommen. Da gab ich meinen Besuch auf. Irgendwelche Wärme für ihn spürte ich nirgends. Viele haßten ihn erbittert; und die, die ihn und seinen Weltruhm gelten ließen, taten es kalt und gleichgültig, als könnte es nicht anders sein.

Ich schlenderte eines Abends spät durch die Straßen — und genoß die helle Nacht von Stockholm, die wie ein matter Goldhauch fast beängstigend leicht über den Dingen liegt. In einer solchen Nacht ist Stockholm bezaubernd, eine Märchenstadt, ganz venetianisch in ihrer träumenden Schönheit. Das Wasser der Kanäle hebt sich in Perlmutterglanz, leuchtend, als werde es das Morgengrauen gebären; die Gebäude werden geisterhaft zart. Man geht still wie durch eine Welt, die auf ein Zauberwort verschwinden kann.

In den engen Seitenstraßen brütete unangefochten das Dunkel, und auf dem Grunde schlichen ein paar Gestalten umher; jedesmal, wenn ich die Mündung einer Gasse passierte, kam einer zum Vorschein und bat um Geld für ein Nachtlogis. Es waren Leute besondrer Art, junge Arbeiter vom Lande, die es noch nicht gelernt hatten, sich mit einem Schluck Branntwein und einer Bank in den Anlagen zufriedenzugeben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich ging mit einem von ihnen ein Stück durch die Stadt, einem achtzehnjährigen Bauernburschen; er erzählte mir niedergeschlagen seine Geschichte, die gut war und auch für die übrigen galt. Es war das alte bekannte Lied: er hatte es satt bekommen, daheim auf dem Lande für den Patron zu schuften, weil keine Zukunftsmöglichkeit darin lag — und war dann zur Stadt gewandert, um dort sein Glück zu machen. Aber trotz der günstigen Jahreszeit fand er keine dauernde Beschäftigung. Acht Tage lang hatte er — dank der Dürre — für einen Gärtner als Wasserträger gearbeitet; dann kam der Regen, und er wurde überflüssig. Nach Hause wollte er nicht wie ein Abgebrannter zurückkommen, nachdem er seinerzeit so vertrauensselig ausgeflogen war; und hier auf dem öden Pflaster mußte er vor die Hunde gehen. Er war ganz zusammengesunken und dem Weinen nahe.

Aber auf einmal kam Leben in ihn. „Iylkotta! Ih, Iylkotta!" rief er mit singender Freude und begann zu laufen. Drüben auf der Straße wanderte ein alter Igel dahin; so sorglos, als befände er sich auf dem Grunde eines großen Waldes; er folgte dem linken Rinnstein und bog ohne Schwanken um immer neue und neue Straßenecken nach der oberen Stadt zu. Wir hinterher, um zu sehen, wohin er wollte. Der Bauernbursch war auf einmal wie verwandelt. Diese Begegnung mit einem Wesen, das er kannte, hatte ihm plötzlich einen helleren, freundlicheren Eindruck von der Stadt verschafft; und mit kecker Stimme schwatzte er drauf los. Sein Geplauder führte mich in die Heimat nach Bornholm, wo man den Igel gleichfalls „Iylkat" nennt; und von dieser Schäreninsel, die der liebe Gott von Smaaland losgerissen und allzuweit in die Ostsee hinausgeschleudert zu haben scheint, schweiften die Gedanken zu den andern Schäreninseln an der schwedischen Küste und von ihnen wieder zu Strindbergs wundervollem „Schärenleben". Jetzt bog der Igel um die Ecke der Drottninggatan nach dem Tegnérlund hin; hier an dieser Ecke, das wußte ich, sollte der Dichter wohnen. Und als ich den Kopf hob, stand er dort oben auf dem Balkon, groß und gespenstisch grau gegen die nachthelle Mauer, und starrte zum Himmel hinauf. So seltsam einsam und verlassen wirkte er auf mich, und ich hatte Lust, ihm einen warmen Gruß und Dank aus dem Lande der Lebenden zuzurufen.

Am folgenden Tage suchte ich ihn auf. An der Tür war kein Schild,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Schellenstrang war entfernt. Ich klopfte dreimal an die Wand neben dem Türrahmen — wie auf Verabredung — und wartete. Nachdem eine Weile verstrichen war, wurde die Klappe des Briefspalts, der sich knapp einen Meter über dem Fußboden befand, vorsichtig von einem bläulichen Finger gehoben, ein Auge mit grauer Braue spähte heraus. „Da hab' ich den Rücken des mächtigsten Schweden gebeugt," sagte ich und steckte meine Visitenkarte durch die Öffnung.

Wieder verging eine lange Zeit. Hinter der Tür war es totenstill, und auch ich stand still und wartete; ich merkte, wie der einsame Dichter dort jenseits der Tür stand und hin und her überlegte — und schwankte. Und hier vor seiner verschlossenen Tür erkannte ich erst, was es heißt, mitten im eignen Lande als Verbannter zu leben; welche Summe von Unverstand und bösem Willem dazu gehören mußte, um diese einsamste Seele von allen zu zwingen, auch auf den äußern Umgang mit den Menschen zu verzichten. Mir war zumute wie in meiner Kindheit, wenn ich daheim an Vinslevs verbarrikadierte Tür pochte und fühlte, daß er durch irgendeine Spalte zu mir herausstarrte. Er sah Dinge, die die andern Leute im Dorf nicht zu sehen vermochten. So isolierte er sich; nur wir Knaben durften zu ihm kommen.

Schließlich ging die Türe leise auf, und Strindberg kam zum Vorschein. Er sah mich scharf an. „Ich bin krank," sagte er flüsternd — „ich mache sonst nie auf. Aber Sie haben Rolf Krake zitiert?" Ein ganz flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Er blieb in der Türöffnung stehen, wie um mir den Zutritt zu verwehren, und starrte mich prüfend an mit einem Ausdruck zwischen tiefem Mißtrauen und Neugier.

Er ist schön, wie er da steht — groß und mit steifem Nacken, und um das Haupt flammt noch immer der Kampf. Doch die Augen scheinen zu entweichen, sie liegen tief wie zwei unruhige Quecksilbertropfen auf dem Grunde grauer Tiegel, und die Gestalt ist blau vor Frost und erstarrt.

Wie aus der Ferne und mit geistesabwesendem Lächeln hört er an, was ich ihm zu sagen habe. Sein Geist scheint nicht mehr zu Hause zu sein, das Wesentliche seines Blickes ist anderswo; aus einer andren Welt, deren Gedanken sich nicht voraussagen lassen, starrt er mich an. Nur ein kleines irdisches Interesse scheint ihn an Ort und Zeit zu knüpfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wann spielt ihr meine Dramen in Dänemark?“ fragt er. Aber noch ehe die Antwort kommt, ist er fort; das Leben hat nicht mehr Halt in ihm, als das Kind hat, das mit seinem Blumenstrauß das Wild des Waldes an sich lockt.

„Sie sind krank,“ sage ich. „Sie müssen jetzt hineingehn.“

„Nein, bleiben Sie noch ein wenig,“ flüstert er, ohne mich zum Eintritt einzuladen; „mich friert nur etwas. Die Zentralheizung ist seit 15. Mai außer Betrieb, und ich habe keine Haushälterin.“ Immer noch versperrt er die Tür, über seinem Gesicht liegt ein melancholischer Zug, der tief aus dem Innern kommt. Ach, Zentralheizung tut es nicht mehr, die Einsamkeit macht ihn frieren, die Kälte des Raumes, die ihm an die Seele gedrungen ist, nachdem er den Menschen all das Seine gegeben hat. Sein ferner Blick wird durch etwas, das ich sage, festgehalten und ruht mit einem Ruck auf mir. Auf dem Grunde der tiefen Augenhöhlen, die wie bestaubte Schmelztiegel sind, liegen die unruhigen Quecksilbertropfen, und unaufhörlich wechselt der Ausdruck des Häutchens. Es sieht aus, als arbeiteten sie daran, sich in Gold zu verwandeln; und im Nu sehe ich den Alchimisten, das verrückte Genie, das das wunderbare Problem lösen will, die unedlen Metalle in ewigen Stoff zu verwandeln. Dann erwacht er, grenzenlose Menschenverachtung legt sich über sein Gesicht, und das Leiden ergreift wieder ganz Besitz von seinen Zügen.

So werde ich ihn in der Erinnerung behalten, als den Goldsucher, der immer enttäuscht wurde.

Dieser „Schwarzseher“ war ja ein größerer Optimist als irgendein andrer Geist; seine Liebe zu den Menschen muß ohne Grenzen gewesen sein, da er in seine eigne Seele hinabtauchte, um die bösen Mächte zu finden, die die Welt zurückhalten.

Nie habe ich etwas so Einsames gesehn wie diesen von Lanzenspitzen getroffnen Kämpfer, der mit einem Händedruck, darin Schreck und Güte stritten, die Menschen von sich wies, um mit dem Tode allein zu sein. Schon damals war er gezeichnet, war er auf dem Wege ins Waldesdickicht hinein mit seiner Todeswunde, wie das königliche Tier des Waldes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Pfingstbrief an den „März"

Von Hans Heinrich Ehrler (Friedrichshafen a. B.)

Wo ist das Wunderbare hingekommen?

Der Himmel der Götter und des Gottes ist über uns zerbrochen und die Zuflucht unseres Glaubens jenseits der Wolken und Sterne ist zerstört. Die Erde unter uns ist eingeschrumpft und ihrer Abenteuer beraubt.

Wir wissen alles und besitzen alles. Warum sollte es uns noch wunderbar sein?

Wir kennen den Gang der Sterne und die Geheimkraft der Metalle. Die magische Kunst der Astrologie ist schon dem Namen nach zur klar bezifferten Rechnung der Astronomie geworden; und die alchimistische Retorte, in der die Adepten die Elemente zusammenmaledizierten, ist der Schmelztiegel der Elemente spaltenden Chemie geworden.

Wir haben nicht den Stein der Weisen, sondern den Stein der Wissenschaft gefunden. Mit diesem, sagen wir nun, seien wir an den Quell der Schöpfung und an den Atem des Lebens gekommen. Das Rätsel der Welt dünkt uns, sei in seinen Kammern aufgebrochen, und die Lampe der Forschung wagt sich an letzte, tiefste Türen.

* * *

Und doch . . .

Wir haben eine Entdeckung um die andere in unser Besitzkonto eingeschrieben und handhaben die Gewalten, vor denen unsere Väter wie vor dem Vorhang des Mythos standen, als dienstbare Geräte. Die Weltwirtschaft arbeitet mit dem Fernspruch der Elektrizität und das medizinische Institut mit der Vitalenergie des Radiums.

In der Minute, da der Gelehrte noch im Schauer einer ihm aufgesprungenen Frage steht, ist uns die Antwort schon selbstverständlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es sind etwa dreißig Jahre her, da kam daheim in unsere kleine landstädtische Lateinschule der herumreisende Schausteller eines primitiven Telephons, das zwischen zwei Klassenzimmern, mit dem Draht um die Türen herum, in Betrieb gesetzt wurde. Das war ein Ereignis, dessen entscheidenden Eindruck ich nicht vergessen habe.

Und nun sagt, wem passiert es noch, daß er einmal kosmisch ergriffen in der Sprachzelle am Bodensee steht und die Stimme eines Freundes aus Hamburg hört? Wer las jüngst die Zeitungsnotiz als etwas Besonderes, die Bewohner einer durch Stürme ein halbes Jahr lang abgeschnittenen Fischerinsel sollten eine drahtlos bediente Zeitung erhalten? Wer auch sitzt heute in der erst gestern gebauten Zelle eines „Emanatoriums" und bedenkt mehr, als daß die Verderbnis seines Leibes heilend beeinflußt werden soll, spürt dahinter, daß er in den unsichtbaren Ausstrahlungen der Urstoffe sitzt?

Ja, wenn morgen einer heraufstiege und brächte die Urzelle der Welt und deren letzte Masche empor, so reagierten wir nicht anders, als mit der Gründung einer Verwertungsgesellschaft.

* * *

Und doch . . . und doch . . .

Goethe fragte sich einmal unter der Maske eines „heiteren Naturforschers": „Wer weiß etwas von Elektrizität, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt, oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?"

Über ein Jahrhundert, das Jahrhundert der Entdeckungen später: Was wissen wir mehr darum, da wir uns inzwischen die Naturkraft zum Dienstboten gemacht haben? Mehr als die alte Wechselwirkung, daß „Spreu von geriebenem Bernstein angezogen, mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft steht"?

Hundertfältig haben wir Wirkungen geweckt, die Ursache liegt auch uns noch im Schlaf.

Um welchen inneren Rechtes und Reichtums willen sind wir hoffärtig geworden und haben die Demut des Staunens verloren? Fahren in den Lüften über der unterworfenen Erde, dieweil unserer Seele die Flügel weggefallen sind?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wohl reden wir noch von Bewunderung, aber der Gegenstand unserer Bewunderung ist die Tatsache der Leistung und deren praktisch-intellektuelle Bravour, nicht mehr die Offenbarung und der Sinn des aufgeschlossenen Geheimnisses.

Es war wiederum Goethe, der die Engländer als Meister pries, „das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt."

Wenn der Alte von Weimar aus seiner Zeit der „grauen deutschen Theorie" herübersteigen und sehen könnte, wie sehr wir inzwischen Engländer geworden sind!

Oder er sagte: „Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erscheinung, was sie nutze, und sie hat nicht unrecht: denn sie kann bloß durch den Nutzen den Wert einer Sache gewahr werden . . ." „Die wahren Weisen fragen, wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu anderen Dingen, unbekümmert um den Nutzen."

Wenn der Weise von Weimar auch noch erführe, wie ganz wir Menge wurden!

* * *

Es ist auf dem Weg dieser raschen Versachlichung des Schöpfungsbildes etwas Bedeutendes und Bedenkliches mit unserer zivilisierten Menschengemeinschaft geschehen. Sie hat sich abgehoben und herausgehoben aus dem Schoß der entzauberten Natur.

Und mehr als je zieht sich das, was wir Kultur heißen, zentrisch auf den Menschen zusammen. Im Zeitalter der Naturwissenschaft noch mehr, als in den Zeitaltern der anthropomorphen Gottbegriffe.

Niemand damals merkte (außer etwa die Mystiker), wie jener vergewaltigten Art des Glaubens das Göttliche entfernt blieb; niemand merkt es heute, wie sehr sich uns die Natur entfernt, indem wir vermeinen, von ihr Besitz zu ergreifen. Wie sie uns nur ihre Hülle in die Hände gibt und ihr Wesen darunter entzieht.

Die Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts hat sich aus den Zusammenhängen geschält und ist sich isolierter Selbstzweck geworden in allen ihren Spiegelungen. Unsere gangbaren Romanschreiber und Bühnendichter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begrenzen sich in der Aufschließung sexueller und gesellschaftlicher „Probleme". Die Politik treibt der Strom des Welttausches und der demokratisch-sozialen Bewegung. Auf der Gegenseite (und doch aus dem gleichen Grund) sucht sich in Nietzsches Spuren eine Steigerung des Individuums durchzusetzen, ohne den Nährboden des Bewußtseins zu erhalten, wozu und wohin im weiteren, philosophischen Sinn dieser Auftrieb führen soll.

Am Ende ist es hinwiederum auch nichts anderes, als eine Lebensäußerung der Emporkömmlinge, wenn nun die „Naturwissenschaft" selber und selbstbewußt den Schlüssel der Philosophie in ihr Eigentum übergeführt hat. Rasch und kurzerhand bietet sie uns schon eine fertige „Weltanschauung" an und baut zum bequemen Gebrauch gleich auch eine Bekenntniskirche darum.

Ihrer keiner aber wundert sich über die Müheloſigkeit solch neuzeitlicher Papistenkunst, aus den analytisch weit wie noch nie auseinandergestreuten Trümmern des alten Universums zu der Syntheſe eines nagelneuen, fugenlosen Prachtgebäudes zu gelangen.

* * *

Und doch war nie Wunderbareres um uns. Quellen der Wunder sind rings aufgebrochen und Schächte des Staunens haben sich aufgetan. Wir stehen überall in „fruchtbarer Dunkelheit", aus der die Lichter der Phänomene aufleuchten. Die Gewitterluft der Ahnungen umspannt uns. Fragen sprossen und bringen ihre Antwort in der Kapsel mit, und jede Antwort wird zur neuen Frage.

Was haben uns die Jahrhunderte, die uns den Glauben genommen, anderes geschenkt als den Zweifel? Das Geschenk, das voller von Mysterien ist als jeglicher Glaube?

Unser Zeitalter ist ja so seltsam schön, weil es vom Zweifel geboren, Zweifel gebiert.

Wie in einer Schaukel schwingen wir in schwebenden Möglichkeiten und rühren mit jedem Schwung an das Unmögliche.

Nicht mit dem Mantel der Melancholie umschlagen, wie damals, als sie um die zerbrochene, entleerte Welt der Väter vom „Weltschmerz" ergriffen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden und über kalten Abgründen erschraken. Sondern in froher, bewegter, flügelnder Lust.

„Wer weiß, was da noch werden mag . . ."

Wir wollen dem Zweifel ein hohes Lied singen.

Wie Goethe wollen wir leidenschaftlich frohlockend in den Rätseln fortgehn, weil wir selber nicht wissen, wohin sie uns führen. Was wir dieses Wegs um uns sehen, wollen wir bescheiden als Bedingungen hinnehmen und nicht gleich mit den Ursachen verwechseln, die doch hinter den Erscheinungen liegen bleiben.

Und in der Anschauung der Dinge wollen wir uns die Ehrfurcht vor ihrem Sinn und Zusammenhang wahren und nicht, gleich den bald Zufriedenen, verkünden, wir hätten eine „Weltanschauung".

Wir wollen das Unerforschliche verehren. Unsere Sinne und Gedanken sollen Tauben sein, die jeden Morgen in den Himmel des Unbegrenzten fliegen; und in frommer Trunkenheit wollen wir untereinander von dem Unaussprechlichen sprechen.

Wir wollen uns das Tor zum Göttlichen offen halten, auch wenn kein Thron eines Gottes dahinter steht. Unsere Seele soll sich im Glanz des unendlichen Lichtes spiegeln und unser Geist von dem Wehen kosmischer Lüfte regen.

Die Phantasie, die sie im Schutt ihrer nüchternen Geschäftigkeit begraben haben, graben wir wieder aus, und die Dichter, die sie totsagten, rufen wir zurück. Beide haben mehr Raum als vordem.

Und in die Mutteratmosphäre der Natur heimgeführt, finden wir über dem Geröll der Erkenntnisse die Luft des Gefühls wieder, das doch — alles ist.

Das Weltgefühl.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elsaß-Lothringen

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Nirgends in der deutschen Politik wäre eine geschickte Hand, nirgends Stetigkeit, Verständnis und Kaltblütigkeit mehr am Platze als in dem jüngsten Bundesgebiet. Systemwechsel und Systemlosigkeit haben seit Jahrzehnten die Entwicklung geschädigt und verlangsamt. Nun hat man vor einem Jahr beschlossen, die ausgefahrenen und toten Geleise zu verlassen. Seit einem halben Jahr ist ein neuer verfassungsmäßiger Zustand in Wirksamkeit. Aber schon wieder werden die Gäule herumgerissen und Staatsorgane drohen, die Richtung zu drehen. Die Reichspolitik beraubt sich aller Vorteile der Stetigkeit.

Die Reichspolitik? Ist es die Politik des Reichskanzlers, ist es die Politik des Kaisers, ist es die Politik der Alldeutschen? Der deutschen Politik fehlt überhaupt die innere Einheitlichkeit. Darunter leidet Deutschland. Das ist eine Schädigung unserer nationalen Interessen in Elsaß-Lothringen. Leider hat die Ungeduld des Kaisers einen persönlichen Anteil an der unerwünschten Entwicklung.

Vor einem Jahr traf der Kaiser zur militärischen Besichtigung in Metz ein. Unmittelbar darauf wurde durch einen plötzlichen Akt der damalige Landesausschuß mit allen Symptomen der Ungnade geschlossen. Damit war die Notwendigkeit einer verfassungsmäßigen Neuregelung vom Kaiser selbst proklamiert. Wenn sie der inneren Annäherung der Bevölkerung an die Reichsinteressen dienen wollte, durfte sie nicht rückschrittlich, sondern mußte fortschrittlich sein. Damals war der Kaiser in der Tat für eine moderne Verfassung. Er erkannte, daß es keinen anderen Ausweg gab. Die Alldeutschen aber huben das große Geschrei an, und die preußischen Konservativen schlossen sich ihnen an, die preußischen Konservativen, die bar des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verständnisses für die Eigenart der Elsaß-Lothringer und für die Stimmungen sind, die die geschichtliche Entwicklung erzeugt hat, und die zurzeit noch nicht völlig überwunden sind. Die Wahlen auf Grund des neuen freien Wahlrechts fanden im Herbst statt, und die nach Frankreich schielenden Nationalisten wurden geschlagen. Nun hat der neue Landtag einige Monate gearbeitet. Auch wenn man der Ansicht ist, daß neben konzentrierter sachlich wichtiger Arbeit ein paar Beschlüsse übereilig oder verfrüht waren, und daß in diesem Übergangsstadium noch mehr mit der Schwierigkeit der ganzen Lage hätte gerechnet werden können, so habe ich doch keinen Zweifel, daß in einem Falle wie Grafenstaden alle anderen Volksvertretungen gleichfalls eine energische Verwahrung eingelegt haben würden. Eine Volksvertretung kann nicht schweigen, wenn einem Industriezweig, der zahlreiche Arbeiter beschäftigt, die Brotlosmachung zahlreicher Arbeiter in Aussicht gestellt wird wegen der gesellschaftlichen und politischen Sympathien und Antipathien eines Direktors. Das ist eine unrichtige und harte Politik, die auch durch das, was der Reichskanzler im Reichstag vorbrachte, nicht gerechtfertigt erscheint. Wenn „Grafenstaden der norddeutschen Lokomotivvereinigung angehört und deshalb Anteil an den Bestellungen für die Reichseisenbahnen und die preußischen Bahnen hat", wie Herr von Bethmann-Hollweg erklärte, so ist es mir sogar rechtlich in hohem Grade zweifelhaft, ob unfreundliche, politische Gesinnungen eines Direktors die Entziehung der Bestellungen rechtfertigen. Diese Entziehung würde, nebenbei bemerkt, zur rechtlichen Voraussetzung den Ausschluß von Grafenstaden aus der norddeutschen Lokomotivgemeinschaft haben, daß dieser erfolgt sei, ist nicht erklärt worden. Aber jedenfalls ist die Maßregel und die Maßregelung, den Arbeitern die Verdienstentziehung anzudrohen wegen der politischen Gesinnung eines ihrer Direktoren eine höchst ungewöhnliche und notwendig verbitternde Maßregel.

So liegt der Fall, wenn es wahr ist, daß ein Direktionsmitglied einer privaten Erwerbsgesellschaft wirklich antideutsch ist und andere zu beeinflussen versucht hat. Wie aber, wenn es nicht so ist? Wenn es entstellende Denunziationen persönlicher Gegner — wie kundige und höchst verständige Menschen versichern — gewesen sind? Dann wird naturgemäß die Stimmung von Elsaß-Lothringen über das Vorgehen der preußischen Eisenbahn-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verwaltung noch viel stärker und einheitlicher sein, und der Rückweg aus der Sackgasse ist nach der erfolgten Drohung dann versperrt, wenn die Gesellschaft ihr nicht nachgibt. Dann bleibt der scharfe Dorn im Land zurück, und die Gegner der Assimilierung behalten eine unwillkommene Waffe in der Behauptung, es sei eine ungerechte, wirtschaftlich schädigende Maßregel über die elsässische Maschinenindustrie verhängt, unter Mitwirkung der Exzellenz Mandel als Kriminalkommissar.

Die Angelegenheit wird nicht besser durch die Mitteilung des Reichskanzlers im Reichstag, daß die preußische Eisenbahnverwaltung durch „Zeitungsartikel" auf die Gesinnungen des Direktors aufmerksam gemacht worden ist. Denn von den Zeitungen erscheint die lauteste im rheinisch-westfälischen Industriebezirk.

Damit ist das Mißtrauen geradezu künstlich eingeimpft, die Aktion diene nebenbei auch Konkurrenzgelüsten. Nichts aber ist gefährlicher und unstaatsmännischer, als wenn die preußische Verwaltung Mißtrauen wecken hilft in einem Land, für welches die Regierungsmaxime sein muß, das Vertrauen der Bevölkerung zu erwerben. Ich bin auch überzeugt, daß Bethmann-Hollweg, wenn er von dem Grafenstadener Fall rechtzeitig Kenntnis erhalten hätte, ausgesprochen hätte, daß die Androhung einer Entziehung sämtlicher Bestellungen bei Nichtentlassung eines Direktors ein politisch verfehltes Mittel sei. Nachträglich muß das Herr von Bethmann-Hollweg verteidigen.

Aber das ist ja auch einer der kranken Punkte, daß die Kanzler seit zweiundzwanzig Jahren häufig hinterher Dinge verteidigen mußten, denen ihr staatsmännisches Verantwortlichkeitsgefühl heimlich widerstrebt. Der Kanzler des Deutschen Reiches ist gar manchmal nur das Opfer der Uneinheitlichkeit der Reichspolitik, die häufig nicht das Ergebnis seiner Willensentschließungen, sondern das heimliche Produkt widerstreitender Strebungen ist.

Der ganze politisch übertriebene Zwischenfall ist unwillkommen. Er ist hochpolitisch geworden, daß er ein Hauptgrund der Drohworte war, die der Kaiser in Straßburg in eigener Person ausgesprochen hat. Diese raschen Worte, die politische Nervosität gespiegelt und erzeugt.

Man sagt, die Worte seien privat gewesen. Das ist unwahr. Wenn das Oberhaupt eines Reiches bei einem offiziellen Besuch dem Bürgermeister

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Landeshauptstadt gegenüber die Drohung ausspricht, die Verfassung des Landes aufzuheben, so ist das eine hochpolitische kaiserliche Kundgebung; und wenn er das Wohlverhalten des Landtags als die Bedingung der Nichtausführung erklärt, dann ist der Bürgermeister nach dem ganzen politischen Zweck der Warnung beauftragt und verpflichtet, den Bedrohten Kenntnis von der Warnung zu geben, und zudem ist nicht widersprochen, daß der Kaiser zu Herrn Vonderscheer ausdrücklich gesagt hat, er wünsche, daß die kaiserliche Äußerung bekannt werde!

Der Wortlaut der Äußerung ist von dem Reichskanzler nicht bekannt gegeben worden. Darin liegt das Eingeständnis, daß der Wortlaut von der Reichsregierung nicht zu vertreten ist. Deutschland und die Welt glaubt, daß das Bild: „Ich werde die Verfassung in Scherben schlagen" gebraucht worden ist.

Alle großen Zeitungen Deutschlands, die „Deutsche Tageszeitung" eingeschlossen, haben auf die erste Nachricht erklärt, es sei „unmöglich", daß der Kaiser so gesprochen habe. Darin liegt ein scharfes, ein sehr scharfes Urteil. Selbst Herr v. Köller wird, wenn er gefragt würde, diese Wendung für einen schweren Fehler erklären. Was würde Bethmann-Hollweg geben — wenn der Kaiser andere Worte gewählt hätte.

Im Reichsland breitet sich der Glaube aus, der Kaiser trage sich mit dem Gedanken, verbriefte Rechte, die er vor einem halben Jahre geben half, wieder entziehen zu wollen. Dem Mißtrauen ist eine große Schleuse geöffnet.

In Deutschland sieht man mit Schmerz das Aufflackern einer Anschauungsweise, die der Stetigkeit zuwiderläuft und die in ihrer Impulsivität die verfassungsmäßigen Schranken überspringen zu wollen scheint. Der Monarch macht mit jener Äußerung selbst Politik; und er verkennt, daß gerade das Drohen im Munde eines Königs und Kaisers besonders heftig „überrascht".

Die Drohung der Einverleibung in den „Zucht"bereich Preußens hatte acht Tage zuvor die „Post" ausgesprochen, jenes zügellos chauvinistische Blatt, das im Sommer den Kaiser persönlich in der unerhörtesten Art angegriffen und vor vierzehn Tagen den Kronprinzen als die letzte Hoffnung der Alldeutschen proklamiert hat. Und nun macht sich der Kaiser die Auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fassung der „Post" in der elsässisch-lothringischen Frage zu eigen. Das ist das Nachdenklichste an dem Geschehnis.

In Frankreich aber greift ein Gefühl der Dankbarkeit um sich, daß der Kaiser persönlich einen scharfen Gegensatz zwischen sich und der Bevölkerung des Bundesstaates Elsaß-Lothringen aufgeworfen hat, und die französischen Chauvinisten reiben sich die geschäftigen Hände.

Das alles muß man sich offen und ernst vergegenwärtigen. Dann versteht man auch, grundverkehrt, wie blind und wie leidenschaftlich Herr Scheidemann gehandelt hat, wenn er seinen Gedanken eine höhnische Spitze gegen das Land Preußen gegeben und durch seinen Angriff künstlich das preußische Gefühl engagiert und herausgefordert hat. Damit hat er dem Reichskanzler und seinem kaiserlichen Herrn einen unschätzbaren Dienst getan.

Das Draufgängertum ist immer ein Unglück, auch wenn es von der Sozialdemokratie geübt wird. Nicht draufgängerisch, sondern unabhängig, gerecht und politisch ist es, wenn die altelsässische und deutsche Elemente umfassende elsaß-lothringische Fortschrittspartei, die sich in diesen kritischen Tagen zusammengeschlossen hat, in ihrem Aufruf ausspricht: „Als Partei der nationalen Versöhnung kämpfen wir gegen die Sonderbündler, die zum Schaden ihres Landes den inneren Anschluß an das Deutsche Reich aufhalten wollen, und ebenso gegen die Chauvinisten, die diesen Anschluß ohne Verständnis für unsere Lage erzwingen wolle." Wenn sich doch der Deutsche von der Staatsweisheit dieses Programms überzeugt hätte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Hambacher Fest

Eine Erinnerung an den 27. Mai 1832

Von Theodor Heuß

n pfälzer Dorfwirtschaften findet man allenfalls noch einen alten Stich an der Wand hängen, der gerade keine sonderliche Kunstleistung, aber doch mit Rührung und Freude zu betrachten ist. Dort kann man sehen, wie „am 27. May" viele tausend Bürger, Studenten, Bauern zu dem Schloß hinaufgezogen sind, das jetzt, um die Erinnerung des bösen Tages auszulöschen, Maxburg heißt, die Hüte schwenkend, mit lustig wehenden Fahnen; Trommler und Zinkenisten sind für das Tempo besorgt. Es ist eine vergnügte pfälzer Wallfahrt zu einer Ruine bischöflicher Herrschermacht: die Bauern hatten vor ein paar Jahrhunderten dem Speirer Herrn einmal sein trotziges Nest ausgehoben.

Es war ein warmer Tag, Gewitter und Regen fuhren gelegentlich auf die Redefreude und das Jahrmarktstreiben herab. Die zwanzigtausend Menschen, die da beisammen gewesen sein sollen, focht das wenig an. Sie hielten um die Tribünen aus, von denen in ungezählten Reden die Einigung des Vaterlandes, die Herstellung der bürgerlichen Freiheiten gefordert und verkündigt wurde. Dieser 27. Mai 1832 ist der wahrhaft klassische Tag des Vormärz, in seiner anekdotenreichen Vorgeschichte, dem Verlauf mit Gesängen, Treuschwur und Ehrensäbel, den Folgen mit Gefängnis, Bedrängnis und Bundesbeschlüssen in Frankfurt.

So ging es an: ein paar Wirte in Neustadt wollten ein Geschäft machen und planten zu dem Tag eine Gedenkfeier für die bayrische Verfassung. Doktor Siebenpfeiffer, der publizistische Führer des liberalen Rheinbayern, griff die Idee auf, um ihr eine andere Wendung zu geben. Er wollte eine Heerschau für das liberale Südwestdeutschland zustande bringen und fand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Gruppe von Männern, die ein Sendschreiben hinausgehen ließen: „Im Mai hielten, nach germanischer Sitte, die Franken, unsre ruhmbekränzten Väter, ihre Nationalversammlungen; im Mai empfing das heldenmütige Polen seine Verfassung; im Mai regt sich die ganze physische und geistige Natur: wie sollte, wo die Erde mit Blüten sich schmückt, wo alle keimenden Kräfte zur Entwicklung streben, wie sollte die Empfindung des Daseins, der Menschenwürde, starren unter der Decke kalter Selbstsucht, verächtlicher Furcht, strafbarer Gleichgültigkeit? Auf, ihr deutschen Männer und Jünglinge jeden Standes, welchen der heilige Funke des Vaterlands und der Freiheit die Brust durchglüht, strömet herbei! Deutsche Frauen und Jungfrauen, deren politische Mißachtung in der europäischen Ordnung ein Fehler und ein Flecken ist, schmücket und belebet die Versammlung durch eure Gegenwart! Kommet Alle herbei zu friedlicher Besprechung, inniger Erkennung, entschlossener Verbrüderung für die großen Interessen, denen ihr eure Liebe, denen ihr eure Kraft geweiht."

Auf diese Tonlage war das ganze Fest gestimmt.

Man denkt leicht an die andere Bergfeier der deutschen Freiheitsfreunde, die ähnliche Bedeutung und gleich fatale Wirkung in Frankfurt hatte: das Wartburgfest der Burschenschaft. Bei ihr war mehr glühende Hoffnung, ein religiöser Grundton, der aus der jüngsten Vergangenheit, dem Sieg über Napoleon, herwehte; die Erinnerung an Luther trat hinzu. Die Pfalz hatte eine andere Tradition, und der Hoffnungsseligkeit war Skepsis gefolgt, ein zermürbender Kampf mit vielen Verwaltungsbrutalitäten. Die Pfälzer hatten die Wohltaten der großen Revolution gespürt, sie konnten sich nicht an die bayrische Bürokratie gewöhnen und in der Tat geschah von München aus so ziemlich gar nichts, dieses Stück Land dem größeren Körper innerlich zu gewinnen. Die Pfälzer fühlten sich mit Recht als überlastete Steuerzahler, für die weiter nichts geschah, und mit einer regen Publizistik wuchs in dem höchst beweglichen Volk die Stimmung gewohnheitsmäßiger Opposition. Die Form dafür fand sich, denn sie entsprach ganz und gar den eigentlich pfälzischen Talenten: man feierte große Bankette und Kommerse für die Abgeordneten, und jedes Dorf pflanzte sich einen geschmückten „Freiheitsbaum" auf den Anger, um den man sich dann mit Polizei und Gendarmerie blutig raufte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht die besondere politische Misere, jedoch der landständische Gegensatz gegen München machte die Rheinpfalz für eine Zeitspanne zum Herd der liberalen Bewegung in ganz Deutschland. Es gab einen teilnehmenden Volksuntergrund, der einer verbreiteten Presse das Leben ermöglichte. Als das Hambacher Fest ausgeschrieben war, sah sich die pfälzer Regierung in beträchtlicher Verlegenheit. Sie war völlig unpopulär gehandhabt und hatte, nach allerhand Krawallen und Zensurprozessen, herzlich Angst. Darum verbot sie das Fest, aber der pfälzer Landrat wandte sich direkt nach München, und dort lenkte man ein. Der Speirer Regierungspräsident mußte sein Verbot zurückziehen und trieb nun selber eine starke Propaganda für die Veranstaltung, damit die Anwesenheit wohlgesinnter Bürger und Beamten Ausschreitungen hintanhalte. Es braucht keiner Worte, daß diese Taktik den ingeniösen Verwaltungsbeamten dem allgemeinen Spott überlieferte.

Diese Vergreden der deutschen Einheit und Freiheit liest man auch heute noch nicht ohne Bewegung. Freilich finden sich zahllose Übertreibungen darin, Deklamationen, die jeglicher ernsthaften politischen Perspektive entbehren, Geschwollenheiten des Ausdrucks, die für uns heute komisch oder unerträglich sind. Aber wir dürfen nicht ungerecht sein. Jene Generation, im Zeitalter der Zensur und der Versammlungsverbote, hatte keine Schulung, dem politischen Ziel eine knappe Formel zu geben und die Wurfkraft der Schlagworte richtig abzuschätzen. Es gab auch auf dem Hambacher Schloß keine gemeinsame Programmabrede: es fehlte nicht an Widersprüchen, an großen Unterschiedlichkeiten im Weg, im Ziel, im Mittel. Aber die ungeheure vaterländische und freiheitliche Gesamtstimmung sog die Verschiedenheit der Dialekte und Temperamente ineinander.

Der deutsche Liberalismus dieser Periode verhandelte, über das Problem der inneren Freiheiten, der Verwaltungs-, Justiz-, Steuer- und Zollreformen hinaus, zwei Fragen mit besonderer Lebhaftigkeit: soll Frankreich Deutschland die Freiheit bringen, und was geschieht mit Polen? Gerade im Südwesten, dem die Revolution und Napoleon allerhand Gutes gebracht hatten, blieb angesichts der preußisch-österreichischen Reaktion offenkundige Rheinbundstimmung lebendig, die der Juli 1830 frisch entfachte. Von der Seine kam die Freiheitsluft. In Hambach sprach ein Franzose

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die Solidarität der Freiheitsfreunde; da gab es einen Zwischenfall, denn Wirth, das geistige Haupt der Veranstaltung, erörterte eingehend, daß die deutsche Staatwerdung aus Eigenem geschehen müsse. Das war eine Formulierung der deutschen Zukunft, die nicht in alle Köpfe paßte.

Einhellig aber war man in der Begeisterung für die Polen. Die Polenbewunderung ist ein unentbehrlicher Zug in der Jugendgeschichte des deutschen Liberalismus; schwärmte man im Vordersatz für die deutsche Volksgröße, so galt die Rührung des Nachsatzes dem armen Nachbarvolke. In Hambach sang man Lieder auf die Polen und ließ sie reden und den Polen war es auch selbstverständlich, daß sie den Deutschen mitteilten, ihre, der Deutschen nächste Aufgabe sei es, das alte freie Polen wieder aufzurichten. Die Deutschen glaubten und beschworen es. Seltsame Zeiten. Später, als das Exil, das selten eine gute Lehrzeit, aus den polnischen Idealisten allerhand berufsmäßige Putschgesellen machte, verzog sich die Schwärmerei einigermaßen. Kindsköpfe unter den Historikern nehmen diese Polenbegeisterung als den Mangel an deutschem Nationalgefühl jener frühen Liberalen, während es gerade der Ausdruck dafür war; der halbe Neid, daß hier ein Volk für den Begriff der Nation bluten wollte, den man selber erst suchte. Und dann steckte noch ein realpolitisches Moment hinter der Sentimentalität: Polen sollte den Abwehrstaat bilden gegen den zarischen Absolutismus.

Für den Liberalismus als Volksbewegung ist beim Hambacher Fest nicht viel herausgekommen. Der Versuch, irgend eine Form von Organisation zu finden, wurde gemacht, aber ohne viel Erfolg: man fühlte sich nicht „kompetent". Ehe dieser etwas krähwinkelmäßige Kompetenzkonflikt geordnet wurde, fing der Bundestag mit seiner Arbeit an. Man hatte schon dem Münchner Kabinett tüchtig zugesetzt, daß es solchen liberalen Unfug zugelassen hatte und Ludwig I. tat jetzt alles, mit rücksichtsloser Härte die Pfalz das Ausmaß seines königlichen Zorns spüren zu lassen. Metternich aber wußte, wozu liberale Maifeste zu verwenden waren. Er schrieb damals an Herrn von Nagler (wie Herzberg in seiner Hambacher Broschüre mitteilt) die einsichtsvollen Worte: „Das Hambacher Fest, wenn es gut benützt wird, kann ein Fest der Guten werden: die Schlechten haben sich zum mindesten zu sehr übereilt"; er sah ein, „von welchem großen Vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teile das Hambacher Fest werden könne, wenn ein vorsichtiger Gebrauch von den stattgehabten Unregelmäßigkeiten gemacht werde."

Dieser „vorsichtige Gebrauch" wurde in umfangreicher Weise gemacht; er zeitigte die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni 1832, die zum Ausgangspunkt der widerwärtigsten „Demagogen"-Verfolgung wurden.

Das blieb die schmerzliche Wirkung des hoffnungsreichen Maientages, ungezählt die Gefängnisjahre, die den unmittelbar Beteiligten zum Ruhm gediehen. Es kam jene Zeit, da man den Witz in der Gesellschaft weitergab: daß das Vaterunser nicht gepredigt noch gedruckt werden dürfe. Denn die fünfte Bitte: erlöse uns von dem Übel, sei eine Aufforderung zum Hochverrat.

Das Schaf / Von Walter Schädelin

Erinnerungen können einen überfallen und, ungerüstet wie man ist, auf Augenblicke aus der Fassung bringen. Ist man ihrer aber einmal Meister geworden, so lassen sie einen fürder in Ruhe.

Es gibt jedoch Erlebnisse von so großer Energie, daß lange Jahre nicht vermögen sie nur abzuschwächen. Immer wieder stehen sie so lebhaft und deutlich vor dem Bewußtsein, fordern gebieterisch, als wären sie unerlöste Seelen, daß man sie beim Namen nenne, daß es nur ein Mittel gibt sie los zu werden: Man tue diesen Erlebnissen ihren Willen, indem man sie einfach mit großer Treue aufzeichnet, darstellt; dann haben und geben sie endlich Ruhe.

Wir waren auf der Heimkehr begriffen und wollten, um den letzten Tag zu nützen, am Tierlaufhorn noch einen Trieb machen; riegeln in der Jägersprache.

Zwei Stunden schon querten wir, alle drei schwer beladen, bei sommerlicher Hitze mühsam die obersten sehr steilen Wildheulehnen des Bergzuges. Die Nachmittagssonne brannte unbarmherzig auf uns herab. Wir waren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so ausgedörrt, daß kein Tropfen mehr Stirn und Schläfen feuchtete, die sich sandig anfühlten vom salzigen Rückstand des verdunsteten Schweißes. Die Füße brannten mich, und ihre Gelenke schmerzten; denn seit Stunden setzte sich der linke Fuß stets mit der innern, der rechte mit der äußern Schuhkante auf den abschüssigen, schlechten Stand bietenden Hang. An so einseitige Beanspruchung waren die stählernen Bänder und Flechsen meiner beiden Gebirgler gewöhnt, und auf die Lasten, die jeder in ruhigem Tritt dahintrug, waren ihre sehnigen und kraftvollen Gestalten eingerichtet. In Bau und Anlage ihnen zwar ähnlich, fehlte meinem Körper jedoch die tägliche Übung, und ich mußte durch unbeugsamen Willen ersetzen, was mir an Training abging.

Dazu kam ein Umstand, der das Gehen noch mehr erschwerte. Das dürre und harte Gras hatte nach der ersten halben Stunde schon nicht nur die Schuhsohlen, sondern auch die starken griffigen Nägel drin glatt poliert, so daß sie nicht mehr packen wollten, worunter die Sicherheit des Trittes litt. Auf Fels wären sie bald wieder rauh geworden, wie eine Klinge vom Anziehen scharf und bissig wird; aber der rasige Hang wollte kein Ende nehmen.

Es ist das stumpfe tierhafte Leisten einer schweren mechanischen Arbeit. Der Körper tut ohne geistige Kontrolle seine Pflicht; Fuß setzt sich vor Fuß, die Hände bedienen sich des Bergstockes automatisch, und das Zusammenspiel aller Muskeln unter der Aufsicht der Augen ist vollkommen.

Der Geist jedoch ruht; schlummert tief. Kaum daß er träumt; und selbst das Träumen ist so schwach, daß es nur wie leisester Windhauch über einen Teich fährt. Einen Wachtposten aber hat er zur Sicherheit aufgestellt, und der summt eintönig vor sich hin: wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg; und so fort; immer gleich. Dann aber nach und nach, wie die Pulse pochen: ein Wille, ein Weg; ein Wille, ein Weg; später, wie der Atem geht: Wille, Weg; Wille, Weg. Der linke Fuß ist der Wille, der rechte der Weg, und so setzen sich denn Wille und Weg einer vor den andern. Wenn Wille niedertritt, klinkt jedesmal ein eiserner Ring irgendwo gegen meine Büchse, und wenn Weg auftritt, klappert im Rucksack das Kochgeschirr oder der Aluminiumbecher. — Der Wachtposten könnte ebensogut ein musi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kalisches Motiv sinnlos vor sich hinsummen, einen Vers, eine Frage oder ein seltsames Wort.

Da plötzlich läßt eine Scholle aus. Ich stolpere, und blitzschnell ist mein ganzer Mensch wach und bereit zu stemmender Wehr. Dann mähliches Einschlafen, und bald zieht der Wachtposten wieder auf, der in Gleichmut und Ausdauer seinen Sang von Weg und Willen daherſummt. So ist's, bei steter körperlicher Anstrengung, ein Wechsel von Schlaf und Wachen, der etwas Bannendes hat.

Endlich stieß mich ein Wind an, der mich innehalten und aufschauen hieß. Wir näherten uns einer Gratlücke, oder vielmehr, es ragte, auf Büchsenschußweite, ein wohl gegen hundert Meter tief zerspaltener Gipfel auf. Die Kluft lief in eine Steinschlagrunse aus. Meine Hoffnung, dort Wasser zu finden, trog mich; aber der Umstand, daß wir die schlimme Halde hinter uns hatten, genügte, unsere Lebensgeister anzuregen, so daß wir ziemlich rasch in der Runse nach oben stiegen, ich heilsfroh, die Füße einmal anders setzen zu dürfen.

Plötzlich hielt der Vorderste mit einem Fluch an. Ein Schwarm Fliegen stob mit Brausen auf. Im Gerölle lagen die Kadaver von zwei schwarzbraunen Schafen, die vor Tagen abgestürzt und umgekommen sein mußten, und die vom Raubzeug angenommen waren, denn die Flanke des einen Tieres war offen wie ein leckes Schiff und zeigte vier blanke Rippen. Schnell vorbei!

Oben in der schmalen schattigen Lücke machten wir Halt.

Mit dem Glase suchte ich die rauhen Abstürze des Ostgipfels ab, da ich zuweilen schwaches Schellengebimmel zu hören glaubte. Mein Ohr täuschte mich nicht. Auf einem schmalen Grasband entdeckte ich ein helles Schaf. Den Kopf tief gesenkt, den Körper an die Felsen gedrängt, stand es da, ein Bild hilfloser Verlassenheit. Durch das scharfe Glas konnte ich bemerken, daß der linke Hinterlauf gebrochen war. Ringsum im engen Bereich des Tieres war jeder Grashalm bis zur Wurzel abgenagt. Das Tier jammerte mich; es war offenbar ein Gespane der beiden braunen unten in der Runse, denen wenigstens ein rascher Tod geworden war. Meine Kameraden vermuteten, die Schafe seien von einem Hunde gejagt und in den Abgrund gesprengt worden. Zu helfen sei dem dort oben nicht; es bleibe uns nichts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderes zu tun übrig, als den nächsten Sennen im Tal unten Bericht zu geben. In zwei Tagen frühestens könne der Versuch gemacht werden, das Tier herunter zu holen, wenn es die Mühe überhaupt noch lohne, denn es sei sehr abgemagert, und die Wunde möchte wohl brandig geworden sein.

Das arme fast verschmachtete und verhungerte Schaf dort zu erreichen und zu befreien war uns unmöglich. Auch mußten wir fort, wenn heute aus der Jagd noch etwas werden sollte.

Kaum eine Viertelstunde weiter wurde mir die Wart angewiesen auf einer gipfelartigen Erhöhung des breitrückigen Grates. Kam ein Bock, so mußte er zwischen mir und dem aufragenden Felshorn in gerechter Schußweite den Grat überschreiten. Der eine meiner Begleiter mußte seinen Stand, eine Felskanzel in der abschüssigen Wand, eine gute halbe Stunde weiter unten suchen, während der andre die mit bewaldeten, schräg ansteigenden Bändern abgesetzte Fluh durchgehen und uns so das Wild sachte zudrücken wollte. In etwa zwei Stunden konnte der Trieb beginnen. Zum Durchklettern eines der obern Bänder mußte reichlich eine Stunde gerechnet werden, so daß ich meine Wart erst nach sechs Uhr abends verlassen durfte.

Bald war von meinen Gefährten nichts mehr zu sehen und zu hören; und da mir viel Zeit blieb, so begann ich von meinem freien Sitz hoch über der obersten Waldgrenze Umschau zu halten.

Meine nächste Nachbarschaft war ein kleines Idyll. Eine flache Mulde im grauen Karrenfels von zwei drei Schritt im Geviert war ausgepolstert mit einem smaragdgrünen feinen Rasen, der übersät war von den freundlichen gelb und weißen Sternen kurzstengliger Gänseblümchen — eine Oase Frühling in diesem dürren, braunen, heißen Herbst. Dicht gedrängt Blütenköpfchen an Blütenköpfchen, scheu, lieblich; ein wundersamer Gegensatz zu der wilden, großlinigen und starren Landschaft.

Jenseits dieses natürlichen Beckens fiel der Grat ab und entzog sich meinem Blick. Weiterhin in östlicher Richtung hob sich aus der Tiefe ein mächtiger gewölbter Bergrücken selbständig empor, graubraun, steinig, fremdartig, in der Haltung wie eine vornübergebeugte verhüllte Riesengestalt. Ein verlorener Trupp Schafe, dicht gedrängt und trotz des guten Fernglases kaum von der gleichfarbigen Umgebung zu unterscheiden, suchte dort karges Futter.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fern, von West nach Ost streichend, hielt ein hoher einförmiger Gebirgszug den vordringenden Blick auf.

Gegen Süden, in drohender Nähe, standen wie Türme, abschreckend jäh, die beiden Gipfel, zwischen denen wir durch die tiefe trennende Felskluft herauf den Grat gewonnen hatten.

Aber jetzt von Südwest bis Nordost ein freies Meer von Gipfeln, an denen sich das Auge nicht satt sehen kann! Berge von allen Formen; von sanften Wellen bis zu wildzerzackten Zinnen; in weitgeschwungenen Ketten und wieder in burgtrotzigen Gruppen quer hingepflanzt. Und ungezählte Täler, ahnungsvolle blaue, verlorene Tiefen und Fernen.

Es war vollkommen windstill. Dicht gereihte Schwaden von Wolken bedeckten jetzt den Himmel besonders westwärts fast ganz; doch vermochte die Sonne, selber verborgen, hier und dort ihre schrägen Strahlen in beschattete Tiefen zu senden, und das gemache Wandern des Lichts über Täler und Höhen schuf ein wundervolles Schauspiel. Bald erschlossen sich dunstige Gründe; dunkle waldige Lehnen hellten sich auf und verfinsterten sich wieder, während der gleitende Schein über hochgelegene einsame Weiden ging, steile Felswände übersprang und kahle Bergscheitel erglänzen ließ, um jenseits in unsichtbaren Tiefen sich zu verlieren.

Nur zu äußerst gegen den Horizont hin, den ein glänzend weißer, schmaler Wolkenstreif säumte, war der sehr hellblaue Himmel frei zu sehen, und in diese breite Gasse strömte von oben her eine Fülle Lichtes, welche die fernsten Bergzüge erhellte wie durchscheinendes Milchglas von zartester rein blauer Farbe, während die vorgelagerten Ketten, je näher sie dem Beschauer gerückt waren, sich in um so dunklerem, beschatteterem Blau zeigten, in das gegen den Vordergrund zu das Braun der Weiden und das schwärzliche Grün der Arven- und Tannenwälder sich mischte.

Der Gedanke an das arme Schaf jedoch ließ mich nicht los und nicht völlig in das Anschauen dieser Schönheit versinken, sondern störte mich auf; ja die Vorstellung von der leidenden Kreatur plagte mich so, daß ich mich aufmachte und zurückstieg. Das arme Tier stand in der gleichen Stellung, traurig, stumm in sein Schicksal ergeben, den Kopf tief gesenkt, auf seinem schmalen Platz und ließ nur hie und da ein schwaches, verlorenes Bimmeln seines Glöckleins hören. Ich mußte einsehen, daß es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmöglich war, dem Schaf zu helfen. An der steilen Gipfelflanke vermochte ich eben so weit emporzuklettern, daß ich es mit meinem Geschoß sicher erreichen und rasch von seinen Leiden erlösen konnte. Eine gutgezielte Kugel warf das Tier von seinem Gesims jählings in die aufklaffende Tiefe hinunter. Eine Weile prasselten und kollerten Steine; das letzte Echo des Schusses hallte von der jenseitigen Talwand herauf; dann war's ganz still. Das traurige Glöcklein war verstummt.

Aber in der Höhe war unterdessen ein Wind aufgegangen, als hätte der Schuß ihn geweckt. Die Wolken kamen in Bewegung.

Der ganze Vorfall hatte mich seltsam erregt und das Mitleid trug seine Wellen weit hin und her. Dazu kam die Übermacht der großen Einsamkeit und der in drohender Ruhe brütenden herbstlichen Gebirgsnatur, die gewaltige Stille und das stumme Spiel der verborgenen Sonne, die mit ihren Strahlen fingernd über das Antlitz der toten Erde strich.

Mit einemmal überfiel mich das schmerzliche Gedenken an einen mir im Leben nahestehenden lieben Toten, der doch eben noch, so schien es mir, sein geheimnisvolles, stummes, armes und doch reiches Leben lebte, und der dann in langem grausamem Sterben, umgeben zwar von seinen Nächsten und Liebsten, doch in größter Verlassenheit den schweren Gang zur Pforte des Todes ging.

Da bekam mich das Leben an der Gurgel zu fassen und würgte mich; ließ locker und würgte mich abermals, daß ich um Gnade schrie. Da ließ es aus, und es kam über mich wie Frieden. Es war aber nur eine Stille vor dem stärkeren Sturme. Denn als ich meine Augen der sinkenden Sonne entgegen über die tausend Täler und Berge schweifen ließ, über die bald die Schatten der immer wechselnden Wolken glitten, bald die Sonne leuchtete, da erkannte ich, daß ihre scheinbare Wirklichkeit eingeschlossen und durchdrungen war von der einzigen, durchaus ewigen Wirklichkeit, Gott.

Diese erhabene Tatsache stand mit fürchterlicher Gewalt vor meinem entsetzten Bewußtsein, daß ich erbebte vor dem Unerschütterlichen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Kunst und Religion

Im Mai 1911 war bei Thannhauser im Arcopalais eine Kollektivausstellung von Tafeln zu sehen, aus deren krampfigen Lineamenten und ineinander gewühlten, von innerem, metaphysischem Licht innervierten Tonfluten etwas ganz Neues, Unerhörtes sprach: die Sensation einer gotischen Ekstase, eine weit hinter die Erscheinung hinausverlangende Religiosität. Es waren die Tafeln des sechsundzwanzigjährigen Malers Max Oppenheimer, der in der sinnlich-positiven und auch sinnlich-frommen Wiener Atmosphäre als Mischblut geboren wurde und mit dem empfindlichen Wesen seiner so festgelegten Menschlichkeit in die Dinge der Welt hineinlebt. Viele mußten das Ungewöhnliche jener Bilder empfinden. Aber es erschien uns so problematisch fertig, so unvermittelt, daß wir mißtrauisch wieder weggingen und empfanden: wir haben mit diesen Bildern nichts gemein. Drum war es gut, daß ein unsere Zeit empfindender Schriftsteller kam, uns die Worte zu sagen, die uns den Ursprung dieser Kunst enträtseln helfen. Wilhelm Michel ließ bei Georg Müller eine mit Bilderreproduktionen versehene Monographie über Oppenheimer erscheinen. Nun klärt sich uns die objektive Bedeutung dieses Kunstwollens zu einer von Stunde zu Stunde zweifelloseren Notwendigkeit. Monatweise fast können wir noch die Zeit zählen, in der wir mit Leidenschaft nur an das Endliche der Erscheinung glaubten; wo wir bekannten, daß nur die Analyse des optischen Phänomens, nur die empirische Intelligenz der Netzhaut, die differenzierende Naturwissenschaftlichkeit des Auges den zeitgenössischen Künstler mache. Wir glaubten nur an Liebermann, Monet, Pissarro. Und bei Uhde glauben wir noch heute nur an die naturalistischen Impressionen, weil nur sie in seinem Werke wahrhafte Größe sind — während die religiösen Tafeln etwas malerisch Unzureichendes haben und trotz der Zeitkostüme noch immer stofflich-konventionellen Geist zu atmen scheinen. Und so bestritten wir dem Maler beinahe das Recht, hinter die Erscheinung zu dringen, sahen auch nicht, daß die Kunst des impressionistischen Naturalismus mehr war als Auseinandersetzung mit dem Endlichen; auch jener impressionistische „Hylozoismus“ — Michel reklamiert das Wort, mit dem man den Atomismus der alten jonischen Philosophie bezeichnet, sehr gut für die Kunst des ausgehenden 19. Jahrhunderts — ruhte nicht sicher in sich selbst, sondern drängte heimlich über die Grenzen des optisch Erfahrbaren hinaus und erzeugte eines Tages Lautrec, Degas, die schon diesseits stehen. Und jetzt mehren sich die Künstler der Zeit, die immer deutlicher die religiösen Rechte der Malerei einfordern. Es handelt sich nicht um eine Religiosität im Sinn der historischen Dogmen, überhaupt nicht um eine theologisch artikulierte Religiosität. Es handelt sich einfach um den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keimenden Widerwillen gegen das gesättigte Wesen des Intellektualismus, um eine neue Lebensdynamik, die mehr will als Naturwissenschaft und an Dinge glaubt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Wir erleben — Exponenten der Dialektik der Geschichte — eine Zeit beginnenden Hasses gegen den Kultus des Endlichen und Rationalen; wir streben zu einer Zukunft, in der das Irrationale Geltung hat, die dichterischen und bildkünstlerischen Ekstasen uns zur Erfühlung des Unendlichen und Unbegreiflichen leiten und über das genrehafte Behagen bürgerlicher Endlichkeit mit einem ausdrucksgewaltigen Schwung namenloser Mißbefriedigung hinausreißen. Das ist die neue Religiosität — die Religiosität der neuen Kunst: die einzige Religiosität, die der absehbaren Zukunft noch möglich ist. Das ist die neue Vitalität. Künstler und Arbeiter sind die nächsten, das Erschütternde einer an Umwälzungen reichen Zukunft zu erfahren. Ihnen zuerst gestaltet sich der Gang der Dinge zu quälendem individuellem Geschick. Und dann kommen die anderen und freuen sich der neugewonnenen Erde. Es ist kein Zufall, daß Oppenheimer die Gestalt eines schmerzlich emporgereckten nackten Mannes mit blutender Brust gleichsam zum Motto seines Schaffens genommen hat — wir sehen in diesem Bild mehr als eine vorlaute subjektive Anzüglichkeit —, wie es auch kein Zufall ist, daß die Repräsentation des konservativen bürgerlichen Phlegmas, die Polizei, dem Künstler verbot, diese revolutionäre Manifestation zu plakatieren. Was will der genrehafte Stumpfsinn unserer in vulgär-wissenschaftlich aufgeklärten Bünden organisierten Bürgerlichkeit auch mit dem Bild einer religiösen Inbrunst, die nach einer vom Philisterium familiärer Endlichkeit angewiderten öffentlichen Gemeinschaft schreit? Was will die Organisation der Biedermänner, die heute Staat heißt und alle Größe durch ihre ekelerregende Harmlosigkeit zerrüttet, mit diesen Zeichnungen, in denen die religiösen Empfindungskrämpfe der Gotiker wieder aufwachen wollen — aufwachen wollen ohne die das Leben so sehr vereinfachende positive Gläubigkeit jener Gotiker? Was will die souveräne Banalität einer Welt von Geschäftsleuten mit einer Kunst, deren Religiosität nach dem Vorbilde Rembrandts oder Grecos auf das Unendliche gerichtet ist? Ein neuer Transzendentalismus dringt in die Kunst. Die Kraft der neuen Kunst — und der zukünftigen Gesellschaft — sucht nicht das Endliche, räumlich und farbig hart Begrenzte. Die Zukunft wird gleich der Gotik und dem Barock, ungleich der Klassik und der Renaissance im Phänomen die Tendenz zum Ausladenden, zu einem Ausdruck haben, der über die physische Umgrenztheit der Dinge hinausstrebt und erst im Unendlichen des Gefühls verklingt. Die Kunst dieser Zeit wird eine mysteriöse Welterotik haben. Sie wird jedoch nicht von Visionen leben. Sie wird vom Wirklichen ausgehen — aber die Bewegungsrichtungen betonen, die vom Endlichen ins Übersinnliche streben. Michel weist auf Baudelaire, dem er Oppenheimer vergleicht. Baudelaire sieht eine beliebige Pariser Szene: und aus ihrer Trivialität gewinnt er die Schauer eines Mysteriums. So ist auch Lautrec. In diese Richtung strebt auch Oppenheimer, der nach eigenem Wort „jene leise Nervosität des durch gar so nichtige Dinge Vibrieren-Könnens“ erwarb und mit konkretem malerischem Material der Erscheinung Heinrich Manns die ekstatische Kurve eines gotisch gebogenen Sebastian verleiht, so daß wir an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die devote Statuarik einer Kathedrale erinnert werden; und mit konkretem malerischem Material giebt Oppenheimer den Menschen der Gegenwart, Leuten, die im Konversationslexikon, im Kürschner, im Adreßbuch stehen und im Café zu finden sind, einem Altenberg, Schnitzler, Blei etwas wie eine goldig glänzende Gloriole — und Hände, die einem nicht ganz vom Gefühl verlassenen Zeitalter manche Windung der Menschenseele verraten. Oppenheimer ist bei den Malern etwas in Mißkredit — bei denen, die seinem Schaffen zugeschaut haben. Uns handelt es sich aber nicht um die absolute subjektive Lauterkeit dieser Kunst. Es handelt sich für uns um die Zeitlinie, die sich im Schaffen Oppenheimers überpersönlich ankündigt: um das den Fragen subjektiver Echtheit weit entrückte, soziale Problem „Religion und Kunst". Man mag von dem subjektiv-konkreten Schaffen Oppenheimers denken wie man will: es ist in jedem Fall der Versuch zu einer Inkarnation neuen allgemeinen Kunstgeistes. Die Lösung liegt auch nicht im Einzelkünstler, sondern im Volk. Wann kommt wieder ein Volk, das Sinn hat für das ungeheuer stark Hinausdrängende solchen Kunstgeists? Es müßte eine große Gemeinschaft von Gleichen sein — nicht ein Gemengsel individueller Geschmäckler, die ohne gemeinsame Not durchs Leben flirten.

Wilhelm Hausenstein

Strafpredigt Nr. 2

Wohlverschlossen lag Havensteins Warnerpredigt im Gedächtnisschranke, ganz hinten, unter schon verstaubten Scharteken. Nur der Theoretiker holte sich noch hie und da den Schlüssel. Aktualitätsinteresse weckte sie nicht mehr. Von den Liquiditätsreformen der Banken ward es still und stiller. Eine Kapitalserhöhung, eine Pleite, gaben noch ab und zu Anlaß zu einer Parenthese. Was soll man auch Lehrsätze praktizieren, wenn der Frühling lacht. Schon winken Heringsdorf und die Engadiner Kuppelfreuden. Der Bankjüngling will noch schnell den Braunen ergattern, will unter Frau Bornsteins Liebesführung, von Rohseide umhüllt, im Retiro des Herrenmenschen das Resultat der telegraphischen Bonitätsauskunft empfangen. Man muß also Hausse machen. Soliditätsbedenken? Wem schlägt das Gewissen, wenn die Säfte schwellen, wenn die Bügelfalte nicht mehr paletotverdeckt ist, das Schnupftüchlein flattert und aus dem Blauschimmer der Gentrasur die Fensterscheibe glänzt. Dann fühlt sich keiner mehr „Brief". „Geld" ist man und Geld muß man haben. Schon findet der Kayserschrei vielfaches Echo, die Arteriosklerose geht in Tanzschritt über, der Diabetiker vergißt die ältesten Regeln der Effektendiät. Über 2000 Papierchen hat ja das Kursblatt. Greift frisch hinein. Es wird schon was abwerfen und wenn man nur beginnt, draußen sind genug Hammel, die mitlaufen. Konjunktur? Machen wir. Angebot und Nachfrage? Solch blöde Dinge mag der Professor plärren, wir wissen besser, wie man's dreht.

So hatte man denn ein paar Favoriten gemacht und hob sie, hob sie immer mehr und je höher sie standen, um so begieriger wurde man nach ihnen. Da war erst das „Hansa"-Fieber, dann der Akkumulatoren-Taumel, dann der Vogtländer-Rummel. 700, 800, 825 Prozent! Geht die Puste noch nicht aus? Immer rauf und laßt die andern nachklettern. Da wurde es denn Herrn Goeppert, den der Staat als Soliditätswächter aufgestellt, zu bunt. Er warnte, er drohte: „Der Umfang, den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Spekulation neuerdings namentlich auf den Kassamarkt annimmt, gibt zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Die Befürchtung liegt nahe, daß ein nach allen Erfahrungen unausbleiblicher Rückschlag, der um so zeitiger eintreten muß, je mehr sich Übertreibungen häufen, für sehr weite Kreise schwere Verluste bringen wird. Es darf vorausgesetzt werden, daß die Banken und Bankiers sich dem Ernst der Lage nicht verschließen und durch Warnungen und Krediteinschränkungen ihre Kundschaft zur Mäßigung anzuhalten suchen. Ein durchgreifender Erfolg ist aber bisher noch nicht zu verzeichnen." Soweit der Appell. Dann kommen einige Remedurperspektiven. Reform der Kassanotiz, die, wenn es nottut, nicht mehr unter dem Einheitszwang leiden, sondern geteilt und dadurch dehnbarer gemacht werden soll. Und andere Vorschläge. Gleich hebt das bekannte Getön an. Knebelung der Selbständigkeit, unerhörte Behördeneinmischung, agrarische Machenschaften, Giftbaumpraxis! Man kennt das ja zur Genüge. Stets, wenn man den Schreiern etwas Regierungsbrom eingeben wollte, schrien sie noch lauter. Und doch tut eine Kur so dringend not. Havenstein versuchte vor die Marktkanäle Siebe zu spannen, der Staatskommissar will die Unsolidität am Markte selbst fassen. Sicherlich nicht ohne Billigung des Handelsministers und des Reichsbankpräsidenten. Hier ist ein planmäßiges, konsequentes Vorgehen, und es geht nicht mehr an, die Politik verantwortlich zu machen. Denn die einfachste Wirtschaftserwägung, das selbstverständlichste Wohlwollen, die berechtigtste Furcht, zwingen zum Eingreifen. Und zwar schnell. Der Börsenaufseher hat anscheinend recht gut erkannt, wo die faule Stelle ist. Ob er tun wird, was schon lange erforderlich ist? Zunächst heißt es die Lüge aus dem Kurszettel verdammen. Was ist heute das Register der Börsennotierungen? Nichts als eine statistische Irreführung, als ein Zahlenschema, dem alles Blut, alle Wahrheit fehlen. Nicht dehnbarer nur soll man die Notiz machen, sondern zeigen, wie sie zustande kommt, was ihre Motive sind. Heute ist sie nur und einige dürftige Gerüchte wollen mühsam ihr Entstehen erklären, der Ziffer das Gesicht geben. Das ist unmöglich und selbst die Vorsichtigsten machen sich durch die Nachrichtenwiedergabe zu Helfershelfern der Spekulation. Es gibt nur eine Möglichkeit, die Kursgründe einigermaßen zu erkennen: Man muß die Umsätze wissen, muß erfahren, was war denn nun angeboten, wurde denn begehrt. Als vor einigen Jahren einer, der diese Notwendigkeit sah, seine Einsicht realisierte, wollte man ihm den Atem nehmen. „Verrat von Geschäftsgeheimnissen, Eindringen in das Allerheiligste!" So hieß es damals. Aber der jetzige Berliner Oberbürgermeister, der damalige Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, der tüchtige Wermuth, hörte nicht auf das Gejammer und sprach den Gehetzten frei, obwohl der Staatskommissar sich zum Börsenanwalt gemacht hatte. Die Unwahrhaftigkeit ist es, die die Agiotage begünstigt, das Publikum an der Nase heranführt, den Kleinen die Groschen aus den Taschen lockt, die Bankanimierer schafft. Sie gänzlich zu beseitigen, wird wohl nie gelingen. Aber die dicksten Lügen braucht man nicht zu dulden. Je mehr die Börsenbedeutung sinkt, um so mehr wird sich auch die Wahrheit in die Bankwinkel verkriechen können. Sie dort zu fassen und hervorzuholen wird noch Gelegenheit sein. Vorläufig muß sie mitten in den Markt gestellt, allen so ungeschminkt wie nur eben möglich gezeigt werden. Im letzten Posemuckel muß sie genau so gekannt sein wie in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berlin. Denn die Berliner Börse hat kein Recht auf ein Prae.

Wenn man diesen Schritt täte, würde sich ein Geheul erheben. Das darf aber nicht schrecken. Denn die Spekulation hat lange genug im Trüben gefischt. Sie hat genügend Warnungen abprallen lassen und es kann nichts schaden, wenn man sie etwas kälter stellt. Wo leitet denn jeder Rotzlöffel von Bankgreenhorn das Recht auf Auspowerung und Irreleitung des Publikums her? Gibt es denn ein Räuberprivileg? Bei jeder Zollerhöhung jammern die Herren und können des Klagens kein Ende finden. Daß sie aber selbst das Volk ausbeuten, in Lügengeweben sitzen und schnappen, scheinen sie gar nicht zu merken. Nichts hat in Deutschland besser rentiert als diese Art Liberalismus. Das muß doch mal gesagt werden und gerade von einem, dem Agrarinteressen ferner liegen. Die Portemonnaiefreiheit kann ebenso Piraterei werden, wie alle andere Wirtschaftsbevorzugung. Es gibt da noch vieles zu bessern und man muß häufig mit fester Hand zupacken. Die Beseitigung der Kurslüge ist nur ein Partikelchen. Aber es wäre ein Anfang.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Form

(Pariser Eindrücke)

Paris — das ist die Vieldeutigkeit, die Göttlichkeit und die Neutralität gewachsener Landschaft. Die Häusermassen sind Hügel, die Straßen sind Täler und Schluchten; auch die Höhlen fehlen nicht, die finsteren Wohnungen der reißenden Tiere. Die Menschenmassen, die durch Tal und Schlucht dahintreiben, sind nicht Anhäufungen von einzelnen und eigenwilligen Wesen, sondern unpersönliche Lebensströme, die nur der Schwerkraft und dem Falle gehorsam scheinen und sich ganz wie flüssiges Element verhalten. Zivilisation in ihrer weitesten Entfernung von der Natur wird wieder Natur, wird Element, Gotteswerk oder — Paris stimmt den Menschen zu gnostischen Anschauungen — reine Teufelei.

Für den Anblick, der sich von der Höhe der Montmartrekirche Sacré-Coeur darbietet, gibt es nur einen Vergleich: das Meer. Das raucht, das gärt, das erfüllt mit endlosen Steinmassen den Horizont, das hat auch seine Ozeanfahrer, die Monumentalbauten, die zur Dämmerung erleuchtet auf der grauen Flut schwimmen. Und hat in seinen Abgründen die Tiefseefauna, die durch die Höhe sechsstöckiger Häuser wirksamer von der Sonne getrennt wird als der „stachlige Rochen, der Klippenfisch" durch meilenhohe Wassermassen.

Fünfzig Schritte von den großen Boulevards seitwärts, und man kommt aus der Welt Monets in die Welt Rembrandts, in die Welt des erstgeborenen Dunkels, wo das Licht im Kampfe mit Dünsten und finsteren Mauern ein Chaos schwach beglänzter Gestalten erschafft. Und wie die ganze Stadt zum Elemente, zur Landschaft gesteigert ist, so auch diese finsteren Winkel, in denen man statt Luft den wilden Geruch eines Tierkäfigs zu atmen meint.

Hier ist nicht einfach: Elend, Not,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hunger, sondern: die Legende des Elends, das Epos der Not, das Lied des Hungers. Die Gestalten, die Gruppen, welche kauernd oder lautlos vorübergehend die bühnenhafte Leere dieser Gassen unterstreichen, scheinen nicht ganz wirklich. Sie sind zu stark und zu ausdrucksvoll in der Wirkung, zu edel in ihrer Niedrigkeit, und bieten ihren Feingehalt an Form zu rein dem Auge dar. Die Prospekte dieser finsteren Gassen, mit irgendeiner einsamen Laterne im Hintergrunde, scheinen von genialen Regisseuren geschaffen. Keine der Zufälligkeiten des Lebens stört die Linie, Gestalten und Räume sind gesehen wie durch das Auge eines tragischen Dichters. Sie sind ganz Klang und Melodie, starke, strömende Rhythmen, pindarische Gebilde. Jenes Übermaß an Charakteristik, das sonst nur Kunstwerke adelt, ist hier unmittelbares Leben geworden. Und so ist das Erste, das hier in diesen Schachten und Höhlen des Elends das Herz erschüttert, nicht das Elend, sondern die Schönheit.

Man geht an einer finsteren Torfahrt vorüber, die quer ein Lichtschwert, aus einem unsichtbaren Schalter fallend, teilt. Das Licht trifft auf einen Menschen, und malt in lauter rotgoldenen Tönen auf dunklem Grunde eine starre Maske des Jammers. Es ist nicht Jammer, der noch irgendeinen Anblick kennt, der einem beliebigen Menschen als zufällige äußere Bedingtheit anhängt. Es ist das Gesicht eines Menschen, der sich mit Willen fest und für alle Zeit in sein Elend eingehüllt hat, der in seiner Not wohnt wie in einem Hause mit zugemauerten Türen.

Dieser, der da in dem verbrecherischen Lichte einer verborgenen Höhle wie eine Traumgestalt erscheint, ist innerlich eins mit seinem Schicksal. Keine Linie an ihm, keine Regung an ihm, die nicht von seinem Jammer durchsogen, von seinem Schicksal mächtig durchtränkt wäre. Die Hemmungen, die jede innere Auflehnung in die äußere Form hineinträgt, sind hier geschwunden, jauchzend gleichsam lebt sich ein Schicksal in seiner notwendig ihm zugehörigen Form aus. Das wirkt wie Tanz, das klingt wie Päan. Der wörtlichen Bedeutung nach scheint es ein Mißklang: ein Unglücklicher, ein Ausgestoßener. Aber der Form nach ist es Einklang, letzte Versöhnung, seligste Freudigkeit, und kein Mitleid hindert das Entzücken.

An der nächsten Straßenecke, über der sich die vorgekragten oberen Stockwerke der Häuser auf Armlänge nähern, zählt eine alte Frau, tiefgebückt, schmutzige Kupferstücke aus einer Hand in die andere. Im Vorbeigehen streift mich ihr Blick. Es ist ein Blick aus einer sagenhaft fremden und sehr fernen Welt.

Und ich begreife, indem ich weitergehe, daß alle Versuche, von dieser Welt zu der meinigen eine Brücke zu schlagen, notwendig das Geklirr der Waffen, das Sausen der Flammen und das Fließen roten Blutes zu Begleitern haben müssen. Die Entfernung ist zu groß, die Kluft zu tief. Nur schreckliche, übermenschliche Anstrengungen können hier den Ausgleich bringen.

Große, blutige Fahnen, mit wütenden Lästerungen bemalt, sehe ich, wie Fregatten über ein Meer von Bajonetten und entstellten Gesichtern jagend, daherfliegen. Wann werden sie in Wirklichkeit wieder durch diese leeren Gassen ziehen?

Denn immer wieder muß diese Stadt, die Natur ist, eine Gegenschöpfung gefallener Engel, die Zerspaltenheit der Formen beseitigen und den Einklang erzwingen. Und dann werden wir, die wir uns jetzt an den dunkelsten ihrer Formsiege entzückt haben, den Stoff bilden, aus dem die neue Schönheit gestaltet wird.

Paris Wilhelm Michel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kino-Kultur

Der „unaufhaltsame Fortschritt der Kultur“ führt rücksichtslos über das „Veraltete und Überwundene.“ So sieghaft zieht der Fortschritt einher, daß selbst Gebildeten die Überzeugung kommt, auch in der Kunst könne das Alte morsch werden und müsse dem Neuen weichen. Fast wie ein Aberglaube nistet in vielen Köpfen die Überzeugung von einer Entwicklung in Kunst und Kultur, von einer steten Aufwärtsbewegung — wohin? Doch wohl von Minderem zu Besserem?! Was hätte wohl der Fortschritt sonst für einen Sinn? Also müssen auch unsere einstigen Götter im Zeitenstrome allmählich an Nimbus verlieren. Denn es kommen immer neue, bessere. Und so ist Aeschylos klein gegen Euripides, dieser nichts gegen Shakespeare und der Britte weit überholt vom — — Kino! Ja, nun, das ist ja Fortschritt! Schnell genug hat das Kino seinen Siegeszug durch zivilisierte und „barbarische“ Lande zurückgelegt. Man muß also wohl an seine Macht glauben. Recht fühlbar aber wird uns diese, wenn Pädagogen das Kino für ein wunderbares Anschauungsmittel halten, wenn die Verständigeren glauben, das Kino sei zu Großem, Neuem, Unerhörtem in der dramatischen Kunst berufen. Ein unsäglicher Irrtum hält die Köpfe befangen. Oder vielleicht stehen sie noch wie die Kinder verblüfft vor diesem neuen Spielzeug, vor diesem großzügigen „bluff“. Vielleicht kommt ihnen doch wieder die Besinnung, daß in Kunst und Kultur die tieferen und geheimeren Persönlichkeitswerte stecken, die durch kinotechnische Mimodramatik nimmer zum Ausdruck gelangen kann.

Solange dem Volke der Kintopp ein Spektakel war, interessierte diese Erfindung wenig. Nun aber beginnt man zu glauben, das bewegte Bild sei berufen, uns das Theater der Zukunft zu bringen. Man konstruiert sich die Entwicklung vom Drama zum Mimodrama, zum Kinodrama. Im Mimodrama sei schon der Kern des Dramas rein herausgeschält, und das Kinodrama gebe uns in vollendeter Weise die Quintessenz des Dramatischen. Hier liegt ein schwerer Irrtum und eine gründliche Verkennung alles Dramatischen. Sehr zu bedauern ist diese Irrung, weil auch Menschen, denen die Kunst alles gilt, in der brutalen Kinodarstellung ein künstlerisches Ausdrucksmittel erblicken. Das ist es nicht. Es wird sich eine Mimotechnik heranbilden, die deutlich alle Roheiten des Kino verraten wird. Bei aller Vervollkommnung, deren das Kino noch fähig ist, wird stets der ökonomische Faktor die Hauptrolle spielen. Darauf wird sich der Mime einrichten müssen. Die Handlung muß in einem Minimum von Zeit zustande kommen. Was dargestellt wird, ist nur scheinbar das Hauptmoment der Handlung, in Wirklichkeit ist es das Akzidentelle. Denn, daß ein Dolch gezückt wird, daß er in die Schlagader des getroffenen eindringt und das Blut spritzt, das ist wirklich an einer Handlung unwesentlich. Gerade darauf kommt es aber dem Kinozuschauer an. Der Kinomime muß mit möglichster Ökonomie und Präzision auf diese Akme zusteuern. Auch seine Mimik kann nur in groben Zügen das Nebensächliche an den Seelenvorgängen hinwerfen. Drücken wir dies alles nervenphysiologisch aus, so verläuft der ganze dramatische Kinovorgang auf der kurzen Bahn von Reiz und Reflexbewegung, und dies alles in grotesker Übertreibung. Die Psyche des Beschauers macht aber den abgehetzten Vorgang mit und lechzt nur nach dem so unendlich gleichgültigen Endeffekt. In dem von Personen auf der Bühne dargestellten Mimodrama

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist wenigstens feinere Abstufung möglich. Mimische Nuancierungen können herausgebracht werden, die wenigstens einen tieferen Blick in das Netzwerk der Seele gestatten. Diesen Einblick verlangen wir doch aber von der dramatischen Kunst. Es ist nicht ein mit Blitzlicht beleuchteter Vorgang, den wir erhaschen wollen, sondern es ist ein Labyrinth, das uns durch ein Drama enthüllt werden kann. Im Kintopp aber wird nur eine grausame Verzerrung aller menschlichen Handlung geboten. Anstatt den Kintopp als neue Epoche der Kunst zu preisen, sollte man wirklich Maßregeln treffen, dieses Unwesen von der Kunst fernzuhalten. Sonst könnte uns doch eines Tages der ersehnte Kino-Dramatiker erblühen.

Daß man aber überhaupt im bewegten Bilde einen Ersatz für die Bühne, oder besser „das neue Drama" erblickt, ist fast unerklärlich. Ist es uns nicht von Shakespeare her geläufig, wie viel Mißtrauen wir der Handlung entgegenbringen müssen?

„So macht uns das Gewissen all' zu Memmen,
Und des Entschlusses angebor'ne Frische
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Leben,
Aus ihrer Bahn gelenkt durch diese Rücksicht,
Verlieren so den Namen: Tat. —" Hamlet

Sein tiefstes Geheimnis hat vielleicht Shakespeare hier niedergelegt, die feinste Selbstironie des Dramatikers liegt hierin verborgen. Und ein Mißtrauen vielleicht gegen das Drama überhaupt. Auch bei Schiller nehmen wir jene Selbstironie, jenes Mißtrauen gegen das Dramatische wahr. Man denke nur an den Wallenstein, wie er in die Sterne guckt und redet, anstatt zu handeln. Und bei Hebbel hat diese Knifflichkeit der Seele schon gar bedenkliche Formen angenommen. Maeterlinck wollte das Bewegte ganz aus dem Drama entfernen. Was fangen wir nun mit der „Tat" im Drama an? Denn hierin liegt doch für das Kino die „Quintessenz" des Dramas. Ist die Tat aber, wie sie sich durch plumpe mimische Andeutungen und durch brutale Bewegungen darstellt, wirklich der Kern eines dramatisch bewegten Lebens? Unter eindeutig strebenden Wesen, wie Tiere es sind, wäre ein solches Tatendrama möglich. Aber ein Menschendrama ist durch alles andere, nur nicht durch die Tat, gegeben. Die Handlung ist nur ein Gleichnis, doch jeweils nur ein à peu près. Gewöhnlich haut sie daneben. Darum, aus dieser bitteren Erkenntnis, ist Hamlet gewissermaßen das negative Drama, die Tragödie des Nichthandelns. Vielleicht das einzig berechtigte Drama! Und aus diesem Grunde wird uns an den großen Stücken, die über die Bretter gingen, das Ritardando des Dichters weit mehr fesseln, als die Handlung selbst. Man möchte fast glauben, jeder Dramendichter werde von dieser Lust zum Hemmen bewegt, sein Stück zu schreiben. Sonst wäre ihm der Aufbau des Ganzen vielleicht nicht möglich. Handlung und Tat werden somit zu bloßen Hilfsmitteln. Der Dichter muß sie zu zügeln wissen, wenn er uns durch alle Wirrnisse der Seele schauen lassen will. Der bedeutende Schauspieler wird das nicht „Gehandelte" unterstreichen müssen, um gut zu interpretieren. Im „Nichthandeln" eines Kainz ging uns die Schönheit des Dramas auf. Schlechte Schauspieler können nur ihre Force im Draufgehen zeigen.

Dieses aber ist für den Kintopp Erfordernis. Handlung und Tat sind hier Selbstzweck. Darauf wird das ganze Kinodrama zugeschnitten. Wagt man es also etwa, sich für Kinozwecke an einem Macbeth zu vergreifen, so wird dieses Werk des geheimen Zaubers der Persönlichkeit Shakespeares entkleidet, es wird allen rein dramatischen Lebens beraubt. Was bleibt übrig? Ein an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich sinnloser, oft wiederholter, nie begriffener Vorgang, eine durch die besondere Kinoästhetik ins Widerliche verzerrte Handlung. — — Existenzberechtigung wird ein Kinodrama vielleicht einmal gewinnen. Dann nämlich, wenn die Chauffeurphysiognomie des modernen Menschen zum Durchschnittstyp geworden sein wird, wenn Motiv und Entschluß in rasender Eile wie Reiz und Reflex ablaufen, wenn raubtierartig gehandelt wird. Das wäre auch eine Art Kunstepoche. Mit bisheriger Kunst und Kultur hätten diese Dinge aber wenig zu schaffen.

Robert Lewin

Die englischen Kolonien und Deutschland

Während die Verhandlungen zwischen London und Berlin wegen einer Entspannung in den amtlichen deutsch-englischen Beziehungen noch im Stadium theoretischer Erwägungen stecken, schicken sich die großen britischen Kolonien an, mit einer deutschfreundlichen Politik Ernst zu machen. Erst hat Kanada ohne Rücksicht auf die Hoffnungen englischer Tarifreformer, die ihre Felle allmählich alle davonschwimmen sehen, seine Handelsbeziehungen zu Deutschland verbessert, und nun ist Sir George Reid, der High-Kommissioner von Australien in Berlin gewesen, „um den Generalkommissar des australischen Staatenbundes in London in engere Fühlung mit der deutschen Regierung zu bringen." Sein in einem Saale des Reichstagsgebäudes gehaltener Vortrag über „Australien in seinen wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland", brachte über die Entwickelung des deutsch-australischen Handels einige überraschende Aufklärungen. Von 1891 bis 1909 hat sich der Anteil Deutschlands am australischen Handel verdoppelt, der der Vereinigten Staaten nur um 15 v. H. gehoben, derjenige Frankreichs allerdings um 230 v. H. Berücksichtigt man nur die Einfuhrziffern, so hat sich der Anteil Frankreichs überhaupt nicht gehoben, derjenige der Vereinigten Staaten dagegen um 52 v. H., derjenige Deutschlands um 79 v. H. Der Anteil der Vereinigten Staaten an der australischen Ausfuhr nahm in demselben Zeitraume um 30 v. H., derjenige Deutschlands um 415 v. H. zu. Im Jahre 1910 betrug der Wert der australischen Einfuhr von Gütern deutscher Herkunft 104,3 Millionen Mark, der Wert der Ausfuhr australischer Waren nach Deutschland 146,3 Millionen Mark. Nach 1906 hatte der Wert der Einfuhr aus Deutschland in Australien erst 78,6 Millionen Mark betragen. Die Zunahme betrug also inzwischen mehr als 32 v. H. Die Zunahme der Ausfuhr Australiens nach Deutschland war in demselben Zeitraume noch stärker.

Diese Zahlen lehren nicht, daß der deutsche Handel sich um die Bevorzugung englischer Produkte in Australien keine Gedanken machen soll, sondern nur, daß sich der australische Markt trotz dieser Benachteiligung immer aufnahmefähiger für deutsche Waren erweist. Augenblicklich schweben zwischen Kanada und Australien Verhandlungen darüber, daß sie sich gegenseitig im Handelsverkehr ebenso bevorzugen wollen, wie sie einzeln das Mutterland bevorzugen. Darin kommt schon das deutliche Bestreben der Kolonien zum Ausdruck, von ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von London loszukommen. Die englischen Imperialisten hat es seinerzeit schon verdrossen, daß Kanada die französisch-englische Entente cordiale zum Vorwande nahm, Frankreich besondere Zollvergünstigungen zu gewähren. War-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um sollte nicht eine noch so oberflächliche deutsch-englische Verständigung demnächst von australischen Staatsmännern zum Vorwande genommen werden, das Prinzip der Benachteiligung des deutschen Handels nach und nach aufzugeben.

Sehr verheißungsvoll klangen die rein politischen Auslassungen Sir George Reids: „Träten Deutschland und Großbritannien an die Spitze einer europäischen Koalition auf der Grundlage der friedlichen Erledigung aller Streitigkeiten, so wäre das eine Wohltat für Deutschland, eine Wohltat für Großbritannien und für alle Länder der Erde. Wenn die Grenzpfähle, die nationaler Ehrgeiz oder Furcht errichtet haben, weggenommen sind, stehen weitere Felder für friedliche Kämpfe der Wissenschaft, der Industrie und des Handels offen." In den englischen Kolonien hat man eingesehen, daß die Schuld an dem deutsch-englischen Wettrüsten nicht auf deutscher Seite allein zu suchen ist. Vor einiger Zeit erregte in englischen Kreisen ein Artikel des südafrikanischen Blattes „Volksstem", des Organes Bothas, großes Mißbehagen, worin die Möglichkeit eines Krieges des Mutterlandes gegen Deutschland erwogen und dann erklärt wurde: „Unsere Konstitution steht im vollen Einklang mit der Theorie, daß für uns die Neutralität im Falle eines Krieges gestattet ist, in den England oder irgendein anderer selbständiger Staat des Reiches verwickelt ist. Die Suprematie des Königs geht hier nicht weiter, als in England, wo die ministerielle Verantwortung ihre willkürliche Anwendung ausschließt." In einem ganz gleichen Sinne war es gemeint, wenn Sir George Reid in seiner Rede sagte, Australien rüste nicht für den Krieg, sondern lediglich für seine Selbstverteidigung. Noch viel deutlicher haben kanadische Staatsmänner, auch konservative, wiederholt zu verstehen gegeben, daß, wenn Kanada Kriegsschiffe baue, solche nur zu seiner eigenen Verteidigung dienen sollten.

Sowohl Kanada wie Australien haben sich ungemein langsam entwickelt, so lange der politische Einfluß des Mutterlandes sie noch völlig beherrschte. Kanada hat in den letzten Jahren einen erstaunlichen Aufschwung genommen, aber in eben dem Maße, wie es seine Kräfte entfaltet, wächst auch sein Verlangen nach völliger politischer Bewegungsfreiheit. Australien schickt sich an, dem Beispiel Kanadas zu folgen; es will seine natürlichen Hilfsquellen rascher erschließen und bedarf dazu eines freieren Verkehrs mit der nichtbritischen Welt, wie den englischen Imperialisten lieb sein kann.

Witkop

Der chinesische Militarismus

Im Jahre 1900 schrieb Sir Robert Hart: „In fünfzig Jahren wird es Millionen von Boxern geben, die in geschlossenen Reihen und voller Rüstung jedem Ruf der chinesischen Regierung folgen." Fünf Jahre später glaubte Putnam Weale auf Grund eigener Beobachtungen an den Ergebnissen der Reorganisation des chinesischen Heerwesens prophezeien zu dürfen, China werde in 10 Jahren 1½ Millionen modern ausgebildete und bewaffnete Truppen ins Feld stellen können. Es scheint so, als wolle die junge Republik der Mitte diese Voraussagen noch übertrumpfen; denn schon die Nationalversammlung in Nanking faßte, kaum daß sie zusammengetreten war, den Beschluß, die allgemeine Wehrpflicht in China einzuführen, damit es in naher Zukunft über ein Heer von 40 Millionen Mann verfüge. Leider, oder vielmehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gott sei Dank, verspricht die Wirklichkeit wenig von diesen phantastischen Prophezeiungen in absehbarer Zeit erfüllen zu können. Es gibt einzelne Stämme in China, die ein vorzügliches Menschenmaterial für ein modernes Heerwesen liefern, aber im großen und ganzen ist der Chinese heute wie von jeher eine unkriegerische und schwer disziplinierbare Natur. Als Yuan Schikai kürzlich dem englischen Gesandten einen Besuch abstattete, bildeten von seiner Wohnung bis zur britischen Gesandtschaft englische Truppen Spalier. Keinem Chinesen war es erlaubt, sich in der Nähe außerhalb der Häuser blicken zu lassen. Nicht lange vorher hatten Yuan Schikaische Truppen gemeutert, und nur mit Hilfe von Mandschutruppen war es möglich gewesen, die Ordnung wieder herzustellen. Indessen blieb das Gesandtschaftsviertel den höchsten Beamten, Mandschus wie Chinesen, die einzige sichere Aufbewahrungsstätte für ihre Schätze. Ähnliche Bewandtnis hat es damit, daß in Hongkong und den internationalen Niederlassungen an der chinesischen Küste zahlreiche reiche Chinesen Zuflucht für ihr Leben und bewegliches Eigentum suchen. Das chinesische Militär haust im eigenen Lande fast überall wie ein Feind in Feindesland. Sutschau, Futschau, Kanton, Taianfu und viele andere Städte haben während des Bürgerkrieges und zum Teil auch noch später die ärgsten Plünderungen und Brandschatzungen über sich ergehen lassen müssen. Recht bezeichnend ist der folgende Vorgang: In Sianfu, der Hauptstadt von Schensi, traf am 22. März die Kunde ein, daß der Dynastie treugebliebene mohamedanische Truppen unter General Scheng yun im Anrücken seien, die zugunsten des alten Regimes nach Peking marschieren wollten. Die republikanische chinesische Besatzung befürchtete, daß die Mohammedaner die Stadt plündern würden; sie kam ihnen darum zuvor und plünderte sie so gründlich wie möglich, um sie dann ihren Feinden zu überlassen. — Über die Belagerung von Nanking im November vor. Jahres berichtete ein Augenzeuge in den North China Daily News folgende Einzelheit: Eine kaiserliche Batterie auf dem Löwenhügel und eine republikanische auf dem Tigerhügel beschossen sich tagelang gegenseitig, ohne einander irgendwelchen Schaden zuzufügen. Die Kanoniere hatten miteinander verabredet, ihr Ziel absichtlich zu verfehlen. Bald schlugen die Granaten seitwärts von den Hügeln ein, bald flogen sie weit darüber hinweg. Eines Tages leitete der kaiserliche General Tschang fün persönlich das Schießen auf dem Löwenhügel. Als er wahrnahm, daß seine Leute keine Treffer erzielten, drohte er, mehrere von ihnen enthaupten zu lassen, wenn ihre Geschosse ferner den Feind verschonten. Jetzt wurde mit dem Schießen wirklich Ernst gemacht, aber als Spione den Gegnern die Ursache der Wendung gemeldet hatten, kam auf deren Anregung eine neue Verabredung zustande, wonach auf einen Schuß von der einen Seite immer eine Frist von mindestens einer halben Minute verstreichen sollte, bis auf der anderen Seite darauf geantwortet würde, damit hüben wie drüben für die am Kampfe Beteiligten Zeit bliebe, sich vor den feindlichen Geschossen in Sicherheit zu bringen.

Es fehlen in China noch fast alle Voraussetzungen für die Entwickelung eines starken, von einheitlichem Geiste beseelten, gut disziplinierten Heerwesens; ehe ein solches möglich wird, ist noch viel langwierige erzieherische Kleinarbeit zu leisten. Selbst Truppen, die wie die Tschekiang-Regimenter auf republikanischer Seite in dem verflossenen Bürgerkriege große Tapferkeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewiesen, brachten es nachher fertig, zu meutern und ihrem General zu drohen, seinen Namen einzuäschern. Vorläufig und wohl noch für absehbare Zeit ist unter solchen Umständen der chinesische Militarismus eine „gelbe Gefahr" nur für China selbst.

Otto Corbach

Zu: Dichter und Apotheker

Herr Theodor Reitz fühlt sich veranlaßt, auf meine Glosse „Dichter und Apotheker" im Pan zu antworten. In seiner Verteidigung habe ich folgendes richtig zu stellen:

1. Es ist unrichtig, daß ich Herrn Reitz deshalb angriff, weil er die „Medizin mit der Dichtung in Verbindung" gebracht habe. Denn Herr Reitz hat gar nicht die Medizin mit der Dichtung „in Verbindung gebracht". Er hat viel mehr getan. Er hat „aus der Neurosenpsychologie gewonnene Erkenntnisse auf den psychischen Mechanismus des dichterischen Schaffens angewendet", d. h. weniger vorsichtig ausgedrückt, das dichterische Schaffen mittels der Neurosenpsychologie erklärt.

2. Wie aus dem Ausdruck „wiener Forschungen" in meiner Glosse zu entnehmen war, habe ich die Quelle, aus der Reitz schöpfte, nicht verheimlichen wollen. Th. Reitz' Aufenthaltsort ist mir nämlich unbekannt, Siegmund Freud aber lehrt, so viel ich weiß, in Wien. Ich habe gar nicht daran gedacht, Herrn Reitz die ganze Ehre zuzuschieben. Er war ein Exempel. Mein ständiger Ausdruck „der Psychoanalytiker" konnte keinen Zweifel übrig lassen, daß ich von einem Typus und einem Prinzip, nicht von einer Person sprach.

3. Herr Reitz hat aus meiner Glosse herausgelesen, daß ich ihn „streng" auf sein Fachgebiet zurückweisen wolle, und daß es meine Meinung sei, man könne die Medizin mit der Dichtung nicht in Verbindung bringen. Herrn Reitz' Fachgebiet geht mich nichts an, weil ich mich um seine Privatangelegenheiten nicht kümmere; im Pan hatte ich es mit dem Schriftsteller Theodor Reitz zu tun, und mit niemand anderem. Die Medizin in Verbindung mit der Dichtung zu bringen, halte ich durchaus nicht für tadelnswert, vielmehr habe ich Schriften von Medizinern über Dichter immer mit Interesse gelesen. Allerdings glaube ich, daß jede derartige Analyse nur den Wert einer Materialsammlung haben kann.

4. Herr Reitz wirft mir vor, Sätze von ihm aus dem Zusammenhang gerissen zu haben. Daß sie dadurch ihren Sinn verloren hätten, wagt er nicht zu behaupten. Ich fordere jeden auf, sich davon zu überzeugen, daß die beiden von mir zitierten Sätze durchaus den Charakter von Formulierungen tragen, an deren Sinn der Zusammenhang nichts ändern kann. —

Was die Grundanschauung angeht, welche in meiner Glosse einen notwendig pointierten Ausdruck fand, so verzichte ich darauf, sie in zwei Sätzen zu entwickeln. Ich bin nicht, wie Herr Reitz, der Ansicht, daß ich irgendwelche ernste Probleme im Rahmen „kleiner, informativer Artikel" erledigen lassen.

Daß ich die Bedeutung des Inzestmotivs für die Dichtung nicht kannte, weil ich nicht davon gesprochen habe — diese geistreiche Vermutung versage ich mir, um ihre Konsequenzen zu verfolgen. Ich müßte sonst von zu viel Dingen annehmen, sie seien Herrn Reitz unbekannt, da er von ihnen nicht gesprochen hat.

Was schließlich den Stil seiner Erwiderung betrifft, so überlasse ich das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschmackvolle Gleichnis von dem Känguruh und der Aviatik, ebenso wie die Tatsache, daß Herr Reitz „wohl oder übel" sich dazu gedrängt sieht, anzunehmen, ich sei ein Mensch, gerne dem Urteil der Mitwelt. Ebensowenig möchte ich über die von Herrn Reitz ad hoc erfundene Technik, den Gegner für einen Ignoranten zu erklären, ein Wort verlieren.

Es ist gut, daß Herr Reitz uns mitgeteilt hat, er sei Psychologe. Es wäre schwer gewesen, von selbst auf diesen Gedanken zu verfallen.

B.

Der Hodscha Nasreddin

Der Hodscha Nasreddin, für den sich schon Goethe in seinen westöstlichen Zeiten interessiert hat, ist nächst dem Propheten gewiß eine der populärsten Figuren des türkisch-arabischen Ostens. Er soll zur Zeit des Eroberers Timur gelebt haben und dessen Hofnarr gewesen sein, und es gibt von seinen Streichen und Aussprüchen mehrere Sammlungen, auch sind viele von den Nasreddin-Geschichten mit der Zeit durch das Gebiet der lingua franca kolportiert, da und dort akzeptiert, umredigiert und verändert worden, man findet sie bis ins Serbische, Kroatische, Sizilianische, Neugriechische hinein. Eine nach Möglichkeit vollständige Sammlung dieser Schwänke, von denen viele in die Weltliteratur übergegangen sind und von Boccaccio bis zur Neuzeit weiter erzählt und umgedichtet wurden, hat nun Albert Wesselski veranstaltet und deutsch herausgegeben. Das umfangreiche zweibändige Werk heißt „Der Hodscha Nasreddin" und ist in schöner, luxuriöser Ausstattung bei Alexander Dunker in Weimar erschienen. Bibliotheken und Folklore-Gelehrte werden es nicht entbehren können, darüber hinaus wird die fleißige, sorgfältig gemachte Arbeit aber auch bei manchen sich Dank verdienen, die entweder das Drollige, Kuriose, naiv Witzige um seiner selbst willen lieben oder es doch als wertvolles Material zur Völkerpsychologie hochschätzen. Man findet mit Erstaunen eine ganze Reihe von naiven Witzen und drolligen Anekdoten, die man als Knabe von Bauern, Fuhrleuten, Dienstmädchen hat erzählen hören, hier bei dem Türken des dreizehnten Jahrhunderts schon fertig ausgebildet; sie haben also entweder durch Zeiten und Völker und Sprachen den Weg bis ins Heute und bis in deutsche, französische, tschechische Dialekte und Milieus hinein gefunden, oder sie sind, weil irgend eine ganz elementare Vorstellung der Volksphantasie darin steckt, immer wieder neu und im Grunde gleichartig geboren worden. Beides wird stimmen, und so bildet diese neue Sammlung wieder einen guten Beitrag für unsere Kenntnis vom Menschen und von den seltsam schönen Wandlungen und Sublimierungen, die uralte Stoffe der Sage, des Märchens, des Glaubens, des Aberglaubens durch die Jahrhunderte hindurch im Volksgeist erfahren haben.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elsässische Nöte / Von Ernst Theodor

Es glaubt in Elsaß-Lothringen kein verständiger Mensch, daß die Grafenstadener Affäre wegen der „Gesinnung", der deutsch-feindlichen Gesinnung des Fabrikdirektors Heyler aufgerollt worden ist. Wir sind alle, ohne jeden Unterschied der Parteien, der Überzeugung, daß diese Affäre kommen mußte und sollte, daß man sie gemacht hat.

Denn wir können es sonst nicht begreifen, daß die kaiserliche Regierung im Elsaß vor wenigen Jahren noch den jetzt beanstandeten Direktor des Grafenstadener Werkes zum Prüfungskommissar der kaiserlichen technischen Schule in Straßburg ernannt hat.

Oder aber — und auch dafür haben wir leider Beweise und Belege zu Dutzenden — man fährt bei uns im Elsaß einen Zickzackkurs, bei dem sich am Ende nicht einmal mehr die am Steuer sitzende Regierung auskennt. Das geht bald so, bald so. Hüscht und Hott. Starke Hand und Nachsicht. Rechtsum und Linksum — wie's gerade paßt. Eines nur haben wir seit vierzig Jahren nie kennengelernt: eine stetige Regierungsmethode. Und niemand im Lande glaubt heute mehr daran, daß es so etwas wie eine in sich selbst sichere und ihres Rechtes bewußte Regierung überhaupt geben könnte.

Hier liegt der Has begraben. Das ist der Jammer elsässischer Politik, für die weder eine Volksvertretung, noch irgendwelche „Gesinnung" verantwortlich gemacht werden kann.

Das System wechselt mit den Personen. D. h. aber: man hat gar kein System. Man ist vollständig richtungslos und läßt sich in Berlin von Straßburg aus beraten, heute so, morgen anders.

Gestern fuhr der Baron Zorn von Bulach mit dem Kaiser im Auto nach der Hohkönigsburg, und Herr Zorn von Bulach war der Meinung:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man müsse sehr weitherzig und sehr nachsichtig sein. Dann war man eine Zeitlang sehr weitherzig und sehr nachsichtig.

Und heute sitzt Herr Mandel beim Kaffee neben Wilhelm II. und zeigt ihm, wie widerspenstig der Elsässer ist — und wie der Baron, der eben die Zigarren herumreichen läßt, ein Faible hat für ein Lavieren, dessen Ergebnisse der „Cercle des étudians alsaciens-lorrains", die „Lorraine sportive", der Grafenstadener Fall sind. — „Das kommt davon". Und Herr Mandel flüstert eindringlich, überzeugend, Herr Mandel, der schon vor Monaten dafür hat sorgen lassen, daß ihn der Kaiser im Mai 1912 zur Seite nehmen und ihn, ihn allein diesmal um seine Meinung fragen wird. Dann kommt das Wort des Kaisers, daß er die Verfassung in Scherben schlagen wird, und die neue Linie: verschärfte Aufmerksamkeit!

Daß dabei nie eine auch nur partielle Beruhigung eintreten kann, ist klar. Heute fangen wir an zu hoffen, und morgen stehen wir enttäuscht. Heute kriegen wir weite, bisher indifferente Kreise dazu, daß sie mitarbeiten, mitaufstehen und sich um die zukünftige Gestaltung elsaß-lothringischer Politik kümmern, und morgen kehren sie uns den Rücken.

Es handelt sich aber doch, oder sollte sich wenigstens vonseiten Deutschlands handeln, wenn es um das Elsaß geht, um einen Versuch der Gewinnung. Liebeswerben? Nein! Aber doch eine verständige und konstante Versöhnungstaktik.

Anstatt dessen macht man nun diesen Grafenstadener Fall. Und redet von „Gesinnungen", die staats- und reichsgefährlich sind.

Gesinnungen! Was stellt man sich wohl in Altdeutschland — auch in Süddeutschland — vor, wenn man, wenn die deutsche Reichsregierung von antideutschen oder deutschfeindlichen Gesinnungen spricht? Man sollte etwas vorsichtig sein, selbst wenn Reichskanzler und Staatssekretäre mit diesem Begriff operieren. Denn wenn der Herr von Breitenbach im preußischen Abgeordnetenhause es zustande bringt, von einer zweiten Kammer in Elsaß-Lothringen zu sprechen, die in ihrer Mehrheit sich nationalistisch gebärdet hat, dann wundert man sich nicht, wenn die alldeutsche Kanonenpresse mit Granaten auf uns Elsässer schießt. Es mag ja dem Herrn von Breitenbach eine auf preußischem Boden sehr ungewohnte Erscheinung sein,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß ein Parlament einstimmig die Haltung einer Regierung verurteilt. Aber Herr von Breitenbach sollte sich doch auch als Minister, als preußischer Minister, der Pflicht nicht entziehen, sachlich zu urteilen und von Phrasen sich fernzuhalten.

Aber: wir begreifen nun, daß man in Altdeutschland der Meinung ist, jeder zweite Mann im Elsaß hieße Heyler und fände sein Genüge darin, alles, was deutsch ist, in der unverantwortlichsten Weise zu verlästern und zu beschimpfen. Es sieht fast so aus, als ob wir Elsässer eine blaue Wut gegen alles hätten, was über Main und Rhein zu uns gekommen ist; als ob dieser Deutschenhaß unsere uns angeborene und unausrottbare „Gesinnung" wäre.

Diese Geschichtsfälschung ist so allgemein verbreitet, daß wir es nächstens aufstecken werden, uns dagegen zu wehren. Was soll man denn eigentlich machen? Wenn wir unsern Partikularismus formulieren und begründen, dann schreibt ein Mann wie der Herr Professor Rehm (in der „Straßburger Post" vom 19. Mai 1912) von Nationalismus. Wenn wir das bißchen "Souvenir" pflegen, d. h. wenn wir uns in der Sprache unterhalten, die wir neben der deutschen gelernt haben, und einen Lebenszuschnitt bevorzugen, den wir überkommen haben, dann schreit man „Welschtum". Das ist nicht übertrieben. Der Kampf der „Elsaß-lothringischen Vereinigung" gegen die von ihr erfundene „Gefahr der Doppelkultur" beweist, daß das nicht übertrieben ist.

Unsere welsche Gesinnung! Ach du lieber Gott. Die Gesinnung! Wenn man sich doch nur einmal überlegte, welches Phantom man bekämpft, wenn man gegen unsere „Gesinnung" angeht. Wir waren bisher der Meinung, wir, die wir altdeutsche Zeitungen lesen und für Altdeutschland einiges Interesse haben, daß es auch in Baden, Württemberg, Bayern, Preußen eine „Gesinnung" gebe, die der Meinung der offiziellen Kreise doch nicht ganz konform ist. Daß man, wenn in Baden, Württemberg, Bayern und Preußen jedes Bierbankgespräch gebucht und jede interne politische Unterhaltung belauscht würde, man etwas weniger Hofratstitel und Orden verteilte, als das tatsächlich der Fall ist. Wir waren der Meinung, daß es nicht nur in Elsaß eine „Opposition" gebe, ein Kraftmeiertum, das Gedanken durch Gesten ersetzt. Aber uns nimmt man Gesinnungen übel. Uns schreibt man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie amtlich aufs Kerbholz, und das Elsaß muß es entgelten, wenn dann und wann einer die Hände in die Hosentasche steckt und durch die Vorderzähne spuckend eine wegwerfende Bemerkung macht.

„Aber, vergessen Sie nicht, man spricht dann bei Ihnen gegen das Deutschtum!"

Jawohl, es fallen von heute auf morgen im Elsaß einige antideutsche Bemerkungen. Zislin! Hansi!

Nun hat noch niemand bei uns Zislin und Hansi zu Nationalheiligen erklärt. Wir sind in der großen Mehrheit sogar geschmackvoll genug, um Zislin und Hansi glatt abzulehnen. Und wenn es nun zudem eine „Schicht" im Elsaß gibt, die nicht begeistert von deutscher Art, von deutschem Wesen, von deutscher Kultur spricht — dann zunächst: man vergesse nicht, wie oft man das Elsässertum als solches gereizt hat. „Wie's in den Wald schreit..." Man vergesse nicht, daß wir uns in der Verteidigungsstellung befinden, und es ist auch andern Leuten als uns passiert, daß sie, sich selbst verteidigend, die Objektivität verloren haben.

Herr Mandel klagt wider uns und wider unsere Gesinnung. Herr Mandel aber möge sich einmal überlegen, wie er uns systematisch herausfordert! Es gibt nicht leicht einen untaktischeren und weniger wohlwollenden Unterstaatssekretär als Herrn Mandel, trotz aller Bonhommie, die er an den Tag legt.

Und warum vergißt man denn oder warum übersieht man die starke politische Welle, die eben im Elsaß heraufkommt und an Ausdehnung zunimmt! Die neue elsässische Fortschrittspartei hat sich in diesen Tagen organisiert. Wer auch nur das Mindestmaß von politischem Blick besitzt, muß doch sehen, daß in dieser neuen elsässischen Fortschrittspartei sich der Wille regt, eine elsässische Politik im Rahmen der deutschen demokratischen Politik zu machen. Und in dieser mühsam gewordenen Partei sind sogenannte elsässische „Unabhängige", d. h. Leute mit der verdächtigten „Gesinnung" organisiert. Stockelsässer, die heute anfangen, politisch mitzuarbeiten, sich in die deutschen politischen Verhältnisse hineinzufinden. Ist's dem gegenüber nicht eine Torheit, eine Lächerlichkeit, nach Gesinnungen zu fragen? Man frage doch nach dem politischen Willen! Und der umspannt auch im Elsaß die alten demokratischen Ideale. Er ist weder junkerlich noch ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seitig national orientiert. Aber er hat deutsch-demokratische Ziele und geht schließlich die Wege, die die süddeutsche Demokratie seit Jahren gegangen ist.

„Gesinnung!" Wenn man uns nur einmal mit Frieden ließe. Wenn man uns nur nicht immer auf Herz und Nieren prüfen wollte. Ich will hier nicht die letzte große Frage anschneiden: wenn ihr uns vertrautet und nicht engherzig wäret, wären wir euch nicht das Problem, das euch Mühe macht. Nur soviel sei gesagt (ich bin der Redaktion des „März" dankbar, daß ich's hier aussprechen darf!): verpönt einmal jede Art von Gesinnungsschnüffelei im Elsaß. Laßt uns, wenn ihr uns die Verfassung gabt, einmal unsere Wege ungestört gehen. Dann werden wir euch, in den süddeutschen Bundesstaaten zumal, so oft um eure Mitwirkung und eure Teilnahme angehen, daß Altdeutschland von selber einsehen wird, daß im Elsaß eine nicht gerade bequeme Demokratie wächst; aber sie wird zuletzt keine andere Sprache sprechen, als die gesamte süddeutsche Demokratie.

Wenn man es definitiv einmal aufgäbe, nach „Gesinnungen" im Elsaß zu forschen, würde man ziemlich bald entdecken, daß das Elsaß, in dem noch nicht alles ist, wie es sein soll, anfängt, bewußt anfängt, sich dort einzureihen, wohin es geschichtlich heute gehört.

Wir aber möchten gerne, daß man in dem Bestreben, die süddeutsche Demokratie zu verstärken, den Ausdruck unserer „nationalen Gesinnung" sähe.

Vom Baden in Spanien

Von Dr. Ernst Schultze

s ist bedauerlich, daß wir eine Kulturgeschichte der Reinlichkeit noch nicht besitzen. Sie würde uns die allerinteressantesten Aufschlüsse zu geben vermögen. Tatsachen dafür wären in Hülle und Fülle zu finden — aber um den ersten großzügigen Wurf auf diesem Gebiete zu tun, bedarf es wahrscheinlich der Arbeit eines Menschenlebens. So fallen bisher nur ab und zu interessante Streiflichter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf die Rolle, welche die Reinlichkeit in der Kulturentwickelung der Menschheit gespielt hat: so z. B. in der Einführung der Beschneidung bei den semitischen Völkern, die sie sogar als ein Gebot der Religiosität festlegten, wie dies auch bei anderen Völkern mit mancherlei Sauberkeitsvorschriften geschah; ferner in der bei den europäischen Völkern des Altertums fast überall anzutreffenden Sitte, das Haar kurz zu halten und den Bart ganz abzurasieren, — um nämlich der Tierchen verlustig zu gehen, die sich sonst darin ansiedelten.

Andere Völker wiederum, wie z. B. die Araber, haben die letztere Sitte wohl niemals gekannt. Im Gegenteil galt ihnen ein langer und voller Bart stets als Zeichen der Würde. Wahrscheinlich hat daher bei ihnen die Reinlichkeit von jeher auf höherer Stufe gestanden als bei anderen Völkern in der Frühzeit ihrer Kulturentwickelung; denn daß die Beibehaltung einer einmal eingebürgerten Sitte nicht mehr darauf schließen läßt, daß die ursprüngliche Veranlassung dafür noch fortwirkt, ist ja eine kulturgeschichtlich über und über beobachtete Tatsache.

Daß die Araber vermutlich schon frühzeitig eines der reinlichsten Völker gewesen sind, das zeigt sich auch in den Geboten des Korans. Jeder Gläubige muß mindestens fünfmal täglich Waschungen vornehmen. Wer auch nur ein wenig in den Balkan vorgedrungen ist, wird die Beobachtung gemacht haben, daß die dortigen Mohammedaner, offenbar infolge dieser Sitte, sich reinlicher halten als die Christen, die an Schmutz ziemlich das Menschenmögliche — oder man sollte eher sagen „das Menschenunmögliche" — leisten.

Die Reinlichkeitsgebote des Korans haben sich auch überall sonst, wo die Araber zur Herrschaft gelangten, als ein Mittel des Fortschritts erwiesen. In ganz besonderem Maße hat dies für Spanien gegolten. Die arabischen Einwirkungen auf die Reinlichkeit haben dort noch lange angehalten. Indessen sind sie von den Feinden der Araber, namentlich von der fanatischen christlichen Geistlichkeit, auf das erbittertste bekämpft worden. Insbesondere ist es die Gewohnheit des Badens gewesen, die den christlichen Fanatikern ein Dorn im Auge war. Die Araber hatten allenthalben in ihren Reichen auf der iberischen Halbinsel die Sitte des Badens eingeführt. Ganz allmählich begann sie von dort aus auch in das übrige Europa vorzudringen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als aber eines der arabischen Reiche nach dem anderen von den Christen zerstört worden war, als endlich 1492 auch Granada fiel, da hatte auch der arabischen Reinlichkeit in Spanien die Todesstunde geschlagen.

Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es Tatsache, daß nun von Staat und Kirche mit allen Mitteln gegen die Sitte des Badens gewütet wurde. In der Kette der grausamen und verderblichen politischen Maßnahmen, welche die spanischen Könige gegen die Moriskos, die unglücklichen Nachkommen der Araber in Spanien, ins Werk setzten, bildete das Verbot des Badens ein immer wiederkehrendes Glied. So waren z. B. am 7. Dezember 1526 scharfe Verordnungen gegen die Sitten der Moriskos erlassen worden. Am 17. November 1566 unterzeichnete Philipp II. eine Verordnung, welche die Verbote jenes Ediktes erneuerte und verschärfte. Darin wurde nicht nur das Halten schwarzer Sklaven verboten (während es den Christen gestattet war), nicht nur die arabische Sprache sollte weder in Rede noch in Schrift in Zukunft mehr angewendet werden, nicht nur arabische Namen sollten verpönt sein, nicht nur alle maurischen Kleider, selbst der durchsichtige Schleier, mit dem die arabischen Frauen ihr Gesicht zu verschleiern pflegten, wurde verboten, auch der Gebrauch von Bädern wurde aufs strengste untersagt. Man schien das Baden für eine arabische Eigentümlichkeit zu halten, die etwa mit den maurischen Verlobungs- und Hochzeitsgebräuchen und anderen nationalen Lustbarkeiten gleichzustellen sei. Und deshalb verbot man das Baden nicht nur in öffentlichen Badeanstalten, sondern auch im eigenen Hause. Wer dieses Verbot überschritt, dem sollten schwere Geldbuße und 50tägige Kettenstrafe auferlegt werden. Wurde er rückfällig, so steigerte sich die Strafe; beim zweiten Rückfall war auf das Baden fünfjährige Galeerenstrafe gesetzt!

Diese unsinnige Verordnung Philipps II. blieb nicht auf dem Papier stehen. Ganz im Gegenteil: schon am Tage ihres Erlasses, also am 17. November 1566, ging man gegen die Sitte des Badens mit roher Hand vor. Auf Befehl des Präsidenten der Kanzlei, Pedro de Deza, wurde sogleich begonnen, die Badehäuser in Granada niederzureißen. Das Badehaus des früheren Maurenkönigs, nun im Besitze der spanischen Krone, fiel zuerst.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trotz alledem scheint es, als habe man die Reinlichkeit der Moriskos doch noch nicht ganz vernichten können. Denn nach dem Aufstand, den sie noch später unternahmen, weil die Schergen der spanischen Regierung sie bis aufs Blut reizten, mußte abermals eine scharfe Verordnung gegen das Baden erlassen werden. Es war im Jahre 1571, nach einem zweijährigen Freiheitskampf, in welchem von 500000 Moriskos, die bis dahin in Granada gelebt hatten, nur noch hier und da ein Häuflein übrig geblieben war. Deren größter Teil wurde gewaltsam in das Innere Spaniens übergesiedelt und dort unter eine besonders scharfe Gesetzgebung gestellt. Hundert Peitschenhiebe und vierjährige Galeerenstrafe wurden jedem angedroht, der die arabische Sprache oder Schrift benutzte, oder ein maurisches Musikinstrument spielte, oder die Zambra tanzte, oder ohne Erlaubnis seinen Wohnort veränderte, oder der sich in einer Wanne badete. Wiederholte sich eines dieser Verbrechen, so wurde die Galeerenstrafe auf Lebenszeit ausgesprochen.

Es läßt sich denken, welche kulturellen Folgen eine solche Gesetzgebung nach sich ziehen mußte. Als die spanische Regierung endlich vor dreihundert Jahren (1609) die letzten spärlichen Reste der Moriskos gewaltsam ganz aus Spanien vertrieb, da blieb von deren großer Vorliebe für Sauberkeit recht wenig zurück. Denn in den christlichen Königreichen im mittelalterlichen Spanien hatte die Reinlichkeit auf sehr geringer Stufe gestanden. In den alten spanischen Romanzen lassen sich überaus drastische Belege für den geradezu entsetzlichen Mangel an körperlicher Sauberkeit finden, der die christliche Ritterschaft jener Zeit im Lande der Hidalgos kennzeichnete. Und dieser Mangel war nicht einmal auf das männliche Geschlecht beschränkt, vielmehr auch bei der holden Weiblichkeit in peinlichem Maße zu finden. Will die Volksmuse jener Zeit eine Liebesszene zwischen zwei hochgeborenen Herrschaften schildern, so zeigt sie uns den Ritter knieend, den Kopf in den Schoß der geliebten Dame vergraben; die Schöne aber läßt ihre Finger durch die Haare ihres Verehrers gleiten — nicht so sehr, um ihn zu liebkosen, als um die Bewohner aufzujagen, die sich in seinem Haarwald eingenistet haben, und sie alsbald umzubringen. Man wird an Szenen erinnert, wie sie der Fremde noch heute in Neapel, in Palermo, überhaupt in Süditalien und Sizilien auf offener Straße bestaunen kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Baden nun gar war im 8., 9. und 10. Jahrhundert in Spanien innerhalb der christlichen Königreiche nur in der Form des Einbalsamierens üblich und wurde als eine Ehrung betrachtet, die nur hervorragenden Toten angetan wurde. Erst im 11. Jahrhundert begann man schon bei Lebzeiten zu baden, doch war die Sitte zunächst nur sehr vereinzelt und galt als ein raffinierter Luxus, den man den Arabern abgesehen hatte.

Noch in viel späteren Zeiten ist das Baden ja selbst in Frankreich nicht einmal in den vornehmsten Kreisen Sitte geworden. Noch Ludwig XIV. besaß nicht einmal einen Waschtisch. Selbst Waschwasser fand zur Reinigung des Körpers nur selten Verwendung. über die maßlose Unreinlichkeit, die allgemein am Hofe herrschte, finden sich in den Memoiren von Saint-Simon und in den Aufzeichnungen der Pfalzgräfin Liselotte von Pfalz-Zweibrücken die absonderlichsten Berichte. Man kann aus deren Briefen entnehmen, daß es damals an deutschen Höfen im allgemeinen reinlicher zuzugehen pflegte als in dem glänzenden Versailles. Die Folge der Abneigung gegen das Waschen, geschweige denn gegen das Baden, war die, daß die ganze Hofgesellschaft, den „Sonnenkönig" und die liebenswürdigen und geistreichen Damen seiner Umgebung nicht ausgenommen, entsetzlich — seien wir höflich — rochen. Die üblen Ausdünstungen der ungewaschenen und ganz und gar nicht gepflegten Körper wurden durch scharfduftende Parfüms, durch Salben und Essenzen aller Art bekämpft, wofür riesige Summen ausgegeben wurden. Man hielt es damals am französischen Hofe schon für eine raffiniert sorgfältige Toilette, wenn man sich jeden Morgen mit einem Wattebausch, der in parfümierten Alkohol getaucht war, leicht über das Gesicht fuhr. Die Bücher über feine Lebensart, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Frankreich erschienen, empfahlen den Höflingen, die Mühe nicht zu scheuen, sich täglich einmal die Hände zu waschen, das Gesicht „fast ebenso oft", und gelegentlich im Sommer auch einmal die Füße, „um den Leuten, mit denen man verkehrt, nicht übel werden zu lassen". Noch 1782 erklärte J. B. de la Halle in einem sehr verbreiteten Anstandsbuche: „Gut ist es, sich das Gesicht mit einem feinen Handtuche abzureiben; weniger ratsam ist es, sich mit Wasser zu waschen, da dieses die Haut im Winter zu empfindlich gegen Kälte, im Sommer gegen Hitze macht." Die Damen jener Zeit zogen es vor, sich schneeweiß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu pudern und Schönheitspflästerchen zu tragen, die nun eben tage- und wochenlang vorhielten, weil sie vor jeder Berührung mit Wasser geschützt waren. Wie tief diese Unsitten sich eingefressen hatten, zeigte sich noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als Maria Theresia als junges Mädchen von Spanien nach Paris kommen sollte, da man beabsichtigte, sie mit dem Dauphin zu verloben. Die frischen Farben Maria Theresias, die sich noch nie geschminkt hatte, würden von den über und über gepuderten und geschminkten Gesichtern der Pariser Hofgesellschaft und von dem Schönheitsideal, das infolgedessen dort erwachsen war, zu sehr abgestochen haben, so daß man wochenlang auf die junge Prinzessin, die sich nicht schminken wollte, energisch einwirkte, bis sie sich endlich dazu entschloß.

Erst im 19. Jahrhundert ist endlich eine Periode größerer Reinlichkeit angebrochen. Überall in den Kulturstaaten legt man heute größeren Wert auf Reinhaltung und Pflege des Körpers. Der Anstoß dazu ist nicht von Frankreich und erst recht nicht von Spanien ausgegangen, sondern von England und Amerika. Namentlich England hat mit seinem Reinlichkeitsideal die Lebensführung zunächst der oberen Stände, dann auch des ganzen Volkes in den europäischen Kulturstaaten stark beeinflußt. Wir müssen den Engländern für diese wichtige kulturelle Anregung ungemein dankbar sein. Glücklicherweise fiel sie in Deutschland auf günstigen Boden. Nicht in allen Ländern ist das der Fall gewesen. In Spanien hat sich vielmehr erst in allerletzter Zeit wieder ein Fall zugetragen, der mit erschreckender Deutlichkeit zeigt, wie weit man dort von einer Weiterverbreitung des Ideals auch nur der bescheidensten Reinlichkeit entfernt ist.

In der nordspanischen Stadt Bilbao, im Zentrum des Baskenlandes, das ebenso wie Katalonien als einer der fortgeschrittensten Teile des an Kulturunterschieden sehr reichen Königreichs Spanien gilt, hatten die fortschrittlich gesinnten Elemente einen gesellschaftlichen Mittelpunkt zur Besprechung von Kulturfragen und zur Förderung von kulturellen Bewegungen unter dem Namen „El Sitio" ins Leben gerufen. Dieser Kreis hat schon viele wichtige Anregungen gegeben, ist aber häufig auf Widerstand des allmächtigen Klerus gestoßen, der Bilbao als eine seiner Hochburgen betrachtet. Denn wie sehr auch die modernen Industriellen sich dort seßhaft gemacht haben, wie betriebsam man auch in den Erzgruben und Hüttenwerken jener

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegend ist, so großen Einfluß üben doch andererseits namentlich die Jesuiten auf die wohlhabenden Kreise der Stadt und ihrer Umgegend.

Nun hatte in dem Kreise „El Sitio" die Lehrerin Maria Maeztu einen Vortrag über eine Studienreise gehalten, die sie im Auftrage der Schulbehörde nach England unternommen hatte. Die Anregungen, die in dem Vortrage gegeben wurden, erregten so lebhaften Beifall, daß die Hörer beschlossen, der Vortragenden zum Zeichen besonderer Ehrung ein Geschenk zu überreichen. Die so Geehrte bat indessen, man möge den Betrag der ihr zugedachten Gabe lieber dazu verwenden, in der Volksschule, die sie leitete, ein Badezimmer für Schulkinder einzurichten. Der Vorstand von „El Sitio" war mit Freuden dazu bereit. Er richtete daher an den Gemeinderat ein Gesuch, sein Vorhaben zu genehmigen. Die Frage wurde darauf der Stadtverordnetensitzung zur Beratung überwiesen. Der Sozialist Carretero trat warm für die Genehmigung des Gesuches ein; er beantragte außerdem, daß die Stadtverwaltung das Badewasser umsonst liefern solle. Die klerikalen Mitglieder jedoch erhoben lebhaften Protest. Der Karlist Acebal rief wütend: „Was ist das wieder für ein Unsinn, eine Schule in eine Badeanstalt verwandeln zu wollen!" Ein ultramontaner Stadtverordneter, Torre, hielt eine wütende Rede gegen den sozialistischen Antrag, gegen die übergeschnappte Senorita Maeztu, gegen den Fortschrittsverein „El Sitio" und endlich vor allem auch gegen die kulturwidrige Leidenschaft, sich zu baden. Denn „das Baden ist ein Luxus und dient, wie jeder Luxus, dazu, die Menschen zu verderben".

Als darauf der stellvertretende Bürgermeister Elguezebal das Wort ergriff, wurden seine beiden Vorredner noch übertroffen. Elguezebal ist Advokat, hervorgegangen aus der Jesuitenschule von Deusto. So suchte er zu beweisen, daß das Baden „mit der Moral unvereinbar" sei. „Menschen, die in ihrem Raffinement so weit gehen, sich mehr als das Gesicht und die Hände zu waschen, lästern damit Gott und prostituieren sich selbst. Ich habe in meinem Leben noch kein Bad genommen und ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl in dieser ehrenwerten Versammlung dasselbe von sich sagen kann!" [illegible]tverordnetenversammlung indessen protestierte gegen diese lebhafteste, beschloß ausdrücklich, ihr Bedauern [illegible]aß unter den Mitgliedern des Gemeinderates

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Kollege sei, der sich eingestandenermaßen nicht zu waschen pflege. Auch wurde der Antrag Carretero, wenn auch mit knapper Mehrheit, angenommen.

Hätte eine Verhandlung über die gleiche Frage in einer südspanischen Gemeinderatssitzung stattgefunden, so wäre vielleicht nicht einmal das geschehen. Denn die Sitte des Badens scheint in Spanien tatsächlich nirgends eingebürgert zu sein. Nicht eine einzige spanische Stadt besitzt eine Volksbadeanstalt. Wo am Meeresstrande Gelegenheit zum Baden ist, da wird doch kaum Gebrauch davon gemacht. Ich wenigstens habe auf einer mehrwöchigen Reise durch Spanien (in den Monaten April und Mai) auch nicht einen einzigen Badenden in den Meeresfluten gesehen, obwohl der Strand sowohl in Cadiz wie in Malaga, bei Valencia und an vielen anderen Punkten dazu förmlich herausfordert. Ja, es fehlen meistens auch die bescheidensten Vorrichtungen für die Möglichkeit des Badens.

Auch in den Hotels ist das so. In den internationalen Luxushotels allerdings findet man überall Badezimmer. Geht man aber in ein spanisches Hotel auch der besten Klasse, so wird man entweder kein Badezimmer oder doch ein solches finden, das diesen Namen nur zum Schein trägt. Das ist um so auffallender, als die Verpflegung ausgezeichnet zu sein pflegt; das Baden gehört aber offenbar nicht zu den Notwendigkeiten des Lebens. — Ich will ein Beispiel für viele anführen. In einem der besten spanischen Hotels, in welchem ich sonst sehr zufrieden war, noch dazu in einer Stadt gelegen, die von Fremden zu Hunderten und Tausenden besucht wird, konnte ich ein Bad nur mit äußerster Mühe erhalten. Daß die Wanne sonst so gut wie nie benutzt wurde, zeigte sich deutlich genug. Denn über ihr befand sich nur ein einziger Hahn, der nur kaltes Wasser hergab. Das warme Wasser mußte in großen Tonkrügen vom anderen Ende des Hauses herbeigeschleppt werden. Der Hahn war außerdem so angebracht, daß die größte Vorsicht nötig war, um sich nicht beim Aufstehen daran zu verletzen. Die Badewanne selbst war so unpraktisch gestaltet, wie ich sonst in der ganzen Welt noch keine angetroffen habe; man konnte eigentlich nur darin liegen, nicht aber stehen oder sitzen, weil die Wände nicht senkrecht in die Tiefe gingen, sondern schräg, so daß man einfach abrutschte. Eine Schale oder ein Brett, um Seife oder Schwamm aus der Hand zu legen, gab es nicht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Handtuchhalter ebensowenig; kurzum, nachdem die Vorbereitungen für das Bad beinahe eine Stunde gedauert hatten, begann eigentlich erst die Arbeit.

Daß die allgemeine Abneigung gegen das Baden, die man noch heute in Spanien antrifft, auf die Reinlichkeit des ganzen Volkes die allerbedenklichsten Wirkungen ausübt, läßt sich denken. Tatsächlich habe ich noch kein Land kennen gelernt, in welchem es schmutziger herginge als in Spanien. Italien, auch in seinen südlichsten Teilen, ist damit verglichen ein Muster an Reinlichkeit. Man bemesse, was das bedeuten will! Wer jedoch glaubt, daß es in Spanien doch nicht ganz so schlimm sein könne, der wird sich leicht vom Gegenteil überzeugen lassen, wenn er im Süden Spaniens auch nur eine halbe Stunde zweiter Klasse in der Eisenbahn fährt. Die ist nämlich zehnmal schmutziger als bei uns die vierte Klasse. Und wenn er gar den physischen Mut haben sollte, die dritte Klasse zu benutzen, so dürfte er eine erkleckliche Zeit brauchen, um danach seinen äußeren Menschen wieder in anständige Verfassung zu bringen. Wer aber den Gegenstand bis zur äußersten Möglichkeit erforschen will, der werfe einmal einen vorsichtigen Blick in einen Abort, auch auf einem großen spanischen Bahnhof, etwa in Granada — von den kleinen Bahnhöfen gar nicht zu reden. Man wird mit Erstaunen und Entsetzen entdecken, bis zu welchem unglaublichen Schmutz es ein Volk bringen kann, das der Reinigung des Körpers so abhold ist wie das spanische, und das, wie wir gesehen haben, in früheren Zeiten das Baden sogar mit schweren Strafen belegte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wirkungen der Lichtbildbühne

Versuch einer Apologie des Kinematographentheaters

Von Alfred A. Baeumler

Es ist schwer, den Erscheinungen der eigenen Zeit mit unbefangenen Augen gegenüberzustehen. Lauter als sonst spricht das Blut bei allem mit, was wir als gegenwärtig erleben. Objektivität ist Historikertugend. Der Augenblick kann seiner Natur nach keinen Historiker finden, d. h. er wird nie objektiv beurteilt. Daher ist die Gegenwart immer Gegenstand einer der historischen diametral entgegengesetzten Betrachtungsweise: der Kritik. Pointiert ausgedrückt: der Kritiker ist der Historiker der Gegenwart. Wobei ausdrücklich bemerkt werden muß, daß das Wort Historiker hier in einem neuen Sinne gebraucht ist. Es fehlt darin völlig der Begriff jener Objektivität, die dem eigentlichen Historiker wesentlich ist.

Historiker und Kritiker unterscheiden sich dadurch, daß jener die Dinge konstatiert, während dieser sein subjektives Verhalten zu ihnen für das wichtigere hält. In diesem Sinne ist unsere Zeit eminent kritisch. In Deutschland ist eine Stimmung weit verbreitet, die allem, was die Gegenwart als ihr eigenstes hervorbringt, das blanke Nein entgegensetzt. An allen Ecken und Enden stehen strenge Zensoren, Kulturrichter, welche von Morgen bis Abend die eigene Zeit verdammen. In einer Epoche, wo alles wieder einmal im Flusse ist, wo es in den Tiefen und auf der Oberfläche fieberhaft sich regt, ist es freilich nicht schwer, Mißlungenes an den Pranger des Geistes zu stellen. Die Kritiker unserer Kultur vergessen nur eines: nämlich daß sie selbst im guten und schlimmen dieser Epoche angehören und nicht umhin können, ihre Produkte selber zu richten. Zu viel kritisieren, zu viel machen wollen — das ist vielleicht gerade das Hauptmerkmal der Kultur, die sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verurteilen. Kritik ist gut und soll nie fehlen. Das Nein als Prinzip ist aber keine Kritik mehr.

Subjektiv muß jedes Urteil über die Phänomene der Gegenwart sein. Liebe und Haß trüben gleicherweise den Blick. Der Verfasser ist sich bewußt, dem angegebenen Gesetz ebenso unterworfen zu sein wie diejenigen, gegen die er sich wendet. Er glaubte jedoch dadurch, daß er ein Zeitphänomen, welches ihm des Interesses wert schien, möglichst unbefangen auf sich wirken ließ, gerechter gewesen zu sein als die, welche es verbannen wollen, ohne diese Wirkungen erlebt oder überhaupt nach ihnen gefragt zu haben.

Der Kinematograph hat unter den sogenannten Gebildeten wenig Freunde. Man hält ihn für gemein, roh, sensationell. Das Publikum, welches mit weit offenen Augen im verdunkelten Saal vor dem sich abwickelnden Film sitzt, ist zwar bunt zusammengewürfelt, aber der Hauptsache nach besteht es doch aus den Angehörigen der dunklen, noch nicht ins einzelne differenzierten Masse des Volkes. Arbeiter und Frauen, Ladenmädchen, Burschen, Kinder und Handwerker, dazwischen vielleicht einige Studenten und Töchter höherer Stände. Die Jugend hat eine ganz naive, ursprüngliche Freude an dem reichen Bilderleben da oben. Das Interesse konzentriert sich ganz auf den Vorgang. Man muß aufpassen, um den stummen Andeutungen und Winken zu folgen, Sinn und Klang in die rasch vorüberrollenden Szenen zu bringen. Der Film macht aktiv, der Zuschauer muß mitarbeiten, sonst geht alles für ihn verloren. Das Publikum der Kinematographen befindet sich deshalb in einer eigentümlichen geistigen Spannung, die man förmlich fühlt, wenn man den Raum betritt. Dasselbe Fluidum, nur unendlich viel stärker, herrscht in einem Konzertsaal oder im Theater.

Die interessante Frage ist nun, was die Masse vor der Lichtbildbühne erlebt.

Die Kulturpropheten und Schriftgelehrten wissen es ganz genau. Das Volk sucht die Befriedigung niedriger Instinkte, der Neugier und der rohen Sensationslust. Die Filmbühne verdirbt das Volk durch dieselben Mittel wie die „Schundliteratur". Sie bestärkt die Masse in ihrem Hang zur Sentimentalität und wirkt verführerisch durch schlechte Beispiele. Diese wenig durchdachten Argumente liegen auf der Straße. Einer spricht sie dem andern nach, und die sie vorbringen, haben sich selten mit der Sache liebe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

voll beschäftigt. Vielleicht liegt der Grund, warum das Lichtbildtheater sich so reißend entwickelt hat, tiefer als in den perversen Instinkten einer reizhungrigen Menge.

Einer Betrachtung, die sich mehr mit dem Volke selbst als mit den Reaktionen eines verfeinerten Gaumens auf die Genüsse der Menge beschäftigt, wird die Möglichkeit einer tieferen Begründung nicht entgehen. Es ist das Bedürfnis nach Schein, Verklärung, Leben in der Einbildung, das Bedürfnis, das gewöhnlich nur auf einer höheren Stufe ein künstlerisches genannt wird, welches die Masse vor den Film treibt. Denn was erblickt sie auf der stummen leuchtenden Bühne? Das Leben, die Gegenwart, den Menschen, der jubelt, leidet und untergeht. Ganz naiv sieht das Volk dem allen zu. Es fragt weder nach Kausalverknüpfung, noch Seelenschönheit, noch Psychologie. Es will gepackt, fortgerissen, erschüttert sein, es will Taten sehen, Leidenschaften, Ereignisse. So wie es sich das Leben vorstellt, einfach, schlagend, voll typischer Kontraste, Ausbrüche, Schicksale, so will es das Volk auch im Scheine erleben. Das beschränkte, zusammengedrückte Leben will aufatmen, sich selbst im Spiegelbilde genießen. Die Masse sucht im Lichtbildtheater dasselbe, was sie von ihrer Literatur, die man hochmütig als Schundliteratur bezeichnet, verlangt: sich selbst. Sie will ihr eigenes Dasein, ihr Lachen und Weinen, ihre Wonnen und Schrecken, ohne den Druck der Wirklichkeit, frei von allen Schranken noch einmal genießen. Sie will ihre Existenz in der Phantasie durchleben. Ist das Bedürfnis der Gebildeten, die in ihr Theater gehen, ein anderes? Was verlangen sie von der Tragödie anderes, als aufgewühlt und im Innersten gepackt zu werden? Nur der Inhalt ihres Erlebens unterscheidet sich von dem gröberen Inhalt, den das Volk erlebt. Daß das Theater der Gebildeten höher steht, wird niemand leugnen wollen. Man sollte es deshalb aber der Masse nicht übelnehmen, wenn sie nach einer Stätte verlangt, wo sie zum Lachen und Schluchzen gebracht wird. Gibt es denn das „seelische Funktionsbedürfnis" nur für verfeinerte Seelen? Erstrecken sich die Gesetze der Psychologie nur auf die Angehörigen der oberen Schichten?

Die einfachen Elemente des Lebens, die primitiven Erschütterungen der Seele, das ist der Stoff, den das Volk verlangt. Dieser Stoff ist nicht gestaltet, er ist Rohmaterial. Das ist der Grund, warum der Gebildete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich zurückgestoßen fühlt. Er findet nur die Materie, die bloße Sinnlichkeit des Daseins, während er nach Vergeistigung, nach Erhebung ins Persönliche, nach Kunst verlangt. Die Filmbühne, sagt man, gebe keine Kunst. Aber wer fordert denn vom Lichtbilddrama Kunst? Wenn man dem Film die Kunst entgegenhält, geht man von der Ansicht aus, dem Volke müsse unter allen Umständen Kunst dargeboten werden. Alles andere sei eine Gefahr. Es fragt sich jedoch, ob nicht das Bedürfnis nach Kunst in dem Sinne, wie wir das Wort verstehen, dem Volke überhaupt fremd ist (der Masse als solcher, nicht etwa einzelnen Exemplaren). Die Kunst einer Masse, deren Leben unter anderen Gesetzen als das unsere verläuft, wird auch anderen Normen unterworfen sein als die unsere. Der Gebildete bringt es sich selten zum Bewußtsein, aber es ist so: das Volk fühlt anders als er, er versteht die Masse nicht. Sie ist sentimental. Ohne die Sentimentalität zu verteidigen: was hilft es, gegen Tatsachen anzukämpfen? Glaubt man denn, eine bestimmte Gefühlsweise, wie es die Sentimentalität ist, durch Erziehung ändern zu können? Dazu müßte man mehr Zeit für diese Erziehung übrig haben, als das arbeitende Volk jemals wird zur Verfügung stellen können. Es ist ein hochmütiger Wahn, wenn die Gebildeten die Empfindungsweise des Volkes durch Worte wie sentimental und sensationell verächtlich machen. Die Instinkte des Volkes sind einfach, brutal und sentimental zugleich. Einem komplizierten seelischen Konflikt kann es kein Verständnis entgegenbringen, aber die Sorgen einer Mutter, den Schmerz eines Kindes um den Tod dieser Mutter, die Verführung und das Elend eines Mädchens — das versteht das Volk und lebt es nach. Es wird nur da mitgerissen, wo es sich in die Situation zu versetzen vermag.

Auch die Vorgänge der Filmbühne werden in der Phantasie nachgelebt. Aber es ist stets dasselbe Dasein, das eigene, welches das Volk nachfühlt. Niemals erhebt es sich über sich selbst. Der echte Kunstgenuß hebt die Schranken der eigenen Persönlichkeit auf und läßt an einer anderen Daseinsform Anteil nehmen. Wer die Tiefe des wahren ästhetischen Vorganges erfaßt hat, wird ihn von den vielen Tausenden, die nach irgendeinem Phantasieerlebnis dürsten, weder erwarten noch verlangen.

Wir haben zu konstatieren versucht, was die Masse im Lichtbildtheater sucht. Wenden wir uns zu dem, was dieses Theater bietet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die erste Eigenschaft des Kinematographen ist seine Billigkeit. Durch sie wurde erst der Sieg über die Masse möglich. Für dreißig bis fünfzig Pfennige kann sich heute auch der Unbemittelte eine ganze Welt von Aufregung, Glanz, Pracht und merkwürdigen Dingen leisten. Die Vorstellungen dauern stundenlang, Bild folgt auf Bild. Es gibt nicht viel schlechte Plätze im Zuschauerraum, auch ein großer Zustrom kann verhältnismäßig leicht bewältigt werden. Diese praktischen Vorzüge bilden die Grundlage. Dann folgt die wesentlichste Eigenheit des Lichtbildtheaters: seine absolute Modernität. Es kann gar nichts anderes sein als durch und durch Gegenwart. Das Leben, welches das Lichtbild schildert, ist unser eigenes Dasein. Die Straßen, durch die wir gehen, das Auto, die elektrische Bahn, die Zimmer, in denen wir wohnen, unsere Kleidung, unsere Art zu essen, unsere ganze Form zu leben finden wir auf den Films wieder. Die eigentümlich vibrierende Atmosphäre unserer Tage, die nervöse, schnelle, abkürzende Existenz des modernen Menschen wird auf einen Augenblick aus dem Tanz und Wechsel der Zeit herausgenommen und erlebt einen Moment der Verewigung. Das Dasein im Bild ist eine Verklärung des Daseins. So stark wirkt diese Erhebung des fließend Gegenwärtigen in die Sphäre des Entrückten, Scheinhaften, daß wir dieses unser Dasein erst zu verstehen meinen, wenn es im Spiel an uns vorüberzieht. Wir sehen uns selber leben. Was am Tage uns quält und hemmt, die ganze verwirrende Vielfältigkeit der modernen Existenz, hier, wo wir kein Wollen haben, das gehemmt werden könnte, gelangen wir dazu, es rein in seinem Wert an sich zu genießen.

Es ist dies vielleicht der tiefste Zug der Lichtbildbühne, daß sie nach dem Heutigen, dem Ereignis der Gegenwart, dem sogenannten aktuellen Vorgang verlangt. Sie teilt diese Eigenschaft mit einem recht verstandenen Journalismus. Viele Kinematographentheater haben eine Art optischer Berichterstattung über die Ereignisse der Woche eingeführt. Aktuell ist schließlich auch jedes Drama, das in der Gegenwart spielt. Es wird so empfunden, als könne es in diesem Augenblick irgendwo in der Nähe geschehen. In der Aktualität der Lichtbildbühne findet ein spezifisch modernes Bedürfnis seine Befriedigung. Unser Leben hat ein atemloses Tempo angenommen, die Erscheinungen sausen vorüber mit einer Flüchtigkeit, die uns manchmal erschreckt. Unsere Lebensform ist eine gleitende. Und doch können

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir die Sehnsucht nach Stille, Dauer, Festhalten nicht unterdrücken. Das Leben selbst kann uns diese Stille nicht geben. Nur im Scheine können wir den ersehnten Augenblick erleben, und wir besitzen ihn, während wir die ganze göttliche Komödie des Daseins im Bilde an uns vorüberziehen sehen. Die Bilder sind stumm, aber wir haben gelernt zu sehen. Wie im Spiegel erblicken wir unsere eigene Unrast, unsere eigene Ruhelosigkeit. Der Druck des Daseins weicht für einen Augenblick einer ewigen Stille. Wie kostbar ist dieser Augenblick und wie schnell vergangen. Aber er ist keine Flucht, keine Berauschung, der die Ernüchterung folgt, sondern ganz und gar Bejahung der Zeit, ohne doch in ihren unerbittlichen Fluß getaucht zu sein. Alles Wirkliche fließt und vergeht. Der Schein allein ist ewig, weil er keine Realität besitzt. Diesen Augenblick Ewigkeit, den der Leser vielleicht aus einem zeitgenössischen Dichter schöpft, genießt der naive Mensch vor der Abspiegelung des Lebens durch den Film.

Man sehe diese Bühne des Tages selber an, mit ihren Mitteln und einfachen Wirkungen. Der Kinematograph ist die Apotheose der Photographie. Das Lichtbild ist vom optischen Standpunkt aus eine ungeheuer wohltuende Erscheinung. Seine flächenhaften Ausschnitte haben einen aparten Reiz. Dieses Material kann noch besser verwendet werden, es gibt z. B. noch zuviel Aufnahmen, die nicht berücksichtigen, daß der Vordergrund zum Teil unbrauchbar für den Photographen ist. Das Volk sieht freilich nicht mit malerisch empfindlichen Augen, aber kann es schaden, wenn das, was es so gerne sieht, auch fühlenden Augen wohltuend erscheint? Welche Kostbarkeiten enthüllen jene Naturausschnitte, die in keiner Vorführung fehlen! Welche Kompositionen ergeben sich oft unwillkürlich durch eine dunkle Wand, eine Treppe, einen großen Baum oder Felsen. Eine Meeresbrandung in Lichtbildern dargestellt, gehört zum Schönsten, was man sehen kann. Der Kinematograph besitzt ebensoviel ästhetischen Wert als die Photographie. Hier ist eine Welt von neuen Genüssen für das Auge.

Und weiter. Durch das Lichtbild ist gleichsam der Mensch noch einmal entdeckt worden, der Mensch als Darsteller, Ausdruckskünstler, Schauspieler. Die Bühne des Films ist intim. Alle die feinen Verschiebungen der Züge des Gesichts, die sonst nur den Inhabern der Prosceniumslogen und der ersten Reihen des Parketts sichtbar wurden, die ausdrucksvollen Gesten, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leisen Bewegungen der Hand und der Lippen werden scharf und klar anschaulich. Eine Welt des Ausdrucks tut sich auf. Die zahllosen Möglichkeiten der Seele, sich zu geben, zu verraten, in einem Zucken oder Zittern sichtbar zu werden, sie werden vom Film zur Wirkung aufgerufen. Eine neue Kultur der Physiognomik und des mimischen Spiels bildet sich heraus. Nicht jeder taugt zum Kinodarsteller, das Lichtbild verlangt äußersten Ausdruck und Kraft.

Mit alledem soll jedoch nicht gesagt sein, daß der Kinematograph, so wie er ist, schon den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hätte. Es läßt sich noch vieles bessern. Nicht freilich in dem Sinne, wie die Volksreformer wollen, daß man ihn zur Illustration populär-wissenschaftlicher Vorträge verwendet. Gewiß kann er auch der Aufklärung dienen. Aber das Theater der Massen kann der Aufklärungskintop nicht ersetzen. Man stelle das Lichtbildtheater weiter unter die Kontrolle einer Zensur, wie bisher, man suche den Spielplan so gut es geht zu heben, vermehre die Aufnahmen im Freien und dringe auf die Verwendung der besten Schauspieler — man wird damit mehr erreichen als mit unüberlegten Protesten und fruchtloser Agitation. Schlagworte helfen nichts, auch wenn sie im Namen der Humanität gebraucht werden.

Nach der Seite des modernen Lebens ist das Lichtbildtheater noch auszubauen. Es muß die Breite unseres ganzen Daseins widerspiegeln, wir hinterlassen in den Films ein Kulturdokument, wie es keine Zeit vor uns hinterließ. Der Film hebt die Abgeschlossenheit der Einzelexistenz auf, der schlichte Mann blickt mit brennendem Interesse in die Wohnungen der Reichen, er sieht gern das Leben anderer Völker, die Bilder fremder Erdteile. Wie weit und reich ist der Horizont des modernen Menschen geworden. Es ist interessant, bald einen französischen, bald einen italienischen, bald wieder einen amerikanischen oder holländischen Film zu sehen. Die fremde Nation wird unmittelbar anschaulich. Charakteristische kleine Gesten verraten den Franzosen ebenso unfehlbar wie den Italiener. Die Nationen wechseln, und doch wird der Däne ebenso verstanden wie der Italiener, das ewig Gemeinsame, das unvergänglich Menschliche, das im körperlichen Ausdruck liegt, verbindet über die Köpfe der Nationen hinweg Norden und Süden zu ein und demselben Erlebnis. Menschliches Schicksal ist überall

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das gleiche. Der Kinematograph ist international in jenem tieferen Sinne, in welchem dieses farblose Wort die Bedeutung des allgemein Menschlichen erhält.

Da der Kinematograph in einer anderen Form und mit neuen Mitteln ein Bedürfnis stillt, das früher nur von Theater, Varieté und ähnlichen Anstalten befriedigt wurde, ergibt sich notwendig ein Konkurrenzkampf zwischen Theater und Kino. Der Fall ist nicht selten, namentlich an kleineren Orten, daß das Theater eingeht und ein Kino an seine Stelle tritt. Hierin erblickt man die größte Gefahr des Kinematographen. Als Verdränger des Theaters wird er in flagranti als Kulturschädling ertappt. Man tut, als habe damit die wahre Kultur eine Schlacht verloren. Aber es fragt sich sehr, ob der Schaden wirklich so groß ist. Der Spielplan eines Provinztheaters ist literarisch nicht viel besser, als der eines modernen Kinos. Das, womit die Menge ins Theater gelockt wird, sind nicht die Klassiker. Schwank, Lustspiel, Operette — das ist das Genre, das gespielt werden muß, wenn das Theater sich halten will. Sentimentaler als L'Arronge kann ein Filmdrama kaum mehr werden. Aber es wird besser gespielt im Kino, und man unterschätze diesen Vorzug nicht. Die Darstellung, die das Volk im Kinematographen um wenig Geld bekommt, kann es im kleinen Theater um keinen Preis erhalten. Eine bedeutende schauspielerische Leistung kann aber auch von der Filmbühne herab die Wirkung seiner Kunst ausüben. Die mögliche Wirkung allerdings, die ein selten gegebener Klassiker einmal auf die Masse haben kann, ist vom Kino nicht zu ersetzen. Hier wird es deutlich, daß das Lichtbildtheater zwar ein Phänomen darstellt, das manche Wirkungen mit der Kunst gemeinsam hat, im Grunde aber doch herzlos genannt werden muß. Es fehlt ihm der Puls eines persönlichen Lebens. Sie, die einfache und große Kunst, die monumentale, die einzige, welche das Volk versteht, wird es daher nie ersetzen. Das Volk mit dieser Kunst vertraut zu machen, kann nur einer Reform unseres Theaterwesens gelingen. Solange man aber der Masse den Besuch des Klassikertheaters nicht durch billige Eintrittspreise möglich machen kann, darf man ihr den Besuch des Lichtbildtheaters, als des provisorischen Theaters der Massen, nicht mißgönnen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kriegsberichterstatter

Von Richard Wiener (Wien)

ine unbeschreiblich düstere Aufregung herrschte in dem Geschäfte. Dicht gedrängt bis zur Türe standen Offiziere und Zivilisten und hielten lange Bogen in der Hand, aus denen sie ihre Bestellungen vorlasen. Die Lampen brannten nicht ganz hell. Sie schienen überanstrengt zu sein, wie jedes Ding und Wesen in diesem Raum; die Verkäufer blaß, übernächtig und von jener Ruhe, die sich nur nach heftigen nervösen Explosionen des gewaltsam gequälten Körpers einstellt; von jener Sicherheit und Überlegenheit, die nur das Gefühl außerordentlicher und notgedrungener Pflichterfüllung verleiht. Die Stellagen leer, ausgeräumt. Auf dem Fußboden, in allen Winkeln liegen Marschkoffer, Sättel, Decken, aufgehäufter Kriegsbedarf umher, flüchtig und unordentlich mit Zetteln versehen. Die Vorräte sind ausverkauft, es fehlt an allen Enden. Man ruft, man verhandelt, man schreit, die bleichen Verkäufer schütteln ihr Gefieder, lassen die Tropfen an sich herabrollen und gestatten sich in ihrer Überlegenheit manches unhöfliche Wort. Jener alte Hauptmann, der unausgesetzt räsoniert und sich nicht beruhigen kann, geht ihnen gegen den Strich. In dieser Kriegszeit sickert seine dürftige Menschlichkeit durch das respektable Kleid; und die Kommis bemerken es, ja sie wagen es, ihn ungehörig zu behandeln. Sie wenden sich von diesem ängstlichen alten Schreihals und richten ihre entzündeten Augen auf den nächsten jungen Kavalleristen, dessen Präzision ihrer augenblicklichen Geistesverfassung besser entspricht. Er will sechs Signalpfeifen, eine Handlaterne, ein Eßbesteck, eine Bussole. Er spricht heiter und doch gemessen, ist voll Spannung und Elastizität. Voll Stolz und Hochachtung blicken die Verkäufer auf diese durchaus gelungene Erscheinung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der alte Hauptmann räsoniert weiter, wendet sich hierhin und dorthin, voll Groll und Besorgnis. Niemand wird seine Erniedrigung gewahr. Jeder ist eine Festung für sich, nach allen Seiten geschlossen, ein jeder fühlt den Krieg vor seinen Toren und alle Rationen an Empfindung sind aufs genaueste bemessen. Das Abenteuer dringt auf alle ein, verändert sie ganz und gar, verschiebt Distanzen und Ausblicke und läßt fremdartige Lichter spielen.

Alles pulsiert in ungewohnten Rhythmen, ist unerwartet und anders, man ruft, man verhandelt, man schreit, man wendet sich hierhin und dorthin. Junge, stramme Leute treten ein, die in den Krieg ziehen, junge Leute voll hellglänzender Tüchtigkeit und Bravour, junge Männer, die diese letzte Nacht in Gesellschaft von Frauenzimmern durchzecht haben; jeder begierig, sein Scherflein Leben zu diesem Stück Geschichte beizutragen. Alles schwingt und zittert, ein Meer gebändigter Empfindungen erfüllt den Raum und umhüllt und umspült das Gewirre in düsterer Bewegtheit.

An diesen geräumten Stellagen brandet der Krieg.

* * *

Adolf Binder trat zur Türe herein, hinten etwas überhängend, und drängte sich bis an den Ladentisch vor. Unter seinem übermäßig großen, dunklen Schnurrbart, der in ungehöriger Weise das hektische Kindergesicht verziert, schwingt sich ein ängstliches Lippenpaar, ruht etwas tiefer ein Kinn, kaum nennenswert. Dieses Gesicht ist jederzeit bereit, eine tiefbeschämende und ungemein niederdrückende Eröffnung entgegenzunehmen. Es ist trostlos, allem Leben fremd. Aus dem niedern Kragen streckt sich ein dünner, kindlicher Hals mit stark vorspringendem Adamsapfel, der Körper steckt in einem beulenreichen, unpassenden Anzug, wird nach oben durch eine Krawattennadel begrenzt, die einen beinernen Hundekopf darstellt, nach unten durch die Schuhe eines Landgeistlichen, die eine vordringliche Anordnung der Nähte zeigen. Zwei bedauernswerte, nicht ganz reine Hände kriechen aus den Manschetten hervor und spielen mit einer abgebrauchten, ziegenledernen Geldbörse. Auf den üppigen und glanzlosen Haaren sitzt ein zeitloser Hut. So steht er da, in seiner ganzen Bedrücktheit.

Jawohl, er ist es, Adolf Binder, der Kriegsberichterstatter des „Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schauers", der sonderbarste aller Menschen. Eine zehn Zentimeter dicke Schichte Unwahrscheinlichkeit schwebt um ihn. Man betrachte nur sein Äußeres. Hatte je ein Kriegsberichterstatter eine so dürftige ängstliche Erscheinung? Sah man diesem verträumten, schwächlichen Manne an, daß er zu den erfolgreichsten Menschen zählte? Daß er mit elf Jahren ein geachteter Hundezüchter, mit dreiundzwanzig ein tollkühner Reiter in den Steppen Südamerikas war? Ahnte man etwa die tolle und unsagbar freche Komödie, die er mit dem Chefredakteur des „Beschauers" aufgeführt hatte, um sein Engagement als Berichterstatter durchzusetzen, eine Komödie, die mit dem völligen Unterliegen jenes welterfahrenen und autokratischen Mannes geendet hatte!

War man imstande, die Neugier dieses Jammermenschen gebührend einzuschätzen?

„Was wünscht der Herr?" wiederholte der Verkäufer seine Frage und richtete seine entzündeten Augen auf Adolf Binder.

Dieser erwiderte träumerisch den Blick, als handle es sich hier darum, im Herzen seines Gegenübers Gut und Böse zu erkennen, dann sagte er, sich erinnernd, mit ungereinigter Stimme und ziemlich langsam:

„Ich — ich möchte gerne ein Zelt haben."

Er wollte wirklich ein Zelt haben. Am Vormittag, als er seinen Koffer gepackt hatte, war ihm plötzlich eingefallen, es sei dringend geboten, ein Zelt zu besitzen. Und so ging er denn, und geradewegs in ein Militärausrüstungsgeschäft, öffnete die Türe, trat ein, drängte sich durch die Menge und tat den unerhörten Ausspruch:

„Ich — ich möchte gerne ein Zelt haben."

Was geschah? Antwortete der Kommis mit jener erarbeiteten Überlegenheit etwa: wir wollen Ihnen ausnahmsweise eines zukommen lassen? Schneuzte er sich etwa, halb gewendet, während er mit dieser Arbeitspause von einem Kunden sprach? Vollführte er irgendeine andere Unverschämtheit?

Er tat nichts von allem. Er richtete seine Augen auf Adolf Binder und schien bei seinem Anblick etwas zu verspüren. Etwas, was ihm nicht zu vollem Bewußtsein kam, etwas Unerklärliches.

„Sofort," sagte der Kommis, schleppte ein Zelt herbei, ein Zeltchen für zwei Personen, rekommandierte einen Schlafsack und — auf Ehre! er be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diente Adolf Binder, aufgeregt und zuvorkommend, voll Übermüdung und Hochachtung. Er dachte nicht daran, ihm seinen Anteil an den Ereignissen zu schmälern, was angesichts dieser überraschend unbrauchbaren Persönlichkeit gewiß zu erwägen gewesen wäre.

Und während man sich drängte und stieß, während der ganze gedämpfte Tumult seinen Fortgang nahm, während immer neue Leute in das Geschäft hineingeworfen wurden, trug der Redaktionsdiener das Paket unter dem Arme zur Tür hinaus, folgte ihm Adolf Binder in seiner verzwickten Gangart, mit jenem Stück Leben, dessen er teilhaftig geworden war, hinaus zur Türe.

* * *

Die unendliche Friedlichkeit der Straße und dieser schreiende Kontrast gegen den Krieg in jenem Geschäft fand sein Herz bereitwillig geöffnet. Er fühlte deutlich diesen Gegensatz, schlürfte ihn lüstern ein; und so schritt er dahin, der Wind fing sich in seinem Mantel, spielte mit seinem Katerschnurrbart und entführte ihm schließlich sogar seinen Hut, der unter dem fröhlichen Gelächter zweier Tischlerlehrlinge durch alle Pfützen rollte. Ihm galoppierte er in höchst unbeholfener Weise nach.

Aufgelöst, von oben bis unten mit Straßenkot bespritzt, kam er in seiner Wohnung an, wo schon alles zur Abreise bereit war. Der Koffer, ein kleines schwarzes Holzkistchen, stand sorgsam gepackt in einer Ecke, daneben lagen Taschen und Enveloppen. Die Kästen waren weit offen, Wäsche und Kleider lagen auf Tisch und Bett zerstreut.

Adolf Binder stellte sich in die Mitte des Zimmers und blickte vor sich hin. Dann stieg er mit der Miene eines höchst ernsthaft spielenden Kindes auf einen Sessel und langte nach einer Kassette, die auf dem Kasten stand. Behutsam nahm er sie herab und stellte sie auf den Tisch. Nun blickte er wieder in die Leere, sah in alle Ecken des Zimmers, musterte mit einem fast befriedigten Blick die Verwirrung und Öde seiner Wohnung und begann auf und ab zu gehen. Schließlich öffnete er voll Aufmerksamkeit die Kassette und entnahm ihr einen Brief. Es war ein Liebesbrief, das Dokument einer seiner tollsten, verblüffendsten und unwahrscheinlichsten Erfolge. Er trug keine Unterschrift. Nun begab sich Binder zum Ofen, entzündete nach wiederholten Versuchen ein Streichholz und verbrannte unter Zeichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebhafter Befriedigung das blaue Kärtchen über dem Ofenvorsatz. Als die Asche verglommen war, schien es ihm noch nicht genug; er ergriff ein zweites Papier von völliger Bedeutungslosigkeit, die Zuschrift eines Jalousienfabrikanten, und wiederholte dieselbe Prozedur. Längere Zeit blickte er auf das Aschenhäufchen, dann entnahm er der Kassette ein umfängliches Schriftstück. Es war ein Memorandum über den Tod, eine blendende Beleuchtung dieses Ereignisses, die er vor einigen Monaten abgefaßt hatte, mit der Absicht, sie irgend jemandem zu hinterlassen, eine treffliche und sehr bedeutende Arbeit, der noch das Schlußwort fehlte.

Sie zu vollenden, entledigte er sich seines Kragens und seiner Manschetten und setzte sich an den Tisch. Seine Gedanken waren beschwert, es gelang ihm nicht, die wenigen Worte zu finden, die dem Ganzen noch fehlten. Zu sehr haftete sein innerer Blick an dem kümmerlichen Scheiterhaufen, den er zur Feier seines Auszuges entzündet hatte. Mühselig schrieb er einige Worte hin, dann stockte er wieder. Was er vor Wochen verfaßt hatte, schien ihm schal und ausdruckslos, jetzt, da es sich nicht mehr um den Tod im warmen Bett, sondern um das Sterben auf dem Schlachtfelde handelte. Ein neuer Tod trat nun vor ihn hin, dessen Gehalt bis auf den Rest ergründet werden mußte.

Schließlich begnügte er sich damit, die Worte „Sterben, krepieren, verröcheln, das Leben aushauchen, zugrunde gehen, zerbrochen werden" mit wenigen kurzen einleitenden Sätzen an den Schluß zu stellen und auf diese halb malerische, halb musikalische Weise einen Begriff jener Todesart zu geben, die nunmehr in Betracht kam. Als er geendet hatte, verschloß er das Memorandum in der Lade seines Schreibtisches und begann sich umzukleiden. Diese Nacht gehörte noch ihm.

Er ging ins „Eldorado"

* * *

Durch Dunst und Rauch blickt Gold und Plüsch hervor. Man singt, pfeift, schreit, wirft Gläser gegen die Wand und zerstampft die Scherben. Neger tanzen, Cancaneusen mit großen Federhüten schlagen Purzelbäume und schleifen über das Parkett hin. Die Musikanten toben.

„Musik, Tusch!" schreit ein Offizier beim Eintritt und alles jubelt. Man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

winkt, man trinkt ihm zu, huldigt ihm schwelgerisch und überschwenglich. Alle Empfindungen sind hier entfesselt, alle Gründe versunken, alle Aktionen freischwebend.

„Musik, Tusch!" schreit der Offizier und Parfüms steigen aus seiner Bluse auf. Er beherrscht in seinem Taumel das Lokal. Ein alter Hauptmann, dessen Nöte noch an diesem Nachmittag ohnegleichen gewesen waren, umarmt ihn. Hören wir recht? Er ruft: „Bruder!" Seine alte Seele sickert durch. Längst vergessene Jugendschriften beginnen spät zu wirken.

Er trinkt, der Mensch, trinkt bis zur Besinnungslosigkeit, und plötzlich — da hat es ihn. „Musik, halt!" schreit er aufspringend. „Singen, singen wir ein trauriges Lied!" Alles scheint ihm still zu sein, während sich der Lärm zu undurchdringlichen Mauern verdichtet, die ihn umschließen. Und zwischen diesen schützenden Wänden geborgen, singen er und seine Leute ihr trauriges Lied.

Ah! Das ist eine Nacht. Das ist eine Nacht!

Dort sitzt er. Binder. Sein magerer Leib steckt in einem verbügelten Smoking. Sein langer Hals, sein Schnurrbart, alles ist festlich. Er sitzt mit drei Mädchen, blickt in den Tumult. Sein hektisches Gesicht ist gerötet, die Augen glänzen. Er zecht nicht mäßig, keineswegs. Er saugt größere Mengen Champagner ein. Den Mädchen erzählt er Scherze. Er agiert lebhaft mit den Händen, als wollte er etwas vom Tisch hinabwerfen, und blickt in den Saal.

Jawohl, er ist hier. Adolf Binder. Er vertut diese Nacht mit drei Mädchen in berauschtem Taumel. Wer ihn sieht, glaubt es nicht. Wer davon hört, findet es selbstverständlich. Wie sollte er diese letzte Nacht anders verbringen?

Dichter wird der Qualm, betäubender der Lärm. Wir, die wir hier sitzen, wir fühlen es, wie der Augenblick zur Erinnerung wird, wie Rausch und Betäubung ihn in jagender Eile der Vergangenheit anreihen. Farben werden greller, Rhythmen eindringlicher, Worte inhaltsreicher. Die Lampen gewinnen nie gesehenen Glanz, unvergleichliche Helligkeit. Ein märchenhafter Kahlkopf taucht auf. Ein Gespenst von unförmlicher Dicke wälzt sich durch den Saal. Ha! Ist der dort nicht ein Spanier? Teufel! Wie retten wir uns vor diesen Fälschungen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dort saßen wir, in jener Ecke, und hörten singen, schreien und pfeifen, sahen Röcke flattern, hörten Säbel klirren, sahen Uniformen, blaue, braune, grüne und schwarze Röcke. Wir sahen dich und jenen Narbigen und den schmächtigen Menschen, der vom Sessel fiel. Wir sahen den Leutnant, der ein trauriges Lied singen wollte, und den dicken Hauptmann, dem es nicht beschieden war, eine Browningpistole zu besitzen, und sahen plötzlich Binder sich von seinem Platz erheben, zur Musikkapelle hinaufsteigen, in seiner ganzen Bedrücktheit, und zum Taktstock greifen. Wir vernahmen einen Marsch, der allen an die Haarwurzeln griff, hörten ihn wieder und immer wieder, schneller und immer schneller. Und durch den Wirbel und Rauch sahen wir zeitweise das Gesicht des jungen Menschen aufblitzen, traumhaft, schnurrbärtig, erfüllt von unsagbarer Gier. Für Augenblicke tauchte es auf, ach, es verschwand immer mehr vor unseren Augen, denn wir hatten viel getrunken, und endlich verließ uns die Besinnung. —

(Schluß folgt)

Gedichte / Von Ludwig Finckh

Ludwig Finckh hat vor Jahren mit seinem „Rosendoktor" einen ungewöhnlich raschen und intensiven Erfolg gehabt und hat es seither erfahren müssen, wie die Leser sich immer nur an ein einzelnes berühmtes Buch eines Autors halten. Denn sein seither erschienenes Buch „Rapunzel", entschieden über dem Rosendoktor stehend und vielleicht die beste Idylle der neuesten Literatur, hat den Erfolg jenes Erstlings trotz aller seiner Qualitäten nicht einzuholen vermocht. Inzwischen ist bei A. Langen sein neuestes, famoses Buch: „Reise nach Tripstrill" erschienen. Daneben haben erfreulicherweise Finckhs Gedichte „Rosen" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) mehrere Auflagen erlebt. Dennoch ist der Lyriker Finckh wohl noch nicht so bekannt, daß seine Aufführung unter der im „März" besprochenen kleinen Zahl moderner Versdichter überflüssig wäre. Finckhs „Rosen" hat seinerzeit Bierbaum mit einem langen entbehrlichen Vorwort herausgegeben, das in künftigen Ausgaben wohl wegbleiben dürfte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dies Vorwort schließt mit dem ungefügen, doch zutreffenden Satz: „Der Dichter der Rosenlieder ist so stark an Seele und Kunst, daß keine Bedenken den wohltuenden und dauerhaften Eindruck stören, der sich hier, wie immer, einstellt, wenn ein tüchtiger, ehrlicher, aus innerster Ergriffenheit liebevoll zum Schönen und Guten gewandter Mensch sich als Bekenner eines innigen und schönen Glaubens meisterlich äußert."

Hermann Hesse

Die Fürstin

Die Fürstin heißt Elisabeth.
Ein Hauch von Sonne, die vergeht.
Ich wollt', ich hätte einen Namen,
Der sich verneigt vor lieben Damen,
Vor Schönheit, vor Elisabeth,
Der süß von zarten Rosen weht,
Von Blättern lind, so leicht, so laß,
Von Rosen weiß, von Rosen blaß,
Ein Schimmer späten Abendgolds,
Und wie der Fürstin Mund so stolz,
Und wie der Fürstin Stirn so rein,
Und müßte singen von Glück und Pein.
— — — — — — — — — — —
So froh und traurig müßt' er sein.

Ein Kuß

In deiner Haare schwarzem Bett
Ruht weiß dein Antlitz aus,
Das Lager schmück ich leise
Mit rosenrotem Strauß.
Und über deine Stirn gebeugt,
Die leicht in Falten steht,
Küss' ich die blasse, weiße,
Mein Kuß ist ein Gebet,
Und bindet deine Lippen los
Von unverweinter Last,
Und löst die Qualen leise,
Die du im Herzen hast.

Abendsonnengold

Als ob's ein Strom von Flammen wär,
So floß das Gold am Himmel her,
Und Wolk' und Berge rauchten,
Durch Blatt und Wipfel sank's und quoll.
Leis stopft' ich alle Taschen voll —
O Glück: grad was wir brauchten!

Verzeihen

Wenn man sich viel verziehen hat,
So leucht' viel goldner jedes Blatt,
Und schneit viel weißer jeder Schnee,
Und ist viel teurer alles Weh.
Du süße Frau, du Sonnenschein,
Blinkst mir noch hundertmal so rein,
Als da wir Glück- und Sonnensatten
Uns noch nichts zu vergeben hatten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich hab es nicht gewußt

Ich hab es nicht gewußt, was Liebe ist.
Es ist so, daß man Tod und Welt vergißt,
Und Glück und Leid, und alles was es gibt,
Und daß man liebt.

Und ist so, daß die leichte Siegerkraft
Im Arm sich reckt, die Königreiche schafft,
Daß man im Kissen liegt die ganze Nacht
Und weint und lacht.

Was ist die Welt? Ein Stäubchen auf der Hand.
Der höchste Berg ein kleines Körnchen Sand.
Kein Hauch. Kein Laut. Nur ein Gedanke da:
Du bist mir nah . . .

Rundschau

Interpunktion

Beinahe jeder aus Not oder Neigung schreibende Mensch hat sie schon einmal zu überwinden gehabt, diese peinlich verwirrende Krisis der Interpunktionszweifel. Mag er nun den Sinn eines gewundenen und beziehungsreichen Abhängigkeitssatzes durch ein energisches Komma zu bändigen, oder einen nachzüglerisch auftauchenden Gedanken durch ein heimliches „und" dem geschlossenen Heereszug seiner wohlgeordneten Rede anzugliedern versucht haben — irgendwo und irgendwie unterliegt jeder schreibende Mensch einmal der Versuchung, in Punkten, Beistrichen, Ausrufe- und Fragezeichen des Guten zu viel oder zu wenig zu tun.

Es fällt mir natürlich nicht ein, den Herren Geheimlehrern der deutschen Orthographie ins Handwerk zu pfuschen. Ihre Weisheit ist tief und bleibt den übrigen Sterblichen zumeist, je länger sie leben, ein desto dunkleres Geheimnis. Um da den Fortschritt nicht zu versäumen, hilft nur eines: sich alljährlich einen neuen „Duden" zu kaufen, um beim leisesten Zweifel ihn zu befragen. Da kann man ziemlich sicher gehen, alle Wörter nach der neuesten Orthographie zu schreiben, — aber die Interpunktion ist und bleibt auch für die meisten Dudenbesitzer ein Rätsel.

In einer hervorragenden Zeitschrift lese ich von einem der feinsten Stilisten beispielsweise folgenden Satz: „. . . und doch gibt es, in unserer vorliegenden Enquete, von nicht jüdischer Seite, Auseinandersetzungen, die die Möglichkeit einer solchen Antwort zum Grunde haben." Es mag sein, daß die fortschreitende Differenzierung des Seelenlebens im schriftlichen Ausdruck auch eine reichere Anwendung von Interpunktionszeichen fordert. Es scheint mir sogar gewiß, daß der Rhythmus der Sprache des zwanzigsten Jahrhunderts ein anderer ist als der Rhythmus der Sprache des achtzehnten Jahrhunderts. Wir sprechen, schreiben und leben unseren besonderen Stil — warum sollten wir nicht auch das Recht zu unserer besonderen Zeichensetzung haben? Aber deswegen ist doch nicht nötig, daß man den klaren Sinn eines Satzes durch Interpunk-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tionen zerstückelt, als sei jedes Wort wertvoll genug, um nur schluckweise genossen zu werden. Man lese einmal den als Stichprobe zitierten Satz im Rhythmus *seiner* Interpunktion, und dann lese man ihn, als stünde nur hinter „Auseinandersetzungen" ein Komma. Ich glaube nicht, daß sein Sinn bei der letzteren Lesart verliert, sondern im Gegenteil ungehemmter und klarer zum Ausdruck kommt.

Aber das mag immerhin noch Geschmacksache sein, ob man das, was man zu sagen hat, besser stoßweise, erregt, atemholend und durch Pausen unterbrochen vorbringt, oder ob man es, sonderlich wo's der Sinn nicht anders will, lieber in gemäßigtere Tempis ausklingen läßt. Etwas anderes ist's mit emphatischen Fragen, die von den meisten Schreibenden mit dem doppelten Reichtum eines Frage- und eines Ausrufezeichens gesegnet werden. In mir entsteht, muß ich sagen, in solchen Fällen ein ähnliches Gefühl wie beim Tanzen, wenn ich jemandem auf die Füße getreten bin und nicht weiß wohin. — Glauben die Gewissenhaften, die in solcher Zeichenfülle sich gefallen, wirklich einer Unterlassungssünde sich schuldig zu machen, wenn sie sich mit einem einfachen Ausrufezeichen bescheiden, nachdem die Satzbildung zumeist schon das „Fragliche" genügend zum Ausdruck bringt? Wozu dieser Pleonasmus, wozu diese Verschwendung? —

Interpunktionszeichen sind Fußangeln der schriftlich fixierten Gedanken. Sie fangen das Auge, das leicht über die Buchstaben hinwegfliegt, bannen die Gedanken auf einen bestimmten Wortkomplex, der erst als solcher, und nicht schon in seinen einzelnen Elementen, eine individuelle Bedeutung vermittelt. Und gerade weil, besonders in der modernen Sprache, der platte Wortsinn erst in solchen Zusammenhängen seine eigentümliche Prägung erhält, ist die Interpunktion nicht nur ein rhythmisches Kunstmittel der Sprache, sondern ein sprachphilosophisches Zeichensystem zur feineren Modulation der schriftlich fixierten Gedanken. Die Interpunktion ist also durchaus nichts, was man *vereinfachen* sollte. So gut man durch überflüssige Zeichensetzung einen einzigen zusammenhängenden Gedanken zerreißen und verwirren kann, nimmt man durch zu sparsame Interpunktion jedem feineren Gedanken seine individuelle Farbe. Aber eben darum muß man vorsichtig sein und die Interpunktion aufmerksamer behandeln als die gewöhnliche Wortorthographie.

Beim gesprochenen Wort wirkt Mimik, Geste, Pausierung und Betonung, den ganzen, noch hinter den Worten verborgenen Sinn auszudrücken. Beim geschriebenen Wort bleibt von alldem nur ein dürres System von Zeichen. Die an Anakoluthen, kurzen Ausrufen, halb zu Ende gesprochenen Sätzen reiche Sprache unserer Literatur hat sich geholfen, indem sie aus alten Zeichen neue bildete. Aber zuweilen ist es mir doch als ein Mangel aufgefallen, daß wir zwar bestimmte Zeichen für Frage- und Ausrufesätze, aber keines für die Ironie haben. Das klingt vielen gewiß sonderbar, denn in keiner Grammatik der Welt steht etwas über ironische Sätze — vielleicht weil den Grammatikern die Ironie verhängnisvoll erscheint. Aber ich sehe nicht ein, worin die Frage der Ironie grammatikalisch vorzuziehen sei.' Eben so, wie viele Fragen erst durch das Fragezeichen schnell uud deutlich als solche erkannt werden, würde die Ironie durch ein besonderes Zeichen, das diskret genug sein müßte, um nicht gleich im Leser ironische Gefühle *über* die Ironie aufkommen zu lassen, die ihr mit Recht zukommende „Auszeichnung" erhalten. Gerade je feiner die Ironie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, je unaufdringlicher, desto leichter kann sie, vielleicht nicht überhört, aber übersehen werden. Umgekehrt könnte es nicht mehr vorkommen, daß — was sogar schon erfahrenen Rezensenten passiert sein soll — etwas für Ironie gehalten wird, was vom Autor ernst gemeint war.

Und darum möchte ich zum Schluß ausdrücklich bemerken, daß ich hinter diesen trockenen Exkurs ins Gebiet der Interpunktion kein erheiterndes ironisches Zeichen setzen würde, auch wenn es schon erfunden wäre.

Dr. Adolf Lapp

Das Aktienrecht unter Anklage

382 arme Gläubiger der verkrachten Nieder-Deutschen Bank haben das preußische Abgeordnetenhaus um Unterstützung gebeten. Die Petitionsbegründung ist, in einem Punkte wenigstens, bemerkenswert. Die Petenten begnügen sich nicht mit zwei Schuldigen, der Nieder-Deutschen Bank-Verwaltung und der Berliner Handelsgesellschaft. Sie machen auch den Staat verantwortlich. Sie hätten sich, so behaupten sie, „durch die von Staats wegen eingeführten Kontrollen, wie Aufsichtsrat usw., in falsche Sicherheit einwiegen lassen." Die Handels- und Gewerbekommission des Abgeordnetenhauses, der die Angelegenheit überwiesen war, hat dem Plenum Nichtberücksichtigung der Petition empfohlen. Aus prinzipiellen Gründen und aus ad hoc-Erwägungen. Man wollte keine Präzedenz schaffen, die Millionenschar der Konkursgläubiger nicht auf die Staatshilfe vertrösten und hielt die von den Banken seinerzeit geleistete Forderungsbevorschussung für genügend. Der Staatskommissar an der Berliner Börse, Herr Göppert, war als Regierungsvertreter anwesend. Man hätte von ihm, der kürzlich erst einen schönen Reformeifer gezeigt, einige scharfe Worte gegen das Institut erwarten können, das eine gute Portion der Schuld an der Dortmunder Misere trägt, ohne allerdings dabei das bekannte Überlegenheitslächeln zu verlieren. Das ist nicht geschehen und so hat man wieder einmal die Gelegenheit verpaßt, Kapitalssünden, die unerhört sind, protokollieren zu lassen.

Daß die Petenten abgewiesen wurden, ist nur zu billigen. Denn was hat der Staat mit diesem Gläubigeroptimismus zu tun? So lange das Aktienrecht ihm keine Kontrollhandhabe bietet, kann er nur auf eine Gesetzesänderung dringen. Über seine Befugnisse kam er vor dem Fall nicht hinaus. Après le déluge sind die Straf- und Zivilorgane schon auf dem Plan erschienen. Den Staat als Verursacher der Gesetzesschäden hinstellen, heißt die Lage vollständig verkennen. Er exekutiert. Wie Gesetze in einem konstitutionellen Staate zustande kommen, davon scheinen die Petenten nichts gewußt zu haben. Das Institut des Aufsichtsrates ist von der Legislative eingesetzt, ebenso wie die anderen Aktienorgane. Soweit ist alles in Ordnung. Aber de lege ferenda. Da muß die Anklage einsetzen. Und zwar nicht gegen Preußen, sondern gegen das Reich, denn das Handelsgesetzbuch ist reichsrechtlich und in ihm sind jene Kontrollinstanzen, deren Versagen die Petition moniert, vorgeschrieben.

Daß die Kontrollinstitutionen der Aktiengesellschaft und anderer Gesellschaftsformen dringend der Reform bedürfen, bestreitet kein vernünftiger Mensch mehr. Weshalb man sich noch nicht mit aller Intensität an eine Beseitigung der Schäden gemacht hat, ist kaum verständlich. Die Affäre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nieder-Deutsche Bank" ist ja nur ein Symptom. Tagtäglich erleben wir neue. Die ganze Expansionsraserei, die wahnwitzige Überkreditierung, der tolle Effektentanz, alles das wäre nicht möglich, wenn wir gesetzlich fixierte scharfe Kontrollbestimmungen hätten. So sehr die Umwandlung der Privatbanken in Aktiengesellschaften den Taumel gefördert hat, ebensosehr hat sie uns doch der Möglichkeit einer wirklichen Aufsicht näher gebracht. Gerade in diesen Tagen ist die Frage wieder außerordentlich aktuell. Schließlich gehen die Spielmißstände an der Börse, die Herr Göppert noch vor kurzem so lebhaft gerügt hat, auch auf jene Mängel zurück. Göppert ist Börsenkommissar und will das Messer an den faulen Stellen ansetzen, die ihm zunächst sind. Das ist verständlich. Man darf aber bei der Wirkungsverurteilung die Ursachen nicht übersehen. Die Effektenanimiererei der Banken, die wildströmende Emissionsflut, die Gerüchtfahrlässigkeiten, all das wäre nicht möglich, wenigstens nicht in solchem Maße möglich, wenn man auf die Privatwillkür ein wachsames Auge hätte, nicht die Jobbersprünge der Börsendirektoren und das Auktionsgebaren der Depositenvorsteher zu dulden brauchte. Jetzt werden täglich Verbrechen begangen, die weit über die Strafgrenze hinausgehen und doch nicht strafbar sind, läßt man den übelsten Schiebern weite Löcher, durch die sie schlüpfen können. Man zerbricht sich den Kopf über geeignete Therapien. Die ätiologische, die kausale Therapie, ist die einzige, die radikal nützen kann. Das Übel bei der Wurzel packen. Dann kann man helfen. Man fasse dies oder jenes Organ, vergesse aber darüber das Herz nicht. Es leidet schon zu sehr an Erweiterung.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Staat, Beamte und Allgemeinheit

„Der Staat", sagte Graf Posadowsky auf einer Tagung des christlichen Elberfelder Eisenbahnerverbandes, „ist nichts als die Gesamtheit seiner Bürger, und wer dem Staate dient, steht deshalb im Dienste seiner Mitbürger." Er wollte damit die Forderung einer unbedingten Treupflicht der Beamten gegenüber dem Staate begründen, ohne deren Erfüllung der Staat seine Aufgaben dauernd und wirksam nicht zu erfüllen vermöge. Seine Gleichung muß, wenn sie richtig ist, auch in umgekehrter Anordnnng stimmen; die Gesamtheit der Bürger des Staates wäre also nichts als der Staat selbst, und wer im Dienste seiner Mitbürger stände, diente dem Staate. Danach gehörten die sozialdemokratischen Parlamentarier, weil sie die größten Wahlkörper im deutschen Volke vertreten, zu den bedeutendsten Dienern des Staates, es sei denn, daß Graf Posadowsky alle Volksgenossen, die bei den Wahlen für einen Sozialdemokraten stimmen, nicht zur „Gesamtheit der Bürger" rechnet. Dann aber bliebe immer noch unaufgeklärt die offenkundig feindselige Gesinnung der maßgebenden Träger von Staatsgewalten bei uns gegenüber den Parlamenten und dem Par-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lamentarismus. Wenn der Staat nichts ist als die Gesamtheit seiner Bürger, warum läßt dann die Gesamtheit der Bürger die Macht des Staates von Personen ausüben, die z. B. „das elendeste aller Wahlsysteme“ in Preußen aufrecht erhalten? Wie kommt es, daß der Staat als Bergwerksbesitzer die Monopolpreisbildung der privaten Grubenbesitzer auf Kosten der breiten Volksschichten unterstützt? O nein, die Identität zwischen Staat und Volksgesamtheit liegt für uns noch meilenfern.

Wie verhält es sich nun um die Treupflicht der Beamten, wenn sie zu Handlungen angehalten werden, die nach ihrem besten Wissen und Gewissen gegen die Interessen ihrer Mitbürger gerichtet sind? Wenn Graf Posadowsky schon darin irrt, daß er annimmt, Staat und Gesamtheit seien schon ein und dasselbe, so ist es doch wohl seine Überzeugung, daß sie eigentlich gleiches bedeuten *sollten*. Dann aber wird er nicht umhin können, zuzugeben, daß die Treupflicht der Beamten nur soweit reicht, als die Machthaber des Staates bestrebt sind, den Interessen der Gesamtheit zu dienen. Zu diesen gehören aber nicht in letzter Linie die Ansprüche der Beamten selbst auf eine gerechte Entlohnung der von ihnen für die Gesamtheit geleisteten Arbeit. Jeder Stand, wie jeder einzelne, muß sich zunächst selbst behaupten können, bevor er anderen hilft.

Die früher fast allgemeine, heute großenteils noch andauernde kastenmäßige Absonderung des Beamtentums lag gewiß nicht im Interesse der Allgemeinheit. Die moderne Beamtenbewegung bekämpft diesen Kastengeist, sie will, daß sich ihre Anhänger als wirkliche Diener der Allgemeinheit fühlen lernen und im öffentlichen Leben ihre „staatsbürgerlichen“ Rechte wie andere Volksgenossen anwenden, d. h. die jeweilige Regierung politisch bekämpfen, wenn deren Wirken mit den Interessen weiter Volkskreise nicht im Einklang steht. Daß solchen Bestrebungen seitens unserer Staatslenker der entschiedenste Widerstand entgegengesetzt wird, ist der beste Beweis dafür, daß der Staat noch kein Werkzeug der Allgemeinheit, sondern vorerst nur ein solches einer jeweils bestimmt umgrenzten Gruppe ist, die dieses Werkzeug für die Allgemeinheit nur soweit verwendet, als es im Interesse der Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft liegt.

Otto Corbach

Erziehung über dir!

Nichts ist der Erziehung schädlicher als die Erziehung. Jedes Werkzeug strebt in den Händen des Menschen zur Herrschaft über ihn, aber von allen Werkzeugen ist die Erziehung das tyrannischste. Sie emanzipiert sich am frühesten und gründlichsten von ihrem Zweck. Erzieher sein heißt nicht, bestimmte Menschen zu bestimmten Zwecken erziehen wollen, sondern das Handwerk der Erziehung so gründlich wie möglich betreiben, um das stärkstmögliche Produkt der Erziehung herzustellen: Menschen, die die höchstmögliche Summe des Erzogenseins vereinigen.

Der Mangel an Unmittelbarkeit in der Ausgestaltung unseres Gemeinlebens ist viel weniger in dem Gegensatz Gemeinschaft-Individuum zu suchen — persönliche Entwicklung ohne Gemeinschaft gibt es gar nicht! — als in dem Überwuchern der Erziehung. Und der geringe Erziehungseinfluß unsrer besten Institutionen auf den einzelnen, wobei wir nur an den Mangel an Staatsbürgerbewußtsein nach vierzig Jahren Reichswahlrecht zu denken brauchen, ist auf das Übermaß an Erziehung zurückzuführen. In keinem Lande wird so viel erzogen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und gibt es so wenig Erzogenheit wie bei uns. Das Bewußtsein, unaufhörlich erzogen zu werden, macht die Mühe des Sich-erziehen-lassens überflüssig. Natürlich erzieht jeder. Aber ebenso natürlich ist jede Erziehung für die andern da. Das Volk der Schulmeister verleugnet sich nicht, auch wenn die Pädagogik weniger offen in die Erscheinung tritt.

Aber — Erziehung als Selbstzweck? Gibt es das? Was soll das für ein Wesen sein? Es ist Ausgleich! Furcht und Flucht vor der Ungleichheit! Wie ein Wurm setzt sie sich fest in allen Knospentrieben des Lebens. Es darf nicht weiterwachsen, muß verkümmern. Ihr Übermut wird so groß, daß sie die Befallenen mit dem Glauben durchtränkt, die Verkümmerung zur Gleichheit und zur allgemeinen Zugänglichkeit aller Dinge sei die anzustrebende Lebensnorm. Es käme alles auf Erziehung an, und alles, was man wolle, ließe sich durch sie hervorbringen.

Die Erziehung als Selbstzweck richtet sich gegen das Leben. Ihr Opfer ist der Mensch, ihr Produkt. Sie selbst, die böse, aber höchst wirksame Abstraktion, bleibt obenauf und frißt weiter. So etwa die kirchliche Erziehung — was für einen Menschen hat sie hervorgebracht? Man sollte meinen, nach sechzig Generationen müsse nun ein Geschlecht von Asketen dastehen, von denen jeder sein Äußerstes an persönlicher Kraft an das jenseitige Ziel setzt, gestützt auf eine mächtige Fülle von Traditionen. Die Traditionen sind da, aber ihrer Hülle fehlt der Inhalt, der Mensch. Er treibt ganz wo anders. So materialistisch, diesseitig und unpersönlich zersplittert hat die Welt überhaupt noch keinen gesehen.

Die Traditionen sind höchst wirksam, nur strafen sie jedes Wort Lügen, das ihren Erziehungssinn aufrecht erhalten möchte. Sie wirken in unzähligen Humanismen, in Gestaltungen des Mitleids und der Hilfe, der Geistesherrschaft und Gefühlsreglementierung, der Mechanisierung auf Grund des Gleichheitsideals. Sie wirken nachweisbar vernichtend auf die Zukunft des Menschengeschlechts, also tatsächlich jenseitsfördernd, während sie jedoch im einzelnen, im Erziehungsprodukt, nichts als glatteste Diesseitsgewißheiten erzeugen. Unter der tatsächlichen Herrschaft der reinsten Abstraktionen fristet er sein Leben als Angstprodukt der engsten Konkretionen! Er kämpft um nichts als um die persönliche Daseinsbehauptung ohne Rücksicht auf die Erhaltung des Menschengeschlechts! So wird die christliche Idee in Wirklichkeit von keinem einzelnen mehr getragen, aber sie wirkt als Erziehungsprinzip um ihrer selbst willen ungehemmt fort. Um ihrer selbst — das heißt um der Zerstörung des Lebens willen. Es ist vergebliche Mühe, den Menschen noch gegen dieses Prinzip zu wirklichen ewigen Lebenszwecken erziehen zu wollen.

Überall stoßen wir auf diese lebensfeindliche Richtung. Die militärische Erziehung zum Beispiel wirkt in den Arbeitermassen fort — trotz vollkommen entgegengesetzter Zwecke. Dort Unterdrückung des Willens, hier Betonung der Persönlichkeit bis in die kleinste, ärmste Seele hinein. Aber der Erfolg ist Sieg des eingewurzelten Erziehungsprinzips über den Zweck. Der sozialistische Agitator ist durchaus Erzieher; er wird zehnmal den Zweck opfern, ehe er einmal das Prinzip verläßt. Die Folge: der Individualismus wird kaltgestellt und aus den Revolutionären werden wohlerzogene, ordnungsliebende Lämmerschwänzchen.

Oder gar Kunsterziehung! Das Wort schon macht einem die Haut schaudern. Ihr Erfolg ist, daß die Kunst auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hört, Beruf zu sein. Oder sie wird der Beruf des Nichtkünstlers. Die Kunsterziehung ist ein pädagogischer Keil, der die Kunst vom Künstler abzusprengen hat. Anweisung: man betrachte die Kunst zunächst als ein Ding, das für sich selber existiert. So von jedem schnöden Dienste befreit, tritt sie von selber in den Kreis der Erziehungsmittel ein, na, und aus dem Mittel wird dann ganz von selber ein neuer Zweck. Unsere jüngsten und modernen Künste haben durchaus pädagogische Ziele, das wird noch viel zu wenig gewürdigt. Sonst würde man sich über das Eindringen des Dilettantismus nicht so aufregen. Es ist ein Produkt der beiderseitigen Annäherung. Die Kunsterziehung, von kluger Wissenschaft geleitet, hat aus Künstlern und Laien ein neues Element gemischt, das eigenen Gesetzen folgt. In zehn Jahren wird unsere fabelhaft zunehmende Kunsterziehung den letzten Rest des Publikums, das heute vielleicht noch für unpädagogische Künste vorhanden ist, ausgetilgt haben.

Eine Kunst müssen wir allerdings ausnehmen, die Dichtkunst. Sie wird von einer ganz anderen Seite her zugrunde erzogen: von den Dilettanten selber, ohne wissenschaftliche Vermittlung. Es ist höchst bemerkenswert, wie sehr hier die Wissenschaft im Rückstande ist. Sie tummelt sich noch immer in der Vergangenheit. Unterdessen haben unsere großen Zeitungen den kritischen Betrieb der Gegenwart in Dilettantenhände gelegt. Der superlativische Stil, der die Romanerfolge dieses herrlichen Zeitalters begleitet (andere kommen kaum noch in Betracht), riecht höchst unzweideutig nach der Quelle freiwilliger Mitarbeiterbegeisterung. Hier tritt ein ganz anderes Erziehungsmotiv in Kraft: die Erziehung zum guten Ton! Es hat wohl einmal eine Zeit gegeben, in der sich Leute von Talent in ihren Blättern blutig abrauften. Und als Produzierender, beschämt von dem ewigen Blödsinn des Laienlobs, möchte man diese rohe Zeit wieder herbeiwünschen. Aber schließlich — man braucht Geld, und das Publikum ist so ausgezeichnet erzogen, es glaubt dem Tadler aufs Wort und wird für ein verrissenes Buch keinen Pfennig ausgeben. Es ist so gut erzogen! Niemand als die Polizei kann es mit heterogenen Mitteln für eine verrufene Sache interessieren!

Hermann Gottschalk

Wenn nur der Motor hält ...

Der Motor beherrscht den modernen Sport. Zwar nur Hilfsmittel, hat er doch die anderen Sporte in den Schatten gestellt. Alle erstklassigen Sportsleute greifen vor ihm grüßend an den Mützenrand.

Benzin wird zerstäubt und Luft hinzugeführt; ein elektrischer Funke zündet, und die in einem starken Behälter gefangene Explosion überträgt ihre Kraft auf den Motor.

Der Motor setzt eine Welle in Bewegung. Die Welle treibt dann eine Radachse — dann gibt es einen Automobilsport; eine Wasserschraube — dann gibt es einen Motorbootsport; eine Luftschraube — dann gibt es einen Flugsport „schwerer als die Luft", das ist die Flugmaschine, oder „leichter als die Luft", das ist der Lenkballon.

Die Sportveranstaltungen unserer Zeit bauen sich auf den Motor auf. Ob Fahr- oder Schwimm- oder Flugzeug — es fährt, es schwimmt, es fliegt, wenn nur der Motor hält. Und es wird alle drei Eigenschaften in sich vereinigen, wenn einmal möglichst viele Pferdestärken in einer möglichst kleinen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwere gesammelt werden können. „Jedes Kilo eine PS", wird die Aufgabe beim Sportmaschinenbau.

* * *

Die Autowettfahrt

In einem Haufen Menschen steht knatternd ein Automobil — oder: ein Automobil steht qualmend und wird auf drei Seiten von einem Haufen Menschen umgeben — oder: usw. Da hebt sich ein Fähnchen. Jemand schreit „Los!" Das Fähnchen schneidet durch die Luft, und das Automobil schießt durch eine Gasse von Menschen . . .

— — — — — — — — — — —

Hilfsbereite Bauern tragen ein Staubbündel, in dem ein Mensch atmet, nach der nächsten niederen Hütte. Der Gendarm kommt angesprengt und sprengt wieder fort. Dann kommt er wieder angeritten und bringt den Landarzt mit Medikamenten und Instrumenten in seinem langsamen Wägelchen mit. Dann kommt erst eine, dann kommen mehrere Depeschen. Später kommen Beauftragte und sehen den Wagen nach: ein Trittbrett und ein Schutzblech sind abgerissen und an den verletzten Stellen hängt Heu, es finden sich Federn- und Borstenspuren, Hundehaare, Schafswolle und Spuren eines Eierkorbes; im unteren Gestell ein halbes Kuhgehörne und die Vorderläufe eines Rehes. Andere Beauftragte befassen sich mit dem Kilometerzähler und vertiefen sich in Wurzelberechnungen mit PS, Metern, Ballast und Geschwindigkeit. Der Wagen mit seinen nur 90 PS hatte eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 125 km, begünstigt durch die gebrochene Bremse auf abschüssigem Terrain. Hier ist der siegende Wagen! — Und während der Landarzt sich noch um den todmüden Schläfer bemüht, verkünden in der Hauptstadt Extrablätter schon den Namen des Siegers (der sich den Umständen nach wohl befinde) und rühmen die Leistungsfähigkeit des Wagens und des Motors — worüber die Fabrikanten im Geheimen mit vielsagendem Lächeln quittieren.

Die Motorbootregatta

Zehn Sekunden vor dem Start: die drei Motorboote schnauben heran. Nervös stehen die Starter und visieren die Startlinie. Haben die Führer die Entfernung genau berechnet? „Los!" Der Startschuß donnert über den See, und das erste Boot schneidet eine halbe Sekunde später die unsichtbare Linie. „Durch!" — „Durch!" — „Durch!" . . .

— — — — — — — — — — —

Das als zweites durch den Start gegangene Boot hatte mit seinen 125 PS bald die Führung übernommen und schlug das erstgestartete Boot, das nur 100 PS hatte, um 250 Meter bei einer Rennstrecke von 40000 Metern. Damit war der 100-Kilometer-Weltrekordinhaber in einem kleinen Rennen geschlagen. — Mit voller Kraft schnauzen die Renner nach dem Hafen. Dort entsteigen den Booten, ölbespritzt und mit brennendem Gesicht, die Führer und die Monteure. Der Telegraph hat bereits in allen Hauptplätzen verkündet, daß der Stunden-Weltrekord, aus Dreiviertelstunden umgerechnet, von 49 auf 51,5 Kilometer verbessert wurde.

Der Höhenflug

Der Höhenrekord soll gebrochen werden. Immer höher schraubt sich der Apparat in der schwammigen Luft: 950 Meter. Immer höher: 1350 Meter, 1700 Meter. — Plötzlich fällt der Apparat fast senkrecht . . . Der Motor knattert, der Propeller brummt, die Luft trommelt in den Flächen, die Bespannungsdrähte pfeifen, die Ohren der Flieger sausen, ihre Schläfen hämmern, ihre Glieder zittern, der Pilot kann den Brechreiz nicht erwehren, der Passagier blutet aus der Nase. — Landen!

Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rasch! Gleitflug! Die Rückkehr zur Erde ist aber zu senkrecht, und der Apparat verstaucht sich, daß die Splitter fliegen: Kleinholz . . .

— — — — — — — — — — —

Ärzte sind anwesend zur Hilfeleistung, das Komitee vollzählig zur Gratulation, Photographen, Journalisten und Publikum, viel Publikum, das die Absperrung durchbricht. Der Pilot und sein Passagier aber bleiben, besinnungslos seitwärts geworfen, im Apparat liegen. Ein Dutzend Berittene schaffen Ellenbogenfreiheit. Sanitätsmänner holen die beiden Flieger herunter und schaffen sie unter mehrfacher ärztlicher Begleitung in das Sanitätszelt, zwei Kompagnien Infanterie, Polizei und Gendarmerie hält die Ordnung aufrecht. — In der Postbaracke aber arbeitet der Telegraphenbeamte fieberhaft an der Absendung dringender Telegramme nach Berlin, Wien, London, Neuyork und Yokohama, die den Namen des Piloten, seines Passagiers, seines Apparates, seines Motors der Welt verkünden.

* * *

So rast man über die Erde — kein Gelände bietet mehr Schwierigkeiten; so durchschneidet man die Ozeane — um die Wette mit Walen und Haien; so saust man durch die Luft — nichts ist mehr Hindernis: wenn nur der Motor hält. Das ist die einzige Sorge.

Der Motor macht alles, der Sportsmann leiht seine Nerven.

Der Sportsmann jagt goldenen Schätzen nach, das Publikum stachelt zum Sport auf, indem es Stangen Goldes auf einen Startplatz wirft und damit lockt, bis es umschwärmt wird. Den Nutzen hat der dritte: die Industrie. So wird es fortgehen, noch jahrelang . . .

Wenn dann die Nerven abgenützt: abgebenzt, verpropellert und abmotort sind, wenn die Seh-Nerven wundgeweht und wundgesehen, die Trommelfelle taubgeknattert und der Geruchsinn verstaubt und verräuchert ist, dann gehen die Sportsmänner nach etwas Neuem aus. Dann entdeckt der bekannte Sportsmann X das Turnen. Er wird Gleichgesinnte finden, und die werden eine Gemeinde gründen. Der Sportsmann Y entdeckt das Rudern in einem selbstgefertigten Einbaum und gründet eine Gemeinde, und der Sportsmann Z entdeckt das Schwimmen und gründet auch eine Gemeinde. Alle zur Wiederherstellung der Gesundheit. Aber bald werden sie merken, daß die Unruhe durch den Sport so groß ist, daß sie ihren Sport nicht ausführen können. Sie werden sich dann mit den Gemeinden A bis W treffen und beraten. Die X-Gemeinde wird klagen, daß sie durch den häusererschütternden Verkehr nicht turnen kann; die Y-Gemeinde, daß sie nicht rudern kann, weil alle Seen und Flüsse, selbst die Meere von kleinen und großen Kreuzern und Küstenbooten durchwühlt werden; die Z-Gemeinde wird empört sein, daß sie nicht schwimmen kann, weil alle stehenden und fließenden Gewässer mit Öl überzogen sind. Ähnliche Wünsche werden die Gemeinden A bis W haben. Weil aber eine Änderung nicht möglich ist, werden die Gemeinden ausziehen in sportfreies Land. Von dort werden sie dann ihre Lehrer senden, neue Sporte einzuführen. Die Menschen aber werden diese bestaunen, wie man heute einen Flieger bestaunt.

Karl Birner-Konstanz

Kunstprogramme

Sonst machte wohl das Genie, wenn auch ohne zu wollen, die Richtung. Heute haben wir Richtungen, um das Genie zu machen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Anfang ist das Wort, das heißt: das Programm. Es ist ein rhetorischer Rahmen, der recht schnell, bis zum Ausstellungstermin, mit Pinselstrichen ausgefüllt wird. Wieviel sie mit dem Programm zu tun haben — wer hätte Zeit, sich darum zu kümmern? Im Programm steht, was sie wollen. Aber wenn es oft scheint, daß die Mitglieder ihr Programm erst nachträglich gelesen haben, was machts? Sie wollen etwas, und jedes Wollen berechtigt zu Hoffnungen. Überflüssig finde ich nur das Malen von neuen Bildern. Der gruppenweise auftretende Hoffnungsberechtigter — unterstützt von der ebenso talentvollen Hoffnungsberechtigersgattin — sollte ruhig die alten Bilder wieder ausstellen, jedoch mit einem neuen Programm. So könnte selbst die geringe Mühe, die das Malen der Programmbilder beansprucht, noch herabgesetzt werden.

Das Programm beginnt mit einer unwiderlegbaren Feststellung: die alten Künste genügen nicht mehr. Nichts ist klarer als das. Denn wir sind ja andere Menschen, folglich brauchen wir eine andere Kunst. Und da die andere Kunst einen anderen Menschen aus uns macht, so muß der auch wieder eine Kunst haben. Es ist die bekannte Geschichte von dem Schnaps. Gegen die Künste vor 1860 brauchen wir uns nicht mehr zu wehren, sie sind durch die großen Programme des Naturalismus und Impressionismus endgültig getötet worden. Jetzt gehen die Hemmungen von diesen beiden aus, aber die Lage ist nicht mehr so klar wie damals. Denn die Entwicklung geht so rasend schnell! Die letzten Impressionisten haben, Hand in Hand mit den Bedürfnissen des Kunsthandels, dem Programm ihrer Vorgänger zum Trotz die alten Wurzeln der Tradition wieder aufgegraben. Ein unlauteres Geschäftsgebaren, das sämtlichen konkurrierenden Richtungen die Wege zur historischen Rechtfertigung abschneiden sollte. Aber das kann die neuesten nicht im mindesten verblüffen, es gibt immer ein Anders. Verlegt ihr ihnen die Tradition, so machen sie sich selber eine. Das Geschwindigkeitsmaß unsrer Zeit erlaubt ihnen das. Sie bestimmen Anfang, Tempo und Ziel ihrer Entwicklung ganz von selber.

Dies ist nämlich das eigentlich moderne an den echten Programmkünstlern. Sie suchen nicht naiv nach Ausbau innerer Notwendigkeiten (vermutlich, weil keine vorhanden sind) sondern nach Erkenntnis der äußeren. Irgendwo lauert ihnen in rätselhafter Verhüllung ein unerhört richtiger Zeitstil. Er hockt hinter demselben Busch mit allen anderen Zukunftsgewißheiten und Entwicklungszielen. Vorbei ist die Zeit, die aus der Vergangenheit Deutungen für die Gegenwart suchte. Wir haben den großen Purzelbaum geschlagen, der unsre ungeduldigen Füße in die Zukunft warf. Der Kopf ist geblieben, wo er war, in der Gegenwart, nun soll er sich nach den Füßen richten, die er früher so schwerfällig nachschleppte. So ungefähr stellt sich auch die Art der Programmisten dar. In den Füßen zappelt die Notwendigkeit der Bewegung — also erstes Gebot: es muß gemalt werden. Warum eigentlich? Weil das Organ einmal da ist! Wenn das keine Naivität sein soll, kein Bodendünger für ganze Geniewälder! Jetzt braucht der Programmist nur die Elemente der Entwicklung zu erkennen, braucht sich nur den zeitlichen Forderungen zu unterwerfen, und die alleinberechtigte neue Kunst ist da.

Wo findet er sie? Bei Cezanne, van Gogh, Gauguin? Aber nein, die sind auch schon wieder überwunden. Nur, um die Größe der Überwindung ins wahre Licht zu setzen, bläst man diese Halbkönner zu Genies auf. Was

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen nun das für Kerls sein, die über solche Kerls hinwegschreiten! Sie tun es, indem sie mit weiser Miene — hinter dieselben zurückgehen. Eine Revolution nach rückwärts!

Man sollte es nicht glauben. Aber ich las es mit eigenen Augen in einem der allerjüngsten Programme, das einem Kataloge von halben und ganzen Stümpereien vorangesetzt war. Es setzt sich mit den „drei Großen" auseinander, warum? Um zu sagen, daß die neue Gruppe etwas ganz anderes will, als was sich aus ihnen entwickelt hat! „Eine Erhebung des Geistes und Gemütes durch die Sinne, eine Kunst, die, alle rein artistischen Vergnügungen weit hinter sich lassend, der Zeit und Zukunft dient und ein inneres Schicksal erfüllt — nicht bloß vortäuscht."

O ja, diese Mode der Programmfassade mit dahinter gestopften Nichtigkeiten erfüllt ein Schicksal als treue Dienerin unsrer Zeit. Sie leistet einer Entwicklung Vorschub, die wir lieber verlangsamen sollten: der Ausschaltung der Kunst aus den Notwendigkeiten des Lebens. Die Scheu vor der Vertiefung ist so echt zeitgemäß, wie sollte sich nicht gerade der Pfuscher als stolzen Träger seiner Zeit fühlen? Wenn das Bewußtsein von der Unnotwendigkeit der Kunst schneller um sich greift, als notwendig ist, so dürfen sich die Programmisten das erste Verdienst daran zuschreiben.

Hermann Gottschalk

Deutsche Lyrik aus Österreich

Unter diesem Titel hat Camill Hoffmann eine österreichische Anthologie herausgegeben, die von Grillparzer bis heute reicht und um ihrer geschmackvollen Auswahl willen gelobt sei. Wenn wir den Titel hören, so denken wir unwillkürlich an das sogenannte Wienertum in der Dichtung, wir denken an die poetischen Müdigkeiten und tapetenhaften Dekorationskünste der Wiener Literaturjuweliere, und wir sind auf das lieblichste enttäuscht, denn das Buch bringt jenen Ton zwar natürlich auch, aber er herrscht nicht nur nicht vor, sondern verschwindet sogar fast ganz hinter naiveren, froheren, gesunderen Lauten. Auch der feierliche Griesgram Grillparzer hält sich nicht, neben Lenau fällt er hinab, und auch der liebe Raimund ist ihm an frischer Kraft überlegen, und so besteht fast das ganze Buch aus Überraschungen und Neueinstellungen, für die wir dem Herausgeber wohl dankbar sein dürfen. Unter den heutigen österreichischen Lyrikern finden wir einige, deren Aufnahme in das Buch wie eine Höflichkeit aussieht, aber daneben feine echte Dichter wie Ginzkey, Greiner, Hoffmann selbst, Felix Braun. Das schöne Buch ist im Verlag Meyer & Jessen in Berlin erschienen.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur i. V. A. Schremmer in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das englisch-deutsche Mysterium

Von G. H. Perris-London

Die internationale Lage ist zurzeit, besonders was die englisch-deutschen Beziehungen betrifft, sehr unklar und beunruhigend. Italiens Besitznahme von Inseln an der Levante beschwört eine Menge kitzlicher Fragen herauf; Rußland intrigiert im Hintergrunde, um seine Position im orientalischen Süden zu stärken; der Aufstand in Albanien greift immer weiter um sich. Und als ob dieses noch nicht genug wäre, scheinen die Handelsbeziehungen zwischen England und Deutschland, die eine Zeitlang vorwärts geschritten waren, aufhören zu wollen oder doch einen ganz merklichen Stoß erlitten zu haben. Keinerlei Nachricht darüber, was eigentlich vorgefallen, ist an die Öffentlichkeit gedrungen. Die ganze Angelegenheit ist in Dunkel gehüllt. Es geht das Gerücht, daß die Beratungen zwischen England und Deutschland sich auf eine wirtschaftliche Teilung Portugals nach dem Vorbild in Persien bezogen hätten. Die portugiesische Souveränität sollte dem Namen nach bestehen bleiben, und an Deutschland sollten für seine Anerkennung der britischen Ansprüche auf den persischen Golf und auf die Leitung der Bagdadbahn Sansibar und die Walfischbay abgetreten werden. In einem solchen Programm sollte es doch gewißlich keinerlei Schwierigkeiten geben. Und dennoch kann man eben jetzt auch wieder ein neues Wachstum der deutschen Kräfte sowohl zur See, als zu Lande beobachten, und in Erwiderung auf die neuerliche Bewilligung von 342466 £ für neue Bauten kündigt Mister Churchill, beeinflußt von dem revidierten deutschen Flottengesetz, einen ergänzenden Flottenvoranschlag an, der voraussichtlich auf 750000 £ und vielleicht sogar auf eine Million £ Sterling anwachsen kann. Das ist nicht alles. Die britischen Kolonien sind nun in Mitaktion zu bringen. Diese glück-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen demokratischen Länder, die den größten Segen für sich darin erblicken sollten, daß sie so weit entfernt von den unsinnigen Zänkereien Europas sind, waren in letzter Zeit daran gegangen, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Nun müssen sie mit eintreten in den Kampf um die Suprematie Englands zur See; und mit ihrer weißen Bevölkerung von zwanzig Millionen allein in Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland können sie unzweifelhaft ein mächtiger Bundesgenosse werden. Auf eine Aufforderung von seiten des englischen Kolonialamtes hat die Regierung von Neuseeland eingewilligt, den „Schlachtkreuzer" zu genehmigen, der von dieser Kolonie gebaut werden soll, um der Nordseeflotte einverleibt zu werden. Dem dürfte die kanadische Regierung mit mehreren Schiffen nachfolgen. Es ist hierbei eine von den kleinen Ironien, daß Tausende von deutschen Ansiedlern in den britischen Kolonien mit Steuern belegt werden, um Mr. Churchill in den Stand zu setzen, es „noch um eines besser" zu machen, als Admiral von Tirpitz. Das ist aber nur geringfügig neben der Tatsache, daß unter der Devise des „Flottenschutzes" 70 Millionen Deutsche ihren Zucker teuerer bezahlen müssen, um 45 Millionen Engländer daran zu hindern, gewisse soziale Reformen zu verwirklichen. Auf diesem Punkte ließen der deutsche Reichstag und das englische Unterhaus die Angelegenheit bei der Pfingstvertagung liegen. Und in diesem Stadium wird Baron Marschall von Bieberstein sie vorfinden, wenn er in wenigen Tagen sein Amt in London antritt.

In der Zwischenzeit halten unser Premierminister Mr. Asquith und unser Marineminister Mr. Churchill, unser befähigtster Kriegsmann und militärischer Organisator Lord Kitchener und einer unserer qualifiziertesten Marineoffiziere Prinz Louis von Battenberg einer Verhandlung- und Inspektionsreise im Mittelmeer ab. Zurzeit auf Malta, wollen sie später während ihres Kreuzens die große französische Flottenbasis von Biserta besuchen. Was bedeutet dieses neue Mysterium? Es ist nötig, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, daß Italien, während sein räuberischer Akt in Tripolis den guten Deutschen wie auch den guten Engländer verhaßt war, doch Partner im Dreibund bleibt. Jenen Männern unter uns, die über die internationalen Vorgänge eine bestimmte Meinung haben und auch über die Tatsachen etwas wissen, erscheint die ausgestreute Andeutung, daß Deutschland bei Italiens Abenteuern im Ägäischen Meer mehr als nur eine nachgebende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Partei sei, lächerlich. Es ist sogar sicher, daß Deutschland Italien keine so aktive Hilfe gewährt hat, etwa gegen Kompensationen im mittelländischen Meer, wie England sie Frankreich in Marokko geleistet hat. Die Staatsmänner, die ich oben anführte, sind jedoch kaum von anderer Art wie jene, die die auswärtige Politik in Berlin leiten; sie haben dieselben begrenzten Ideen von Patriotismus, dieselbe sonderbare Vorstellung von nationaler Verteidigung, dieselben Vorurteile, diese bestenfalls vielleicht in etwas modernerer und liberalerer Form. Daraus mag man es begreifen, wenn sie eine heftige Unruhe vor der Möglichkeit empfinden, daß in dem Augenblick, wo Rußland an die Pforte des Bosporus klopfte, Italien einen Gegenstreich machen würde, der in bezug auf den einzig möglichen Verbindungsweg Englands mit Ägypten und Indien verhängnisvoll sein könnte. Denn das Unglück der deutsch-englischen Rivalität ist, daß sie jede augenblickliche Unruhe in eine heftige Panik wendet, jede Regung eines Freundes des einen der Rivalen als Drohung oder Verschwörung auslegt. Wenn Rußland oder Frankreich nur einen Finger rühren, so beordert Admiral von Tirpitz mehr Kriegsschiffe gegen England, wenn Österreich oder Italien von einer Provinz Besitz ergreifen, an der England kein Interesse hat, so wird dies dessenungeachtet als eine neue Drohung von Berlin angesehen.

Bis vor kurzem wurde das Schema für den Ausbau der britischen Flotte, das Lord Fischer 1904 aufgestellt hat, als ein außerordentlich geschicktes und scharfsinniges Werk angesehen; als jedoch Italien auf Rhodos und den anderen Inseln landete, kam man plötzlich zu der Ansicht, daß man sich zuviel auf die Freundschaft mit Frankreich gestützt hatte. Was die englischen Minister auf ihrer Admiralitätsjacht „Enchantreß" wirklich alles sagen und tun, weiß niemand. Aber ihr Kreuzen auf dem Mittelmeer hat manche aufgeregte Diskussionen hervorgerufen, die nach der Jingopresse angeblich auf zwei Vorschläge hinauslaufen sollen. Entweder, sagt man, wird England eine Flotte von Dreadnoughts bauen müssen, um seine Interessen im Mittelmeer zu verteidigen, oder es würde genötigt sein, die Entente mit Frankreich in ein festes Bündnis umzuwandeln und all die maritimen und militärischen Verpflichtungen auf sich zu nehmen, die ein solcher Schritt nach sich zieht. Diesem letzteren Ausweg ist aber zurzeit keiner von den ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

antwortlichen Männern hier zugeneigt, er würde auch einen zu großen Wechsel in den Verhältnissen bedingen. Britische und französische Interessen sind zurzeit weit davon entfernt, identisch zu sein, und sollten wir je genötigt sein, gemeinsam militärisch zu operieren, so wird es gewiß nicht dazu dienen, um Frankreich die Kastanien aus dem Feuer eines europäischen Krieges zu holen. Lord Kitchener glaubt man dahin verstanden zu haben, daß nach seiner Meinung unbedingt etwas geschehen müsse. Mr. Churchill, eine hervorragende, mutige und sehr selbstsichere Persönlichkeit, hat sich in die Marine verliebt und all seine alten Lieben vergessen. Dies ist eine gefahrvolle Verbindung, und wenn aus ihr die Forderung einer neuen Mittelmeerflotte entspringen sollte, so wird das Unterhaus es nicht leicht haben, diese abzulehnen.

Seit Jahren war die Lage nicht so ernst, wie sie heute ist. Die kleinlichen Unverschämtheiten und Ärgernisse vonseiten der Jingopresse machen sehr wenig aus; ich bin aber überzeugt, daß die geheime Spannung in der Kolonialpolitik nicht lange mehr fortdauern kann, ohne an einen energischen Wendepunkt zu kommen. Als einer von jenen, die die Entwicklung dieser Frage mit der Überzeugung verfolgt haben, daß eine englisch-deutsche Freundschaft von fundamentaler Bedeutung für beide Völker ist, möchte ich Ihren Lesern eine der großen Schwierigkeiten nennen, die nach englischer Ansicht der Entwicklung einer gesunden natürlichen Auffassung der Dinge im Wege steht. Es muß dabei wohl verstanden werden, daß ich die andern Faktoren hierbei nicht verkenne, und daß ich besonders die Politik der englischen Regierung, die ich gerade kürzlich ausführlich angeklagt habe, nicht zu rechtfertigen versuche. Auf beiden Seiten sind Fehler gemacht worden. Was uns jetzt angeht, ist aber die Zukunft, und da ist, glaube ich, doch der hauptsächlichste Faktor einfach der, daß die Engländer nicht wissen, was Deutschland will. Und wissen die Staatsmänner in Berlin wohl selbst, was sie wollen? Haben sie irgendeine wohlüberlegte auswärtige Politik? Wenn dem so ist, warum kann sie dann nicht frei und offiziell dargelegt werden? Natürlich können wir immerhin einsehen, daß Deutschland einen Platz „näher an der Sonne" finden muß, und eine große und immer wachsende Zahl von Engländern will jede vernünftige Forderung unterstützen, z. B. daß Deutschland bei großen internationalen Entscheidungen immer zu Rate gezogen und auch seinen Anteil haben soll, wenn eine Verteilung von großen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ländergebieten stattfindet. Aber was ist, genau ausgedrückt, der Anteil, den es verlangt? Mit Bezug auf die Bagdadbahn und die afrikanischen Kolonien könnten da, wie ich schon sagte, wenig Schwierigkeiten sein, wenn diese beiden Fragen allein zur Entscheidung stünden. Viele Engländer verurteilen und beklagen das außerordentlich weite Vorgehen der britischen Regierung vom letzten Sommer, als sie damals die pariser Finanzleute unterstützte; aber bis auf den heutigen Tag wissen wir nicht, was für Forderungen es waren, die die deutsche Regierung an Frankreich stellte und die uns im letzten Juli fast an den Rand des Krieges brachten. Wir verstehen infolgedessen die Schwierigkeiten für die deutschen Liberalen, eine klare Darlegung der nationalen Politik vom Reichskanzler oder den Ministern zu erlangen, und wir haben mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen: dieselbe Handhabung von Geheimnistuerei und willkürlichen Handlungen im Foreign Office, dieselbe Neigung, in gefährliche Situationen hineinzutreiben. Wie wertvoll ist es aber, ein klares politisches Ziel zu haben! Und wenn auch die kleineren Gruppen der Abgeordneten in beiden Parlamenten sich zur Petition um vollere Informationen vonseiten der Regierung vereinigen könnten, würde der Ausblick hoffnungsvoller sein. Wie ich zu meiner Freude sagen kann, werden augenblicklich Vorbereitungen für eine private Konferenz getroffen, die etwas später im Laufe des Jahres in London zwischen einer Anzahl hervorragender Politiker Deutschlands und Englands abgehalten werden soll. Es soll darüber beraten werden, wie eine bessere Kenntnis der beiden Länder gegenseitig methodisch gefördert werden kann, wie Krisen gleich denen vom letzten Sommer verhindert werden können, wie die segensvolle Seite wirtschaftlicher Gegnerschaft besser verständlich gemacht und wie Aufreizungen vonseiten der Presse entgegengetreten werden kann. Ich wage zu hoffen, daß die Frage, die ich oben stellte, in diesen Verhandlungen in besonderem Maße behandelt werden möchte.

Die Alternative ist so schrecklich, daß kein kluger Mann den Wunsch haben wird, sie als ernste Wahrscheinlichkeit zu betrachten. Ein Krieg zwischen England und Deutschland allein würde bei weitem an Größe den deutsch-französischen Krieg von 1870 übertreffen, denn eine doppelt so große Landmacht würde aufgestellt werden, außerdem würden die Riesenschiffe der beiden Flotten zugrunde gehen. Und ein solcher Konflikt könnte auch nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lokaliſiert bleiben. Rußland und Frankreich würden auf der einen Seite, Öſterreich und Italien auf der anderen hereingezogen werden. Der ganze Kontinent würde in Flammen ſtehen. Vor einer ſolchen Ausſicht bangt ſogar der Phantaſie, und dennoch iſt dies die Richtung, in der wir treiben. Gebt uns — ich weiß, wenn ich dies ſage, daß ich für Tauſende von Engländern ſpreche — eine vernünftige Darlegung deſſen, was das deutſche Volk will. Laßt uns ein Ende ſehen dieſer Geheimnistuerei und dieſes Myſteriums. Laßt uns eine offene Ausſprache anſtellen — denn darin, und nur darin, glaube ich, liegt die Hoffnung auf eine verſtändige Übereinkunft zwiſchen den beiden Völkern und eine feſte Freundſchaft.

Mittelmeerpolitik und Dreibund zur See

Von Dr. Frhr. v. Mackay

Die Berufung Marſchalls auf den Botſchafterpoſten in London hat natürlich Meiſtern und Geſellen der politiſchen Augurenzunft dankbaren Stoff für das Phantaſiegewebe ihrer Kombinations- und Permutationsrechnungen geliefert. Aber an einen Faktor, der der diplomatiſchen Diverſion erſt die charakteriſtiſche Nuance gibt, wurde doch kaum gedacht. Daß nämlich die Überſiedelung desjenigen Mannes, der nach vieler Überzeugung nicht nur der befähigteſte deutſche, ſondern überhaupt der tüchtigſte lebende Diplomat aller Länder iſt, von Konſtantinopel nach London ſehr viel weniger einen Syſtemwechſel, als eben nur einen Orts- und Frontwechſel bedeutet. Daß Marſchall die Politik, die er mit ſo allſeitig anerkanntem großartigem Erfolg am Goldenen Horn inſtradiert und durchgehalten hat, heute infolge gewiſſer Um- und Neubildungen in der Konjunktur der Machtſphäre des Mittelmeeres und des Nahen Oſtens mit geſteigerter Durchſchlagskraft von der Themſe aus weiter zu entwickeln und zu Ende zu führen imſtande ſein dürfte, und daß inſofern ſeine überraſchende Entſendung in das Hauptlager der Ententemächte ſich vielleicht als ein ſehr geſchickter Schachzug in einer Richtung erweiſen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird, deren taktisches Ziel gerade die Ententepolitiker durchaus falsch einschätzen.

Die neueste Rede der Ersten britischen Seelords könnte man, wenn man wollte, als Verkündung und Offenbarung einer Art Überimperialismus bezeichnen. Eine „wirkliche Arbeitsteilung" auf dem Ackerfeld des englischen arbitrium mundi soll derart zwischen Mutterland und Tochterstaaten vorgenommen werden, daß jenes die maritime Vorherrschaft „an dem entscheidenden Punkt" aufrecht erhält, die Dominions aber „die Kontrolle im ganzen übrigen britischen Weltreich ausüben würden". Mit der Erfüllung dieser Forderung wäre dann allerdings scheinbar Albions Weltmachtideal des Gebots über die Wogen aller Ozeane und der Aufrichtung der Pax Britannica, die die Wage von Krieg und Frieden auf der ganzen Erde in der Hand hält, in vollkommenster Weise verwirklicht. Ob Churchill absichtlich oder unabsichtlich die Hemmungen und Bedenken übersehen hat, die der Realisierung seines Planes entgegenstehen, daß nämlich die Tochterstaaten nach den Erklärungen ihrer Vertreter auf den letzten Reichskonferenzen sich der freien Verfügung über ihre Flotten und deren Bewegung in Friedenszeiten überhaupt nicht und in Kriegszeiten nur in sehr verklausulierter Form entäußern wollen, daß ferner die Übertragung des Dreadnoughtitisserums auf den Boden Kanadas, Südafrikas, Australiens notwendig Gegenmaßregeln der benachbarten Staaten und demgemäß nur eine allgemeine Steigerung des heutigen Rüstungsfiebers zu quadratischer Potenz hervorrufen müßte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist soviel klar, daß, selbst wenn das Arbeitsteilungsprogramm Churchills nach dessen Hoffnungen sich verwirklichen ließe, damit noch keineswegs die Lösung desjenigen Problems der britischen Seewehrpolitik gefunden wäre, das gegenwärtig, medizinisch gesprochen, mehr und mehr deren reizempfindliche Stelle des geringsten Widerstandes wird; die Sicherung der Durchfahrt nach Ägypten, Indien, Ostasien, der Mittelmeerstraße.

Die britische Residentur in Kairo ist gewiß nicht nur ein wichtiger Verwaltungsposten, sondern auch eine einflußreiche diplomatische Stelle und ein ausschlaggebender Hebelpunkt des Apparats britischer Weltmachtspolitik. Daß unter der Amtsführung Lord Kitcheners dieser letztere Moment weit mehr betont werden würde als unter seinem bureaukratischen Vorgänger, war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu erwarten und ist tatsächlich nicht anders geschehen. In der kurzen Zeit halbjähriger Leitung der Generalagentur durch den Sieger von Omdurman, der nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein geschulter Staatsmann von einem Temperament ist, das sich den Ideen einer großräumigen imperialistischen Politik naturgemäß anpaßt, haben sich auf der politischen Bühne des östlichen Mittelmeerbeckens sehr gewichtige Szenenwechsel Kairaner Regie abgespielt. Diese gab sich zunächst ausgesprochen türkenfreundlich; welche Maus mit dem Speck des Wohlwollens gefangen werden sollte, wurde alsbald deutlich genug. Kiamil Pascha, der an fast krankhaft zu nennender Britenbegeisterung leidende türkische Staatsmann, weilte in Kairo, ging in der Generalagentur ein und aus, wurde von dem nach Delhi reisenden Königspaar mit besonderer Auszeichnung empfangen und — war Anwärter für das Großwesirat in Konstantinopel. Aber dem jungtürkischen Komitee war und blieb er persona ingrata; seine Bewerbung fand kein Gehör, und seitdem weht auch am Nil der Wind in anderer Richtung. Kitchener hat sich zwar offen auf den Boden der Charta vom 15. Juli 1840 gestellt, die in Artikel 6 erklärt, „daß die Land- und Seestreitkräfte, die der Pascha von Ägypten und Akka unterhalten kann, einen Teil der Heeresmacht des osmanischen Reichs darstellen", versteht es jedoch mit bewundernswerter Schlagfertigkeit, das nach dieser Bestimmung der Türkei zustehende Verfügungsrecht über die ägyptischen Truppen in höflicher, aber keinen Widerspruch duldender Form abzuweisen. Die vordem offene Grenze nach Benghasi und Fessan hin hat er fast luftdicht abgeschlossen. Bewundernswert ist die Geschicklichkeit, mit der er die Strömungen der im Nildelta zusammenfließenden Parteigebilde zugunsten seiner Politik zu regulieren versteht. Er unterstreicht die Ententenfreundschaft, um durch das Medium der Franzosen, die bekanntlich bei den Eingeborenen ebenso beliebt sind wie der Brite unbeliebt ist, ein freundschaftlicheres Verhältnis zwischen den fremden Herren und dem eingesessenen Volk herzustellen. Er unterhält freundschaftliche Beziehungen zu den komiteefeindlichen Türken, für deren „liberale Vereinigung" Kairo ein Hauptsammel- und Agitationsplatz ist, wie es die Stadt einst für die hamidische Opposition war. Vor allem aber versteht er es trefflich, mit den ägyptischen Nationalisten fertig zu werden. Kraft seiner vollkommenen Beherrschung des arabischen Idioms, durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nutzbarmachung seines im Sudanfeldzug erworbenen Prestiges, das er durch wohlberechnetes, dem Orient angepaßtes prunkvolles Auftreten neu auffrischt, ist er in kurzer Zeit der ebenso vom gewöhnlichen Fellachen wie von der städtischen Aristokratie bewunderte Mann des Tages geworden. Die Forderungen der Radikalen nach Selbstregierung überhört er als großer Herr oder unterdrückt sie mit fester Hand, wenn sie in ungebärdiger Weise laut werden. Dafür umschmeichelt er die durch die nationalistische Propaganda erweckten Träume des Volks von der Wiederherstellung eines Großägypten alter Pharaonen- oder Fatimidenherrscherherrlichkeit und nimmt in diesem Sinn sogar die einst durch Curzon vom Indus aus verfolgte Politik, das Kalifat unter das Protektorat Englands zu stellen, vom Nil aus wieder auf durch Sympathisieren mit den Bestrebungen der ägyptischen Allislamisten, die Würde des Imamats dem Padischat zu entwinden, es dem Khediviat zu verbinden. Die Durchführung dieses Plans bedeutete allerdings den denkbar schärfsten, vernichtenden Schlag gegen die junge Türkei und — gegen die von deren Unversehrtheit und Kräftigung abhängigen deutschen Interessen im Nahen Osten.

Das sind die Auftakte zur britischen Mittelmeerdiplomatie von Kairo aus: ihnen folgen die Themen und Fugierungen zu der politischen Sinfonie von London aus. Nicht nur in den Kreisen der britisch-französischen Betriebsgemeinschaft für Deutschlandhetze, sondern auch im Foreign Office hat man beim Beginn des tripolitanischen Kriegs — das geht deutlich aus der Stimmungsmache der Times hervor, die noch während der marokkanischen Krise wieder den Beweis ihrer genauen Orientierung über die in Downing Street herrschenden Absichten erbrachte — damit gerechnet, daß der Konflikt zwischen der Hohen Pforte und der Consulta Gelegenheit geben werde, Rom ‚von der Seeseite her' vom Dreibund abzupaaren und im Mittelmeer einen ‚quadratischen Block' britischer Wogengewalt mit Frankreich im Westen, Italien im Norden und Süden, Rußland im Osten und England in der Diagonale Gibraltar, Malta, Cypern, Alexandria zu bilden. Daß diese Spekulationen wenige Aussicht auf Verwirklichung hätten, wurde an dieser Stelle schon vor Halbjahrsfrist betont*); heute

*) Siehe „Englands Weltpolitik" im Jahrg. V, Heft 52 (1911).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird ihre Brüchigkeit, ihr illusionäres, den Anziehungs- und Abstoßungskräften unbeugsamer politischer Naturgesetze widersprechendes Wesen selbst an der Themse erkannt und nassen Auges zugegeben. Nachdem Italien dazu übergegangen ist, den Kriegsschauplatz nach dem Ägäischen Meer zu verlegen, auf Rhodos und den übrigen Inselbesitz der Türkei Beschlag zu legen, um damit eine der britischen Positionen weit überlegene Angriffsstellung in diesem Teil des Mittelmeers sich zu schaffen, betrachtet man in London das ganze Unternehmen erst recht von einer anderen Seite und stellt das Prinzip auf, daß der Friedensschluß nunmehr die Räumung der besetzten Sporaden zur Voraussetzung haben werde, eine Forderung, die natürlich in Rom mit gebührender Freundlichkeit aufgenommen wird. Nicht besser steht es um die britischen Umwerbungen Rußlands und das Liebäugeln mit dessen Schwarze-Meerflotte, die — auf dem Papier — jetzt zu einem stattlichen Dreadnought-Kreuzergeschwader ausgebaut werden soll. Das Dardanellenschloß, auf dessen Sperrung England bis vor wenigen Jahren am strengsten hielt, ist nun einmal heute weder nach den britischen Launen noch auf Grund eines einseitigen London-Petersburger Akkords zu öffnen, sondern allein, nach Analogie des Suesproblems, durch eine internationale Vereinbarung, wobei die Hohe Pforte und, als ihr Sekundant, Deutschland nicht das unwichtigste Wort mitzusprechen haben werden. Wenn aber heute Rußland, nachdem es vergeblich an die Meerengenpforte angeklopft hat, nunmehr — wahrscheinlich war die ganze Diversion überhaupt nur eine Fechterpose, die die eigentliche Degenstoßrichtung verdecken sollte — in Aserbeidschan sich „schadlos halten zu wollen" erklärt, so weiß man in London so gut wie in aller Welt, daß jeder Schritt der zarischen Truppen vorwärts nach dem Persischen Golf England sehr viel gefährlicher ist, als ihm irgendwie eine Änderung des Status quo an den Dardanellen nützlich sein könnte.

Deutlicher als je sind durch die Wechselfälle der Mittelmeerpolitik zwei entscheidende Grundwahrheiten der Konjunktur im Nahen Osten festgestellt worden. Erstens, daß Rußland — und, nebenbei bemerkt, ebensowenig Frankreich — in dieser Machtsphäre keine tiefergreifenden natürlichen Interessen mit England verbinden. Zweitens, daß diese Herzschwäche der Ententepolitik weiterhin das Fehlen irgendwie achtunggebietender britischer Land-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtreitkräfte ſteigert, die den Wert der engliſchen Freundſchaft höher zu ſchätzen zwängen. Letzterem Übel ſoll nun unter dem neuen Regime Kitchener, wie es deſſen Entſendung nach Ägypten von Anfang an erwarten ließ, ſo gut wie möglich abgeholfen werden. Die Times hat jüngſt eine einzig der britiſchen Beſetzungsarmee in Ägypten gewidmete und offenbar von Kairo aus inſpirierte Artikelſerie gebracht. Die hervorragende Kriegstüchtigkeit dieſer Truppen (6000 Mann ohne Eingeborenenverbände) wird laut gerühmt, zugleich aber die Unzulänglichkeit des Kontingents unter heutigen Verhältniſſen betont. Die Möglichkeit eines türkiſchen Angriffs auf das Protektorat vom Sinai her ſei um ſo mehr ins Auge zu faſſen, als bereits in Akaba — der wunden Stelle der ägyptiſch-arabiſchen Politik Englands — auffallend viel Truppen und Kriegsvorräte angehäuft würden. Weiterhin ſei der Fall eines drohenden Übergewichts des Dreibunds im Mittelmeer zu berückſichtigen. Überhaupt ſei es unumgänglich, in Ägypten eine Macht anzuſammeln, groß genug, um im Bedarfsfall ein ſtarkes Expeditionskorps nach Indien oder „ſonſtigen gefährdeten weſtaſiatiſchen oder afrikaniſchen Gebieten“ zu entſenden, wobei noch immer genug zum Schutz Ägyptens übrigbleiben müſſe . . . Und ſo reiſen denn heute Asquith und Churchill nach Malta, um hier mit Sir Jon Hamilton, dem Höchſtkommandierenden der Mittelmeertruppen, und Kitchener zuſammenzutreffen und über die Mittel und Wege, des letzteren großzügige Pläne zu verwirklichen, ſich zu beraten.

Obwohl dieſe Politik ſich auf einer imperialiſtiſchen Kurve kräftigſter Aufwärtsbiegung bewegt, findet ſie nur ſehr geteilten Beifall in den militäriſchen Kreiſen Englands. Beiſpielsweiſe meint der bekannte Admiral Sir E. R. Fremantle, ſie laufe auf die Vorbereitung eines ‚limited war‘ gegen Deutſchland hinaus; Truppenanſammlungen in Ägypten könnten aber keineswegs den Fehler der Entblößung des Mittelmeers von einer leiſtungsfähigen Schlachtflotte gut machen, der das Reich zwinge, durch die einſeitige Habacht-Aufſtellung an den Meerestoren Deutſchlands vor allen anderen Mächten, ſofern ſie unbequeme Forderungen ſtellten, zu kapitulieren. Eine ganze Reihe anderer Fachmänner äußern ſich ähnlich und ſind vor allem in Sorgen über die Kontrekarrierung der britiſchen Diplomatie durch die Ausweitung der Dreibundpolitik vom Land auf die See, auf das Mittelmeer. Und das hoffentlich mit Grund.

Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Daß die allgemeine praesumtio logica für einen solchen Ausbau des Dreibundgefüges nach der Seeseite hin, der Gleichklang der Machtinteressen, gegeben ist, wurde hier bereits angedeutet und an anderen Stellen des näheren motiviert. Nur auf ein besonders wichtiges und eigenartiges Moment sei noch kurz aufmerksam gemacht. Nach heutiger Entwicklung der Dinge in Tripolitanien kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Italien, auch im unwahrscheinlichen Fall baldigen Friedensschlusses, gezwungen sein wird, auf Jahre hinaus ein Expeditionskorps von mindestens 100000 Mann auf afrikanischem Boden zu unterhalten und ständig vom Mutterland aus zu verpflegen. Ist also die Brücke von Sizilien nach den Syrten nicht gegen jeden Angriff einer Ententenflotte gesichert, so stände Rom im Kriegsfall vor der Aussicht, sein ganzes afrikanisches Heer verhungern lassen zu müssen und wäre außerdem völlig außerstande, seinen Vertragspflichten gegen Berlin und Wien nachzukommen. Die Schlußfolgerungen für das Dreibundproblem ergeben sich aus diesen Tatsachen von selbst. Aber auch die taktischen Bedingungen für dessen Entwicklung auf der gedachten Linie liegen durchaus günstig. Das Kräfteverhältnis der beiden Mächtegruppen im Mittelmeer verteilt sich gegenwärtig so, daß Österreich-Ungarn und Italien zusammen über 17 Linienschiffe, 10 Panzerkreuzer, 29 Torpedofahrzeuge, Frankreich und England über 18 Linienschiffe, 13 Panzerkreuzer, 20 Torpedofahrzeuge verfügen. Bis 1915 werden an Dreadnoughts und Überdreadnoughts auf jener Seite 9, auf dieser 5 fertiggestellt sein. Eine Überlegenheit der Ententemächte im Mittelmeer über die Dreibundmächte besteht also schon heute nicht mehr und ist für die nächsten Jahre erst recht nicht zu erwarten. Diese Zuversicht erscheint berechtigt, trotz dem großartigen, von der pariser Kammer angenommenen Flottenbauprogramm, das erklärterweise die Übermacht Frankreichs bis 1919 gewährleisten soll, da bisher an der Seine noch jedes neue Marineministerium mit derlei großartigen Plänen sich eingeführt hat, die aber regelmäßig gar nicht oder nur in Dezimalbruchstücken zur Ausführung gelangten. Erste Fachmänner, wie in Österreich der Admiral Chiari, in Italien der Abgeordnete di Palma, empfehlen denn auch dringend die Ergänzung des im nächsten Jahre zu erneuernden Dreibundes durch ein Mittelmeerabkommen — eine Bekrönung des diplomatischen Meisterstücks Bismarcks, die tatsächlich nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den natürlichen Imperativen der verschobenen politischen Gleichgewichtslage Europas entspricht, den Kern des großen Werks festigen, nach außen es selbstsicherer und unangreifbarer machen und seinen Charakter als Friedensbund noch deutlicher in Erscheinung treten lassen würde.

Nach englischer Zeitungen Meinung spitzen sich die Gegensätze auf dem Mittelmeerkampfplatz so zu, daß eine große Katastrophe wahrscheinlicher denn je geworden sei. Ob derlei Kassandrarufe nur bestimmten politischen Zwecken dienen oder echten Herzensbeklemmungen entspringen, kann dahingestellt bleiben. Aber jedenfalls: wenn man dies ganze Spiel von politischen Entwürfen und diplomatischen Diversionen, von Botschafterwechsel, Feldherren- und Staatsmännerreisen, all diese Bewegungen beobachtet, die, so verschiedener Art sie sind, doch sichtlich um denselben Strudel kreisen, so kommt man unwillkürlich zu weitgehenden, kühnen und doch nahliegenden Schlußfolgerungen und Vermutungen. Die Verstärkung der anglo-ägyptischen Truppenmacht ist nach Maßgabe der bestehenden Staatsverträge nicht möglich ohne Zustimmung der Hohen Pforte, die natürlich freiwillig nicht ohne weiteres gegeben werden wird. Was also sinnt man im Foreign Office? Soll Kitchener von der Stufe eines Generalagenten auf die eines Generalgouverneurs aufsteigen, soll das Khediviat endgültig größerbritannischer Reichsbestandteil werden? Soll Deutschland seine nach Maßgabe des Einflusses, den es in Konstantinopel besitzt, unentbehrliche Zustimmung zu dieser Operation geben und dafür in Afrika, bei Bagdad entschädigt werden? Soll Marschall, der schon am Goldenen Horn so manches für unmöglich Gehaltene zuweg brachte, nunmehr von London aus das noch größere Meisterstück zustande bringen, diese Aufrollung und Auseinanderwicklung des orientalischen Problems so zu leiten, daß dadurch zugleich die Grundlage für die deutsch-englische Verständigung geschaffen und doch unsere Vorzugsstellung in Konstantinopel nicht erschüttert wird? Soll auf diesem Fundament zugleich, wie man es in Rom erhofft, durch den Druck der beiden versöhnten Mächte, deren Eifersucht bisher eine durchgreifende Aktion verhindert hätte, die Türkei zum Friedensschluß auf billigem Fuß gedrängt werden. Alles das sind problematische Dinge, die heute noch mit allzugroßer Last von Unwahrscheinlichkeiten und inneren Hemmungen bepackt zu sein scheinen, um Wahrscheinlichkeitswert beanspruchen zu können,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die es doch ins Auge zu fassen gilt, um sich Kern und Wesen des Mittelmeerproblems in seiner gegenwärtigen seltsamen Fassung kritisch zu nähern.

Literatur und Erotik / Von Herbert Stegemann

Wenn eine spätere Zeit versuchen sollte, sich aus den Erzeugnissen der schönen Literatur unserer Epoche deren geistiges Gesamtbild zu rekonstruieren, so wird sie dabei sicher zu sehr seltsamen Ergebnissen kommen. Diese würden etwa dahin gehen, daß die Menschheit um den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von einer Art erotischer Monomanie besessen gewesen sei und sich mit nichts anderem als mit erotischen Dingen und Problemen beschäftigt habe. Aus den Produkten der schönen Literatur, deren Quantität sich bekanntlich von Jahr zu Jahr in einer geradezu beängstigenden Weise steigert, kann man in der Tat nur diesen Eindruck gewinnen. Während sich auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens die tiefgehendsten Umwälzungen vollziehen, während die sozialen Fragen sich zu einem früher ungeahnten Ernste zuspitzen, während ungeheure technische Errungenschaften unsere ganzen Existenzformen von Grund aus umgestalten und alte und neue Weltanschauung miteinander in den letzten, entscheidendsten Kämpfen begriffen sind, fährt unsere schöne Literatur behaglich fort, immer wieder das eine, unerschöpfliche Thema von dem Verhältnisse zwischen Mann und Weib zu variieren. Man könnte ohne Mühe statistisch feststellen, daß sich ungefähr neunundneunzig Prozent aller belletristischen Erzeugnisse ausschließlich mit erotischen Dingen beschäftigen, während die ungezählten bedeutenden und interessanten Stoffe aus den verschiedenartigsten Gebieten des modernen Lebens vollkommen unbeachtet bleiben. Das ist ein merkwürdiger, viel zu wenig gewürdigter Tatbestand, dessen Gründen nachzugehen sicher der Mühe wert ist.

Die ganze antike Literatur weiß kaum etwas von erotischen Fragen; höchstens daß sich im Epigramm und in verwandten Kunstgattungen hin und wieder erotische und sexuelle Dinge behandelt finden, durchweg indessen vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesichtspunkte des übermütigen Spottes und der beißenden Satire aus. Erst in den Verfallsperioden sowohl Griechenlands wie Roms waren Dichter wie etwa Longos oder Ovid möglich: sie galten aber von vornherein im wesentlichen als Dichter zweiten Ranges, und die Palme gebührte durchaus dem Lyriker und dem Dramatiker. Das weibliche Geschlecht erschien dem antiken Geschmack ein für allemal als minderwertig, und es gehörte zu den — uns modernen Menschen ganz unfaßbaren — Grundpfeilern des antiken Denkens, daß Weibern und Sklaven die höchsten Ziele wahren Menschentums ein für allemal verschlossen waren. So konnte eine Literatur, in deren Mittelpunkt das Verhältnis zwischen Mann und Weib stand, in keiner Weise aufkommen.

Das änderte sich, als das Christentum die Welt zu beherrschen begann. Die Idee der Gleichberechtigung aller Seelen vor Gott setzte sich, langsam aber sicher, durch, und wenn die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung sich auch durchweg als eingefleischte Antifeministen zeigen, so hob sich doch allmählich unter dem Einflusse des Christentums die soziale Stellung des Weibes ganz entschieden. Sicher hat der sich immer mehr ausbreitende und entwickelnde Marienkult das Seinige dazu beigetragen, wie denn auch im allgemeinen die mehr gefühlsmäßige Note gerade des ersten Christentums dem Durchdringen des weiblichen Einflusses entgegengekommen sein mag.

Als eine Kreuzung christlicher und feudalistisch-aristokratischer Ideen erscheint das Rittertum, das sich in den einzelnen Ländern Europas sehr verschieden ausgestaltete, überall aber eine Hebung des weiblichen Einflusses oder — — um Schopenhauers unliebenswürdiges Wort zu zitieren — eine „affenwürdige Weiberveneration" zur Folge hatte. Das deutsche Rittertum näherte sich trotz mancher Blüten, die es hervorbrachte, mehr einer gewissen Kraftmeierei, während das französisch-provenzalische Rittertum einen starken geistigen Einschlag aufwies und geradezu als Erfinder jener besonderen Art der Liebe gelten darf, die Stendhal als „l'amour passion" bezeichnet — jenes, der Antike im wesentlichen unbekannte Gefühl, das den zunächst animalischen Affekt in eine geistige Leidenschaft umsetzt. Freilich ist auch auf diesem Gebiet vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, und die Trennung von Körper und Seele, wie sie hier auftrat, steht dicht auf der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenze. Es ergeben sich dabei Zustände, die unseren heutigen Sittlichkeitsschriften beträchtlich zuwiderlaufen, und ein zwar nicht physischer, wohl aber ein geistiger Ehebruch galt sozusagen als die erste und vorzüglichste Pflicht sowohl des Ritters wie der Edeldame. Man mochte in sonstiger Hinsicht so ausschweifend leben wie nur möglich — das Herz gehörte der Auserwählten, die mit möglichstem Überschwange gefeiert wurde, und der man alle himmlischen Tugenden anzudichten pflegte. Cervantes hat in dem Verhältnis Don Quichotes zur Dulcinea da Toboso dieses Treiben in unvergleichlicher Weise persifliert. Der schnöde Körper, zu dessen Verächtlichmachung die transzendentale Idee des Christentums erheblich mitwirkte, mochte dem angetrauten Gatten, dem ehelichen Weibe gehören — die Seele blieb die alleinige Domäne des geliebten Wesen, und die gefeierten Damen schwebten in einer Gloriole ohnegleichen über der Erde.

Seit dieser Epoche hat der Einfluß des Weibes stetig zugenommen, sich seiner Qualität nach indessen in den einzelnen Epochen nicht unerheblich verändert. Er erreichte einen nicht wieder dagewesenen Höhepunkt im Frankreich des ancien régime. Hier war fast die ganze höhere Kultur von einem sublimierten erotischen Interesse beeinflußt, aber eben diese Sublimierung war so stark, daß auch der geistigste Mensch die vorhandene Erotik mit in den Kauf zu nehmen vermochte. Es war eine Periode des wundervollsten, des glänzendsten Scheins — und es begreift sich, daß das Weib in einer solchen die ausschlaggebende Rolle spielen mußte. Denn es bleibt — der ganzen Entwicklung der heutigen Frauenfrage zum Trotze — doch immer wahr, was Nietzsche sagt: „Die große Kunst des Weibes ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist die Lüge und die Schönheit. Gestehen wir es, wir Männer: wir ehren und lieben gerade dieſe Kunst und dieſen Instinkt am Weibe: wir, die wir es schwer haben und uns gern zu unserer Erleichterung zu Wesen gesellen, unter deren Händen, Blicken und zarten Torheiten uns unser Ernst, unsere Schwere und Tiefe beinahe wie eine Torheit erscheint."

Die Stellung des Weibes in der Gegenwart hat sich demgegenüber gründlich verschoben. Zwar ist der weibliche Einfluß auf unser gesamtes inneres und äußeres Leben ungefähr ebenso stark, wie er während der eben erwähnten Epoche war, aber die ganze kulturelle Verfeinerung dieses Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

flusses fehlt durchaus. Während die französischen Frauen des ancien régime aufs höchste belebend und anregend wirkten und in ihren Salons Stätten des geistigen Lebens schufen, in denen sich die feinsten und freiesten Köpfe der Zeit begegneten und ihre Ideen in ungezwungenem Austausche vertieften und abschliffen, ist die heutige Frau dem Manne kameradschaftlich und beruflich zu nahe gerückt, als daß noch ein Einfluß solcher Art stattfinden könnte. Die geistige Anmut, die Sicherheit der Geste, kurz, die ganzen ästhetischen Werte, die den Reiz der damaligen Frauen ausmachten, sind dem weiblichen Geschlechte unserer Tage verloren gegangen — zum guten Teil in dem harten Kampfe um Gleichberechtigung mit dem Manne, worin freilich eine überaus boshafte Ironie des Schicksals liegt. Was bleibt, was unausrottbar ist, scheint nur die Erotik zwischen Mann und Weib zu sein, und diese wirkt, sobald der eben erwähnte geistige Zauber in Wegfall kommt, durchweg recht banal — besonders wenn sie in der Literatur auf eine Weise breitgetreten wird, wie das heutzutage üblich geworden ist.

Die Musterländer der erotischen Literatur sind England und Amerika — die Länder, in deren sozialem Leben das Weib bekanntlich eine hervorragende Rolle einnimmt. Wir sprechen hier — das sei zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich erwähnt — vorwiegend von der moralisch einwandfreien erotischen Literatur und lassen grundsätzliche Lasziviät und die eigentliche Pornographie völlig außer Betracht. Wenn man sich die Mühe gibt, ein paar Dutzend englischer oder amerikanischer Romane durchzulesen, so wird sich das Gefühl aschgrauer Langeweile auf den unglücklichen Leser niedersenken: es ist immer dieselbe triviale Liebesgeschichte, bei der durchweg das Weib überaus edel, tugendhaft und schön wie ein Engel des Himmels und der Mann als sein gehorsamer und getreuer Anbeter — natürlich ethisch lange nicht so vollkommen wie die Krone der Schöpfung — erscheint. Nebenbei spielt noch ein bißchen business mit hinein. Aber das ist nicht weiter beträchtlich, und die Hauptsache ist jedenfalls, daß sich die Liebenden zum Schlusse als Verlobte oder Vermählte empfehlen. Höchst selten begegnet man ernsten, kritischen Sittenstudien im Stile Galeworthys — von einer großen und eigentlichen schöpferischen Dichtkunst ganz zu schweigen. Es ist immer wieder die breite Bettelsuppe der Erotik, die uns bis zum Überdrusse vorgesetzt wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Deutschland liegen die Verhältnisse nicht wesentlich anders. Auch bei uns drängt sich die Erotik in der Literatur in einer Weise vor, die alle gesunden Regungen erstickt und alle natürlichen Verhältnisse vollkommen verschiebt. Sagen wir es einmal ganz ehrlich und offen: es ist ja gar nicht wahr, daß die Erotik im Leben des normalen Mannes eine derartige Rolle spielt, wie uns die emsigen Unterhaltungsschriftsteller einzureden bemüht sind. Im Leben des Mannes ist — wir stellen hier nicht etwa ethische Postulate auf, sondern sprechen von reinen Tatsachen — keineswegs die Liebe, sondern die Arbeit die Hauptsache, die sich je nach dem Bildungsgrade und der Intelligenz des einzelnen in sehr verschiedenen Bahnen bewegen, immer aber seine beste Kraft und den größten Teil seines seelischen Lebens in Anspruch nehmen wird. Es bedeutet eine schwere Schädigung nicht nur unseres literarischen, sondern auch unseres nationalen Lebens, wenn jener Mann, der in erster Linie Liebhaber ist und seine ganze Existenz auf die eine Karte der Liebe setzt, immer wieder als der normale Typus hingestellt und in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt wird. Lessings Urteil über den Werther, daß die Alten eine solche Schwachheit kaum einem Mädelchen verziehen haben würden, gilt in erhöhtem und verstärktem Maße von der ganzen modernen Literatur, die des leidenschaftlichen und herrlichen Überschwanges, der uns den Werther immer wieder lieb macht, durchaus entbehrt und in der Regel auf die Apotheose eines höchst soliden Philisterglückes hinausläuft.

Zum Teil hängt das überwiegen der Erotik in unserer heutigen Literatur mit der gesteigerten Romanproduktion zusammen, die besonders von weiblicher Seite betrieben wird. Die Gründe dieser Erscheinung liegen auf der Hand. Der moderne Roman behandelt in erster Linie das alltägliche Leben, und das Interesse des Weibes für dieses und seine kleinen Einzelheiten ist bedeutend größer als das des Mannes, dessen Blick mehr auf das Große und Weite gerichtet ist. Der Realismus, dessen ursprüngliche Intention durchaus großzügig war, ist, wie das zu geschehen pflegt, in der Praxis sehr bald entartet, und eine Kunstform, die von der Wahrheitsliebe strenger und ernster Geister erfunden wurde, ist unter den Händen der schreibseligen Damen sehr bald zu einer platten und trivialen Kopie der gleichgültigsten Wirklichkeit geworden. Überdies hat sich das Interesse der Männer von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

künſtleriſchen Dingen und Problemen mehr und mehr abgewendet und richtet ſich in der Gegenwart vornehmlich auf Technik, Politik, Wiſſenſchaft und verwandte Disziplinen. So iſt das Feld für das weibliche Geſchlecht frei geworden, und es begreift ſich, daß die Erotik in unſerer heutigen Literatur entſchieden überwiegen muß. Denn das eigentliche Intereſſe des Weibes lag von jeher und wird ewig liegen auf dem Gebiete der Erotik, und wenn es nichts von Liebe erlebt, ſo will es wenigſtens über Liebe ſchreiben. Die Literatur iſt dabei natürlich nichts als Mittel zum Zweck, und die Kunſtform des Romans wird in der Regel zum Ventil einer emſigen perſönlichen Geſchwätzigkeit, wie man ſie im Leben ja auch bei weniger kultivierten Frauen zu beobachten Gelegenheit findet.

So gedeiht gegenwärtig als nahezu einzige Form des künſtleriſchen Schaffens der Roman, ſpeziell der erotiſche Roman, und alle anderen Gattungen der Poeſie fallen mehr oder minder der Vergeſſenheit anheim. Auch das Schauſpiel vermag nur noch dann zu wirken, wenn es ſich — wie man gerade von den zugkräftigſten der neueren Bühnenwerke nachweiſen kann — nach Möglichkeit als ein dramatiſierter Roman erotiſchen Inhalts herausſtellt. Ernſte Dramatiker großen Stils und mit heroiſcher Note, zu denen ich Gerhart Hauptmann nicht rechne, wohl aber Erſcheinungen wie Paul Ernſt oder Carl Albrecht Bernoulli, bleiben unbeachtet, weil ihre herbe und ſpröde dichteriſche Logik, ihre monumentale Linie dem an das Kleine und Kleinbürgerliche gewöhnten Geſchmack unſerer Zeit nicht zuſagt. Wir wollen erotiſche Zuckerplätzchen ſtatt großer Gefühle und bourgeoishaftes Behagen ſtatt leidenſchaftlicher Emotionen.

Der Gedanke, daß es außer der erotiſchen Paſſion noch andere Leidenſchaften geben könnte, die unſer Blut raſcher durch die Adern jagen und uns mit Entzücken und Schmerz erfüllen, ſcheint der Mehrzahl der lebenden Menſchen überhaupt nicht zu kommen, und die auf dieſe Weiſe herbeigeführte Verarmung unſeres ganzen Lebensgehaltes iſt geradezu unglaublich. Mag der erotiſche Trieb, wenn man dieſen Begriff nicht in dem heutigen, ſondern in dem Sinne Platons nimmt, auch die Grundlage unſeres ganzen menſchlichen Tuns und Treibens bilden: er iſt doch eben nur die Baſis, und all die anderen Dinge, die unſer Leben reich, bedeutend, ſchön und im eigentlichen Sinne menſchenwürdig machen, müſſen ſich erſt auf ihr erheben. Wo er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht sublimiert und höheren geistigen Zwecken dienstbar gemacht wird, wo er sich nicht in einen Antrieb zur Philosophie und zu großen praktischen Taten umsetzt, da wirkt er wesentlich abstoßend, und Shakespeare hat tausendmal recht, es lächerlich zu finden, „wenn Ihr den Trieb,

Den Ihr mit Affe, Katz' und Hund gemein habt,
Zu einer Tugend macht und göttlich nennt".

Wo die Erotik, oder besser die Sexualität, als ein katastrophales Ereignis, als eine unwiderstehliche, dämonische Macht auftritt, wie etwa in Carmen, in der Penthesilea, in Romeo und Julia — da hat sie ihre Stelle in der Kunst, der alles Große und Starke heilig ist. Aber solche explosiven Ereignisse sollten die Ausnahme bilden, nicht die Regel — und im übrigen befaßt sich die moderne Literatur, mit der wir es hier zu tun haben, ja auch keineswegs mit ihnen, sondern mit den netten, kleinen erotischen Miniaturgefühlen und Gefühlchen, die sich in Goldschnitt auf dem Weihnachtsbüchertisch so liebenswürdig ausnehmen. Die natürliche Neigung des Menschen zur Mittelmäßigkeit wird nie auszurotten sein und insbesondere auf dem Gebiete der Kunst wird sie in alle Ewigkeit vorherrschen: aber im Augenblick ist in der Tat die Erotik der feste Felsen, an den sie sich anklammert, und der ihr eine Stütze von seltener Vollkommenheit und Zuverlässigkeit bietet. Erst wenn mit diesem literarisch-erotischen Unfug gründlich aufgeräumt ist, wird die Bahn für eine gesunde und starke Entwicklung der Literatur frei werden.

Der Kriegsberichterstatter

Von Richard Wiener (Wien)

(Schluß)

Am 21. waren die Feindseligkeiten eröffnet worden, am 29. stand ein größeres Gefecht zu erwarten. Seit 14 Tagen schwärmten die Korrespondenten um St. Anna, welcher Ort den Herren von der Oberleitung angewiesen worden war, sei es, weil man sie an der Veröffentlichung geheimer Maßnahmen verhindern wollte, sei es, weil man wirklich hier eine Entscheidung erwartete. Täglich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde ihnen von einem Offizier des Generalstabes ein sorgfältig redigierter, vorsichtig abgefaßter Bericht eindiktiert, den sie nach besten Kräften verwerten durften. Im übrigen hielt man sie unter strenger Beobachtung und kontrollierte jeden ihrer Schritte.

Die Herren fühlten sich nicht behaglich in dem hochgelegenen Dörfchen. Es gab wenig, was ihr Interesse erregt hätte, und so verfielen sie auf allerhand nutzlose Beschäftigungen, wie Hasardspiele, Liebeleien mit Bauernmägden, und vergnügten sich des übrigen damit, vom Kirchturm in die Landschaft hinauszublicken.

St. Anna lag in beherrschender Stellung auf dem höchsten Punkt eines sanften Hügellandes. Runde, wohlgeformte rasenbewachsene Wellen schlossen sich kulissenartig um den Ort. Das Ganze glich einer kleinen, sorgfältig aufgebauten und gesicherten Welt für sich.

In dieser Landschaft ritt Adolf Binder wie ein Gaucho umher. Es war kein erfreulicher Anblick. Den Oberkörper vorgeneigt, die Beine bei der Nase des Pferdes, die Rechte hin und her schlenkernd, so hing er auf dem Rücken seines Tieres. In der Tat, er schien wenig Gebrauch von den Hilfen zu machen, mit denen der gewandte Reiter den Willen seines Pferdes beeinflußt, rührte weder Schenkel noch Hände. Dennoch hatte er das seine mit großer Sicherheit in der Gewalt. Es gehorchte anscheinend nur dem Willen dieses jämmerlichen Reiters, dem Extrakte seiner unbändigen Neugierden, der telepathisch auf dieses empfindliche Wesen zu wirken schien. Es gehorchte besinnungslos, unbedingt, dem leisesten Wunsche, es galoppierte, trabte, wendete, nahm Zäune und Hecken mit sanftem, wiegendem Schwung, daß der Reiter sich kaum vom Sattel hob, kam überhaupt allen seinen Schwächen mit sklavischer Bereitwilligkeit entgegen. Es schien die gefräßige Gier seines Reiters zu fühlen, jene Energie, die das Weltgebäude unterjochen würde, um daran zu lecken, es aufzusaugen, zu verschlingen; jene Energie, destilliert aus Gelüsten, die sich gegen das Leben wendet und die sich zur Tatkraft steigert, wenngleich sie sich zu ihr verhält wie der Antichrist zum Christ. Das Pferd Dandar schien ein Symbol jener dienstbar gemachten Welt zu sein, die gedrückt und tückisch darauf lauerte, diesen verächtlichen, erfolgreichen, saugenden Willen, der ihr im Genicke saß, abzuwerfen, eine Lücke in dem Netz zu finden, das ihr der nunmehrige Kriegsberichterstatter übergeworfen hatte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adolf Binder ritt durch die Landschaft. Die erzwungene Untätigkeit, das Außerhalbstehen von den Ereignissen hatte ihn in wahnsinnige Erregung gebracht. Anfänglich war es ihm wohl reizvoll erschienen, zurückgehalten und bewacht zu werden. Bald aber hatte er seine Sehnsucht nach jenen gerichtet, die die Macht besaßen, siebenundzwanzig Leute von den Ereignissen auszuschließen. Er hatte eines Tages versucht durchzubrennen, war aber nach zwei Stunden in der höflichen Begleitung eines jungen Offiziers wieder eingerückt; nicht etwa verstimmt, entrüstet, nein, entzückt. Wahrhaft befriedigt. Er war eingefangen worden. Der Reiz der Gefangenschaft hatte wieder Macht über ihn gewonnen.

Nach einem jener Spazierritte kehrte er gegen acht Uhr abends nach St. Anna zurück, erregt und gereizt, nun wieder der Gefangenschaft überdrüssig, und stieg aus dem Sattel.

Es war ein trüber, schwüler Abend, die Wolken waren dicht geballt und von blauer Farbe, die Luft drückend. Vor dem Wirtshaus zur Post saßen an einer langen Tafel die Kriegsberichterstatter und spielten Karten. Er drückte sich an ihnen vorbei, um nicht gesehen zu werden, ging zur Kirche und stieg verdrossen auf den Turm, wo er, die Ellbogen aufgestützt, durch die südliche Schallöffnung hinausblickte.

Vor ihm breitete sich ein wellenförmig abfallendes Terrain aus. Dunkle Flecke, kleine Waldparzellen, traten schwarz aus den grauen Wiesen hervor. Weit rückwärts hob sich vom dunklen, bewölkten und ruhigen Himmel ein sanft geschwungener Kamm ab, der zu beiden Seiten von bewaldeten Höhen begrenzt war. Die Luft war gänzlich still, die Landschaft tot, doch von furchtbarster Spannung erfüllt. Es wurde immer dunkler.

Alsbald begann er diese Landschaft mit seiner Phantasie zu beleben. Tausende von Menschen barg diese Finsternis. Tausende von Augen lugten hinter Busch und Stein in atemloser Aufregung nach dem Tode. Ein jedes von ihnen bohrte sich in die Finsternis, suchte sie zu durchdringen, der ganze weite Raum, die Landschaft um ihn, in ihrem furchtbaren Dunkel, in ihrer erwartungsvollen Stille, war durchzogen von Tausenden von unsichtbaren Blicken, von Millionen zukünftiger Geschoßbahnen und war dennoch ruhig und unbewegt.

O Gott! Wenn jetzt plötzlich dort drüben bei den Häusern ein Schein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werfer zu spielen beginnen würde, wenn jener entzückende scharfe und glatte Lichtfaden plötzlich durch die Landschaft fahren, die Bäume umzüngeln würde, geräuschlos und listig, wie mit Öl bestrichen, und an flimmernden Punkten haltmachte! Wenn jener Berg sich entladen, diese Stille durch plötzliche Schüsse zerrissen würde! Wenn endlich der Tod diesen reservierten Raum betreten wollte.

Und hier oben hat man uns zusammengepfercht, zurückgehalten, ausgeschlossen, genötigt, Bleistifte zu spitzen und Karten zu spielen!

Lange Ketten von Schützen rücken sprungweise vor wie schwarze kleine Teufel. Die Kugeln betreten ihre vorgezeichneten Bahnen, mit Stoß und Wucht fahren sie durch weiche Menschenleiber, zerbrechen etwas, ruinieren den Mechanismus, daß er im Augenblick den Dienst versagt, machen ihn mit plötzlicher Gewalt unbrauchbar. Dies sagt der Kolben eines Gewehres beim Schuß, versteht man seine Sprache.

Himmel, wenn Kanonenschüsse hart, metallisch jetzt an unser Ohr schlügen, so unbarmherzig und hart, daß wir fühlten, lauter könnten wir es nicht mehr ertragen. Wenn wir jenes leise Pfeifen und Surren hörten und dann erwartungsvolle Stille, bis ein dumpfer, ruhiger und unheimlich bewußter Knall in der Ferne und eine kleine graue Rauchwolke uns sagten, das Geschoß habe hinter jener Welle seine Pflicht erfüllt. Wir werden es nicht sehen, wir werden hier stehen, wie Gott, sicher unserer Wirkung und ohne Sorge.

Wir, ach wir! Von uns ist nicht die Rede! Wir stehen hier auf diesem Punkt und spielen Karten, ordnen Schreibrequisiten. Nicht das kleinste Schüßchen, nicht die kleinste Wirkung ist uns vorbehalten.

Binder seufzte verdrossen; er legte sein Kindergesicht in die Hände und rieb es in fieberhafter Verzweiflung. Hatte er deshalb jene Komödie mit dem Chefredakteur des „Beschauers" aufgeführt, jene freche und schamlose Komödie, die sein Engagement zur Folge gehabt hatte? War das sein Krieg?

Er blickte hinab auf das Dörfchen St. Anna, diese kleine, ruhige, abgeschlossene Welt, von sanften Hügeln umsäumt. Lichtschein drang zu ihm. Auf die lange Tafel vor dem Wirtshause hatte man Kerzen gestellt, und die Korrespondenten saßen dort und spielten Karten und Schach. Kräftige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Männer in vollendeter Ausrüstung, Leute von erlesener Tüchtigkeit und Tatkraft.

Binder stolperte in seiner verzwickten Gangart den Turm hinunter. Beim Ausgange stand, in eine Ecke gedrückt, ein Paar, einer seiner Kollegen mit einem Bauernmädchen. Er rief ihn an, Binder murmelte etwas und ging weiter, schlenderte in sein Quartier und warf sich aufs Bett. In seinen unruhigen Schlaf drang das Plaudern der Korrespondenten, die vor der Post saßen und die Dorfstraßen mit ihren Tollheiten erfüllten. Allmählich begaben auch sie sich zur Ruhe.

Mitten in der Nacht erwachte er von einem knarrenden Geräusch vor seinem Hause. Es schien verschwiegenes Leben auf den Straßen. Er sprang auf und blickte durchs Fenster. Der Weg war erfüllt von Wagen, Bauernfuhrwerken in langen Reihen. Spärliche Laternen leuchteten durch die Nacht. Hier herrschte Heimlichkeit. Binder öffnete leise die Haustür und blickte auf die Gasse. Ein Wagen stand hinter dem andern, hoch beladen, vermummt und verschlafen saßen die Bauern auf ihren Fuhrwerken, schweigend. Die Pferde ließen die Köpfe hängen und schliefen.

Gegenüber am Platze leuchtete durch die Finsternis düster die Lampe eines kleinen Schnapsladens. Einige Unteroffiziere gingen durch die Gasse, vorsichtig und geheimnisvoll.

In diesem Augenblick kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er schlich zum Stall hin und horchte. Alles war still, nur bisweilen vernahm er, wie eines der Pferde hart den Boden stieß. Leise öffnete er die Tür und ging hinein. Er führte sein Pferd vorsichtig aus dem Stall über den Hof und band es mit dem Halfter hinten an das nächste Fuhrwerk. Seinen Sattel legte er auf den Wagen, dann setzte er sich daneben und stierte vor sich hin. Der Bauer, der den Wagen lenkte, betrachtete sein Tun interesselos, schien es für selbstverständlich zu halten und schlief dann weiter.

So saß er da und wartete. Wenn man ihn bemerkte? Sein Herz begann zu schlagen und machte ihm Ungelegenheiten. Er empfand es lästig. Eine Stunde verstrich. Er zählte die Leute, die drüben aus dem Schnapsladen herauskamen und saugte gierig den Duft des Geheimnisses ein. Der Ort schien wenig von diesem Transport zu bemerken. Oder geschah dies auf höheren Befehl? Wandte man wirklich solche Sorgfalt auf, um den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsberichterstattern gewisse Vorgänge zu verheimlichen? Sollte etwa jener Offizier, der gestern abend sich zu ihrem Tische gesellt und ein Trinkgelage proponiert hatte, gleichfalls in höherem Auftrage gehandelt haben? Sein Herz schlug höher, nun vor Freude. Nun fühlte er sich plötzlich sicher. Er wußte es; nun gab es nur ein Gelingen. Seine geheimen Kräfte, der Schwung seiner Unwahrscheinlichkeit war am Werke.

Endlich! Vorne kam Bewegung in die Reihe. Geräuschlos schoben sich die Wagen vor. Es ging. Es ging. Schon tat sein Pferd den ersten Schritt. Langsam kam man weiter, schrittweise. Als man um die Ecke bog, stand dort ein Offizier mit einer Laterne, dicht in seinen Mantel gehüllt, und musterte die Fuhrwerke. Mit einem plötzlichen Entschlusse richtete sich Binder von seinem Sitze auf und streckte sich auf umständliche Weise, daß die Gelenke krachten. Dann sprang er vom Wagen, klatschte auf den Hals seines Pferdes und ging neben ihm her, die Hand am Backenstück. Der Offizier betrachtete ihn nicht weiter. Dann verlor sich der Zug in der Finsternis der Landstraße.

Nach einer Stunde tauchte aus dem Dunkel ein Reiter auf, der an einer Kreuzung gewartet hatte. Es ging nach Osten, und die Straße stieg steil empor, durch einen Hohlweg den Berg hinan. Der Wald schien von Tausenden belebt zu sein; hinter jedem Gebüsch waren Gestalten, aus jedem Seitenpfad lugten sie hervor. Nach allen Richtungen streiften sie durch den Wald, schlichen sich an, verschwanden geräuschlos und geheimnisvoll wie sie gekommen waren, nach einem unbekannten, geschlossenen Plan.

Wie die Pferde zogen; wie die Bauern schweigend neben ihren Fuhrwerken schritten, unverdrossen und ernst; drei Männer von Würde an einer Verbreiterung des Weges; Gehaltenheit und geheimnisvolles Tun; dies alles wirkte dieser große überlegte Plan.

Binder frohlockte. War es ihm doch gelungen, in dieses Treiben einzudringen! An diesen seltenen Schwingungen des Männerherzens seinen Anteil zu gewinnen! Bitter empfand er nun wieder plötzlich den Ernst des Ganzen, empfand, daß hier sein Anteil durch die Widerrechtlichkeit verdorben werde. Was hatte er hier zu sagen, zu tun? Keinen Platz gab es hier für ihn, niemand baute auf ihn, keine Rolle war ihm zugewiesen. Wie ein Fremdkörper ruhte er in diesem Ganzen. Heimlich und giftig schoß in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm das Gefühl des Feindes empor. Er erschrak über den Gedanken, daß dieser Fremdkörper sich dem Ganzen durch Schmerzen bemerkbar machen könnte. Und immer unerträglicher wurde ihm zumute. Die Wachen zogen ihre Kreise, Soldaten, Offiziere und Bauern taten schweigend in finsterer Nacht ihre Schuldigkeit. Unaufhaltsam stieg der Transport den Berg hinan. Hier aber, auf dem Wagen saß er, Adolf Binder, der sich heimlich hinzugesellt hatte, ohne Auftrag und Anteil.

Wie, wenn er sich plötzlich melden würde, wenn er eingestände, er sei aus St. Anna entwichen, sei Kriegsberichterstatter? Wenn er in seiner leeren Verzweiflung alles bekennen würde, und viel Erfundenes mehr? Auch so wäre ihm der Eintritt verschlossen. Man würde ihn zurücksenden, in der höflichen Begleitung eines Offiziers. Man würde lachen. Das wäre alles. Man würde vielleicht gar glauben, ihm seien die Strapazen dieses nächtlichen Marsches zu groß. Keiner würde seinen wahren Grund erraten. Es war ihm nicht möglich, in diesem Plan etwas zu sein, in keiner Weise. Hier war nicht das kleinste Plätzchen für ihn, und dennoch fuhr er mit, hing an diesem ernsten Gefüge. Wäre er nur in St. Anna geblieben! Dort war sein Platz, dort war man wenigstens bemüht gewesen, ihn zurückzuhalten; dort gab es für ihn Raum im Ganzen.

Und während ihn die Reue zerfraß, stieg der Transport unaufhaltsam den Berg hinan, gesichert und gewahrt durch jenen wohlüberlegten Plan, durch jenes System vollkommener Pflichterfüllung; langte in Philippsberg an, rechtzeitig und unversehrt.

Kurz zuvor war es Binder gelungen, sich loszulösen und in einem Bauerngehöft zu verschwinden.

Man nahm ihn und sein Pferd auf und gab ihm eine Lagerstätte, auf der er zehn Stunden schlief. Als er erwachte, war es ein Uhr mittag. Sein Kopf war wirr und wüst, sein Inneres ausgehöhlt. Alsbald begann er nach einem Trost zu suchen.

Bei hellem Tageslicht verscheuchte er die Eindrücke der märchenhaften Nacht, wies sie weit von sich und begann sich nun wieder auf sich selbst zu stellen. Nun war er wieder frei und ledig, hatte sich losgelöst von jenem unheimlichen Gefüge, in dem für ihn kein Raum war, sobald er gegen das Gebot handelte. Jetzt galt es nur mehr, für sich zu leben, zu sehen. Was

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war ihm plötzlich der Krieg? Ein Ereignis, an dem er nach eigenem Geschmack teilnehmen konnte. Er, Adolf Binder, war nunmehr hier, in seinem Gedankenleben hatte der Krieg zu agieren. Was gab es da für Weichherzigkeiten? Zum hundertstenmal wappnete er sich gegen diese Überwältigungen.

Er kleidete sich an und ritt davon. Auf eigene Faust, dachte er. Wo er Soldaten sah wich er sorglich aus, verbarg sich hinter Terrainwellen. Er führte seinen eigenen Krieg, ein Gedanke, der ihn zu überwältigen begann. Und leise und zaghaft schlich jenes feindliche Gefühl wieder hervor, jenes Gefühl, das ihn während des nächtlichen Marsches überfallen hatte, als ihm so jeder Anteil versagt worden war. Er bemerkte es wohl, er erschrak nicht mehr.

Er ritt kreuz und quer durch die Landschaft, in jämmerlicher Haltung, setzte sich Ziele, lugte und beobachtete. Doch immer wieder kam die herbe Bitterkeit in ihm auf, die er durch sein kindliches Spiel zu übertäuben versuchte, der Gram, daß ihm hier die Teilnahme untersagt worden war. Durch eigene Schuld. Wäre er in St. Anna geblieben, es wäre etwas gewesen. Man hätte mit ihm gerechnet. Nun aber hatte er sich losgelöst, war aus dem Rahmen getreten, war nun auf sich selbst gestellt. Seine Sklavenseele bäumte sich heimlich und verstohlen gegen die Freiheit. Vergebens suchte er, es sich klar zu machen, daß er hier sei, um zu schauen, als Kriegsberichterstatter; und daß ihn das Gefüge des Krieges nichts angehe. Es war umsonst. Nur dort war seine seltsame Tatkraft frei, wo er eine Grenze sah, eine Umzäunung, einen Rahmen.

Vorbilder entflammten ihn, Vorstellungen stachelten ihn an, Bestrebungen tausender Menschen boten ihm köstlichsten Spielraum. Von allen abgemessenen Stücken des Lebens forderte er gierig seinen Anteil. Selbst beizutragen, war ihm nicht gegeben. Die Freiheit machte ihn schwindeln. Und hier, wo er unversehens und unbedacht ausgesprungen war, hier suchte er Surrogate, begann albern und äffisch nachzuahmen. Er spielte wie ein kleines Kind, verbarg sich in Gesträuchen, verbrachte ohne Nötigung die Nächte im Freien, ritt sinnlos hin und her und rückte von einem Kamm zum andern vor. Immer belebter wurde die Landschaft. Die Truppen rückten vor, verteilten sich, überschwemmten das Land, und mit unglaublicher Schlau-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit verbarg sich Adolf Binder; erfolgreich führte er seinen eigenen Krieg. Seine Aufgabe hatte er ganz vergessen.

Manchmal hörte er das Donnern der Geschütze, das von weit her über die Hügel zu ihm schwebte, und dieser Laut erfüllte sein Herz stets von neuem mit unsagbarer Bitterkeit. In der Freiheit, in der er lebte, tappte er taumelnd hierhin, dorthin, nach Zielen, an denen er sich aufrichten könnte, suchte Anreize, Verlockungen. Vergebens. Immer wieder wurde er in sein Spiel zurückgeworfen. Da lockte keine Höhe.

Die Ereignisse begannen sich zu kristallisieren. Truppen verzweigten sich, zerstreuten sich über die Höhen, lange Geschützzüge rollten durch die Täler, und Binder floh vor allen diesen, für die er so gar nichts war, wie ein gehetztes Wild. Vom Rande des Waldes lösten sich dunkle Abteilungen los, stapften quer über die Abhänge, ihre Waffen blitzten, und geräuschlos tauchten sie wieder in das Waldesdunkel. Vereinzelte Reiter und kleine Patrouillen erschienen und verschwanden.

Eines Vormittags lag er verborgen auf dem Gipfel eines bewaldeten Hügels. Vor ihm zog über einen Vorläufer dieser Erhebung eine Schar von etwa dreißig Mann, recht gemächlich und langsam. Plötzlich vernahm er einen Laut. P! kam es von jenseits, ein leises Dunstwölkchen zerflatterte in der Luft. Ein Mann stolperte, die Fußspitze stieß hart gegen einen Stein, der Mann fiel nieder. Und dann ein zweiter und dritter.

Der Offizier begann zu eilen. Keiner dachte, daß der Nachbar nicht nach wenigen Augenblicken wieder folgen werde. Nur nichts bemerken, dachte der Offizier. Drei, vier stolperten von neuem. Dann verschwand die Abteilung hinter einer Welle, und auf dem Wege lagen einsam acht Leichen. Sie schienen völlig unbrauchbar, zerbrochen.

* * *

Der Wirt hatte den Soldaten vergifteten Branntwein gegeben. Nun starben Hunderte in den Scheunen unter gräßlichen Verwünschungen.

Man schleifte den alten Mann aus seinem Hause, ihn, sein Weib, seinen Sohn, die ganze Familie und führte sie auf den Marktplatz. Dort gab man jedem einen Krampen und eine Schaufel und ließ sie ihre Gräber graben, während gemütlich plaudernd vor ihnen zwanzig Soldaten mit ihren Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wehren standen und warteten, bis die Arbeit beendet sein werde. Man machte keine Flausen, keine Zeremonien, da gab es keine verbundenen Augen, keine Aufstellung, keinen letzten Augenblick. Ein Offizier trat an die Gruben und sagte zum Wirt: „Es ist gut. Tief genug für Sie". Und dann schoß man sie nieder und warf sie in die Gräber, während in dem Wirtshaus die Kommandierenden saßen und sich von ihren Burschen bedienen ließen.

Als man die Gruben schon zur Hälfte zugeschüttet hatte, schleifte man noch den Kellner herbei, der sich im Keller versteckt gehalten hatte, hob die Erde neuerdings aus und feuerte auch auf ihn.

Ein eigenartiger fader Geruch wie von Vogelbeeren lag in der Luft. Die Sonne blendete hinter weißen Wolken. Warme Luft war da und kalter Wind, der die Männer an den Gelenken frieren machte.

Wie Träume senkten sich die Ereignisse nieder. Man sah drei Soldaten über die Straße laufen, vernahm undeutliches, wirres Rufen. Und plötzlich waren es viele. Hinter Ecken standen sie und schossen, aus Türnischen lugten sie hervor, dicht an die Wand gedrückt, und feuerten. An allen Orten liefen sie, suchten, von unfaßbarem Entsetzen geschüttelt, Deckung und begannen zu schießen. Da war jeder auf sich gestellt, keine Stütze an dem Gedanken der Gemeinsamkeit gab es. Er war hier, der erträumte Krieg, voll Blutgeruch, Sekundenqual, voll Beklemmung und Todesangst. Von dem Ende des Dorfes her kamen die grauenerregenden Geschosse, die endlich wirklich geworden waren. Teuflische Gestalten huschten durch die Dämmerung, kamen sprungweise näher. Ein Gedanke bohrte sich allen ins Hirn: Auf den Knall folgt die Kugel. Hierhin, dorthin fliegen die sagenhaften Bleikörper, alles stimmt, die Kugeln tun, was man von ihnen erwartet hat. Hier wälzt sich ein Korporal im Straßendreck.

Hat man denn alles bei sich, um zu sterben? Sind alle Gedanken ausgedacht? Flattern nicht geistige Fetzen durch die Luft?

Aus allen Häusern stürzen sie hervor, kaum recht bekleidet, Dunst im Kopf, Nebel vor den Augen. Noch lastet auf ihnen die vorige Minute. Und wie sie sich von ihr losreißen, wächst ihr Entsetzen ins Maßlose. Sie riechen mit einem Male den verborgenen Duft des Augenblickes, hören den geheimen Ton des Ereignisses in ihren Ohren zirpen, fühlen rätselhafte Schwingungen durch ihre Nerven laufen. Ihre Angst wird ihnen zu neuem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schrecken, ihr Fühlen zu unerträglichster Qual, ihre Seele kreischt in verrosteten Angeln.

O furchtbare, o unheimliche Gewalt des Überfalles!

Durch die Straße stürmen sie daher, mit flügelmännischen Bewegungen, eilends, fliegenden Schrittes. Ihre langen hölzernen Prügel fallen auf die Köpfe, glänzende Stahlspitzen senken sich in weiche Leiber. Die Straße ist blutig. Dicht drängen sich sterbende Männer, viele, viele, an die Mauern der Häuser, in den Winkel, wo die Hunde ihr Wesen treiben.

Und immer mehr fallen. Hier schüttelt einer die Pflaumenbäume. Eine mehr, eine weniger, was tut's?

* * *

Der Zusammenhang Adolf Binders mit diesem Ereignis war ein höchst mystischer.

Seit er in jener Nacht durch seine Flucht aus St. Anna sich selbst von der Gemeinschaft ausgeschlossen hatte, seit er jenen Raum im Gefüge verlassen hatte, der für ihn, den Kriegsberichterstatter, bestimmt war, seit jenem Tage war jeder Zusammenhang zwischen ihm und den Ereignissen zerrissen, dessen er so dringend bedurfte, um in seiner gierigen Art teilzunehmen. Und da war plötzlich in seinem Inneren jenes Gefühl aufgestiegen, jenes Gefühl, daß er, der Außenstehende, nunmehr als Feind zu schaden vermöchte. War ihm die Gemeinschaft als Freund verschlossen, nun denn, als Feind boten sich neue Zusammenhänge, auf denen er hinübergelangen konnte.

Eine Spinnewebe war es, was Binder mit jenem grauenvollen Überfall verband, ein Nichts, und dennoch genügte es ihm. In seinem Hirne stellten sich jene Schrecken als die Realisierung seiner geheimen feindlichen Gedanken dar. Er fühlte sich als Urheber, der auf mystischen Wegen seine Pläne zur Wirklichkeit gelangen ließ. Dies war sein Überfall, wie das Frühere in anderer Weise sein Krieg gewesen war. Und auf dieser luftigen Brücke schwankte Binder hinüber.

Er kam von der Höhe wie ein Schicksalsheld. Langsam ritt er hinab in den Nebel von Schreien und Schrecken. Auf den Straßen krümmten sich die Sterbenden. Zu Knäueln geballt stürzten aus den Häusern Kämpfende hervor. Gewehrkolben flogen mit dumpfem, hölzernem Krachen auf angst-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

voll gesenkte Köpfe. Bajonette glitschten in die Eingeweide. Über die Straße jagende, von gräßlicher Angst gehetzte Männer wurden von den Dachfenstern aus niedergestreckt.

Mittendurch ritt Adolf Binder, eine unsagbar jammervolle Erscheinung. Ein Mann mit einem ängstlichen Kindergesicht, mit hektischer Röte auf den Wangen. Sein Katerschnurrbart hing über sein kleines Kinn. Die Beine waren weit vorne bei den Schultern des Pferdes, die rechte Hand baumelte in der Luft.

Wo gab es Kugeln für ihn? Wer sah ihn? Trug er eine Tarnkappe? Und plötzlich wurde ihm die Unsinnigkeit seiner Gedanken offenbar. Er besann sich. Es wurde plötzlich hell um ihn. Hier Krieg. Hier fallende Menschen. Mehr, immer mehr fliehende Männer werden zu regungslosen Kleiderbündeln in dem Kot der Dorfstraße. Immer mehr fallen, wie die Früchte eines geschüttelten Baumes. Er blickt neugierig in den Tumult. Viele Menschen laufen die Straße entlang. Er hört das Trappeln der schweren Schuhe, vernimmt das Gepolter Fallender, hier einer, dort einer. Sie schlagen auf und bleiben liegen. Es ist eigentlich nicht lärmend. Dies alles geht ruhig vor sich; die Menschen schreien nicht mehr. Bietet sich die Gelegenheit, so fällt ein Schuß und ein Mann. Einer mehr oder weniger, was tut's? Hier schüttelt einer die Bäume. Eilt, daß für euch was abfällt.

Ein Soldat läuft ihm entgegen. Auf zwanzig Schritt Entfernung erhebt Binder seinen Revolver. Er zielt sorgsam und drückt los. Der Mann wirft die Hände in die Höhe und poltert aufs Gesicht. Durch die Gewalt seines Laufens fährt sein Körper einige Schritte über den Boden hin.

Binder schrickt zusammen. Ein Mißgriff, ein Mißgriff! denkt er.

In diesem Augenblick fühlt das Pferd, wie die geheimen Willenskräfte seines unheimlichen Reiters schwinden, wie er elend schwach wird, wie das Leben von ihm abfällt. Nun ist der Augenblick da. Mit einem plötzlichen Seitensprung bringt es Binder ins Schwanken. Er stürzt, und den im Bügel hängenden Reiter nachschleifend, rast Dandar die Dorfstraße entlang.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Staatssozialismus

Manch Sklavenhaltergemüt möchte auch heute noch mit Gnadenbrocken einen Pöbel füttern, wie Roms Cäsaren für „Brot und Spiele" Jubel ernten. Aber kein wunder, Juvenal darf klagen:

„ . . . Qui dabat olim
Imperium, fasces, legiones, omnia, nunc se
Continet atque duas tantum res anxius optat,
Panem et circenses."

Denn heute will das Proletariat Recht, nicht Geschenke. Eine Riesenorganisation, von Freiheitsglut erhellt, von einem starken Willen gedrängt, voll Menschenstolz und gerechter Liebe zu sich selbst, ein waches Volk mühselig Schaffender, fordert seinen Platz an dem Tische, den es zum Brechen gefüllt. Langsam kommt den Herren die Erleuchtung, um Zentimeter gibt es Wehgeschrei und Rufe nach dem Säbel. Aber das große Heer schreitet vorwärts und ihm, wie allen Armen, gehört die Zukunft. Trotz böser Polizeigesten beginnt der Staat, sich zu assimilieren. Er fühlt instinktiv, daß mit dieser Macht zu rechnen ist, daß es nur eine Gefahrabwendung gibt, den Handschlag. Einzelnen ging das Licht schon vor Jahrtausenden auf: Moses, Christus, Plato, Hesiod, Solon, Gracchus. Aber so laut und warnend ihre Stimmen tönten, die Zeit war noch nicht gekommen. Was einst Religion und Philosophie war, heute ist es praktisch geworden, realisiert von starren, kalten Mächten, der Technik und dem Kapital.

Und wieder will die Wissenschaft die Fackel tragen, wieder wollen Wesensergründer den Weg weisen, wieder plagt sich die Theorie um Leitsätze. Aber das einfache Wort will nicht kommen, das eine Befreiungswort, nach dem die Tolstoi, Gogol, Renan suchten, das allgemeinverständliche Wort, dem alle folgen könnten. Doch heute ist überall, oben und in den Menschenniederungen, das Streben, heute ist die Arbeit leichter, weil Intellekt und Selbstbewußtsein besser reagieren. Nur aus der Verwirrung sollte uns einer erlösen, wir warten auf den Lichtfinder, der uns den Labyrinthausgang zeigt. Die wollen die Eigentumsbegriffe, die „Gesellschaftsordnung" umwälzen, die wieder wollen „im Rahmen des Bestehenden" den Ausgleich schaffen. Aber ausgleichen wollen sie beide, und das ist gegen frühere Zeiten ein hoher Gewinn. So suchten auch kürzlich wieder die Männer des evangelisch-sozialen Kongresses das Heil, befehdeten sich hitzig und wünschten doch dasselbe. Wie wundervoll der alte Adolf Wagner sprach, mit wie viel Stoßkraft in seinem Alter noch, mit wie viel Klarheit und Treue zu sich. Kathedersozialist, Staatssozialist! Er hat den Spott durch Jahrzehnte ertragen, den Hohn und das dumme Lächeln für ein ernstes Streben. Mit Wucht tritt er noch immer für die Staatsproduktion, den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatsbetrieb ein. Keine fiskalische Räubertendenz, Allgemeinzweck leitet ihn. Gebt nur dem Staat Produktion, Banken, Bahnen, ihr gebt damit euch selbst, ihr gebt dem großen Ganzen, ihr gebt der Gesellschaft. Kein Zukunftsstaat, keine Expropriation, keine Regierungsreform. Ein Sozialismus auf Gegenwärtigem, schon Gewordenem. So schafft ihr den Ausgleich und rettet doch die Persönlichkeit. Die Akkumulation muß beseitigt werden, die Ungerechtigkeit des Gewinnes aus der automatischen Kapitalentwicklung aufhören. Höhere Löhne, minderer Privatbesitz, so wird die Zufriedenheit kommen.

Wird sie wirklich? Wo ist hier die Grenze, was soll verstaatlicht werden, was nicht? In welchem Maße, in welchem Tempo soll der Lohn ansteigen, wie weit darf die Kluft zwischen Besitzenden und Arbeitern sein? Wagner spricht: „Wir verlangen eine Beschränkung der Unternehmertätigkeit. Wir wollen nicht eine gemeinschaftliche Produktion an Stelle der privaten Produktion setzen, aber wir halten für eine große Reihe von Betrieben die sozialistische Produktionsweise für möglich.“ Ist das ein Endziel? Ein Weg könnte es sein, und auch dann nur, wenn garantiert ist, daß kein Machtmißbrauch durch den Staat den Wert des Produktionsüberganges zunichte macht. Dann allerdings ist nichts erwünschter als der Fiscus oeconomicus. Aber damit Schluß? Die alte Eigentumsabstufung soll nur neu nüanciert werden? So sieht euer Idealismus, so euer Opfermut aus? Was auf die Weise errungen ist, was noch errungen wird, es kann nur Anfang sein.

„Sozialpolitik des Staates.“ Das andere Mittel der Staatssozialisten. Arbeitergesetzgebung von 1881, Triumph der Humanität und des modernen Empfindens. Gewiß anerkennenswert und doch wieder nichts als ein knapper Beginn. So wird man der Lebensforderung vieler Millionen nicht gerecht. Alles Ausgleichskleinigkeiten, kein Ausgleich. Der englische Staat ist soeben einen Schritt weitergekommen. Gesetzliche Lohnfixierung und damit Einfluß auf Arbeiterschaft und Kapital. Was der wissenschaftliche Staatssozialismus auf zwei Arten erreichen will, hat hier die Praxis mit einem Schlag erzielt. Der Staat wurde zwar geschoben, aber er wehrte sich nicht, er packte die Gelegenheit und ließ erst nicht den Zwang kommen. Es war das ein großes Ereignis, ein neuer Meilenstein am Wege zum Ausgleich. Aber von dort ist es noch himmelweit bis zum Ziel, vielleicht wirklich himmelweit, denn der Himmel ist uns unerreichbar.

Dr. Alfons Goldschmidt

Wohnungsfragen

Der preußische Staatsanwalt hat wieder einmal einen Mißgriff gemacht. Er hat gegen den Propaganda-Ausschuß Groß-Berlin — — keine Anklage erhoben. Daß er auch jeden Spaß verderben muß! Wieviele Federn waren schon angesetzt, um das homerische Gelächter freierer und besserer Menschen in die Rotationsmaschine zu befördern — nun heißt es wieder auswischen, die Entrüstungsklappe schließen und das Gelächter in die Registratur zurücklegen. Ein ungefälliger Herr, dieser Staatsanwalt, der sogar Preuß heißt und nicht weiß, was er dem Entrüstungsbedürfnis einer hoch- und durchkultivierten Reichsleserschaft schuldig ist.

Doch halt! Ein bißchen Hohn und Entrüstung dürfen wir uns vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ist es nicht kraß genug? Dieser Grund- und Hausbesitzerverein, der den Strafantrag stellt, einen bildlichen Hinweis auf das Wohnungselend von 600 000 Menschen als Aufreizung zum Klassenhaß zu verfolgen, ist er nicht hinreichend reif für die öffentliche Brandmarkung? Ja und ja, aber es ist ja doch kein preußischer Staatsanwalt. Was läßt sich denn gegen jenen Verein beweisen? Er hat ja nun einmal seinen Standpunkt, den jeder kennt und begreift, ist weder populär, noch unpopulär, vertritt nichts als sich selber, während man vom Staatsanwalt verlangt, daß er die Dummheit, Beschränktheit, Engherzigkeit und Brutalität des Borussentums personifiziert. Der Spaß ist verdorben, die einmal gesunkene Feder ermannt sich nicht mehr.

Immerhin war der vorbeigerutschte Zwischenfall ein kleiner Anstoß für manchen, die proletarische Wohnungsfrage wieder etwas näher an sich herantreten zu lassen. Eine Frage, die so sehr als nur irgendeine der Massenteilnahme bedarf. Denn in ihrem lösbaren Teile, der freilich weitaus der geringere ist, ist sie eine unmittelbare, jedem ohne Theorie zugängliche Lebensfrage. Sollte es wenigstens sein. Um den großen Städten Licht und Luft, Wiesen und Waldgürtel zu verschaffen, und als Vorbedingung ein hinreichendes Verkehrsnetz, dazu bedarf es keiner Wissenschaft. Gesunde Einsicht und Tatkraft genügen vollauf, aber hinter ihnen müssen Massen stehen, Massen mit gehobenen Eigenbedürfnissen, denn als dargebrachtes Geschenk eines kleinen Helferkreises würde das Unternehmen ohne Dauer sein.

Wenn wir diesen lösbaren Teil für den geringeren halten, so stützen wir uns auf die einfache Tatsache, daß es ohne eine tiefbegründete Willensrichtung der Massen niemals zu dem modernen Wohnungselend — das eigentlich gar nicht modern ist, denn die Deutschen haben, außer den Bauern, von jeher schlecht gewohnt — hätte kommen können, daß der innerste Grund die äußerlich begreifbare soziale Frage gar nicht berührt, sondern in gewissen und schwer wandelbaren Volks- oder Rasseeigenschaften liegt. Denn ist es nicht auffallend genug, daß in den angelsächsischen Ländern, wo die Industrie viel unbeschränkter zu regieren scheint als bei uns, das spezifisch europäisch-kontinentale Kasernenelend nicht besteht? Unser Industrie- und Wohnungselend entspringt hauptsächlich einer Armut an gesunden Instinkten, einer Bedürfnislosigkeit, die nicht natürlich, sondern entartet ist, und darum wird die Mehrzahl des Kleinbürgertums und Proletariats sich allenfalls klagend verhalten, aber nicht aus innerer Triebkraft an der Verbesserung mitwirken wollen.

Wer die proletarische Bevölkerung auf dem Lande zu beobachten Gelegenheit hat, wird sich darüber nicht täuschen. Die Tausende von Arbeiterfamilien, die unter den für das Großstadtproletariat angestrebten äußeren Bedingungen leben, in Licht und Luft, im eigenen Haus und Garten, unterscheiden sich kaum von den städtischen. Sie pferchen sich künstlich zusammen, als wohnten sie im sechsten Stock, ihre Kinder sind fast genau so bleichsüchtig, rachitisch und tuberkulös, ihre Frauen die nämlichen schlechten Gebärerinnen und Säugerinnen wie die in der Stadt. Ihre Lebensinstinkte sind nicht um einen Grad natürlicher, ihr Wesen nicht frischer und erhobener als das des Stadtproletariats, in dem wenigstens der jahrzehntelang anerzogene Anspruch auf menschenwürdiges Hausen den Schein eines wirklichen besseren Bedürfnisses wach hält.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser Mangel an einem innersten Trieb zu würdiger Lebenshaltung, an einem über die bloße persönliche Daseinsbehauptung hinausreichenden umfassenden Selbsterhaltungstriebe hat erst das ganze Industriesystem in seiner heutigen Form hervorgerufen, und deshalb darf man ihn für den unlösbaren Teil der Wohnungsfrage ansprechen. Man vergegenwärtige sich den ganzen Komplex des Selbsterhaltungstriebes. Er ist nicht, wie falscher Individualismus lehrt, ein einzelpersönlicher Trieb, sondern erstreckt sich auf das zusammenhängende Ganze, mag man es als Volk, Rasse oder Gesamtmenschheit begreifen. Der Selbsterhaltungstrieb eines einzelnen außer jedem Zusammenhang ist generativ wertlos, und eine Häufung der Fälle, wie sie die moderne Kultur begünstigt, wirkt allgemein entartend. Er löst die Familie auf, die das wichtigste Organ der generativen Gesundheit ist, das Schutzorgan der Natur in jeder Kultur. Mit der Familie als Zentralheiligtum des persönlichen Lebens verfällt dann die Wichtigkeit aller ihre Erhaltung bezweckenden moralischen und materiellen Bestrebungen. Hört die Familie auf, Zielpunkt des Daseins zu sein, so werden allmählich die natürlichsten Dinge entbehrlich. Das leicht erreichbare wird das erstrebenswerteste, die Forderungen der Natur und höheren Moral, die weit unbequemer sind, geraten in Vergessenheit. Hierzu gehört vor allem ein menschenwürdiges Wohnen. Und die technisch-wissenschaftliche Kultur, die durchaus von der Förderung dieses Verfallsprozesses lebt, sollte einen andern als äußerlichen und vergänglichen Ersatz dafür schaffen können? Sie sollte durch Herrichten von besseren Wohnstätten die Familie wiederherstellen können, in deren Trümmerboden allein sie wurzelt?

Solche Irrtümer sind nur unter der Herrschaft volkswirtschaftlicher Doktrinen möglich, die äußerlich erfaßte, neue Erscheinungsformen glauben mit den traditionell verehrten alten vereinigen zu können. Die nicht zugeben, daß es hier nur ein Entweder-oder gibt. Diese Volkswirtschaftslehre geht um die Hauptfrage herum: ob der einzelne das wirklich *will*, was sie wünschen, daß er sollte. Ob die Form der Daseinsbehauptung, die das Zellenelement der Industriekultur ist, sich mit der ideell angestrebten Form überhaupt vereint. Würde die Frage von der richtigen Seite erfaßt, so käme man zu einem glatten Nein. Diese Kultur ist, wie die voraussetzungslos angeschauten Tatsachen beweisen, die Todfeindin der Familie. Alle ihre Strebungen und Ideen, ihre Bedürfnisse und Erfüllungen drehen sich um das autonome Individuum, und ihre gesetzmäßigen Beschränkungen sind allein industrie- und handelstechnische, während die natürlich-moralischen in Auflösung begriffen sind.

Ob nun die Einzelnen Herren oder Hörige des Wirtschaftssystems sind, in diesem Falle Hausherren oder Mieter, sie sind gemeinsame Erfüller einer bestimmten allgemeinen Willensdisposition, die teils rassen-eigentümlich, teils geschichtlich erklärbar ist, besonders aus der über tausendjährigen Bearbeitung mit naturwidrigen Abstraktionen. Eine Zurückführung der Massen zu natürlicheren und wieder der Erhaltung des Geschlechtes als oberstem Gesetze zugewandten Instinkten ist ohne Rückgang der Industrialisierung nicht möglich. Was die moderne Wohnungsreform erreichen kann, ist allenfalls, den Verfallsprozeß dort zu hemmen, wo er der Notwendigkeit allzuschnell vorangeeilt ist.

Hermann Gottschalk

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

„Wenn ich der Kaiser wär'"

Widerhaarigkeit ist schätzbar. Darum hat der Verfasser des Buches „Wenn ich der Kaiser wär'" (Daniel Frymann) ein Recht, genannt zu werden.

Zwar nicht Mut (was kann ihm geschehen?), aber Trotz gehörte dazu, diese Broschüre zu schreiben. Gegen die Volksmehrheit, gegen die Regierung, gegen die Parteien, gegen die herkömmliche, politische Logik ... Und, im ganzen, von Pose frei. Anerkennung verdient das. Auch Widerspruch? Es tut nicht gut, radikalen Meinungen zu widersprechen: man verfällt zu leicht dem Gesetz der Komplementärdummheit. Dennoch ist hier eine Ausnahme erlaubt. Weil das Buch ein Beispiel ist.

Beispiel des Rettertums: als einer geistigen Spielart. Ein Universaltrank wird in dem Buche gebraut; eine Kur empfohlen, ohne die das deutsche Volk hilflos zugrunde geht. Die Kur ist nicht einmal neu. Wenigstens aber ist das Problemgeknäuel der innern und äußern Politik als ein Ganzes gesehen; und als Ganzes drum nachprüfbar.

Was täte Frymann, wenn er Kaiser wäre? Einfach dies. Er schaffte das Reichstagswahlrecht ab und ersetzte es durch eine Klassen- und Mehrstimmenwahl; dafür aber mit parlamentarischen Rechten. Teilte den Großgrundbesitz, kolonisierte im Innern und machte den Warenhäusern ein Ende. Stellte die Sozialisten (und Freisinnigen) unter Zwangsgesetze und die Juden unter Fremdenrecht. „Evakuierte" im Fall eines siegreichen Krieges gegen Frankreich oder Rußland die eroberten Landesteile und besiedelte sie mit Deutschen. Verböte die Einwanderung. Annektierte Belgien und Holland. Regierte Polen, Dänen und Elsässer im Sinne des „verstärkten Schutzes". Beförderte in Österreich die Militärdiktatur. Sicherte in Schrifttum, Presse und Theater die Alleinherrschaft der Nationalen.

Mit einem Wort: Deutschland (und was dazu kommt) den Deutschen. Die Vorschläge sind nicht viel radikaler als etwa die Vorschläge glaubensstarker Sozialisten. Nur, im Urteilsprozeß, einfacher.

Dieser Zeitkritiker denkt in Stabreimen. Ein Heerhaufe des Ariovist ist unübersichtlich im Vergleich zu seinem Europa. Industrie, Judentum, Sozialismus, Rassenverschlechterung bedrohen das Deutschtum mit Untergang: Also faßt an und rettet. Krieg nach außen, Reichsreform im Innern: so ist es getan. Nie wird der Traumkaiser wissen, welch ein Widersinn es ist, 60 bis 70 Millionen Menschen zu „retten"; nie begreifen, daß selbst eine unheilvolle Entwicklung beschleunigt, nicht gehemmt werden soll: weil wir sonst nur den Übergang mit all seinen Qualen noch einmal durchmachen müßten. Der Wille des Einzelnen ist des Ganzen Schicksal — nicht ein Kind wird mehr geboren, weil die Gesamtheit Bevölkerungszuwachs wünscht. Mögen die Regierenden ungeschickt, die Massen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„verblendet" sein: an das Wesentliche rühren diese Dinge nicht. Das Wesentliche ist die Art der Menschen, die heute leben. Die schaffen sich den Staat; nicht der Staat sie. Noch niemals hat eine Verfassungsreform ein Volk „gerettet". — Aber die Vernunftabstraktionen Rousseaus sind Frymann ein Aberwitz . . .

Schlichtheit der Urteilsbildung. Wer soll herrschen? Die gute Rasse: Volk und Staat sollen eins sein. Darum Eroberung fremder Gebietsteile. Darum geknechtete Todfeinde im Innern. Darum Zwangsgesetze für mindestens die Hälfte des Volkes. Die altdeutsche Seele, die Rasse will, ist wieder die alldeutsche, die den Staat will . . .

Es ist die Art dieser Wunderlichen, daß sie den Materialismus der Zeit verfluchen. Und mit gleichem Atem die Machtpolitik empfehlen, da denn Machtpolitik der stärkste Ausdruck des Materialismus ist. Sie warnen vor dem Reichtum — und fordern zu Handlungen auf, deren einzige Rechtfertigung der Erwerb von Reichtümern ist. Sie rufen nach Idealismus — und begreifen den Staat in seiner kältesten, unpersönlichsten, volksfremdesten Form.

Sorgt, daß ihr viele seid; aber schafft Kolonien: damit ihr auswandern könnt. Das deutsche Volk steht vor der furchtbaren Gefahr des Zweikindersystems; das deutsche Volk erstickt in seiner Raumenge. — Aber in den achtziger Jahren, als Deutschland 45 Millionen hatte, wanderten 200000 jährlich aus; heute der zehnte Teil. Der Raum ist weiter geworden, nicht enger. Hätten wir einen Teil von Marokko erworben: nicht Zehntausend in zehn Jahren wären hingegangen. Auf hundert Millionen wird es Deutschland wohl bringen: ohne Übervölkerungsnot. Mehr werden es, nach menschlicher Voraussicht, nicht werden. Dafür sorgt der Geburtenrückgang. Der keine Gefahr ist und kein Frevel, sondern ein Schicksal.

Eine Entwicklung zurückschrauben, heißt: ihre Übergangsschranken wiederholen. Frymann beklagt den Rassenverderb der Städte, die Rachitis der Kinder, den Menschenverbrauch der Industrie. Daß die Regeneration auf demselben Wege liegt wie die Degeneration, daß die Stadt wieder heller, das Leben des Arbeitenden wieder gesunder wird, sieht er nicht. Er will die Zuchtlosigkeit dämmen und die Jugend aus platter Vergnügungssucht lösen. Die Sozialdemokratie, die für die Ihren dies alles leistet, ist ihm ein Gift.

Bleibt der Kopf des Wurmes: die Juden. Da die Überzeugung, diese Rasse sei der Quell alles Unheils in der Welt, dem Autor nicht allein angehört (wenn auch seine Folgerungen weiter gehen als die üblichen), nur eine kurze Bemerkung apropos. Nicht die Juden haben den gegenwärtigen Zustand Deutschlands geschaffen: sondern dieser Zustand hat die deutschen Juden geschaffen. Als seinen sichtbarsten Ausdruck. Eine jüdische Bartholomäusnacht wäre heute nur eine Symptomkur — ohne grundstürzende Folgen. Das Wesentliche des reichsdeutschen Lebens würde bleiben wie es ist. Wieviel mehr bei den immerhin schwächeren Mitteln Frymanns: Ausschluß der Juden von Ämtern, Studium, Presse, Theater, Wahlrecht, Heeresdienst; Doppelbesteuerung der Verbleibenden . . .

So sieht die Staatsrettung aus: Krieg mit halb Europa, nach innen ein dauerndes Standrecht. Die Grenzen rücken gewaltsam auseinander und verschließen sich dann auf immer. Jeder Austausch hört auf, im Lande selbst prüft eine Diktatur das „Deutschtum", wie einst die Revolutionstribunale den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiheitssinn ... „Wenn ich Kaiser wär'" — Ein kindisch grausiger Traum. Könnte er Wirklichkeit sein: man müßte Bomben werfen.

Hermann Friedemann

Anselm Feuerbachs Briefe

In zwei großen Bänden hat G. J. Kern zusammen mit Uhde-Bernays die Briefe des Malers Feuerbach an seine Mutter herausgegeben. Sie sind bei Meyer & Jessen in Berlin erschienen, würdig und schön gedruckt und nicht eben teuer, und stellen eines der merkwürdigsten und unmittelbarsten Dokumente dar, die wir aus Künstlerleben besitzen. Die Briefe beginnen mit den ersten knabenhaften Berichten aus Düsseldorf und es ist seltsam zu sehen, wie da jahrelang alles heiter und optimistisch aussieht, trotz der ewigen Bitten um Geld und der ewigen Klage darüber, daß er von der Mutter so viele Opfer annehmen muß. Mit dem durchbrechenden Selbstgefühl, mit dem Wachsen seines Könnens und Ehrgeizes, dem kein Erfolg entspricht, kommt dann allmählich jener scharfe, herbe Ton auf, den wir aus dem „Vermächtnis" kennen. Ich bin kein großer Freund von Briefen und sehe dem Unwesen des Drauflospublizierens privater Dokumente mit Mißtrauen zu, es ist unserer Zeit in diesen Dingen die Schamhaftigkeit verloren gegangen. Aber diese Sammlung von Briefen ist allerdings ein Unikum, eine so lückenlose Reihe direkter Bekenntnisse durch Jahrzehnte, alle an dieselbe verehrte Person gerichtet, alle mit dem Vertrauen hingeschrieben, das man nur einer Mutter entgegenbringen kann, alle voll vom Momentanen, rücksichtslos und unstilisiert, und jeder einzelne von diesen viel hundert Briefen in engster Beziehung zu des Künstlers Arbeit, deren Ernst und schicksalhafte Leidenschaft aus diesen zahllosen Blättern wie eine Flamme schlägt!

Eine Auswahl aus diesen Briefen wird nicht ausbleiben können, und sie wird vielen genügen. Es ist aber schön, dieses Ganze zu haben, diese Folge von Augenblicklichem, von Kleinigkeiten, Sorgen, Plänen, Urteilen, aus deren Gewirr immer monotoner und immer heftiger die Kraft und die tiefe Not dieses Unglücklichen ruft. So sei die Sammlung herzlich begrüßt! Nachstehend ein paar kleine Proben, die freilich vom Tenor und Wert des Ganzen keinen Begriff geben können.

Hermann Hesse

* * *

Aus Feuerbachs Briefen

Gottlob, ich habe ein Paar helle Augen im Kopf, die unmittelbar ins Herz führen, und so stehen meine Eindrücke wie geharnischte Männer in meiner Brust. (Venedig 1855)

*

Während meine früheren Bilder mehr Gedankenblitze waren, so ist jetzt ein ganz anderes Gefühl über mich gekommen, wie Glockengeläute nach Gewitter, die Grazie und die Schönheit ist mir aufgegangen, gegen diesen Wert gibt es keinen mehr. (Venedig 1855)

*

Rom war mein Schicksal. Was ich früher gearbeitet, ruhe in Frieden, was ich jetzt beginne, dazu möge Gott seinen Segen geben. (Rom 1856)

*

Ich kann weder Huren malen, noch mich mit solchen abgeben, wie es im neunzehnten Jahrhundert Mode ist, und was mir meine Kunst ist, das weiß ich besser als mancher anderer, nur wünschte ich, beruhigter an Euch denken

Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

zu können und endlich einmal reichere und bessere Bezahlung. (Rom 1864)

*

Ich habe Hoffnung für die Größe Deutschlands; eine Nation, wo Bücher über den linken Ellenbogen einer Heuschrecke geschrieben werden, muß Hoffnung haben. (Rom 1870)

*

Wie klein, wie klein ist alles — alles! Mein Genius ist jetzt anerkannt, und doch wird in Zucker gemacht! (Wien 1874)

*

Gottlob, daß ich so viel geschaffen, daß alle Schande der Mitwelt bleibt. (Venedig 1876)

*

Wenn man doch endlich aufhören wollte, von der herben Keuschheit meiner Bilder zu reden, sie sind alle weich, und bloß weil niemand die Form sieht und alle an breiartig knochenlose Mollusken gewöhnt sind, stehen sie mit offenem Maul da. (Venedig 1877)

*

So geht es nun fort. Immer dasselbe Lied. Die Sorge scheint das Licht zu sein, um welches man so lange zu kreisen hat, bis man darin verbrennt. (Venedig 1877)

„Paul"

Ich fürchte, ich werde mich nie daran gewöhnen, meine Briefe zu datieren. Tue ich es einmal, weil ich denke, es müßte sein — so ist das Datum gewöhnlich falsch. Man weiß es gerade nicht, hat keine Lust, erst nachzusehen und schreibt irgendein beliebiges hin, — weil es doch ganz gleichgültig ist, ob mein Brief am dritten oder am zehnten November geschrieben wurde. Ich datiere eigentlich nur, wenn ich einen Brief verbummelt habe und meine Nachlässigkeit beschönigen will. Und dann schreibt man natürlich absichtlich ein falsches Datum. Ich halte das, wie so viele kleine Lügen, für eine liebenswürdige Rücksicht, durch die man anderen ein ärgerliches Gefühl erspart.

Bei den ersten Jugendlieben schrieb ich immer ein pathetisches Datum: sieben Uhr morgens — die Vögel zwitschern schon vor meinem Fenster; — ob sie wirklich zwitscherten, weiß ich heute nicht mehr zu sagen, aber es machte sich so hübsch. Oder: Mitternacht — meine Tante ist schon schlafen gegangen — —

Soll ich das bei Ihnen auch so machen? Etwa: zwei Uhr früh — eben geht er die Treppe hinunter — die Stufen knarren, und es wäre mir sehr peinlich, wenn man ihn hörte.

Sie würden natürlich gleich alles mögliche wissen wollen: wer denn? — und wieso? — und was gefällt Ihnen nun schon wieder an diesem Menschen?

Ich hab's ja gleich gewußt, o Freund meiner Seele, als Ihr Brief kam. Gleich gewußt, daß Sie Ihr Steckenpferd — man könnte es allmählich wohl eher als Streitroß bezeichnen — wieder gehörig tummeln würden. Kann man Sie denn immer noch nicht davon kurieren? Sind wieder einmal alle Teegespräche und alle Demonstrationen am lebenden Objekt umsonst gewesen? Ich fürchte: Ja — Sie werden stets von neuem beklagen, daß gerade die Frauen, die man am meisten schätzt, so „furchtbar wahllos" sind. — Und ich habe gar keine Lust, Ihnen immer wieder etwas vorzuleben, damit Sie zur Einsicht kommen. Ich müßte mich denn zur Abwechselung einmal nach Ihrem Geschmack richten, und das — nein, das ist zu viel verlangt.

Übrigens behauptet fast jeder Mann, man sei wahllos. Der eine begreift nicht, daß man sich in einen Friseurtypus oder Tenor verlieben kann und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde Naturburschen verzeihlicher finden. Der andere hat keine Auffassung dafür, daß exotischer Typ und gebrochenes Deutsch zu den unwiderstehlichen Attraktionen gehören.

Nun — das wenigstens haben Sie mir ja manchmal nachfühlen können. Aber für „Paul" hatten Sie kein Verständnis — gar keines. Sie fanden es nicht recht der Mühe wert, daß ich seinetwegen hierher fuhr, daß Sie Ihr eigenes Reiseprogramm umstürzen und wir beide vierzehn Tage im Regen herumlaufen mußten. Es tut mir leid, aber ich muß bei dem Gedanken so lachen, daß meine Teenachbarn mich eben ganz erstaunt ansehen.

Ja, Paul — Paul war in diesem Fall nur ein Sammelname. Er hieß gar nicht Paul — er war es nur. Es gibt eine bestimmte Art von Erlebnis, das ich Paul nenne, aus dankbarer Erinnerung an seinen ersten Vertreter. Ich meinte auch, ich hätte Ihnen das schon einmal erklärt, aber Sie haben es anscheinend nicht ganz begriffen.

Paul ist eine Begebenheit, die immer von Zeit zu Zeit wiederkehrt. Nicht etwa, weil sie besonders tiefen Eindruck gemacht hätte — im Gegenteil, Paul ist immer etwas Lustiges, Belangloses, ohne Bedenken und ohne Konsequenzen. Aber er kommt immer wieder, wenn auch jedesmal in etwas veränderter Form und Gestalt.

Paul kann alles mögliche sein, verheiratet oder Junggeselle, Leutnant, Ingenieur, junger Arzt, Afrikareisender, — es kommt auch vor, daß er gar keinen Beruf hat. Manchmal ist er auch „drüben" geboren, dann nennt er sich Pablo und rollt das R — vorausgesetzt, daß der Vorname stimmt, was merkwürdigerweise oft, aber natürlich nicht immer der Fall ist.

Man lernt ihn in Sommerfrischen, in Hotels und auf Reisen kennen; an einem festen Wohnort — nein, ich glaube kaum, höchstens wenn er sich vorübergehend dort aufhält. Zu Paul gehören immer Koffer und Kellner, irgendeine momentane und geräuschvolle Umgebung. Man erkennt ihn auf den ersten Blick, wenn er einem im Coupé gegenübersitzt oder in ein Hotel hereinkommt, weiß sofort: das ist Paul. Es dauert auch nie sehr lange, bis man sich kennt, duzt (mit Paul muß man sich duzen, es geht nicht anders) und ganz genau weiß, wie sich nun alles entwickeln wird. Ich habe mir auch angewöhnt, ihn immer so zu nennen. Wenn ich das erstemal sage: du — Paul, — so ist er sehr erstaunt und fragt, mit wem ich ihn jetzt verwechselt habe. — Nun, mit Paul natürlich — und dann bleibt es dabei. Ich hüte mich wohl, ihn aufzuklären, daß es in Wirklichkeit gar keine Verwechselung ist. Er würde es nicht verstehen.

Paul ist auch selten eifersüchtig, wahrscheinlich, weil er sich seiner wechselvollen Vergänglichkeit dunkel bewußt ist. Er wird mir auch sicher niemals Vorwürfe über meine Wahllosigkeit machen.

Und Sie denken jetzt wohl: Gott sei Dank, daß ich nicht Paul bin. Sie haben nicht ganz unrecht — Paul wird in der Regel bald langweilig, und man entflieht ins Tea-room.

*

(Aus dem soeben erschienenen Buch „Von Paul zu Pedro, Amouresken" von F. Gräfin zu Reventlow. Verlag von Albert Langen in München)

Verantwortlicher Redakteur i. V. A. Schremmer in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Erlenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die konfessionellen Fakultäten der Universitäten

Von Hermann Hummel, Mitglied der II. bad. Kammer

Die Verhandlungen der großen deutschen Landtage, des Reichstags, die Kundgebungen von Universitätslehrern haben die Frage der theologischen Fakultäten an den deutschen Universitäten aufgerollt. Diese Fakultäten sind entsprechend der geschichtlichen Entwicklung konfessionelle Abteilungen je nach dem früheren katholischen oder protestantischen Charakter der Hochschulen. Die einzige Universität, die meines Wissens zwei, eine katholische und eine protestantische Fakultät besitzt, ist die Straßburger. Man erinnert sich, daß sie auf Drängen des Staats und unter Widerstand der Kirche durch eine schließliche Vereinbarung errichtet wurde. Die Besetzung der Lehrstühle erfolgt unter Zusammenwirken von Staatsregierung, Kirchenregiment und Hochschule. Während es nicht völlig klar ist, ob die katholische Kirche die Fakultäten zu erhalten wünscht, legen Regierung und weite Kreise der protestantischen Kirche einen entscheidenden Wert auf die Beibehaltung. Die Aufgabe der Fakultäten besteht neben der wissenschaftlichen Arbeit auf theologischem Gebiet in der Heranbildung der Geistlichen zum theologischen Beruf. Der jetzige Zustand hat nun manche Schwierigkeiten erzeugt. Wo der Charakter der protestantischen Fakultäten orthodox ist, wünschen die Liberalen Berücksichtigung, gegen die liberalen Fakultäten laufen die Positiven Sturm. Bei der Besetzung fast jedes Lehrstuhls entbrennt ein Kampf der beiden Richtungen. Auch bei der Besetzung katholischer Lehrstühle war schon früher, wenigstens in Baden, eine latente Schwierigkeit die entgegengesetzten Ansprüche, die Kurie und Staat an die Persönlichkeiten der Bewerber stellten. Ein Teil der Universitätslehrer war schon früher aus diesen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gründen, aber auch, weil sie der Theologie den Charakter einer Wissenschaft überhaupt aberkennen wollten, Gegner der theologischen Fakultäten überhaupt. Dieser Minderheit gesellte sich eine weitere Zahl von Professoren zu, als durch Einführung des Antimodernisteneides die Aussicht entstand, daß in Zukunft sämtliche katholischen Lehrstühle mit Antimodernisten besetzt würden. Man wünschte deshalb in erster Linie, die Regierung solle keinen Professor akzeptieren, der den Eid geleistet habe, andere forderten die Abschaffung der theologischen Fakultäten. Dem ersteren Wunsch schienen die Regierungen eine Zeitlang nachgeben zu wollen, und man lebte in Konfliktstimmung. Aber schließlich

> Wohl seufzte die Braut: „Ach Gott, ach Gott!"
> Sie war wehmütig, wie zum Sterben —
> Doch endlich stieg sie hinab in den Pott.

Die Sache ist geregelt. In Bälde haben alle theologischen Professoren den Antimodernisteneid geleistet, und die Regierungen kommen in keine Schwulitäten mehr bei der Besetzung von Vakanzen, weil es keine unvereidigten Bewerber mehr geben wird. Von seiten der Laienfakultäten wird sich jedesmal ein Protest erheben, der aber wirkungslos bleiben muß; aber die Sache ist geregelt, Roma locata, causa finita.

Der Fall ist typisch für alle Auseinandersetzungen zwischen Kurie und Staat: Wegen der Verbindung von Staat und Kirche entsteht ein Kompetenzkonflikt. Die Klerikalen erheben eine Agitation wegen Kulturkampfs und stärken sich. Die protestantischen und antiultramontanen Kreise geraten in Hitze. Die Regierung gibt nach. Die Protestanten rüsten ab. Die Klerikalen bestreiten ihre Agitation mit dem Konfliktsstoff bis zum neuen „Fall", der tötlich sicher entsteht. Die Linke rät, die Trennung von Staat und Kirche durchzuführen. Protestantismus, Katholizismus und Regierung in brüderlicher Eintracht fallen über die Linke her. Der Klerikalismus stärkt sich zum drittenmal. Der neue „Fall" erscheint.

Nun scheint viel Stimmung vorhanden zu sein, besonders bei der protestantischen Theologie, die Politik des laissez aller zu befürworten. Auch die Regierungen stehen auf diesem Standpunkt. Und die katholische Kirche hat Grund, mit der Ordnung der Dinge zufrieden zu sein. Man sieht ein, daß an eine einseitige Aufhebung der katholischen Fakultäten nicht zu denken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, daß eine Weigerung, Antimodernisten anzustellen, aussichtslos ist, wenn auch beides von manchen Seiten gewünscht wird; man hofft von der Entwicklung der Zukunft wieder friedlichere Zustände und nimmt die Erscheinungen der Gegenwart als unabänderliches Fatum hin. Dem Politiker aber erhebt sich die Frage, ob das Interesse des Staates, der Religion, der Wissenschaft und der Universitäten bei der Fortdauer solcher Erscheinungen nicht eine organische Änderung des bestehenden Zustandes verlangen. Ich vermute, daß jedermann einen Vorschlag gutheißen würde, der diesen Gesichtspunkten gerecht würde und die beklagten Erscheinungen verhindern könnte.

Die Linke, Demokraten und Sozialdemokraten, des badischen Landtags haben als solchen Vorschlag aufgefaßt, die Abschaffung des konfessionellen Charakters der Fakultäten, die Beseitigung des Einflusses des Kirchenregiments auf die Besetzung der Lehrstühle, kurz die Einführung freier, simultaner Fakultäten für das Gebiet der Theologie. Ein Antrag, der diese Absicht verwirklichen wollte, blieb in der Minderheit. Die Regierung wandte sich gegen den Antrag mit der Begründung, die Aufrechterhaltung des jetzigen Zustands sei notwendig, besonders wegen des Einflusses, den der Staat dadurch auf die Ausbildung der Geistlichen habe, oder den er in Zukunft wieder erhalten werde. Dieser Standpunkt und derjenige, der überhaupt wünscht, daß der Staat den Dienern der Kirche bestimmte Bildungsvorschriften macht, krankt an der Fiktion, daß die vom Staat dadurch beabsichtigten Wirkungen eingetreten oder nur möglich wären.

Der Bildungszustand, die theologische Praxis, die politische Tätigkeit der katholischen Geistlichkeit, die Tätigkeit des orthodoxen protestantischen Klerus besondern in Norddeutschland sind schlagende Beweise dafür, daß der Einfluß des modernen Staates auf die Erziehung der Geistlichkeit nur in der Einbildung besteht. Wer von einem etwas erwarteten vollständigen Übergang zur Seminarerziehung noch Schlimmeres in der Hinsicht befürchtet, der weiß offenbar gar nicht, wie weit diese Dinge heute schon gehen.

Ist es nun aber völlig sicher, daß die Ausbildung der Geistlichen nach der simultanen Ausgestaltung der theologischen Fakultäten völlig den kirchlichen Organisationen anheimfallen würde? Es ist möglich, sogar wahrschein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich, daß die katholische Kirche ihren Theologiestudierenden den Besuch solcher Fakultäten zunächst untersagen würde. Sie würde damit aber den äußeren wissenschaftlichen Charakter ihrer Geistlichen herabdrücken, sie wären keine Akademiker mehr, und der Wunsch, einen modus vivendi zu finden, würde gerade aus diesem Grunde auf jener Seite entstehen, während er jetzt auf der andern Seite Sorgen bereitet. Wie dem aber sei, die Fernhaltung von der Universität würde nicht imstande sein, die katholische Geistlichkeit von morgen noch weniger mit modernen Staatsideen und mit wissenschaftlichem Geist zu erfüllen, als die von heute es ist. Wir sehen aber schon hier eine der Aufgaben der simultanen theologischen Fakultäten. Sie müßten Stätten wissenschaftlicher Arbeit auf katholisch-theologischem Gebiet sein; würde die kirchliche Organisation von ihnen Gebrauch machen, die Tore stünden ihr offen. Wenn nicht, ist das weite Gebiet katholisch-theologischer Fragen ein in unserer heutigen Kultur ebenso berechtigtes Problem wissenschaftlicher Erforschung, wie die protestantische Theologie und die übrigen Geistesgebiete, von allgemeinem Interesse, und darf einen Platz an der Stätte wissenschaftlicher Forschung einnehmen, an der Universität. Daß ebenso, wie auf katholischer Seite der ganze Komplex theologischer Doktrinen, der heute das Gebiet der protestantischen Fakultät bildet. seinen Raum beanspruchen dürfte, ist eine selbstverständliche Forderung der nackten Tatsache, daß die protestantische Konfessionalität die Summe des religiösen Denkens von so und soviel Millionen deutscher Staatsbürger bildet. Dieselben Tatsachen würden auch bewirken, daß das Gebiet dieser aktuellen Religiosität der deutschen Staatsbürger, aber auch weil es die geschichtliche Grundlage der Kultur von heute bildet einen breiteren Raum einnehmen würde, als die übrigen Arbeitsgebiete dieser gedachten theologischen Fakultäten, die Erforschung der religiösen Systeme in Zeit und Gegenwart, die enzyklopädische Erforschung der Religion als allgemeine Veranlagung des menschlichen Geistes. Dies letzte bildet auch zugleich die Legitimation zu einer exzeptionellen Stellung theologischer Forschung, als Tätigkeit auf einem abeschlossenen Geistesgebiet.

Was in den übrigen Fakultäten Tradition und Gewähr der Wissenschaftlichkeit ist, die Besetzung der Lehrstühle rein nach Ansehen der Fachtüchtigkeit und Wissenschaftlichkeit durch die Fakultätsvorschläge, würde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den simultanen theologischen Fakultäten sofort wirksam werden. Ich kann mir nicht denken, daß, wenn der Lehrstuhl für katholische oder protestantische Dogmatik, oder irgendein anderes Fach frei würden, ein anderer unter den Bewerbern in Frage käme, als der beste Sachkenner, der die beste Garantie wissenschaftlicher Tüchtigkeit bieten würde. Das läge im Interesse aller beteiligten Faktoren, vor allem des Besuchs. Ich glaube keine der großen Gestalten theologischer Lehrer beider Fakultäten wäre dadurch der Universität entzogen worden, aber mancher Kompromißkandidat und Stümper wäre ferngehalten worden.

Und wie bei der Besetzung der Lehrstühle auch der erwartete Besuch mitwirkend wäre, so wären die Kirchen wegen des äußeren wissenschaftlichen Charakters ihrer Diener von sich aus gehalten, ihren Studierenden die akademische Vorbildung vorzuschreiben. Die protestantische Kirche würde sicher nicht zögern bei der so gegebenen Garantie geeigneten Lehrermaterials und alles bliebe beim Alten. Und würde durch die Notwendigkeit, akademische Würden eben nur auf diesen Universitäten erwerben zu können, die katholische Kirche veranlaßt, den Besuch freizugeben, dann wäre das erreicht, was auf dem jetzigen Weg absolut unerreichbar ist, die Berührung der katholischen Theologen mit dem, was man vorurteilslose Wissenschaft nennen kann.

Ich sehe keinen andern Weg, der an den vorhandenen Schwierigkeiten vorüberführt und die berechtigten Forderungen der religiös und konfessionell Orientierten berührt, als der vorgezeichnete. Wir sind bereit ihn zu gehen. Aber er führt in der Linie auf die Trennung von Staat und Kirche. Deshalb werden manchem die Knie schlottern, ihn zu gehn.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesellschaft / Von Dr. Paul Adler

Seit den Tagen der klugen Jesuiten zuerst von kirchlichen, dann von bürgerlichen Theoretikern mit der üblichen Anlehnung an die Antike entwickelt, hat sich ein falsches philosophisches Abbild der menschlichen Gesellschaft in das Denken der europäischen Völker eingeschlichen und alle ihre großen geschichtlichen und kleinen alltäglichen Veränderungen mit seiner ganzen Oberflächlichkeit überschwemmt. Die Gleichungen von Rechten zu Pflichten, von Leistungen und strengem Entgelt sind eben so allgemein in den denkenden und allen nur weiterdenkenden Köpfen, wie ihr mißverständlicher ökonomischer Saldo von Ware und Preis auf dem Markt. Die Gesellschaft, in den Hallen des Ansehens noch mit dem Schwert und der strengen Wage der Obrigkeit gemalt, erscheint heute im Geist aller fortschreitenden Völker zwar mit Wage und Buch, aber mit denen eines stumpfen Krämers. Der in seinem bürgerlichen Gleichgewicht befindliche, in Wahrheit tiefverschuldete Mensch „soll" (nicht anders wie sein Kontokorrentbuch) den Mitbeflissenen genau ebensoviel wie er von ihnen „hat". Verpönt ist jeder Überschuß von Genüssen zugunsten des achtbaren Rechners, ein Überschuß an altruistischem Gewähren ist wenigstens immer der Schwärmerei verdächtig. Wie aber wird der Ausgleich in den gesetzmäßig zahlreichen Fällen eines hochangesehenen unentgeltlichen Habens, des maß- und pflichtenlosen Besitzes hergestellt? Eine überkommene Fiktion: der juristische Fehlschluß auf einen rechtlichen Charakter der toten Sache dient seit Jahrhunderten dazu, die gestörte Bilanz in der Gesellschaft und in den Gewissen wiederherzustellen. Ein Mensch, der die Gesellschaft aus Papieren mit seinem kostspieligen Unterhalt belastet, schreibt auf die eigene Debetseite kein „Soll", sondern ein Recht. Diese Buchung schützt ihn vor der Behandlung als Arbeitsscheuer, er hat einen papierenen Anspruch auf ein Einkommen durch die Gesamtheit — man hat nie gehört, daß die Öffentlichkeit Staat oder Kirche, sich seiner bedürftigen Moral angenommen hätten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei gehen aber der Staat und die starken Mächte der Gesellschaft auf ihrer Seite ganz ohne alle Sorgen der Bilanzierung, als Selbstherrn und nicht als tastende Geschäftsleute zuwege. Sie alle sind nicht die freundliche Hand, die den Bürger wäscht, sondern der unerschütterte Fels, der „rocher de bronze" oder die wundertätige Quelle, die aus der Grotte des Glaubens sprudelt. Unter ihnen läßt sich der Staat, wenigstens zurzeit und besonders im auswärtigen Verkehr mit seinesgleichen, überhaupt auf kein moralisches Räsonnement ein. Die Kirche aber und jede andere Gemeinschaft zu einem umfassenden Bekenntnis, stellen sich als Anspruchnehmer aus einem theoretischen Grunde vor. Selbst die Gespenster (zwischen Nacht und Morgengraun) der modernen politischen Parteien verlangen, ernst genommen, den ganzen Menschen. Daher ein Kanzler fast übergefühlvoll als Gatte, allein in dem Zugreifen seiner gepanzerten Hand ohne menschliche Bedenken, daher die bannschleudernden Statthalter des Reiches der Liebe, die zergrübelten Einsiedler der slawischen Revolution mit den zurückgelassenen Familien und Wirkungskreisen! Und jene alle geben für die geleisteten Dienste nichts außer dem Bewußtsein der gehaltenen Treue. Christus z. B. sagt zwar ausweichend: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist!" aber unmittelbar nach dieser erhabenen Ironie seine volle Prophetenmeinung mit den Worten: „und Gott was Gottes ist". Es ist klar, daß der theologische Rabbi den Staat auf seine eigenen hohlen Anweisungen verwies, allein nicht nur für den gesetzeslüsternen Spion, der den Heiligen in Versuchung bringen möchte, auch für den christlichen Gefolgsmann bleibt nichts übrig: das nicht Gottes wäre! Nicht entgegenkommender sind der tiefsinnige Buddha, der den Unterhalt seiner vielen Schüler von den Rajahs durch herablassendes Schweigen annimmt, oder der eiseskühle preußische Staatsgedanke oder z. B. Robespierre oder der kategorische Kant. Der Staat verlangt Unterwerfung, selbst Zerstörung des Individuums, das Bekenntnis noch die feinere Auslieferung der Gedanken bis auf die Triebe. Beide fordern nicht etwa Leistung um Gegenleistung, sondern Unterwerfung.

Der Staat z. B. fragt im besten Fall bei seiner eigenen schwerfälligen Intelligenz, den Gesetzen, an, durch welche Mittel er seine Eingeweide, deren Ansprüche ihm immer legitim sind, mit Steuern füllen kann. Dabei ist er ein meist träger aber in unseren Breiten gewiß nicht böswilliger Unhold.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verschlingt er aber zu Recht oder Unrecht, dann gibt es kein Nachsehen. Und nun machen Christus (oder Buddha oder Partei) und Staat zusammen den Kern aller Gesellschaft aus. Allein alle diese handeln in einer unantastbaren Hoheit und Freiheit, von Gottes oder natürlichen Gnaden: Sie schließen mit dem Christen oder dem Staatsbürger keine zu beiderseitigen Nutzen fein abgewogenen Geschäfte.

Der moderne Mensch aber fühlt sich von jenem Fanatismus archaischer Sekten abgestoßen, allein auch den geläuterten Gehorsam erhöhter politischer Vernunft vermag er nicht aufzubringen. Er liebt die feinere Vergewaltigung durch die hin- und rückwogende Majorität, das Lottospiel mit den verführerischen seltenen Gewinnen, den Schein, daß die Unterdrückung auch einmal zugunsten des Unterdrückten ausschlagen könnte! Er verhärtet sich in Geschäften und Politik zu der naiv-ungeheuerlichen Überzeugung, daß er je nach seiner sogenannten sozialen Stellung (einem in sich kitschigen Anwurf) von der Gesellschaft genau festgesetzte Gegenleistungen bar oder auf Kredit oder gegen eigenen Kredit (als Rentner, als Erbe) zu verlangen habe. — Sorge für dich selbst, dann sorgst du für den Staat, — heißt es in der verschleiernden Bibel der „Selbsthilfe" in dem für die ganze Weltanschauung typischen England. Dabei mengt der Sozialist dieses Wassers nach dem Beispiele einer unentwickelten Wissenschaft stets den Wert des Persönlichen in der Leistung und jenen sachlichen durcheinander, den die Gesellschaft nur aus einer theoretischen Verlegenheit unter seinen Namen schreibt. Der Eigentümer z. B. vertritt gegen die Gesellschaft neben der Verwaltung auch die räumliche Eigenschaft und die örtliche Qualität des Bodens. Der Geldgeber schreibt seinen Fähigkeiten fürs Volkswohl den objektiven höheren oder niederen Verdienst des auf der Wippe unberechenbarer Verhältnisse schwankenden Zahlungsmittels zu. Mit dieser geschliffenen, in dem Burgfrieden hochtönender Verbrüderungen allzu mißklingenden Waffe des Maß um Maß tritt der ängstliche Gewerbsmann dem Mitbefliffenen wie seinem Gegner; mit der Naivität solcher formalen Ansprüche der Gesellschaft als seinem wirklichen Feind entgegen. Ist nun sein vorgewiesenes Recht wie zumeist durchschnittlich, durch nichts ausgezeichnet, zersplittert klein, dann erhält er zu wenig, er wird ein Bestandteil der breiten Straße, auf der sich die Bauten der Zukunft erheben, und die Gesellschaft schreitet

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— zunächst — unbekümmert über ihr lebendes Pflaster von Versinkenden hinweg. Wird aber die Erfüllung höherer als der durchschnittlichen Leistungen verlangt, so wird der Hochberechtigte so lange die Gesellschaft blind auf das Spiel eingeht, zu ihrem Tyrannen: er darf sie ohne Tadel zu seinem eigenen Vorteil mißbrauchen. Erst wenn sie sich langsam in ihrem Innern verschiebt oder in plötzlichen Krisen erschüttert und seine Ansprüche stillschweigend oder mit pathetischem Federstrich beseitigt, sieht er enttäuscht den papierenen Götzen auf die Straße fegen. Aber selbst alle ehrlichen Leistungen von erhöhtem Erfindungswert greifen heute, von geringer öffentlicher Einsicht genötigt, zu solcher feinen Überlistung einer nur durch ihre Hände tätigen Gesamtheit, die ihr Licht nicht von ihren geblendeten Augen, sondern aus der Mystik eines historisch bestrahlten Innern empfängt —

Der Kontrakt, die bloße äußere Form des zweckmäßigen Geschäftes, ist aus solcher Gesinnung zum Inhalt der umfassendsten Tätigkeiten und Berufe gemacht, die primitive bäurische Abstraktion des Tauschvertrags zu einer feinen, verästelten Lebensmaxime gekünstelt. Das an sich Moralloſe wird dem geistig Unbewehrten immerwieder als eine solide von der Natur selbst befolgte Moral gepredigt. Nur der Tod ist umsonst — so denken auch die Lenker unserer öffentlichen Schicksale, und sie vergessen, daß das Leben und alles was das träge Sein der Gesamtheit umgestaltet: Fügung und Begabung! nicht kostspieliger zu haben sind. So starke Widersprüche sind das Zeichen eines in seinen ersten Anfängen steckenden Werks. Tatsächlich erhält sich diese Ebene einer stets abschüssigen Gesellschaft nicht als technische Schichtung oder Zurüstung, deren Zweckmäßigkeit allein den ihr gegebenen humanen Namen rechtfertigen würde, sondern als Gerölle und als Geschiebe kraft ihrer Schwere, und in den Fällen der Gefahr nur dadurch, daß die Einsichtigern ihre höheren Punkte ersteigen und die steilsten unterstützen. Eine Gesellschaft von charakterfesten Egoisten aber, das Produkt einiger im Augentrug des Nutzens befangenen nur klugen Köpfe des vorletzten bürgerlichen Jahrhunderts, gibt es nirgends; gerade die nachfolgende vorzüglich ökonomische Entwicklung hat die Lehre mit der Wucht aller bekannten Tatsachen geschlagen. Sie setzt, was nie bestehen kann, die parallele Verträglichkeit der sich schneidenden Egoismen voraus. Darum fiel auch der linke, neuere Flügel dieses Materialismus: die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theorie von dem Überleben des Tauglichsten, als ein bloß tautologischer Fehlschluß in sich zusammen. Das Feinere, Differenzierte ist überall stärker gefährdet und bedarf überall einer Stütze. Denn der Kampf geht nicht zwischen Einfachem und Verwandtem um einen kleinen Vorsprung als ein ruhmvolles Rennen, sondern verschlungen und variiert in den verschiedensten Ebenen, in einer für menschliche Augen ungeometrischen Anhäufung. Alles was dann zum Schlusse den wirklichen Fortschritt ausmacht, hat sich in dieser Art gewiß als tauglich erwiesen; allein es ist nirgends ohne die volle Kenntnis des Positiven einzusehen, warum das Andersgeartete, ohne die Mitwirkung aller fremden Hände Gebliebene, nicht für sich, durch den Glauben an seine Notwendigkeit hätte tüchtig werden können. Gesellschaft und Kultur gleichen darin einem die Welt überziehenden fabelhaften Schachspiel, das außer von Schwarz und Weiß noch von allen Farben des Regenbogens gespielt würde. Nur ein einziger Siegeszug, der realhistorische liegt erkennbar vor den Augen, aber ungezählte Fälle waren möglich. Darum greift geistige Verwandtschaft so oft auf alte, traurig verschollene Ideen zurück, daher unterliegt (was hier zu besprechen wichtiger erscheinen mag) das völlig Gleichwertige vor dem mit der Durchschlagskraft größeren Bankkredits Ausgezeichneten auf dem Felde des ganzen Wirtschaftslebens!

— Volk und Gebildete glauben nun, daß der Sand dieser kleinen Gesellschaftskörner, unsteter Reibungen, die Verbrüderung ohne künstliche Fundamente tragen könne! Allein nicht dem rohen und auch nicht dem seinen Vorteil klug abwägenden Egoismus verdanken wir die handhoch aufgemauerten Grundlagen aller Gesellschaft; denn die Achtung, die man bloß um seines Vorteils willen dem andern erweist, ist jeden Augenblick geneigt, in die schlimmste Mißachtung und Sklavenhaltung umzuschlagen, wenn der Vorteil davon größer ist. In Wirklichkeit haben auch alle kräftigen kleinen Gesellschaftsformen wie das Haus, die antike und die mittelalterliche Polis, das Lehensband und alle Genossen- und Brudergemeinden auf die Abrechnung der Einzelvorteile in ihrem Innern verzichtet und einander nur als Altruisten oder Patrioten auf der Grundstufe umfassender Gesittung gegenübergestanden. Die Grundsätze eines wohlgesinnten Kommunismus, die Verfehmung der geistlosen Entgeltlichkeit haben bei allen diesen, sowie in den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gemeinſchaften der Geſchlechtsliebe und der Freundſchaft und in wohlgeordneten Berufen und Korps zu allen Zeiten beſtanden und dort nirgends für revolutionär gegolten. Dennoch konnte der oppoſitionelle Gedanke entſtehen, daß die Kräfte, die das kleinere Ganze, frei gelaſſen, in jeder Lage ſprengen würden, das größere ohne eine vorgeſchriebene Richtung zuſammenhalten könnten! Doch ſchon die Erkenntnis der in der Vereinigung wirklich gelegenen Vorteile können wir in keinem Zuſtand bei dem unbelehrten Egoiſten, aber ohne Schwierigkeit bei allen auf Betrachtung gelenkten, unintereſſierten Gemütern vorausſetzen. Die erſten Ideen einer nicht brudermörderiſchen menſchlichen Geſellſchaft verdanken wir der verſtiegenen träumeriſchen Stimmung des überreifen Altertums, den erſten Verſuch, einen Gottesfrieden auf der Erde unter Weſen von Leib und Seele aufzurichten, den geweihten Biſchöfen und Theologen und nicht dem treuloſen Sinn der gekrönten Grundbeſitzer und reißenden Wappentiere des Mittelalters. Dieſer Verſuch iſt auf die ſpiritiſtiſche Theorie eines um Gottes Willen erfolgenden Verkehrs aufgebaut und durch konkurrierende nachgeborene Maßnahmen mehr als durch einen eigenen inneren Mangel an wirtſchaftlicher Elaſtizität zur Seite gedrängt, jedoch ſeit dem Merkantilismus gegen weit geringere Grundſätze eingetauſcht worden.

(Schluß folgt)

Auguſte Rodin: Geſpräche über Kunſt

Beſprochen von Margarete Siebert

Auguſte Rodin, Die Kunſt. Geſpräche des Meiſters

Im Verlag von Ernſt Rowohlt in Leipzig iſt ein Buch erſchienen: Auguſte Rodin, Geſpräche des Meiſters, geſammelt von Paul Gſell, ins Deutſche überſetzt von Paul Prina. Das Buch iſt gut und geſchmackvoll ausgeſtattet, hat ſogar beſonders großen und deutlichen Druck; viele Abbildungen erläutern den Text, nach Werken des Meiſters, auch nach weniger bekannten wie dem Höllentor, das ſich noch als Gipsmodell in der Werkſtatt befindet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gespräche Rodins mit seinem Schüler tragen, — das ist wohl der erste hauptsächliche Eindruck, — ganz besonders stark jenes Gepräge an sich, das so vielen Gesprächssammlungen großer Männer anhaftet: der Geist, der das Gespräch übermittelte, war nur klein. Die Erscheinung ist nur natürlich. Sehr bedeutende Menschen schreiben ihre Gespräche nicht auf; dazu haben sie zu viel andres, Wesentlicheres zu tun. Hohenlohe hat es getan, Bismarck nicht. Und schrieben so bedeutende Menschen ihre Gespräche nieder, so würden solche Aufzeichnungen nur mittelbaren, — wenn da auch vielleicht sehr großen — Wert haben. Zuverlässiger ist der kleinere Geist gewiß. Nur muß sich der große allzu sehr zu ihm herablassen. Und was begreift der kleine von dem, was hinter den Worten steht, also dem Wesentlichen?

In diesen Aufzeichnungen der Kleinen von den Großen kommt auch die Stellungnahme der Großen nicht immer als nur angenehm heraus. Sie sprechen zu ihren Geschöpfen; da sind sie die Götter; ihre Aussprüche werden als Orakel, auf Knieen, anbetend, aufgenommen; die wundervolle Spannung eines Gespräches zwischen Ebenbürtigen fehlt; ja, es bleibt dem Leser nicht selten der fatale Eindruck wie von Selbstvergötterung des großen Menschen, der dennoch zu Unrecht bestehen kann.

Vielleicht ist das Größte an diesem Büchlein über Rodin, daß sich ein solcher Eindruck niemals, nicht bei einer einzigen Äußerung einstellt. Sondern was auch von der Persönlichkeit Rodins deutlich wird, ist alles ganz außerordentlich liebenswürdig. Rodin ist von einer geradezu vorbildlichen Einfachheit und Bescheidenheit. Gewiß, er ist sich darüber klar, daß er ein großer Künstler ist. Nichts Peinlicheres als wenn diese Erkenntnis fehlte! Aber: die Welt schätzt ihn nach vieler Hinsicht geradezu als einen Einzigen ein. Vielleicht mag auch für ihn das Wort Marées in betreff Raffaels und Michel Angelos gelten, daß sie dennoch die geebnetste Straße verbaut und verbarrikadiert hätten, indem sie sich freilich selbst ein unvergängliches Monument quer auf dieselbe hinsetzten. Uns aber hindert nichts an der Annahme, daß Rodin nicht einen Gipfel erklommen habe, so hoch wie nur einer in der künstlerischen Welt ist, und auf dem er allein steht. Doch er selbst läßt nirgends merken, daß auch er sich so einschätze. Sondern er stellt sich immer ein in den Zusammenhang alles ganz Großen; von dort nimmt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er den Maßstab; an ihm gemessen kommt er sich klein vor. Der Famulus spricht ihm von Rembrandt. Rodin erschrickt: Mich mit Rembrandt vergleichen! Welch ein Frevel! Mit Rembrandt, dem Riesen in der Kunst! Bedenken Sie, was Sie sagen, mein Freund! Vor Rembrandt fallen wir auf die Knie, stellen ihm aber niemand an die Seite. (S. 268)

* * *

Nichts wäre falscher als von einer Gesprächssammlung eine systematische Kunstlehre zu verlangen. Es kann sich nur um lose hingeworfne Bemerkungen handeln. Der Famulus sucht sie allerdings zu schematisieren; seine Kapitelüberschriften sind zuweilen wunderlich genug: Für den Künstler ist in der Natur alles schön. — Schönheit des Weibes. — Menschen und Werke einst und jetzt. — Der Gedanke in der Kunst. — Das Mysterium in der Kunst. — Der Nutzen der Künstler. —

Das System, nach dem geordnet ist, läßt sich unschwer finden: es ist polemisch; auch diese Ausführungen sollen „Kunst" durchsetzen. Doch kann es wohl nur rührend erscheinen, wenn sich Rodin bemüht, in ernstlichen Auseinandersetzungen den „Nutzen der Künstler" nachzuweisen, und daß auch er, Auguste Rodin, auch vom staatlich ethischen Standpunkt angesehen, ebenso gut seine Daseinsberechtigung habe wie irgend ein beliebiger Droschkenkutscher oder Straßenkehrer, der einfach seine Schuldigkeit tut. Nur: den Grund, warum fanatische Sozialisten und Ethiker, Religiöse aller Art, Kunst doch nicht nur für nicht nützlich, sondern sogar für das Übel der Menschheit an sich erklären, — den erschüttern auch Rodins Ausführungen nicht. Ja, sie erreichen ihn nicht einmal. Rodin weiß nichts davon. Aber warum sollte er dergleichen auch kennen? Sich darüber beunruhigen? Er ist so gütig und so groß, so in sich geschlossen, daß er sich wahrhaftig damit begnügen kann zu sein, wie er ist.

Anders, schlimmer, steht es damit, daß der Famulus keine Ahnung vom Stande der heutigen Kunstforschung hat. Da steht z. B.: (S. 71) Man sagt, — und zwar ist diese Meinung hauptsächlich von den Akademikern verbreitet worden, — daß die Alten bei ihrem idealistischen Schönheitsideal das Fleisch als etwas Gemeines und Niedriges verachtet und es ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmäht hätten, in ihren Werken die tausend Einzelheiten der materiellen Wirklichkeit wiederzugeben.

Von welchen Akademikern spricht der Famulus da? Vielleicht hat es sie vor fünfzig, sechzig Jahren gegeben!

* * *

Rodin spricht viel von den Absichten seiner Kunst. Und da trägt sich ein Wunderbares zu. An einem Dutzend Stellen klingt es nicht nur, sondern wird deutlich ausgesprochen, als seien die Absichten dieses plastischsten aller Bildhauer geradezu literarisch.

Der Famulus sagt: (S. 215) Von einigen Kritikern würde getadelt, wie sich Rodin auf geschickte Weise das Lob der Schriftsteller erschliche, indem er ihnen Themata lieferte, worüber sie ihre Federn ungehindert lang und breit auslassen könnten, und sie erklären, daß die Kunst soviel literarischen Ehrgeiz nicht gestatte. Dabei könnten doch die Kunstkritiker nur den durch alle Skulpturen zum Ausdruck gebrachten subjektiven Wahrheiten nur Beifall zollen.

So steht es da. Dennoch: die Kritiker in Frankreich, — deutsche von Belang sind da ganz gewiß unschuldig, — sollten wirklich „Literatur", allzu viel Literatur in Rodins Werken wittern? Sie sollten spüren, daß dieses oder jenes Werk Rodins vom abstrakten Gedanken ausgegangen sei, ihm zum Ausdruck, zum Siege verhelfen wolle, und nicht einem plastischen, bildhauermäßig empfangnem Eindruck? Abgesehen davon, daß die Skulptur einen literarischen Namen tragen mag, wie: Gedanke, Illusion, Inbrunst, dergleichen? Gerade bei Rodin?

Aber nach dem Famulus wäre ja Rodin mit den Kritikern, die solche Absichten spürten, nur sehr einverstanden? Schlecht wäre er nur auf die zu sprechen, die seine Werke um solcher literarischen Absichten willen tadelten?

Rodin sagt dazu: (S. 216) Wenn meine Gestalten fehlerfrei und lebenswahr sind, was hätte man dann wohl an ihnen auszusetzen? Worüber beklagen sie sich, wenn ich ihnen mit der Arbeit des Bildhauers noch einen Ideengehalt gebe, und schöne Formen, die imstande sind, das Auge zu entzücken, noch mit einer geistigen Bedeutung bereichre!

Oder: (S. 218) Wenn ein Bildhauer es unternimmt, mit seiner Kunst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eindrücke zu erzielen, die für gewöhnlich die Literatur oder Musik verschafft, warum gleich deswegen mit ihm hadern?

Oder: Rodin hat Ugolino und seine Kinder dargestellt, nach jener bekannten Stelle im Dante. Er sagt: Ich bin dem großen Stoff gewachsen gewesen, geistig und mit den Mitteln meiner Kunst. Warum soll ich ihn nicht darstellen dürfen? Wo ein peinliches Gefühl vor einem Werke der großen Kunst entstehen kann, ist immer die Schwäche der Darstellung schuld, die einfach dem großen Stoff nicht gewachsen ist.

Dagegen ist gar nichts einzuwenden. Das ist sogar vollkommen richtig. Es wäre ein gar nicht genug zu beklagender Mangel in der bildenden Kunst, müßte sie wirklich auf den großen Stoff verzichten, auf den, der von vornherein durch seine geistige Bedeutung ergreift. Mag auch dieser oder jener Kunstliebhaber oder Künstler vor irgendeiner Zusammenstellung von Braun und Blau oder zweier oder mehrerer Linien Entzückungen empfinden, die an Tiefe und Gewalt nicht übertroffen werden können und stünde er vor dem Giebelfelde des Parthenon, also einem Werk, das allen geistigen und religiösen Inhalt des Griechentums für uns zusammenfaßt, — doch nur ganz wenigen auch unter recht kunstverständigen Menschen werden solche Entzückungen vor Braun und Blau, vor zwei oder mehreren Linien nicht wunderlich vorkommen. Der große Stoff fordert von vornherein auch den großartigen künstlerischen Stil. Die Idylle desselben Künstlers, der in einem Drama die Befreiung seines Volkes darstellte, wird naturgemäß auch bei gleicher Höhe der künstlerischen Darstellung dennoch weniger großartige Wirkungen auslösen als jenes Drama. Rodins Denker greift in seiner Wirkung doch noch in andre Regionen als Manets Spargelbündel. Und auch die großartigen Wirkungen behalten ihren Wert.

Aber ganz anders wird es um die Sache, wenn der bildende Künstler von der literarischen Absicht ausgeht, wenn sie ihm wie die Hauptsache bei seiner künstlerischen Arbeit vorkommt. Wenn ihm also wichtig ist, nicht ein gutes Bild zu malen, diesen oder jenen Formenvisionen zum Ausdruck zu verhelfen, sondern irgendeine abstrakte Wahrheit durchzusetzen, also Patriotismus oder Tugend oder Frömmigkeit oder irgend etwas andres zu predigen.

Gewiß ist bei den Griechen sowie bei den Künstlern der Renaissancezeit, also der Zeiten, denen der bildende Künstler noch immer den Maßstab ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nimmt, die Idee der Darstellung sehr wichtig. Gewiß sind diese Künstler sogar sehr oft von ihr ausgegangen. Sie wollten eine Aphrodite oder einen Jupiter, Schönheit und Macht, oder den Reichtum, den Frieden, den Schlaf darstellen, und die Italiener der Renaissance eine Muttergottes, eine heilige Anna, einen heiligen Sebastian mit allem, was diese Gestalten als Symbol bedeuteten. Und der Wert der Kunstwerke dieser Zeiten möchte wohl beweisen, daß auch jenes anscheinende Ausgehen von der Idee nicht vom Übel war.

Aber die Verhältnisse von damals und jetzt lassen sich, nach außen und innen, gar nicht miteinander vergleichen.

Einmal war die Phantasie der Griechen, auch die literarische, so plastisch, daß auch die abstrakteste Wahrheit zur blühenden Gestalt wurde, ein glänzender Vorwurf für jede künstlerische Darstellung.

Dann:

So oft wird gesagt, daß die Kunst sowohl in Griechenland wie auch in der italienischen Renaissance ganz und gar volkstümlich war, und daß auf dieser Volkstümlichkeit ihre Kraft beruhte. Daß aber diese Volkstümlichkeit den Künstler auch nur deshalb tragen konnte, weil auch die Großen unter ihnen nicht verschmähten, die Ideale ihres Volkes darzustellen. Sie erzogen das künstlerische Verständnis des Volkes, indem sie ihm dienten, bis zuletzt auch jeder kleine arme Tagelöhner in seiner schlechten Hütte imstande war, mit ganz sicherm Gefühl auch allerfeinste Kunst zu würdigen. So konnte die Volkspoesie blühen; so konnte jedes Hausgerät künstlerisch sein, die Anlage jeder Stadt, jedes Dorfes. Die blutlose Vornehmheit des modernen Künstlers, der nur von der Form ausgehen will und verachtungsvoll abweist, die „Ideale" des Volkes darzustellen, der es also verschmäht, das Beste, Tiefste, was ein Volk hat, künstlerisch zu verherrlichen, habe die Fäden abgeschnitten, die Volk und Kunst verbanden. Und so sei das Volk zur kümmerlichen Öde verdammt worden; der Künstler aber habe sich um den besten Nährboden gebracht.

Die Frage ist sehr wichtig. So liegt sie: Ist der Vorwurf begründet? Und wenn ja, — kann da von einer Schuld oder allerhöchstens nur von einer Notwendigkeit die Rede sein?

Ganz gewiß, der Geschmack des Volkes war einstmals sicherer. Aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er war auch nicht durch eine millionenfache Reproduktion auffallender und unter hundert Fällen wohl neunundneunzigmal ganz unpassender Beispiele, durch vieles und abervieles Reisen verwirrt worden.

Aber hat denn die große Masse wirklich jemals und irgendwo ein lebendiges, nahes Verhältnis zur ganz großen Kunst gehabt? So weit, daß von einem, wenn auch nur unbewußtem Verständnis für künstlerische Form gesprochen werden konnte? Die Volkspoesie sagt, ja. Auch die Baukunst des Mittelalters bestätigt die Frage. Doch die italienische Renaissance bietet nicht die Beispiele dafür, auch nicht die Kunst Griechenlands im fünften Jahrhundert. Das sind überhaupt nicht mehr die Zeiten wirklich volkstümlicher Kunst. Im fünften Jahrhundert ist in Griechenland, in der Renaissancezeit in Italien von Volkspoesie z. B. wenig mehr die Rede. Da ist die Kunst schon so gut wie ganz in den Händen der Eingeweihten. In den Zeiten, wo Volkskunst wirklich blüht, kann aber von „Masse" gar nicht gesprochen werden. Sondern da ist das ganze Volk in seiner Bildung, — mögen die Stände noch so scharf geschieden sein, — ziemlich einheitlich. Allen wird die Bildung durch das religiöse Leben vermittelt, das allen Ständen zugänglich ist. Der Bauernjunge lernt nicht lesen, aber der Ritter auch kaum. So mag sich jeder leicht die Form aneignen, die seiner Begabung zum Ausdruck verhilft. Steigende Kultur macht naturgemäß alle Zugänge zur Bildung, zur Form immer schwieriger. Schon weil immer mehr Zeit dazu gehört, sie sich anzueignen. So wird die Möglichkeit für den niedrig, arm Gebornen auch immer kleiner, künstlerische Fähigkeiten in die geltende Form zu gießen. Ganz gewiß gehen in unserer Zeit unter dem Druck harter Notwendigkeiten täglich viele große und feine künstlerische Talente zugrunde. Aber einen lebendigen natürlichen Zusammenhang der Kunst mit der Masse herbeiwünschen, das ist gerade so, als wollte man sich danach sehnen, etwa immer zehn Jahre alt zu bleiben.

Der Einwand erhebt sich: dennoch muß die Masse im fünften Jahrhundert in Griechenland, später in der italienischen Renaissance ganz andern Anteil als heute an aller großen Kunst gehabt haben. Denn für das Volk waren doch im letzten Ende alle diese unzähligen Götter- und Heiligenbilder bestimmt; sie wurden in den Tempeln aufgestellt und empfingen ihre rechte Weihe erst durch die Anbetung aller. Nun beweisen unzählige Wieder-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

holungen immer desselben Stoffes aber, wie nebensächlich der Stoff gewesen sein muß. Hätte er im Vordergrunde des Interesses gestanden, so hätte er sich ja längst erschöpfen müssen. Das Volk aber hat vor diesen Götter- und Heiligenbildern in tiefer Bewunderung gekniet. Also muß es auch Verständnis für die formale Schönheit dieser Werke besessen haben.

Aber die Griechen und die Künstler der Renaissancezeit stellten religiöse Stoffe dar! Die sich so gut wie überhaupt nicht erschöpfen lassen! Und darum blieb auch der Masse des griechischen wie des italienischen Volkes in der Renaissancezeit der Stoff die Hauptsache. Nicht so sehr viel weniger als heut, und gewiß viel weniger, als so oft gesagt wird. Auch bei den Griechen des fünften Jahrhunderts, den Italienern der Renaissance kam es der Masse beim Kunstwerk darauf an, ob sie sich selbst, ihre Begriffe, ihre Gefühle in den Werken wiederfand. Kunst an sich war auch diesen Massen nicht wichtig. Sehr viele Werke dieser Zeiten, die uns tiefstes und innigstes Empfinden gerade und allein durch die Vollendung ihrer Form auszulösen scheinen, sind sowohl vom griechischen wie vom italienischen Volk damals einfach durch vollkommne Gleichgültigkeit verworfen worden. In Italien kann man alle Tage beobachten, wie sehr gewaltige Kunstwerke doch erst durch irgendeine barbarische Zutat wirklich volkstümlich gemacht werden. Da trägt der marmorne Christus von Michel Angelo eine blauseidne, mit Silberfransen besetzte Schärpe um den Leib; der Muttergottes wird eine Krone aus Silberflittern aufs Haupt gedrückt. Man möchte einwenden, daß die heutigen Italiener in ihrem Kunstgeschmack, an der großen Vergangenheit gemessen, ganz entartet sind. Aber viele dieser Zutaten sind alt, stammen aus künstlerisch am höchsten stehenden Zeiten. Und noch niemals ist eines jener so über alles Begreifen inbrünstig verehrten wundertätigen Muttergottesbilder ein großes Kunstwerk gewesen. Das Gefühl des Volkes hat hier auch vollkommen recht. Gerade das große Kunstwerk zieht, trotz aller Verherrlichung, Beseelung, Vergeistigung, die religiöse Vorstellung doch viel zu sehr in den Bereich des Irdischen; es entrückt nicht genug, und mag die Himmelfahrt der Maria durch Tizian dargestellt werden. Die Vorstände vieler katholischer Kirchen wissen ganz genau, was sie tun, wenn sie bei einer Neueinrichtung ihrer Kirchen für einen neuen Altar nicht etwa das Bild eines neueren Künstlers bestellen, auch keine Kopie nach einem be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rühmten Kunstwerk älterer Zeit, sondern sich nach Kopien uraltertümlicher, sogenannter byzantinischer Heiligenbilder umsehen. Auch der religiöse Einfluß etwa einer sixtinischen Madonna ist doch nichts an der Ekstase gemessen, die das scheußliche kleine Bild verehrt, unter dem sich in Lourdes oder Loretto die Muttergottes darstellt. Perikles wollte in der Zeit des hochentwickelten Griechentums die Verehrung von dem Palladion im alten Erechtheion auf die Athena Nike des Phidias im Parthenon hinüberlenken. Das Palladion war nicht viel mehr als ein alter, zerfreßner Holzklotz. Dennoch, — Perikles erreichte gar nichts, — es sei denn, daß er sich und aller Welt die Grenzen seiner Autorität dartat.

(Schluß folgt)

Im Gran Chaco / Von Rudolf Johannes Schmied

Lange war Karlos in Europa gewesen. Er war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt.

Eines Abends stand er mit dem Franzosen Benoît, einer untersetzten Gestalt mit braunem Vollbart und gutmütigen Schlitzaugen, und dem Patagonier Napoleon de los Andes auf einem Trottoir in Asuncion del Paraguay.

Der Indianer überragte beide um Kopfeslänge. Er hatte breite hervorstehende Backenknochen. Aus seinen zerrissenen Hemdsärmeln ragten kräftige Muskeln. Er war barfuß und trug einen breitrandigen Strohhut auf dem Kopf.

Morgen wollten sie im Kanu über den Paraguaystrom rudern und dann weiter den Pilcomayo hinauf, nach Anacleta in Gran Chaco.

Dort hatte Benoît beim Spanier Don Patricio Vieh zu kaufen.

Karlos verabschiedete sich von dem Franzosen mit einem Händedruck, grüßte Napoleon de los Andes und schlenderte durch die Straßen.

Die Laternen waren nicht angezündet, weil der Mond schien; die Nacht war schwül.

Karlos setzte sich auf einen mit Maultieren bespannten Tramwagen und fuhr an kleinen Villen vorbei, hinaus in die Umgebung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dort standen Hütten in kleinen Gärten. Karlos atmete tief den Duft der Orangenblüten ein.

Vor einer Hütte auf freiem Felde war Musik. Die Guaranys tanzten den Santa Fé.

Karlos stieg von der Trambahn und sah eine Weile dem Tanze zu.

Die Mädchen, kleine zierliche Gestalten, hatten sanfte, schwarze mandelförmige Augen. Sie waren barfuß und trugen nur weiße Röcke und mit Ñandutyspitzen besetzte Hemden. Viele hatten Korallenschnüre um den Hals und Orangenblüten in den schwarzen herabhängenden Flechten.

Die Burschen trugen den Poncho und den breitrandigen Strohhut. Ein paar kleine, ausgemergelte Polizisten in Nankinguniformen standen herum. Alte Indianerinnen boten Maiskuchen und Zuckerrohrschnaps feil.

Einige Burschen waren bereits von dem starken Getränk berauscht.

Karlos ließ sich auch ein Glas einschenken und trank es mit einem Zuge leer. Dann nahm er ein Mädchen beim Arm und mischte sich unter die Tänzer. —

Gegen Mitternacht erinnerte er sich plötzlich, daß jeden Augenblick die letzte Trambahn nach Asuncion zurückfahren müsse.

Vom Tanz und Schnaps berauscht, ging er den Schienen entlang in der Richtung der Stadt durch die rote sandige Erde, die im Mondlicht zu flammen schien.

Er war erfüllt von einem unendlichen Glücksgefühl; er blieb stehen und sah zum Sternenhimmel hinauf.

Tränen traten ihm in die Augen.

Wie wunderbar ist die Nacht! dachte er, wie herrlich die Welt!

In Gedanken und Träumen versunken ging er weiter.

Betäubend drang aus den Gärten der Duft der Orangenblüte und des Jasmin.

In der Ferne erstarb die Tanzmusik.

Karlos begann laut zu deklamieren:

Der Mond scheint hell: in solcher Nacht, wie diese,
Da linde Luft die Träume schmeichelnd küßte
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er fuhr zusammen: Zwei Polizisten vom Tanzplatz waren ihm gefolgt und hielten ihn rechts und links an den Armen gepackt.

„Halunken, was fällt euch ein!" schrie Karlos und schüttelte die beiden schmächtigen Paraguayer wütend von sich ab.

„Mein Herr, zur Wache, Sie sind betrunken!" Wieder legten sie Hand an ihn.

„Rührt mich nicht an, ihr Schweinehunde!" brüllte Karlos und schlug mit Fäusten und Füßen um sich.

„Lassen wir den rabiaten Engländer laufen!" meinte der eine.

„Nun aber will ich zur Wache!" schrie Karlos. „Und ihr müßt mit; aber rührt mich nicht an!"

Nicht weit hinter ihnen hörte man das Schellengeläute der Trambahn, die nach der Stadt fuhr. Karlos und die Polizisten stiegen ein.

Zwanzig Minuten später betraten sie die Wache.

Im Wachtzimmer saß der Kommissar an einem tintenbeklecksten Tisch und trank Mate.

„Herr Kommissar," sagte Karlos, und das Blut stieg ihm bei der Erinnerung zu Kopf, „diese beiden Halunken haben mich auf einsamer Straße hinterrücks überfallen; ich verlange Genugtuung und wünsche, daß sofort ein Protokoll aufgesetzt werde!"

Die zwei Polizisten standen hinter Karlos und grinsten.

Der Kommissar sah Karlos eine Weile gleichmütig an, dann antwortete er: „Bitte, mein Herr, haben Sie die Güte, mir Ihr Geld und Ihre Papiere zu übergeben; es ist nur eine Formsache."

„Gewiß, ich verstehe!" antwortete Karlos und übergab ihm einen Stoß Papiergeld und seinen Paß.

„Und jetzt, mein Herr, haben Sie die Freundlichkeit, mir zu folgen!" — der Kommissar erhob sich und gab dem einen Polizisten einen Wink.

Er ging voran und öffnete eine Tür. Sie durchquerten einen Hof.

Vor einer Gittertür machten sie halt.

Der Polizist öffnete sie.

„Bitte, mein Herr, treten Sie ein!" sagte der Kommissar.

Karlos gehorchte.

Der Polizist schloß hinter ihm die Tür.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karlos sah, wie er sie von außen verschloß und verriegelte. Starr vor Staunen merkte er plötzlich, daß er in einem Käfig war.

Zwei Schritte vor ihm hockte auf einem halbgeleerten Maissack eine große fette Ratte und starrte ihn an.

Karlos wich entsetzt zurück.

Die Ratte sprang vom Maissack herab und war im Nu durch das Gitter im Hof verschwunden.

Die ist fein heraus! dachte Karlos.

Plötzlich begann er wütend am Gitter zu rütteln und brüllte: „Was erlaubt man sich für Späße mit mir!"

Ihm gegenüber stand gegen eine Mauer gelehnt eine Wache und grinste ihn an.

„Ich will heraus!" brüllte Karlos und blickte die Wache voll Haß an.

„Der Gefangene soll ruhig sein!" ertönte eine tiefe Stimme aus dem Innern des Wachtgebäudes.

„Was? ich Gefangener?! Man lasse mich sofort heraus oder ich beklage mich bei Ximenez, und dann wird es euch Bande schlimm ergehen!"

Die Wache grinste wieder.

„Ich bin Argentinier," schrie Karlos, „und lasse mir das nicht gefallen! Wir haben dies verfluchte Paraguay schon einmal verhauen, dieses Hundeland werden wir noch ganz und gar vernichten!"

Jetzt erschien ein Sergeant, trat an den Käfig und befahl: „Mein Herr, seien Sie ruhig, der Kommissar will schlafen!"

„Warum hat man mich eingesperrt, man lasse mich sofort heraus!" schrie Karlos.

„Ich bitte, mein Herr," antwortete der Sergeant, „beruhigen Sie sich, ich kann in der Sache nichts tun. In einigen Stunden wird Ihnen aufgemacht."

„Dann werde ich mir später mein Recht verschaffen!" sagte Karlos. „Aber jetzt gebe man mir Zigaretten!"

Der Sergeant entfernte sich, und gleich darauf kam ein Soldat mit einem Paket Zigaretten und Streichhölzern.

Karlos zündete sich eine Zigarette an, tat einige tiefe Züge und ging im Käfig auf und ab.

Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Auf der Erde, gegen die Mauer gelehnt, hockte die Wache und schlief; aus dem Innern des Wachtgebäudes drang leises, regelmäßiges Schnarchen.

Senkrecht am Himmel stand helleuchtend der Mond.

Aus dem Garten des Nachbarhauses ragte die Krone eines großen Orangenbaumes. Die Zweige bewegten sich leise im Nachtwind. Der Duft der Blüten wehte zu Karlos herüber.

Seltsam verworrene Welt! dachte er.

In Gedanken versunken, ging er noch eine Weile im Käfig auf und ab. Dann hockte er sich müde in eine Ecke und war bald eingeschlafen.

* * *

Kurz nach Sonnenaufgang erschien ein Polizist, öffnete den Käfig und führte Karlos ins Wachtzimmer.

Der Kommissar saß an seinem Tische und trank Mate.

„Jetzt möchte ich endlich wissen, warum man mich eingesperrt hat?" fragte Karlos.

Der Kommissar sog gleichmütig an seinem Mate: „Mein Herr, Sie sind entlassen; hier haben Sie Ihre Papiere und Ihr Geld zurück."

Karlos zählte sein Geld nach. „Und der Rest?"

„Welcher Rest?"

„Der größte Teil meines Geldes!"

„Sie haben alles richtig erhalten, Sie können gehen!"

Der Kommissar sog wieder an seinem Mate und zeigte nach der Tür.

„Ach so!" Karlos lachte hell auf. „Jetzt habe ich begriffen; auf Wiedersehn, Sie werden bald von mir hören!"

Damit machte er kehrt und verließ die Wache.

Er begab sich sofort ins Hotel zu Benoît. Der Franzose lag noch im Bett.

„Guten Morgen, Benoît," weckte ihn Karlos, „wisse Sie, wo ich die Nacht verbracht habe?"

Benoît rieb sich die Augen, gähnte und blickte ihn eine Weile blöde an.

„In einem Käfig! Die Polizei hat mich nachts überfallen, eingesperrt und beraubt!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Benoît, der jetzt ganz erwacht war, richtete sich mit einem Ruck auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Was ist da zu lachen?“ fragte Karlos erstaunt und gekränkt.

Benoît wehrte mit der Hand ab. Tränen rannen ihm über die Backen; er stöhnte vor Lachen.

„Weil mir und den meisten unserer durchreisenden Bekannten das gleiche geschehen ist; Gonzales, Ihren besonderen Freund, haben sie sogar zwei Tage festgehalten!“

Karlos sah ihn eine Weile verdutzt an, dann lachte er laut auf: „Was? diesem ekelhaften Kerl ist es auch passiert, dann tröste ich mich; Asuncion ist voller Witz! Ich wollte jetzt gleich zum Polizeichef gehen und mich beklagen; Sie wissen ja, er ist ein guter Freund meines Bruders. Aber ich darf Humore nicht verderben!“

* * *

Nachmittags begaben sich Karlos, der Franzose und der Patagonier zum Flusse und stiegen in ihr Kanu.

Es war vollständig windstill; die Sonne brannte heiß.

Napoleon de los Andes saß auf der Ruderbank; er ruderte aus Leibeskräften; der Schweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, füllte einen Blechtopf im Flusse und trank ihn in tiefen Zügen aus. Dann ergriff er wieder die Ruder.

Nach einer Stunde waren sie am anderen Ufer und fuhren durch den Rio Negro in den Pilcomayo hinein. Der Fluß war schmal. Rechts und links stand Urwald; Lianen umrankten die Bäume. Von Zeit zu Zeit neigte eine schräg gewachsene Palme ihre Krone tief über das Wasser.

In vielen Krümmungen verlief die Fahrt. Die Sonne neigte sich langsam über die Wälder; eine erfrischende Kühle wehte.

Am rechten Ufer tauchte eine Hütte auf. Aus dem Innern ertönte ein Wiegenlied.

Am Flußrand vor der Hütte lagerte ein riesiger Alligator.

Karlos wollte nach seiner Flinte greifen. Napoleon aber legte ihm leise die Hand auf den Arm: „Patron, nicht schießen, es sind Menschen in der Hütte!“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie fuhren vorüber. Das Krokodil blieb ruhig liegen, wie von dem Gesang gebannt.

Die Hütte war hinter einer Flußbiegung verschwunden. Die Sonne ging unter. Ein Nachtvogel sang: Girgogu! Girgogu!

Am linken Ufer, auf argentinischer Seite, hatte der Wald aufgehört.

Weit dehnte sich die Steppe. Bald sah man eine Reihe von Hütten auftauchen, Hundegebell ertönte, man war in Anacleta. Die Nacht hatte begonnen.

(Schluß folgt)

Rundschau

Das Vorspiel zur Dresdner Kunstausstellung

Es scheint sich so langsam in Deutschland die Regel auszubilden, daß die Kunst von der Regierung stranguliert wird. In Berlin hat sich die Zensur kurz nacheinander an zwei Literaturwerken vergriffen, an einer Sammlung von Revolutionsgedichten und einem Drama, das die Freie Volksbühne hatte aufführen wollen. Neuerdings ist die „Kunststadt" Dresden in den Wettbewerb mit eingetreten und hat die hochberühmte deutsche Kunstausstellung kurz vor der Eröffnung durch den Regierungsvertreter moralisch reinigen lassen.

Was sich in Berlin brutal und stumpfsinnig ausnimmt, das wird, in die weiß-grünen Grenzpfähle übertragen, nur komisch. Die Sachsen haben von jeher die besten Modelle für deutsche Spießer und Angstmeier im „Simplizissimus" abgegeben. Aber man muß in Dresden leben, um ihre politische Rückständigkeit und die daraus entspringende gesinnungslose Unterwürfigkeit der ultrakonservativen Regierung gegenüber recht zu beobachten. Es handelt sich hier um einen besonders schmählichen Fall von Byzantinismus, weil die „freien" Künstler die Schuldigen sind. Die Sache hat sich so zugetragen:

Bei der Eröffnung der letzten Kunstausstellung, vor drei Jahren, machte der König Friedrich August, der hohe Protektor, ein höchst ungnädiges Gesicht beim Anblick etlicher nackter Frauenleiber und äußerte: „Da kann ich ja meine Söhne nicht hereinführen!"

Darob große Bestürzung — aber zu ändern war nun nichts mehr. Man schickte Seiner Majestät am nächsten Tag einen Geheimrat ins Schloß, der Sie beschwichtigen mußte und die Angelegenheit war erledigt.

Scheinbar . . . des Königs treue Beamten hatten sich Seine allerhöchste Verstimmung zu Herzen genommen — das Sachsenvolk wacht über seinem König! Und als in diesem Jahr die Ausstellung vorbereitet wurde, ging ein Wispern und Raunen durch die Kommission: Schelcher kommt . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Jury hatte ihre Arbeit beendet, man war schon fleißig beim Aufhängen. Der Professor St., der überschätzte Porträtmaler der Dresdner Gesellschaft, meinte als Mitglied der Ausstellungsleitung zu einem andern Professor: „Ziehen Sie lieber Ihr Bild zurück, Schelcher wird's doch beanstanden." Aber der tat's nicht und ließ es drauf ankommen. Und siehe da, der gefürchtete Schelcher, Ministerialdirektor, Geheimer Rat, Dr. und Regierungskommissar, schickt ihm ein Telegramm des Inhalts, daß man sein Bild ausgeschlossen habe. Wie ihm, so war es Otto Greiner ergangen, dessen lebensgroßer Akt nach ministerialdirektorlichen Begriffen unzüchtig war, die Sittlichkeit der königlichen Prinzen gefährdend. Leute von gutem Namen protestierten gegen diesen behördlichen Eingriff, Max Klinger selbst, aber vollkommen vergebens. Ja, Klinger gehörte mit zu den Betroffenen. Ein Pastell von ihm, das in der graphischen Abteilung bereits hing, verschwand am Tage nach dem Rundgang des Sittlichkeitskommissars. Klinger schäumte vor Wut, er wollte beim Bruder des Königs, Johann Georg, dem offiziellen Kunstprinzen, sein Recht suchen — aber man riet ihm entschieden von diesem Unternehmen ab. Wenn das Schamgefühl der Königssöhne verletzt werden konnte!...

Der Geheimrat Max Klinger mußte nachgeben und sein Pastell zurückziehen, trotzdem man ihn dringend zur Teilnahme an der Ausstellung aufgefordert hatte. Ein Künstler trägt den Geheimratstitel nicht ungestraft, wenigstens den sächsischen nicht. Nur einer der Gemaßregelten, der genannte Professor, ging bis an die letzte Instanz. Er rief die Entscheidung der „Künstlervereinigung" an, die sein Bild angenommen hatte. Und nun kommt das Schönste. Die Organisation, der auch der Ausstellungsleiter, der Kunstgeheimrat Kuehl, angehört, versammelte sich in feierlicher Sitzung, und kam zu der Erkenntnis, daß zwar künstlerisch gegen das besagte Bild nichts einzuwenden sei, dieweil es die Jury angenommen habe, aber man habe leider in Erfahrung bringen müssen, daß der Kommissar ermächtigt sei, Werke von der Ausstellung auszuschließen, die ihm ungeeignet erschienen. Ein Protest dagegen sei unmöglich und absolut wirkungslos. Also bitte: die Sache auf sich beruhen lassen.

Der Tatbestand ist demnach, daß die Ausstellungsleitung ihre eigene, nach fachmännischen Erwägungen getroffene Auswahl von Kunstwerken für ungültig erklärt, daß sie sich selber desavouiert, auf deutsch: daß sie kneift vor dem Einspruch eines Laien. Nicht nur, daß sie sich selber verächtlich macht, sie verrät die eigenen Standesgenossen. Sie liefert die freie Kunst an die Moralrichter aus. In München sind das Schutzleute, in Dresden ist's ein Ministerialdirektor und Geheimer Rat, der dann eine pompöse Festrede hält über die Unterstützung der Kunst durch den Staat . . .

Aber die Künstler waren ja nicht umsonst von der Ausstellungsleitung ausgeliefert worden. Der König hat sich diesmal wirklich gefreut und er kann jetzt seine Söhne im Ausstellungspalast spazieren führen, so oft es ihm Vergnügen macht. Damit ist doch schließlich der Hauptzweck der „Großen Dresdner Kunstausstellung 1912" erfüllt. Man hat ja auch von irgend welcher Verstimmung zwischen den Hinausgeworfenen und den Leitenden nichts bemerkt. Weder wurde der Geheimrat Max Klinger bei den Eröffnungsfeierlichkeiten vermißt, noch wurde durch irgend einen Mißton in der bürgerlichen Presse das brave Sachsen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

volk und vor allem die gesinnungstreuen Dresdner irgendwie in ihrem Festjubel gestört. Auch Klinger hat nicht gegen seine Maßregelung protestiert. Die Sachsen sind nun einmal nicht nachträglich . . .

Es gibt ein altbewährtes Mittel gegen anrüchige Geschichten: man parfümiert sie mit Phrasen. Der Geh. Hofrat Gotthardt Kuehl hat es recht ausgiebig angewendet, noch ausgiebiger als der Regierungskommissar Schelcher. „Durch das Reich des Schönen soll kein Riß gehen," sagte er bei der Eröffnung zum König. „Die Freiheit des Kunstschaffens hat keine anderen Grenzen, als die ihm von der Natur gesetzt sind," und „Unsere Ausstellung ist ein Maifeld der wahrhaftesten Ritter vom Geiste, zu denen selbstverständlich auch die bildenden Künstler gehören."

Wer das Vorspiel zu dieser Komödie kennt, wird sich seinen eigenen Begriff von den Dresdner wahrhaftesten Rittern vom Geiste bilden. Ihr Ruhm stinkt, je mehr sie ihn zu parfümieren suchen.

Dr. Hermann Hieber

Ententenblendwerk

Die Times hat die neueste Sensation der Ententenpolitik, den Preßfeldzug für den Ausbau des britisch-französischen „herzlichen Einvernehmens" zu einem festen Bündnis in einem schon wegen seiner Logik bewundernswerten Artikel behandelt. Zunächst wird mit großer Genugtuung festgestellt: „Ein ausgezeichnetes Ergebnis hat bereits die Erörterung der englisch-französischen Beziehungen gehabt, die jüngst in der Presse der beiden Länder eine so hervorragende Rolle spielte: sie hat die Kraft und Herzlichkeit ihrer gegenseitigen Wertschätzung gezeigt. Die Staatsmänner beider Länder sind sich wohl bewußt des engen Einverständnisses, das sie in Rücksicht der grundlegenden Probleme der europäischen Lage eint." Hiernach wäre anzunehmen, daß jener Entwicklung und Bekrönung des Eduardschen Einkreisungssystems nichts im Wege stände und daß, wenn vielleicht auch nicht mit einem Schlag das große Ziel zu erreichen ist, doch mindestens auf der Bahn zu ihm hin ohne Beschwer schrittweis vorgerückt werden kann. Aber nein! „There are more ways of figuring politics than of killing a cat," möchte man in Abwandlung einer bekannten kaufmännischen Sprüchwörterweisheit sagen, wenn man liest, was die weltberühmte Führerin des Entente-Preßzusammenhangs weiterhin deduziert. „Umstände, welche eine solche Entwicklung wünschenswert machen, mögen eines Tages entstehen, aber sie sind sicherlich nicht in der Gegenwart vorhanden und . . . unsere Lage ist, wie die Dinge stehen, bereits vollkommen klar." Mit dieser kühnen Behauptung stellt sich die Times in bewußten, schroffen Gegensatz zum gesamten politisch denkenden England, auf dem heute die Ungewißheit und Verwirrung über das Wesen des Ententenverbands und die Verpflichtungen, die er auferlegte, wie ein schwerer Alp lastet. Morel kritisierte diese Unklarheit und Zwitterhaftigkeit scharf und ironisch gleichzeitig mit den Ausführungen der Times in den Worten: „Eine Autorität, der frühere konservative Kriegsminister Lord Middleton, spricht von einer Allianz und wird von einer anderen Autorität, dem heutigen Kabinettsminister Earl Crewe getadelt, der von einem ‚Einvernehmen intimen Charakters' spricht. Eine dritte Autorität, J. A. Spender (der Vertrauensmann Greys), redet von einem ‚Arrangement' und von Verbindlichkeiten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die bekannt seien, aber — außer dem ‚Marokko-Arrangement' von 1904 — nicht bekannt sind . . . Wo liegt die Wahrheit? Hat die Nation kein Recht, sie kennen zu lernen?" Schließlich orakelt der Times-Leitartikler: „Auf der anderen Seite möchte der Verlust an Elastizität, den mehr formelle Beziehungen bedingen würden, weises Zusammenwirken schwieriger machen; außerdem gibt es Möglichkeiten, bei denen — wie unser Pariser Korrespondent es bereits ausführlich auseinandergesetzt hat — parallele Verpflichtungen wünschenswert weder im französischen, noch in unserem Interesse sein dürften." Wie lautet nun dieses Urteil des an der Seine domizilierten Auguren? Der meinte: Die englisch-französischen Beziehungen im Mittelländischen Meer seien, wie es sich schon aus den ungelösten spanisch-französischen Streitigkeiten und dem Problem der Internationalisierung Tangers ergäbe, noch viel zu unklar, um etwa einen festen Bund auf der von Pariser Politikern vorgeschlagenen Basis zu errichten, daß die Verteidigung von Ägypten, Malta, überhaupt der Straße nach Indien, der französischen Flotte überlassen werde, während England gewisse Verpflichtungen zum Schutze der Vogesengrenze anerkenne. Daß unter Umständen die britischen Streitkräfte mit den französischen zu Land zusammenwirken würden, sei sicher; aber vollkommen unzeitgemäß erscheine es, über die Mitwirkung einer englischen Landmacht sich zu bereden, die noch gar nicht bestehe und von deren Nützlichkeit nicht alle britischen Fachmänner überzeugt seien. Endlich wisse niemand in Frankreich, welche russische Streitmacht im Fall eines Kriegs mit Deutschland an dessen Ostgrenze aufmarschieren werde, und man könne nicht ernsthaft vorschlagen, daß England Lasten auf sich nehme, die das zarische Reich, wie es scheint, nicht ganz erfüllen wolle oder könne.

Jeder normale Menschenverstand leitet aus all diesen Paraphrasen zu der Ententen-Zwickfrage alles andere als unbedingte „Kraft und Herzlichkeit" und „vollkommenes Einvernehmen über die grundlegenden Probleme der europäischen Politik" bei den beiden guten Freunden ab. Das ganze mit viel deklamatorischen Gesten und wenig Klugheit inszenierte Unternehmen zur Materialisierung der Ententen-Liebesgefühle erweist sich als ein denkbar großes Fiasko, das zugleich den Mangel an harter Deckung der Verbindlichkeiten und die vielen konstruktiven Schwächen dieses politischen Gesellschaftergeschäfts m. b. H. in klarstes Licht stellt. In Bewegung gesetzt wurde die Propaganda in Oxford von dem bekannten stark jingoistisch gefärbten Professor Spenser Wilkinson, der, wie es scheint, ein Sadowa erhoffte für das Scheitern seines einstigen umgekehrten Plans, ein Bündnis zwischen Deutschland und England zu stiften. An der Seine fand der Samen dieser Agitation natürlich einen günstigen Fruchtboden in jenen Kreisen der „brasseurs d'affaires", die um Iswolski, diesem enfant terrible der russischen Diplomatie, dessen Hauptstärke in der Kunst des Fenstereinschlagens besteht, sich scharen, die seit Jahren eine ebenso frivole wie nervöse Hetze gegen Deutschland betreiben und jetzt, da das immer bedrohlicher werdende Schreckgespenst von Marokko sie ängstigt, ihr böses Gewissen mit dem Palliativ des Abschlusses eines Angriffs- und Verteidigungsbündnisses betäuben möchten, das aller Wahrscheinlichkeit nach zu ähnlichem Taumel der „kochenden Volksseele" und gleichen Explosionen wie 1870 führen würde. An den führenden und verantwortlichen Stellen Londons

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie Paris haben aber diese Spekulationen und Treibereien keinerlei Echo gefunden. Man steht an der Seine noch heute auf dem einst von Clemenceau König Eduard gegenüber vertretenen Standpunkt, daß ein Bündnis zwischen Frankreich und England dessen Übergang vom Werbesystem zur allgemeinen Wehrpflicht, das heißt die Schaffung eines stehenden britischen Heeres zur Voraussetzung hat, das stark genug wäre, den französischen Waffen im Fall eines europäischen Kriegs die Überlegenheit über die deutschen Mächte zu sichern. Man weiß, daß die Aussichten auf solche Sekundantendienste heute so nichtig sind wie damals und daß, solange mit dieser Sachlage gerechnet werden muß, für Frankreich die beste Sicherheit auf der mittleren Linie eines vernünftigen Vertragens zwischen Deutschland und England zu finden ist. Und zwar gegenwärtig um so mehr, als stärker denn je das Magnetfeld der europäischen Politik das Mittelmeer geworden ist, wo nicht nur nach Begleichung der marokkanischen Rechnung mit Deutschland an der nordwestafrikanischen Küste, sondern auch in der Levante Frankreich keinerlei natürliche Interessengleichklänge mit England verbinden. In London hinwiederum berührt allein schon der Gedanke, die vielberedeten 150000 Mann im Kriegsfall über den Kanal schicken zu sollen mit der Aussicht, daß die Hilfsleistung ihren Zweck gar nicht erfüllt und daß möglicherweise sogar das ganze Expeditionskorps aufgerieben würde, überaus peinlich. Nach heutiger Lage der Dinge kann es kaum zweifelhaft sein, daß Frankreich sehr bald mindestens 100000 Mann auf marokkanischem Boden versammelt haben wird, ohne dieses Kontingent in absehbarer Zeit wieder zum Schutz der Vogesengrenze zurückziehen zu können. Damit verliert nicht nur der Trumpf jenes Hilfskorps weiter an Stichkraft, sondern es wird auch die Frage des „Marokko-Arrangements" in sehr brennender und schmerzhafter Weise aktuell. „Warum dauert es fort? Wann hört es auf? Sollen wir ewig Frankreichs Amme im scherifischen Reich bis zum Ende aller Dinge bleiben?": will ein Neugieriger in den Daily News wissen. Allen vorsichtigen und nüchtern denkenden Politikern Englands fängt es allmählich an zu grauen vor möglichen weiteren Ausspritzungen des Giftstoffes, der in dem Marokko umkreisenden Geheimvertragssystem im Haß gegen Deutschland aufgespeichert wurde. Erst recht kann man sich an der Themse nicht mit der Idee der „Räumung des Mittelmeers" befreunden, um hier eine wirkliche oder Scheinhegemonie des Ententefreundes herzustellen. In Paris kündigt man zwar laut an, daß man dort allen Anstrengungen Italiens und Österreichs zum Trotz den Standard der zwei Kiele gegen einen so gut aufrecht erhalten werde, wie es England in der Nordsee tue. In London hält man aber aus naheliegenden Gründen auf dies Bramarbasieren nicht viel und ahnt und empfindet überdies sehr unlustig, in welch heikle und unwürdige Lagen man durch die völlige Überantwortung der Wacht an der Mittelmeerstraße an Frankreich geraten könnte. Über die Ergebnisse der Maltakonferenz breitet sich einstweilen Dunkel; aber sicherlich ist hier nichts im Sinn und zugunsten französischer Alleinherrschaft beschlossen worden... Auffällig nachdrücklich warnte die halboffizielle Westminster Gazette vor den „Unheilstiftern", die in der Mittelmeerfrage eine Gelegenheit erblickten, die Bewegung für ein besseres Einvernehmen mit Deutschland matt zu setzen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn so die Deutschenfresser von der Themse und der Seine absichtlich einen Beweis hätten erbringen wollen, daß die deutsch-englische Verständigung auf dem Marsch ist, hätten sie das nicht besser anfangen können als durch ihr Spiel mit den Ententen-Bundesvorschlägen. Die Blütezeit der Eduardschen Diplomatie ist vorüber, der Strom der europäischen Konjunktur umpolarisiert und jeder Versuch, diese politischen Naturgesetze zu beugen, kann nur deren Kraft und Unwiderstehlichkeit desto deutlicher ins Licht stellen.

Dr. Frhr. von Mackay

Zur Militärorganisation Marokkos

Der französische Militärresident Lyautey hat vor seiner Abreise einem besonders neugierigen Interviewer ausweichend und summarisch erklärt, er müsse erst mal aus der Nähe sehen, was drüben zu machen sei. Zuerst heiße es jedenfalls einen Organisationskern schaffen, von dem aus man gewinnend, erobernd um sich greifen könne. Eine löbliche Erkenntnis fürwahr! Bisher war von der Notwendigkeit einer „Eroberung" keine Rede; das Zauberwort „Protektorat" hüllte alle bösen Realitäten in den Schleier seiner Friedlichkeit ein. Es war der schmackhafte Angelbissen, womit die öffentliche Meinung geködert wurde. Heute aber, heute darf schon etwas offenherziger gesprochen werden. Heute sind die kapitalistischen Sonderinteressenten, die von erster Stunde an hinter dem marokkanischen Abenteuer standen, am Ziel: denn jedes Zurückweichen wäre jetzt eine unerträgliche Blamage.

Doch es ist ja nicht das erste Mal, daß die französische Kolonialpolitik auf etwas unberechneten Wegen sich ergeht. Etwas konquistadorenhaft Abenteuerliches haftete vielmehr von jeher ihren Unternehmungen an, und der schönen individuellen Energie ihrer führenden Pioniere hat der Rückhalt einer zielbewußten Politik nach englischem Muster fast immer gefehlt. Die allzu wechselvolle republikanische Staatsleitung Frankreichs erschöpft die reiche Fülle der in ihr tätigen Energien viel zu verschwenderisch in engen, kleinlichen Wahlintrigen und Parteisorgen, als daß sie über die inneren Tagesfragen hinaus für die nicht unbedingt vitalen Probleme einer weiter blickenden Weltpolitik sich voll einsetzen könnte. Kolonialprobleme bedeuten für die selbstgenügsame, nicht unbedingt auf Expansion angewiesene französische Volkswirtschaft nicht dasselbe wie für andere Nationen. Und so hat denn auch der nationale Ehrgeiz, die altbekannte französische Eroberungsfreude in all den exotischen Unternehmungen der Republik stets eine psychologisch bedeutsame Rolle gespielt. Zu einem bewußten Wirtschaftssystem hat sich dieser koloniale Dilettantismus bisher nie verdichten lassen, und der einzige Staatsmann, der diesen Versuch wagte, Jules Ferry, ist bekanntlich darüber gestürzt. Der Verlust Ägyptens, die Zurückdrängung Frankreichs im Nigerbecken, die Schlappe von Faschoda, — all das sind greifbare Folgen dieser Improvisationspolitik, deren allerjüngstes Abenteuer heute in Marokko sich abspielt. Wohl noch niemals aber war die Sprache der Ereignisse so klar wie diesmal.

Das Wort Protektorat hat einen gewinnenden, gutartigen Klang. Die souveräne Nation, deren konservative Bürgerlichkeit von Geographie, Weltwirtschaft und ähnlichen exotischen Dingen bekanntermaßen nicht sehr viel versteht, ließ es sich durch das Orchester ihrer nationalistischen Presse möglichst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anmutig in die Ohren tuten. Und so entstand eine Marokkobegeisterung, deren Höhen und Tiefen seinerzeit sehr deutlich zu verfolgen waren, bei der indes ein bewußtes, direktes Volksinteresse an Marokko selbst kaum eine Rolle spielte. Gewiß, nehmen wollte man's schon gern, wenn's nur nicht zu teuer kam, der versprochenen Turkos recht viele lieferte und sonst nicht viele Scherereien machte.

Hier sitzt der Kern des marokkanischen Irrtums. Man wagte es nicht, von erster Stunde an die öffentliche Meinung rückhaltlos vor das Problem hinzustellen. Man wiegte sie in Märchenträume ein und steht nun heute, nach dem blutigen Erwachen in Fez, vor der harten Notwendigkeit, ein Problem zu Ende zu denken, mit dem man bisher eigentlich nur gespielt hatte.

Die wirklichen Sachverständigen, die erfahrenen Kenner des marokkanischen Wespennestes — und deren gibt es in Frankreich etliche — hatten freilich von vornherein ein festes, systematisches Zugreifen gefordert. Ihre Stimmen verklangen jedoch im Wortgeplänkel der parteipolitischen Arena. Die notwendigen Kredite und Mannschaften mußten tropfenweise herausgepreßt werden, — und so kam es, daß die Franzosen seit dem Jahre 1907 abwechselnd einmal drei-, einmal zehn-, einmal fünfzehn-, dann wieder sechs- und schließlich bis vierzigtausend Mann in Marokko stehen hatten. Expeditionen von großer Tragweite scheiterten an der numerischen Unzulänglichkeit der damit betrauten Kontingente. Und erst neuerdings erfuhr man, wie manche Schlappe dieser Art bisher unbekannt geblieben, deren merkliches Resultat die Stärkung des marokkanischen Selbstbewußtseins war. Denn in diesem Mutterlande chronischer Unbotmäßigkeit herrscht seit Jahrhunderten einzig und allein das Kriegsrecht. Und der Verschlagenheit dieser geborenen Piraten, die von Hannibals Numidern die wilde Schlagfertigkeit des Überfalls geerbt zu haben scheinen, imponiert nur der eiserne Griff einer starken, nie erlahmenden Hand. Und nur durch das Prestige einer unbeugsamen Übermacht läßt sich der zu erwartende Guerillakrieg wirksam niederhalten, nicht aber dadurch, daß man, um eine gelegentliche Schlappe zu rächen, Felder und Dörfer niederbrennt.

Damit stellt sich das Problem der systematischen Militärorganisation Marokkos von selbst. Summarische Grundlagen dazu hat man schon seit einiger Zeit zu legen versucht. Was sie taugten, hat die Fezer Revolte freilich prompt genug gezeigt. Die Staatsarmee, die bei dieser Gelegenheit wieder einmal Proben ihrer altbewährten Disziplinlosigkeit ablegte, war eine nur ganz oberflächliche Reorganisation der einstigen „Mahallas", jener regellos zusammengewürfelten, von ihren Kaids ausgebeuteten Piratenbanden, mit denen in besseren Zeiten die Sultane ihre Raub- und Huldigungszüge unternahmen, und die nur so lange leidlich zuverlässig blieben, als das Prestige des Herrschers und der Sold nicht nachließen. Um so unvorsichtiger war es von den Franzosen, gerade in der Besoldungsfrage eine allen Traditionen hohnsprechende, rein bureaukratische Neuregelung anzustreben. Der marokkanische Soldat pflegt von alters her zusammen mit Weib und Kind hauszuhalten. Der Versuch, unter Herabsetzung der Löhnung Kollektivbeköstigung einzuführen, war denn auch bekanntlich, zusammen mit der Zumutung, den Torniſter zu tragen, die äußere Ursache des Fezer Krawalls. Als nicht minder verhängnisvoll hat sich weiter auch die ungenügende Durchsetzung der neugeschaffenen „Tabors" (Eingeborenenkompanien) mit europäischen Unteroffizieren erwiesen. Und das ist um so verwunderlicher, als die-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selben Franzosen bei der Bildung ihrer sogenannten „Goums“ in der Schauja nach wesentlich besseren Grundsätzen vorzugehen pflegen. Darunter versteht man die nach algerischem und tunesischem Muster geworbenen Söldnerkompanien von 150 Reitern bzw. 200 Fußsoldaten, die zu einem Fünftel mit französischen Offizieren und Unteroffizieren, sowie mit erprobten algerischen Schützen durchsetzt sind, sich durchweg selbst beköstigen, dafür aber eine ziemlich hohe Löhnung (bis 3 Frs. täglich, wofür das Pferd zu stellen ist) erhalten.

Kenner der Verhältnisse bezeichnen diese „Goums“ als vorbildlich für die Neuorganisation der marokkanischen Staatsarmee. Ihnen steht indes das gewichtige Argument der Kostspieligkeit und eines starken Aufwandes an französischen Unteroffizieren entgegen. Zudem bleibt es bei der sprichwörtlichen Unzuverlässigkeit des Marokkaners fraglich, ob sich ein solches System auf breiterer Basis ebenso gefahrlos durchführen ließe, als im engeren Rahmen der einzelnen Goums.

Die praktische Lösung dieser Fragen dürfte jedenfalls schwieriger werden, als man sie einst hinzustellen beliebte. Und wie es auch kommt, eines ist gewiß: ehe Marokko das erhoffte Truppenreservoir wird, aus dem die patentierten Deutschenfresser nach Herzenslust schöpfen möchten, wird es nötig sein, ein stattliches Aufgebot an französischen Truppen auf unabsehbare Zeit dort festzulegen. Denn auch mit einer einmaligen Gewaltaktion wird sich der marokkanische Fanatismus in seiner katzenhaft zähen, tückischen Geschmeidigkeit nicht zähmen lassen. Dazu braucht es einer langsamen, schrittweise organisierenden Ausbreitung in Form einer geregelten Polizeiaktion. Und das ist just das, was bisher am gründlichsten gefehlt hat: — System.

Dr. René Prévôt

Stinnes

Ein kleines Erlebnis: In der ersten Klasse eines Ruhrzuges nimmt ein Mann im Arbeiterkleide Platz. Der Schaffner hält ihn für einen betrunkenen Rüpel und verlangt brüsk die Fahrkarte. Sie stimmt. Der Mann hieß Stinnes. Die Episode ist charakteristisch. Kein Bescheidenheitsposieren, kein Mühe-protzen, dem asketischen Arbeitsfanatiker paßt die blaue Joppe wie angegossen. Kein Uhrkettenbauch, Idealistenstruktur wie sie im Romane steht. Durch den Magenschlauch läuft nur selten ein Gourmetgekitzel, Hafergrütze tut's auch. Als Parvenu verschrien, von den eingesessenen Schlotfürsten mißtrauisch besehen, berümpft. Die Aversion, die das Genie braucht, hat er reichlich genossen. Sein Bruder in Vulkan, Thyssen, hat die längste Wegstrecke schon hinter sich. Jenseits vom siebenzigsten Pflock. Stinnes ist dagegen ein Alterskiken, hat noch viele Meilen bis ans Ende. „Der kommende Mann?“ Kirdorfs Herrscherbrunst verglüht mählich, die festeste Montansäule in Rheinland-Westfalen ist der Imperator von Deutsch-Luxemburg.

Diese Schöpfung zeigt die Methode und den Sturmcharakter des Mannes. Um die Jahrhundertwende verkrachte die Aktiengesellschaft für Eisen- und Kohlenindustrie Differdingen-Dannenbaum. Ein Bein in Westfalen, eins in Luxemburg. Die Pose war zu gespreizt. Das Unternehmen purzelte. Die Berliner Jammeraktie verschwand. Am 15. Juni 1901 wurde mit 100000 Mark die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft zwecks Übernahme der Ruinen gegründet. Der Ramsch kostete ungefähr 24 Millionen Mark, aber der Karren wollte trotz des neuen Anstrichs und trotz der reichlichen Wagenschmiere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht laufen. Blieb im Sanierungsdreck stecken. 1904 schon wurden die Aktien 2:1 zusammengelegt. Gleichzeitige Wiedererhöhung auf 19 Millionen Mark und Angliederung der Bergbau-Aktiengesellschaft Friedlicher Nachbar zu Linden an der Ruhr. Die Zeche war Stinnes'scher Machtbereich; Stinnes trat in den Aufsichtsrat von Deutsch-Luxemburg. Die Börse wurde ängstlich. Sollte das Schicksal von Differdingen-Dannenbaum sich wiederholen? Stinnes peitschte. 1908 18 Millionen auf einen Hieb. Fusion mit der Zeche Luise Tiefbau zu Barop. 1909 Weiterklettern auf 50 Millionen und sechs Monate drauf auf 63,5 Millionen. Sonfelderaufschluß, Erwerb eines hübschen Postens Aktien der Saar- und Moselgesellschaft in Karlingen, d. h. Schaffung einer breiten Kohlenbasis für Differdingen. Kopfschütteln: „Stinnes kauft alles ohne Sinn und Verstand". Selbst Thyssen wurde unsicher.

Zwei Montankomplexe ohne organische Verbindung. Da kam das Aufschlucken der Dortmunder Union. „Stinnes ist verrückt." Kapitalerhöhung auf 100 Millionen Mark. „Was will Deutsch-Luxemburg, das doch in Westfalen kaum Kohlen genug für den eigenen Bedarf hat, mit der Riesenhütte? Private Vorteile? Schiebungen?" Wer den spiritus rector kannte, wußte, daß Taschenegoismus nicht der Grund war. Die Tendenz war klar: Stinnes wollte zwei in sich geschlossene Montanbezirke, zwei absatzgeographisch günstigst gelegene Trusts, verwaltungstechnisch zu einem Gesamttrust gebunden. Der Kohlenmangel in Westfalen wurde durch Erwerb der Zechen Tremonia und Kaiser Friedrich beseitigt, der Saar- und Moselkohle durch Aufnahme der Hochofen- und Stahlwerke Rümelungen und St. Ingbert neue Heizgelegenheit geschaffen: Nun ging es ans Reformieren, verwaltungsorganisatorisch und technisch. Direktorenschub, Entlassungen, Versetzungen. Rücksicht gab es nicht. Manche Faust ballte sich gegen den Despoten: Überall glänzende Technika, Verbesserung der Transportgelegenheiten. Zweck all dieser Maßnahmen war die Reduktion der Gestehungskosten auf ein Minimum. Zwei Momente, von Amerika erlauscht: Transportverbilligung und glänzendes Produktionsmaterial. Die Dortmunder Union, durch deren Fenster vor wenigen Jahren noch höhnisch der Wind pfiff, die der Reisende vom Schnellzugsitz aus mit Bedauern betrachte, wurde zu einem modernen Wunderwerk umgekrempelt. Seilbahnen, Hafenanlagen, unterirdische Verbindungswege, auf allen Betrieben des Konzerns hämmerte und grub es an der technischen Vervollkommnung. Die Finanzierung? Machte Stinnes wenig Sorge. Wenn wir fertig sind, muß der Bien. Die Sache kostet, nun sie vollendet ist, 45 Milliönchen und die Aktionäre müssen das fait accompli bezahlen, ob sie wollen oder nicht. So wütet der Expansionsfanatismus.

Bis heute ging die Bahn des Mannes aufwärts. Wird er weiter steigen? Wird er, wie die Bewunderer wollen, deutscher Montankaiser werden? Ist der Bau gesund oder sickert schon das Wasser in ihm? Eine harte Sturmprobe steht ihm bevor. Wenn das Geschöpf so phantastisch ist wie der Schöpfer, hält es nicht Stand.

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Nach zwei Jahren

Seit ich an dieser Stelle über den Fall Zeppelin schrieb, hat das Friedrichshafener Unternehmen jenen Umschwung vom kavalleristischen zum kaufmännisch-technischen Betriebssystem erfahren, den sich nach dem Doppelverlust der beiden „Deutschland" die nackte Not des Seins oder Nichtseins erzwang. Die „Schwaben" war der große Erfolg, wenn nicht die Rettung, und es ist rückhaltlos anzuerkennen, daß die Gesellschaft von diesem Zeitpunkt ab den Forderungen der technischen Zuverlässigkeit und Detailverbesserung streng Rechnung getragen hat. Die Eigengeschwindigkeit der neuen Luftschiffe ist dank der günstigeren Formgebung und Steueranordnung ausreichend gewachsen, und nach einem militärischerseits veranlaßten und, wie vorauszusehen, fehlgeschlagenen Versuch im entgegengesetzten Sinne ist man dauernd zu jener Größe der Ausmaße gekommen, die allein eine einigermaßen rentable Ausnützung des Starrluftschiffes ermöglicht. Technisch ist der Z-Typ heute von keinem unstarren System mehr zu schlagen — eine Einsicht, die sich der großzügig durchgeführte Versuch der Siemens-Schuckert-Werke als erhebliches, wennschon rein negatives Verdienst zuschreiben darf. Noch augenfälliger ist es dem M-Typ mißlungen, die Leistungsfähigkeit des halbstarren Systems im gleichen Grade zu steigern. Die einzige Möglichkeit dazu ist heute das Luftschiff Veeh, das vor Zeppelin die Vorzüge der Billigkeit und Demontierbarkeit hat, aber zunächst einmal das Stadium der praktischen Versuche durchlaufen muß. Über den „Schütte-Lanz", der bisher drei von den ausgeworfenen fünf Millionen verschlungen hat, ist das letzte Wort noch nicht zu sprechen.

Angesichts dieser Wendung der Dinge wächst die Aussicht des Luftschiffes, sich zunächst neben der Flugmaschine zu behaupten. Sein Sicherheitsgrad übertrifft heute schon den der Wasserfahrzeuge — in der Einschränkung allerdings, daß es nicht an ein unbedingtes Muß der Fahrt gebunden wird, sondern je nach der Wetterlage davon abstehen oder nötigenfalls den gewählten Kurs zweckentsprechend ändern darf. Der Betrieb wird also — über die Winterruhe hinaus — an einigen zwanzig Tagen im Jahre ganz, an andern stundenweise auszusetzen haben und die Fahrtdauer ähnlich der des Segelschiffes, gemäß der Addition oder Subtraktion der Windgeschwindigkeit, variieren. Einiges versprechen darf man sich noch von der Verwendung über See: im Vergnügungsverkehr wie militärisch, zumal in Verbindung mit der drahtlosen Telegraphie. Auch über Land hat das starre Militärluftschiff, dank seiner Unabhängigkeit von Tag und Nacht, der Weite seines Aktionsradius, seiner Schnelligkeit, die der eines militärtauglichen Zweideckers kaum noch nachsteht, der Raschheit des Stei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gens, seiner besseren Armierung und Zielfähigkeit dem Flugzeug gegenüber nicht ganz so schlechte Chancen, als vielfach angenommen wird. Aber bestehen bleibt seine bedingungslose Abhängigkeit vom Traggas und dessen Brennbarkeit. Ein einziger Treffer bedeutet — trotz Unterteilung des Ballons in Kammern — den radikalen Untergang von Schiff und Mannschaft, und es müßte seltsam zugehen, wenn die Brandgeschosse der Abwehrkanonen ein fliegendes Ziel von 140 Meter Länge und 14 Meter Breite auf die Dauer verfehlen sollten. Was das Flugzeug als Gegner des Luftschiffs anbelangt, so weiß ich aus eigener Erfahrung, wie begrenzt dabei die Treffsicherheit aus freier Hand ist; doch werden die Bestrebungen der Deutschen Flugzeugwerke und anderer führenden Firmen unseres Aeroplanbaus in kurzem den nötigen Bombenwurfapparat gestellt haben. Im übrigen ist es hier die Zahl der Angreifer, die zu ungunsten des Luftschiffes den Ausschlag gibt. Militärisch wiegt also das Luftschiff das Flugzeug nicht auf, und so erfreulich die Überlegenheit unserer Luftschiffe über die des Auslandes ist, so ist darüber nicht zu vergessen, daß dieser Vorsprung auf Kosten unseres Flugwesens erkauft wurde, um dessen praktische Bereicherung sich ja auch seit zwei Jahren die Zeppelin-Werft glücklos bemüht.

Leonhard Adelt

Die Republik der Mitte und das indische Opium

Ende 1907 verkündete ein kaiserlich-chinesisches Edikt, daß der Anbau der Mohnpflanze und der Verbrauch von Opium im ganzen Reiche der Mitte innerhalb 7 Jahren schrittweise unterdrückt werden sollten. Zur selben Zeit schloß die Pekinger Regierung mit der anglo-indischen ein Abkommen ab, wonach die Einfuhr des Benares-Opiums jährlich um ein Zehntel eingeschränkt werden sollte, so daß sie in 10 Jahren völlig aufgehört haben würde. Einige Jahre später drängte die chinesische Regierung auf eine noch raschere Einschränkung der Einfuhr fremden Opiums, und da sich die Vertreter Großbritanniens überzeugen ließen, daß die Unterdrückung des Anbaus von Mohn im Innern Chinas noch schneller fortschritte, als ursprünglich vorgesehen war, so kam man überein, daß Indien noch vor Ablauf von 10 Jahren aufhören sollte, Opium für China zu erzeugen, und daß vor allem der Verkauf in Provinzen, die nachwiesen, daß in ihnen weder Mohn mehr angebaut, noch einheimisches Opium aus andern Landesteilen bezogen würde, jeweils sofort verboten werden dürfe.

Ob es der Mandschuregierung kurz vor Ausbruch der Revolution wirklich schon gelungen war, die Gewinnung und den Verbrauch von Opium in den inneren Provinzen großenteils, in einigen, z. B. in Setschuan sogar vollständig zu unterdrücken, wie Berichte englischer Reisender bestätigten, kann bezweifelt werden. Es ist anzunehmen, daß auf englischer Seite in den letzten Jahren kein Interesse mehr vorlag, die Maßnahmen der chinesischen Regierung genau zu kontrollieren. Wenn man schon einsah, China nicht mehr lange zur Duldung der Einfuhr indischen Opiums zwingen zu können, so war es schon besser, den Anschein gelten zu lassen, als sei man durch ernsthafte Anstrengungen der chinesischen Regierung, das Opiumlaster auszurotten, dazu bewogen worden, auf den für die indische Regierung so lukrativen Handel zu verzichten. Manche Kenner der Chinesen haben sich nie davon überzeugen lassen wollen, daß es der chinesischen Regierung je um etwas anderes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu tun gewesen sei, als um die Boykottierung des fremden Opiums. In den inneren Landprovinzen leben sehr wenig Weiße, weitzerstreut, abgeschnitten von der Außenwelt, und dort hätte sehr wohl in umfangreichen Teilen während der letzten Jahre Mohn gebaut werden können, ohne daß durchreisende Europäer eine Spur davon zu bemerken brauchten.

Jetzt wird im Innern Chinas überall wieder Mohn gebaut, wo der Anbau schon völlig unterdrückt schien, und die Behörden der neuen Republik erklären sich außerstande, die Bauern davon abzuhalten. Englische Meldungen führen das auf die Zuchtlosigkeit zurück, die seit der Revolution überall um sich gegriffen haben soll. Es ist dann aber doch zu merkwürdig, daß die republikanischen Behörden andererseits Autorität genug besitzen, um den Verkauf des fremden Opiums auch dort zu verbieten, wo es vertragsmäßig noch abgesetzt werden dürfte. Indische Kaufleute haben in Schanghai Opiumvorräte im Werte von 120 Millionen Mark liegen, die sie nicht los werden können, weil die Behörden in allen Provinzen den Absatz unmöglich machen. Nach der Londoner „Times" drängt die indische Kaufmannschaft jetzt darauf, daß der Mohnbau in Indien und die Ausfuhr indischen Opiums sofort eingestellt werde, weil sie glauben, nur dann ihre jetzt an den chinesischen Küstenplätzen lagernden Opiumvorräte verkaufen zu können. Aber die indische Regierung hat in ihrem Budget für das laufende Jahr eine Einnahme von 70 Millionen Mark aus ihrem Opiummonopol eingesetzt, die größtenteils erst durch weitere Opiumverkäufe verwirklicht werden kann. Statt eines erwarteten Überschusses würden die indischen Finanzen infolge einer plötzlichen Unterbindung der Opiumausfuhr bei Ablauf des Geschäftsjahres einen erheblichen Fehlbetrag ausweisen, und für eine dauernd versiegte Einnahmequelle müßte durch neue Steuern Ersatz geschaffen werden, die aber leicht neue Unruhen hervorrufen könnten. Dennoch rät die „Times" der britischen Regierung, den Vorschlag der indischen Kaufmannschaft ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Natürlich nur aus Rücksicht auf die Moral der Antiopiumbewegung einerseits und auf das Wohl der indischen Kaufmannschaft andererseits. Nicht etwa, weil die chinesische Revolution die letzten Nachwirkungen des Opiumkrieges im Gemüt des Chinesentums aufgehoben hätte.

Otto Corbach

Für das Fremdwort

Was ist uns das Wort? Ausdruck. Ausdruck nicht nur des Gedankens, sondern (mehr noch) dessen, woraus der Gedanke entstand. Nicht des Gefühls allein, sondern auch der Ober- und Nebentöne des Gefühls. Der Beschreibung, doch ebensosehr des Beschriebenen. Der Fingerspuren wie der vollendeten Gestalt.

Darum ist kein Fremdwort entbehrlich.

Die Forderung: „Kein Fremdwort, wo ein gutes deutsches Wort zur Verfügung steht" haben Leute erfunden, denen eine Hornhaut über den Sprachsinn wuchs. Ist denn jemals, für irgendeinen Menschen, der Gehör hat, ein Wort durch das andere ersetzbar? Es gibt keine Synonyme. Versucht es, und verlangt von einem Künstler der Form, er solle Worte vertauschen, nur weil das eine lateinisch ist, das andere deutsch: Ebensogut könnte man ihn fragen, warum er nicht Jamben schrieb, statt Trochäen. Weil, was er ausdrücken wollte, in Jamben nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausdrückbar ist. Gerade wer Bodengewächs verlangt, sollte begreifen, daß jedes Wort seine Heimat mitbringt: räumlich oder aus einem Seelenbezirk. Sonst ist es, ob auch deutschlautend, ein Fremdwort. „Gaugraf" für „Regierungspräsident" ist stilloser als die Nachahmung von Steinarchitektur in Nußholz. „Schreibstube" für Büro hat einen Rest von Lyrik, ein Pathos der Beurteilung, das zur trockenen Sachlichkeit des Begriffes nicht stimmt.

Bereichern sollen wir die Sprache; nicht verarmen. Es ist an Ausdrucksmöglichkeiten kein Überfluß. Beweist es gegen das Fremdwort, daß es in hundert Fällen vulgär geworden ist? Auch das Vulgäre muß gesagt werden; vulgär. Mir ist der Turfjargon unausstehlich; aber er gäbe den Turf nicht, wenn er anders klänge. „Sprache der Rossebahn" wäre ein Fremdwort.

Eigenwörter: nicht Fremdwörter. Worte, die an den Dingen hängen; mehr dem Gegenstand als dem Sprechenden eigen. Wenn der Jäger von „Beinen" des Hirsches spricht, statt von „Läufen": redet er falsch. — Übersetzt uns Heines: „Und wem es jüngst passieret". Übersetzt uns Goethes: „Nun fesselt mich diese scharmante Person". Verordnungsdeutsch würde herauskommen.

Man spricht uns vom Fehlen der Fremdwörter in anderen Sprachen. Das ist nicht wahr. Und läßt sich aus den zahllosen deutschen Entlehnungen im Russischen, aus dem unverhältnismäßigen Anteil romanischer Wortstämme in wissenschaftlichen Schriften Englands als Irrtum erweisen. Das Fremdgut ist im Deutschen als solches nur kenntlicher.

Das soll unsere Inferiorität sein? Es ist unsere Überlegenheit. Wer dem Erworbenen die Form erhält, besitzt es tiefer, als wer es einschmelzt. Nicht die Biedermeierzeit begriff den Biedermeier, sondern wir, die sein Märchen erzählen. Eine Luftschicht ist nötig, hinter der noch das Geschmacklose rührend, das Profane beinahe heilig sein kann; ein Abstand des Wortes, damit wir das Eigenwesen der Dinge empfinden. Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Erfindungen der Technik führen griechische Namen. Warum? Es ist nicht nur die Internationalität dieser Dinge. Wer genau hinhört, spürt einen Nachhall des Wunderbaren, das um die Alltagsgeräte von heute gewesen sein muß, und immer noch sein sollte. „Telephon". Wenn ein Fremdwort etwa für „Hammer" sinnlos wäre, ist „Fernsprecher" beinahe unehrerbietig. Das Volk, das griechisch redete, hatte wenig „Technik". Dennoch ist die geistige Hoheit seiner Sprache den Dingen verwandt, deren Ferne und Seltsamkeit wir anders nicht ausdrücken könnten.

Ist es nötig, für den Fremdwörterbestand der Wissenschaft zu sprechen? Formeln, in denen sich die Denkarbeit ganzer antik erzogener Generationen zusammenpreßt, sind nun einmal nicht zu verdeutschen. Der eifervollste Purist wird Worte wie Kategorie, Dynamik, oder gar Entelechie unübersetzbar finden. Von „Kultur", „modern", „Religion" und hundert anderen zu schweigen. Daneben ein äußeres Hemmnis. Die deutsche Sprache ist reich an Hauptwörtern, arm an handlichen Adjektiven. Die bequemen lateinischen Formen auf -icus, -osus, -alis, gehen ihr ab. Das Wörterbuch mit seinen hilflosen Umschreibungen: „bezüglich auf . . ." beweist es. Öfters, nicht immer, kann man sich mit Zusammensetzungen helfen. „Demokratie" ist leidlich durch „Volksherrschaft" wiedergegeben (allerdings unvollständig: als Zustand, nicht als Gesinnung); das Adjektiv „demokratisch" ist nicht ersetzbar. Von „Erd-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kunde“ kann man sprechen; nicht von der „erdkundlichen“ Lage eines Reiches. Verbal, funktionell, heuristisch, individuell: lauter unentbehrliche Bildungen, die der deutsche Sprachaufbau nicht kennt. Die Darlegung stolpert und stockt bei dem Versuch, auf diese Stützen der Rede zu verzichten.

Ein Modulationsinstrument ist das Fremdwort. Nur mit seiner Hilfe läßt sich die feinste Aufgabe der Sprache lösen: äußerlich gleiche Dinge auf ungleiche Weise zu sagen. Der „exitus“ des Ärztelateins ist nicht der „Tod“ — zwischen beiden steht die unbeteiligte Ruhe der Wissenschaft. „Kraft“ für das physikalische „Energie“ ist das schlechtere Wort; ihm fehlt die „Exaktheit“ (wieder ein Fremdwort). Das Fremdwort kann Kälte ausstrahlen und unnahbare Sachlichkeit; wo das heimische auf Seitenwege des Gefühls verführt. Und wieder kann es so aus der Tiefe klingen, wie Dämon, wie Tragik, wie Melodie; daß „Sprachreinigungsbestrebungen“ an seiner Stelle nur ein papiernes Rauschen hervorbrächten. Achtet auf die Hingenommenheit, mit der die Frauendichtung unserer Tage, von alten Schatzkammern vor kurzem noch ausgeschlossen, den dunklen Glocken der lateinischen Sprache lauscht (Vita somnium breve; Lucifer; Absolvo te; ille mihi).

Jedes Wort bedeutet ein Urteil; der Ausdruck Dandy ist aus anderer Stimmung gesprochen als der Ausdruck Stutzer. Jedes bringt sein durch nichts ersetzbares Geistesmal mit: smart ist etwas ganz anderes als „schneidig“. Novalis glossiert einmal, was französische Weltphilosophen über „Les femmes“ zu sagen haben. Aber, setzt er hinzu: wer wird auch les femmes mit den Frauen verwechseln. Daran liegt es.

Schließlich, es geht mit den Wortgruppen wie mit den Sprachen im Völkerverkehr: sie haben, was ihnen von Geschichts wegen zukommt. Stehen erst hinter der deutschen Sprache hundert Jahre politischer Macht und Handelsgewohnheit, dann wird sie über Zurücksetzung nicht mehr zu klagen haben. Wir selbst behandeln ja die Russen nicht besser. Fremdwörter werden reif zum Untergang, sobald die Heimat ihre Voraussetzungen gleichwertig hervorbringt; dann welken sie von selbst. Fabrikanten, Künstler, Dichter sollten sich hüten, den Patriotismus anzurufen: sie enthüllen den Tiefstand ihrer Fabrikate, Künste, Dichtungen. Die Kritik der Nation an ihnen heißt Ausländerei. — Für das Fremdwort gilt das nur bedingungsweise: seine Inhalte brauchen ja nicht wertvoll zu sein. Gut oder schlecht aber, sie verlangen ihre sprachliche Form. Die ihnen zu geben, feinfühlig und gestaltungsreich wie keine zweite, ist die Leistung der deutschen Sprache. Der die Not ihrer langen Unselbständigkeit zur Tugend wurde.

Hermann Friedemann

Ironie

Sehr geehrter Herr Lapp,

Sie haben uns mit einer hübschen kleinen Glosse über die Interpunktion beschenkt, die uns schon dadurch Freude bereitete, daß sie eine jener Kleinigkeiten, die nie genug beachtet werden, frisch und fröhlich beim Schopfe packte. Wir sind mit Ihnen auch über die Bedeutung der Interpunktion als ein Mittel „zur feineren Modulation der schriftlich fixierten Gedanken“ völlig einverstanden. Und doch plädieren wir nicht für eine Vermehrung der Interpunktionszeichen. Der Wunsch nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr Zeichen scheint uns einer Verkennung zu entspringen, einer Verkennung der Bedeutung, welche der natürliche Rhythmus der Sprache, auch der schriftlich fixierten, besitzt.

Sobald es sich um feinere Unterscheidungen handelt, und von solchen kann hier nur die Rede sein, wird für das Verständnis eines Satzes oder einer Seite das Tempo anschlaggebend, in welchem sie geschrieben sind. Die Interpunktion kann das Tempo regulieren, sinnfällig machen, aber sie kann es nicht schaffen. Ein falsches Tempo — und der ganze Satz ist mißverstanden, sagte Nietzsche. Der Rhythmus ist das primäre, aus ihm folgt alles andere, auch die Interpunktion. Aus dem Glauben an die Suggestionskraft des Tempos, das in der Wortwahl und -stellung, Länge und Kürze der Silben liegt, müssen wir daher die Meinung zurückweisen, geschriebene Worte seien an sich tote Zeichen. Sie sind es für sich allein genommen gewiß. Aber sie stehen ja nicht allein, sondern in lebendigen Sätzen, und vom Satz aus rinnt ein geheimes Leben durch sie hin. Dieser innere Tonfall bedarf der Interpunktion, so wie der Gedanke des Wortes bedarf. Wie jedoch der beste Stil der am wenigsten umständliche ist, so bedarf auch ein wirklich gefühlter Tonfall nur ein Minimum von Zeichen. Die Zeichen unterstützen nur. Das Wesentliche liegt schon in der Wortfolge.

So ist z. B. das Fragezeichen und das Zeichen des Ausrufs in vielen Fällen, wo wir es gewohnheitsmäßig noch setzen, durchaus überflüssig. Die Franzosen gebrauchen es nicht einmal hinter der Anrede. Mit einer Verfeinerung des Stils tritt eine Entwertung des Zeichens ein. Nur wo die Notwendigkeit es erfordert, wird das Zeichen gesetzt. Es kann noch zum Ausdruck von Nuancen dienen, so z. B. das Ausrufszeichen dann, wenn eine besonders große Überraschung gekennzeichnet werden soll. Zwei Ausrufszeichen kann nur ein literarischer Barbar für möglich halten.

Und nun, meine Feder sträubt sich, wollen Sie ein Zeichen für die Ironie eingeführt wissen! (Sie verstehen dieses Zeichen.) Wollen Sie die Ironie ernsthaft machen, entironisieren. Die Ironie, die Wahrheit unter dem Gegenteil, der Scherz unter der Maske des Ernstes, der Spott in der Hülle der Biederkeit — gerade die Hülle, das ungewisse, das leise Zucken um die Mundwinkel ist ja ihr eigentümlicher Reiz. Sie wollen eine Grimasse daraus machen. Achtung, ich werde ironisch. Selbst ein „diskretes" Zeichen, würde es nicht die Ironie — aufheben?

Überlassen wir es ruhig der Kapazität des Lesers, den ironischen Tonfall herauszukennen. Oder glauben Sie, daß durch ein Zeichen der Ironie die Ironie vermehrt würde? Sie verwahren sich ausdrücklich dagegen, daß man Ihren Vorschlag erheiternd, ironisch nehme. Sollte das — Ironie sein?

Ich bin darüber noch sehr im Zweifel.

Zum Schluß möchte ich noch andeuten, bei welchen Gelegenheiten mir das Interpunktionszeichen entbehrlich erscheint. Das ist der Fall bei allen Satzformen, welche Frage oder Ausruf schon deutlich in sich enthalten. Auch dann, wenn wenig Gewicht auf Frage oder Ausruf gelegt wird, also meistens innerhalb eines Abschnittes. Das Zeichen fordert einen Augenblick zum Verweilen auf. Die Frage, der Ausruf soll im Leser verklingen. Wo dieses Verklingen nicht beabsichtigt ist, wo rasch weitergelesen werden soll, ist das Zeichen nur ein unnötiger Aufenthalt, eine gewisse Plumpheit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Verminderung der Interpunktionszeichen bedeutet den Akzent vom einzelnen aufs ganze zu verlegen.

Ich bin Ihr sehr ergebener

Alfred Baeumler

Almquist

Karl Jonas Love Almquist, ein verschollener schwedischer Dichter und Sonderling, ist Ende der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts geboren und 1866 im Elend gestorben. Er hat nicht ein einziges Werk hinterlassen, daß den Stempel der Vollkommenheit und runden Selbständigkeit trüge, aber er hat im stillen so stark nachgewirkt, daß wir jetzt, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, eine Auswahl seiner seltsamen Werke in deutscher Übersetzung von A. Mens erhalten (zwei Bände, im Inselverlag, Leipzig).

Lesen wir in diesen wunderlichen Dichtungen, Dialogen, Märchen, romantischen Phantasien, so sind wir nirgends befriedigt und beglückt, überall aber angeregt, befremdet, verlockt, und es hilft uns wenig, wenn wir diese wirre Dichtung als eine Art von dekadenter Romantik bezeichnen. Sie ist damit nicht erledigt, höchstens schlecht klassifiziert, und darüber ging das Beste verloren, die einzigartige Persönlichkeit dieses unbekannten Schweden. Er ist wie sein Richard Furumo in der Erzählung „Das Jagdschloß", der die philosophischen Versuche seiner Jugendzeit vorliest und mit den Worten endet: „Ich vergaß bald die Weltgeschichte und die Absichten damit, fand es angenehmer, zu jagen und Milch zu trinken, und so mache ich es noch. Wer nicht ein Leben über dem Leben der Fragen hat, der hat gar kein Leben." Und da man ihn fragt: „Was ist das für ein Leben über dem Leben der Fragen?" antwortet er: „Reine Liebe. Die fragt nicht, die ist . . ."

Freilich, so war Almquist nicht immer, so war er in seinen guten, losgelösten, idealen Zeiten, und die vermochte er sich nie lange rein zu erhalten, denn er war ein schwacher, beweglicher, romantischer Mensch, ein Sucher, der nur in Träumen, in intensiven wunderbaren Träumen vom Frieden wußte, dessen Tage aber in Unrast und Ungenüge sich verzehrten. Und so konnte er nichts Ganzes, nichts Reines und in Form Verklärtes geben, wohl aber Ahnungen, Gedanken, Träume, und wenn wir ihm zugehört haben, denken wir wie Furumos Gastgeber im Jagdschloß: „Deine Stimme, Furumo, ist noch unheimlicher als es deine Worte sind."

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 92
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stephan Tisza läßt Euch sagen...

Von Richard Charmatz, Wien

as ungarische Parlament hat seinen Diktator. Aber während die aufgeklärten absolutistischen Fürsten ohne Mithilfe des Volkes für die Massen regierten, beabsichtigt Graf Stephan Tisza, mit dem in seiner Kraft gebrochenen Reichstage gegen die Bevölkerung zu herrschen. Und noch etwas Neues gibt es in Ungarn. Die Budapester Polizei hat alle ihre Schwesterorganisationen überholt, denn ihr ist es zum ersten Male geglückt, für eine Woche parlamentsfähig zu werden. Der Wachmann als Hüter der verfassungsmäßigen Ordnung, die Polizistenfaust als wichtigster Behelf für die Gesetzgebungsarbeit: fürwahr, wer jetzt eine Reise nach dem Osten tut, der kann etwas erzählen. Man vermag über das, was sich jüngst in den Ländern der Stephanskrone zugetragen hat, schmerzliche Klage zu führen, doch es läßt sich auch darüber lächeln. Mächtig schwillt die Empörung an, wenn man bedenkt, welcher Frevel mit der in Ungarn freilich mißratenen Verkörperung des geheiligten Begriffes Volkeswille getrieben wurde, allein ein heiterer Ausdruck huscht über das Antlitz, sobald man sich dessen entsinnt, daß der ungarische Reichstag seit der Stunde zur Karikatur wurde, in der man in der Kulturwelt den Ständeversammlungen den Abschied gab und den Völkern Volksvertretungen erkämpfte oder gewährte. Ein Spottgebilde hat sich in Budapest selbst verhöhnt, ein Zerrbild selbst karikiert. Das Werkzeug der Großen und ihrer Trabanten wurde zerschlagen, der Masse ging nichts verloren. Darum blieb es im Lande ruhig, so aufgeregt sich auch die entthronten „Führer der Nation" gebärdeten. Am 23. Mai hatten sich die Straßen Budapests gefüllt, weil die Enterbten der Macht dröhnend ihr Recht reklamieren wollten, am 4. Juni regte sich jedoch in der Hauptstadt keine Hand zur Abwehr, als volkesfremde Abgeordnete untereinander in Streit gerieten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Graf Tisza die Obstruktion gegen die Wehrvorlagen im Sturme überwand. Ein Baum, der aus dem Erdreiche gehoben wird, stirbt ab, mag er noch so alt und von leuchtenden Erinnerungen umspielt sein. Man konnte ahnen, daß der matte ungarische Reichstag, der den Massen starrsinnig den Einlaß vorenthielt, schmachvoll zusammenbrechen werde; nun, da das Debacle sich vollzogen hat, braucht man nicht zu trauern.

* * *

Doch Erwägungen der verschiedensten Art drängen sich auf. Graf Stephan Tisza läßt Euch gar vieles sagen . . .

Im Anfange war Herr von Justh. Ihm verlieh Gott die Gabe, immer Nein! zu sagen. Wenn aber ein Junker von richtigem Schrot und Korn sein schroffes Nein ausspricht, dann darf es kein Ja geben, denn wer auf der Pußta zu gebieten gelernt hat, der wird das Gehorchen nimmermehr fertig bringen. Die Probleme, die auf der Tagesordnung standen, wechselten, die Szenen änderten sich, doch Justh, der Verneiner, blieb sich treu. Eine närrische Laune des Zufalls hatte es dahin gebracht, daß er mit einem Rucke politisch in die Höhe schnellte und als ablehnender Geist innerhalb der Mehrheit des Parlaments umherspuken konnte. Das war damals, als die Koalitionsregierung mit Herrn von Wekerle an der Spitze Ungarn enttäuschte. Wieder rückten Wahlen heran; Herr von Justh wurde hinabgeschleudert und sein Anhang schmolz wie Wachs in der Sonne zusammen. Er hatte jetzt eine kompakte Mehrheit gegen sich, die nach altem parlamentarischem Brauche über seinen Willen hinwegschreiten durfte. Doch der Kurutzenführer war nur besiegt, ergeben wollte er sich nicht. Justh richtete im Reichstage die Tyrannis der Minderheit auf, die wenigen sollten im Parlamente herrschen. Das war in dem Lande kein absonderlicher Gedanke, wo seit den mittelalterlichen Zeiten, da König Andreas durch die goldene Bulle für Ungarn die Abhängigkeit des Monarchen vom Adel begründete, die Hochgestellten durch den Reichstag über die vielen Hörigen rings in der Ebene und in den Karpathentälern rücksichtslos geboten. Indes, die Herrschaft der Minderheit ruht immer auf tönernem Sockel; sie zerfällt in nichts, sobald man ernstlich losschlägt. Die Massen der ungarischen Bevölkerung konnten das Minderheitsregime des Parla-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ments zwar bisher noch nicht zertrümmern, weil der Staat hinter den Reichstag seine Gendarmen und Soldaten stellte. Graf Tisza zermalmte jedoch die Minderheit im Abgeordnetenhause mit einer leichten Handbewegung, da er die Polizisten in den Sitzungssaal zu rufen vermochte.

Aber seine Tat wurde nicht nur zum bewußten Rechtsbruche, sondern auch zum Symbole für die Zukunft. Der fanatischeste Verfechter des Junkerregiments setzte sich willig dem Hasse und der Verurteilung aus, weil er in seiner parlamentarischen Diktatur das einzige Mittel erkannte, die Wahlreform für Monate zurückzudrängen und der Demokratie einen Riegel vorzuschieben. Darum proklamierte er das unveräußerliche Recht der Mehrheit im Reichstage, darum erzwang er ihm kaltblütig die Anerkennung. Doch dieses Beispiel wird andere Früchte zeitigen, als Graf Stephan Tisza erwarten mag. Nun, da die Minderheitsherrschaft in der Vertretungskörperschaft zerstört ist, werden die Völker Ungarns mit verstärkter Wucht daran gehen, das Vorbild Tiszas zu verwerten und das Unrecht des Ständeparlaments durch das Recht einer Volksvertretung zu tilgen. Stephan Tisza hat bis in die letzte Hütte verkündet, daß man die von wenigen verübte Vergewaltigung unmöglich machen müsse, vereiteln solle. Einer, der Böses wollte, stiftete Gutes an, indem er die andern zur Nachahmung aufrief.

* * *

Die Opposition im ungarischen Parlamente besteht — von den Klerikalen abgesehen — aus Männern, die das Jahr 1848 preisen. In dieser Zeit voll Begeisterung hallte das anfeuernde Lied durch das Land: „Kossuth Lajos läßt Euch sagen ..." Nach Jahrhunderten schluchzten die Geigen der braunen Zigeunergesellen nicht mehr von versunkenem Glücke, von Rakoczy und von anderen begrabenen Stürmern. Jubelnd lösten sich von den Saiten Klänge, die eine frohe Zukunft verkündeten, die den Untertanen ihre Befreiung, den Bürgern ihre Menschenrechte verhießen. Es war sozusagen die in Töne gesetzte Rede, die Ludwig Kossuth am 3. März 1848 in der Preßburger Ständeversammlung gehalten hatte und die den Wunsch aussprach, daß die Freiheit der Völker erblühen möge. So gewaltig wirkte die Zeit auf die ungarischen Deputierten ein, daß sie über sich selbst hinaus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wuchsen und zum ersten Male, alle kleinlichen Sonderinteressen vergessend, mit vollen Händen begeistert Rechte ausstreuten. Damit fing das Jahr 1848 an, das gelobte Jahr für die nun unterlegenen Oppositions- und Obstruktionsführer im Budapester Abgeordnetenhause.

Dem ruhelosen Ludwig Kossuth folgte sein kleiner Sohn Franz Kossuth, den entflammten, hingebungsvollen Streitern von 1848 folgten die Jammergestalten der sogenannten 1848er Politiker von heute nach. Ludwig Kossuth predigte zuletzt den Kampf gegen das Haus Habsburg-Lothringen; er stürzte sein Vaterland in das Abenteuer einer aussichtslosen Revolution. Anders der kleine Franz, dessen Sinn auf Verwaltungsratsstellen und auf den Tand rasch vergänglicher Ehren gerichtet ist. Franz Kossuth, der Sybarit, der aus dem Tatendurst seines Vaters herrlich Kapital zu schlagen versteht, wurde — wie der Begründer des Familienruhms — Minister des Königs, also ein mächtiger Mann. Über drei Jahre gehörte er dem Rate der Krone an, konnte er für die Verwirklichung seiner Ideale sorgen, soweit dies die Grenzen, die allem Schaffen gesetzt sind, zuließen. Aber während sich Ludwig Kossuth in einer denkwürdigen Stunde im Parlamente auf den Boden warf — um dadurch zu zeigen, wie er sich vor der Größe des Volkes beugen wolle — besudelte Franz Kossuth seine Nation durch einen gewalttätigen Streich, den er als Handelsminister unter dem Beifalle der magyarischen Chauvinisten gegen die verbrieften Rechte des Königreichs Kroatien und Slavonien führte. Die kroatische Dienstsprache bei den Eisenbahnen des kleinen Landes sollte durch das magyarische Idiom brutal verdrängt werden. Dieser wuchtige Schlag rief in Kroatien und Slavonien eine starke Abwehrbewegung hervor, der man von Budapest aus entgegenzuwirken suchte, indem man den Agramer Landtag jahrelang nicht einberief. Die Gegensätze zwischen den Kroaten und Magyaren verschärften sich jedoch, und im April dieses Jahres wurde klipp und klar über drei Millionen Menschen das Strafgericht des nackten Absolutismus verhängt. Man erhob den früheren Banus von Cuvaj zum königlichen Kommissär, der die wichtigsten Gesetze bedenkenlos aufhob und sich auf die Bajonette der Gendarmen stützte.

Franz Kossuth, der 1848er, ist also der Urheber des kroatischen Absolutismus. Er und seine Gesinnungsgenossen blieben deshalb im ungarischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reichstage stumm; sie, die Verehrer des Freiheitsjahres, duldeten ohne Widerspruch die wenngleich begrenzte Entfaltung des Metternichschen Systems. Auch der „ehrliche" Herr von Justh, der sich vermaß, das Parlament aus den Angeln zu heben, heuchelte Ohnmacht als es galt, für das hart heimgesuchte Kroatien ein Wort des wirksamen Mitgefühls zu sprechen, als es an der Zeit gewesen wäre, die Ehre der magyarischen Abgeordneten zu retten. Die Kurzsichtigen! Sie wußten nicht, daß Herr von Cuvaj den Grafen Stephan Tisza zeugen mußte, daß der Pascha von Kroatien und Slavonien notwendigerweise den Diktator des ungarischen Parlaments nach sich ziehen würde. Warum sollte man sich in Ungarn scheuen, mit Gewalt vorzugehen, da man es in Kroatien und Slavonien ohne Protest der Magyaren beginnen durfte? ... Es zeigt sich wieder: nicht nur Wohltun, auch Übeltun bringt Zinsen.

* * *

Graf Stephan Tisza hat uns ferner daran erinnert, auf welche gefährlichen Abwege unsere Vertretungskörper geraten sind. In Ungarn ebenso wie in Österreich! Der Konstitutionalismus soll eine Tribüne schaffen, auf der sich in verkleinertem Maßstabe und in veredelterer Form der Streit der Parteien, der Kampf der Weltanschauungen, das Ringen der Persönlichkeiten wiederholt. Wie das Barometer, ohne selbst zu toben, ruhig und unbeirrbar das Wetter anzeigt, so muß das Parlament die Möglichkeit bieten, die Stimmung der Bevölkerung zu erkennen. Es hat ferner den Zweck, zu sorgen, daß, was die Mehrheit für gut hält, zur Anwendung komme. Darin liegt unbestreitbar eine Härte, die jedoch durch den Trost gelindert wird, daß die maßgebende Ansicht von heute vielleicht schon morgen einer besseren Meinung weichen werde. Die Minderheit im Parlamente muß sich nur bemühen, die Mehrheit in der Bevölkerung für sich zu gewinnen und für ihre Heilslehren Verständnis zu erwecken: durch Aufklärungsarbeit in den Massen, durch rastlose Tätigkeit im Kreise der Bürger, durch Wort und Schrift und durch gutes Beispiel.

Wohin aber sind wir gekommen! Die Minderheiten in den österreichischen und ungarischen Vertretungskörperschaften haben es sich bequem gemacht. Sie verabscheuen die Mühen der Gesinnungserweckung, die Beschwerden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Aufrüttelung, die Entbehrungen emsiger Agitation. Ihnen erscheint es als einfacher und zweckmäßiger, im Parlamente den Aufruhr gegen die Ordnung zu proklamieren und sich der Mehrheit — den Faktoren, die am Tage der Wahl die größere Zahl von Mandaten vergeben — entgegenzustellen. Statt der politischen Volkserziehung haben wir jetzt überall Obstruktionen, die alle Geschmackvollen und geistig Regen der Politik entfremden und die schließlich die Parlamente bis auf den Präsidenten-Diktator herunterbringen. Wenn in Österreich zehn Abgeordnete übelgelaunt sind; wenn sie Wünsche hegen oder ein Unrecht empfinden, dann erklären sie dem ganzen Staate den Krieg, dann hindern sie die Erledigung von Gesetzen, auf die Millionen warten, dann zerbrechen sie sich selbst und den andern das kostbarste Schwert: die Volksvertretung. Gewiß, es gibt in konstitutionellen Staaten Augenblicke, in denen die Mehrheit sich übermütig über die Vernunft und Gerechtigkeit hinwegsetzt. Da kann es vorkommen, daß die Verteidiger der Gesetze gleichsam in höchster Verzweiflung zu den äußersten Mitteln greifen, um die Wahnwitzigen zur Besinnung zu bringen. Die Obstruktion gegen die Badenischen Sprachenverordnungen, die im Herbste des Jahres 1897 für Österreich einen kleinen Tisza schuf, hatte einen hohen sittlichen Wert; sie steht vor der Geschichte gerechtfertigt da. Ganz anders geartet waren ihre Nachläufer. Man kam bereits so weit, daß die Abgeordneten des allerdings am schlechtesten behandelten Volkes der Ruthenen mit der Geißel der Obstruktion über die sieben anderen Völker gebieten wollten, und dies nicht einmal um ein etwa begangenes neues Unrecht abzuwehren, sondern um einen Vorteil zu erzwingen. Die Obstruktion hat sich eingebürgert, sie ist etwas Selbstverständliches geworden. Dadurch aber wird der ordentliche parlamentarische Betrieb zur Unmöglichkeit und es entfaltet sich ein Absolutismus einzelner Abgeordneter, der schlimmere Folgen haben kann als der Absolutismus der Herrscher. Es ist hoch an der Zeit, an Einkehr zu denken! Die Bürger müßten sich aufraffen, um das Parlament vor den gewissenlosen Abgeordneten zu schützen, sonst könnte es eines Tages zu spät sein.

Graf Stephan Tisza läßt Euch sagen: Nehmt Euch in acht ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

J. J. Rousseau

Zum 200. Geburtstag am 28. Juni 1912

Von Adolf Lapp

Als die Marquise de Pompadour dem ungeselligen Jean Jacques hundert Louisdor für eine kleine Abschreibearbeit überwies, um ihn sich dadurch verbindlich zu machen, schickte ihr der Dichter das Geld, bis auf zwölf Francs, die er als Entgelt für seine Abschriften behielt, zurück. Darüber ärgerlich, sagte die Marquise zur Marschallin von Mirepoix: „Er ist wahrhaftig eine Eule." Worauf die Marschallin antwortete: „Ja — aber die der Minerva."

In schöner Übereinstimmung mit seiner Handlungsweise schreibt Rousseau in den Confessions: „Das Geld, das man besitzt, ist das Werkzeug der Freiheit, das Geld, dem man nachjagt, ist das der Dienstbarkeit. Dies ist der Grund, warum ich stets sehr zugeknöpft bin, und nichts begehre." — Wollte man allerdings diese Übereinstimmung von Theorie und Praxis mit philisterhafter Genauigkeit vom ganzen Rousseau fordern, so geriete man bei ihm, wie bei allen Bekennernaturen, in arge Verlegenheit. Die Widersprüche zwischen den Pflichte neines Vaters, die besonders im Émile mit aller Schärfe und Eindringlichkeit dargestellt werden, und den Pflichten, die sich Rousseau seinen eigenen fünf Kindern gegenüber auferlegt hat, als er sie kurzerhand ins Findelhaus steckte, lassen sich mit seiner Erklärung, er habe sich dabei als Mitglied der platonischen Republik gefühlt, nicht restlos lösen. Jedoch Widersprüche, die sich so unverhüllt zeigen, haben meistens ihre tiefere Bedeutung. Sie sind vielleicht nicht zu erklären und zu entschuldigen, sind überhaupt nicht moralisch, sondern psychologisch zu beurteilen, und wollen aus der Totalität einer Persönlichkeit erfühlt werden. Schon die regelmäßige Wiederkehr bei allen großen Bekennern erhebt den Widerspruch beinahe zum Axiom einer gewissen moralischen Überlegenheit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das mag den Schluß nahelegen, daß große Bekenner den tiefsten Gehalt ihrer sittlichen Weltanschauung gerade aus dem Kontrast schöpfen — eine Vermutung, die durch die Charakteristik, die Rousseau von seinem eigenen Schaffen gibt, bestätigt wird. Er vergleicht die Entstehung seiner Ideen mit dem Szenenwechsel in einer italienischen Oper: Eine höchst unangenehme Unordnung, die peinlich lange währt; die Dekorationen sind durcheinander geraten; ein fürchterlicher Tumult, ein Chaos — man glaubt nicht, daß etwas Rechtes daraus werden könne. Aber unerwartet entsteht aus diesem Wirrwarr das bezauberndste Schauspiel. — Sein Brausekopf vermag sich nicht den Dingen zu unterwerfen, er ist zu genialempfindlich und verträgt nicht den Druck der unmittelbaren Wirklichkeit. „Wenn ich den Frühling malen will, muß um mich her Winter sein ... Ich habe hundertmal gesagt, wenn man mich jemals in die Bastille brächte, dann würde ich dort das Bild der Freiheit malen."

Wirr und phantastisch, wie die Art seines Schaffens, war ja auch Rousseaus Leben. Er war nicht einer von den „anständigen Leuten", für die der oberflächliche Liberalismus Voltaires, der nichts mit der „Canaille", den „Lakaien, Schustern und Dienstmädchen" zu tun haben wollte, das Zeitalter der Vernunft und Aufklärung herbeisehnte. Er war kein Freund von Königen, die Salons waren ihm verhaßt, und fühlte er sich zu einer Konversation gezwungen, so verließen ihn alle guten Geister: unter dem prasselnden Feuer der ewig Schlagfertigen wurde er zum Melancholicus. Seinem schroffen und abgründereichen Charakter kann auch nicht spießbürgerliche Bescheidung und Ruhe behagen; seine Liebe für das Hochgebirge, das er den Naturfreunden entdeckte, ist auch seine Liebe zum Leben. Die Serie seiner Berufe ist bizarr, und konnte nicht die Bildung eines harmonischen und abschließenden Geistes vorbereiten. Schreiber im Bureau eines Anwalts, Kupferstecher, Herrschaftsdiener, Konvertit und Liebhaber (man kann sagen: aus Profession), Musiklehrer, Abenteurer, Sekretär beim französischen Gesandten in Venedig, später auch Privatsekretär der Madame Dupin, Opernlibrettist, Kassier eines Generalpächters, Notenabschreiber, preisgekrönter Schriftsteller der Akademie zu Dijon und endlich Bahnbrecher einer neuen Kultur, das war Rousseau.

Die Gedanken, die dem Chaos dieses unsteten Kopfes entsprangen, sind

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kein Endpunkt, sondern ein Ausgangspunkt. Sie haben sich nicht darin erschöpft, daß sie die französische Revolution einleiteten, sondern wirken weiter in jeder gegenwärtigen und zukünftigen Kultur. Sie sind nicht rückschauend gerichtet, fassen nicht die Gesamtheit einer geistigen Entwicklung zusammen, sondern eröffnen, ohne Scheu vor der Dissonanz, eine Kulturperiode, an deren Anfang wir auch heute noch stehen.

In Deutschland haben Rousseaus Ideen zunächst zwei Denker befruchtet: Goethe und Kant. Kant ließ sich besonders durch den Émile begeistern. Über der Lektüre dieses Erziehungsromanes vergißt er, der Mann der Ordnung und Regel, seinen gewohnten Spaziergang. „Ich muß den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit seiner Ausdrücke nicht mehr stört und ich ihn dann mit Vernunft übersehen kann," schreibt der Philosoph, dem von nun ab Rousseau zum Führer in der sittlichen Welt wird (Kritik der praktischen Vernunft). Er erkennt, daß Rousseau zu allererst die tiefverborgene Natur des Menschen unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten entdeckt hat, sowie das versteckte Gesetz, nach welchem, durch dessen Befolgung, die Vorsehung gerechtfertigt wird. Unter dem Einfluß Rousseaus bildet Kant wahrscheinlich auch seinen Kulturbegriff von der Metaphysik als einer unentbehrlichen, wenngleich für die Wissenschaft belanglosen Vollendung aller Kultur der menschlichen Vernunft. — Während Kant diese Anregungen zu einer Zeit empfing, als sich in ihm sein Hauptwerk vorbereitete, ging die Begeisterung des jungen Goethe zunächst nicht viel tiefer, als daß er sich während seiner leipziger Zeit durch das französische Naturevangelium zu allerhand gesundheitschädlichen Abhärtungen treiben ließ. Herder vertieft sein Verständnis; das straßburger Tagebuch ist voll von Rousseau-Exzerpten und Goethe-Werther steht in innigem Zusammenhang mit der „Neuen Heloise". Aber auch in späteren Jahren wirkt diese frühe Anregung mächtig nach. „Wilhem Meister" wird der deutsche Erziehungsroman, und im „Faust" endlich findet sich ein reicher Niederschlag Rousseauscher Gedanken. So vor allem das bedeutungsvolle Motiv aus dem „Idyll auf der Petersinsel": „Auch kommt in unseren höchsten Genüssen wohl kaum ein Augenblick vor, wo das Herz uns wirklich sagt: Ich wollte, dieser Augenblick dauerte immerdar".

Vielleicht haben diese und ähnliche Aussprüche dazu beigetragen, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rousseau zuweilen der Philosoph der Sehnsucht genannt würde. Dieses Schlagwort schränkt jedoch zugunsten einer individuellen Auffassung die Persönlichkeit Rousseaus ein. Gewiß ist die Sehnsucht eine treibende Kraft im ganzen Schaffen des Dichterphilosophen; aber sie ist es überall, wo neue Werte, neue Ideale aufsteigen. Will man überhaupt eine so vielseitige und reiche Menschennatur unter eine Formel bringen, so muß man schon den weiteren und unbestimmteren Begriff wählen, und Rousseau den Philosophen des Gefühls nennen.

Das ist das unerschütterliche und zugleich revolutionäre Prinzip von Rousseaus Weltanschauung: daß das Gefühl, als das Primäre, die geistige Erkenntnis beherrscht, und die logischen Konstruktionen nur nachträglich erfundene Romane sind, um das Gefühl zu erklären und zu rechtfertigen. Es ist die Wiederentdeckung der Seele, die unter rationalistischem Formelkram beinahe erstickt, nun wieder in ihre souveränen Rechte eingesetzt wird und statt der Vorherrschaft des Verstandes die natürliche Ordnung wieder einführt. Zunächst war allerdings diese Entdeckung durchaus nichts Revolutionäres. Sie lag sozusagen in der Luft, war von jeher Eigentum des „gesunden" Menschenverstandes, und war wissenschaftlich nicht nur im antiken Naturalismus, sondern auch in Shaftesburys ästhetischer Moral, Humes skeptischer Philosophie und in der ganzen schottischen Schule vorbereitet, die im Gegensatz zur Dialektik die Intuition und unmittelbare Erfahrung verherrlichte. Es lag aber doch in der Art wie Rousseau diesen Standpunkt vertrat, etwas überaus Gewaltiges und Umstürzlerisches. Was andere erst zu beweisen hatten, und was letzten Endes überhaupt nicht zu beweisen ist, offenbarte sich unmittelbar in seinem Genie, seiner Leidenschaft, seiner Sprache. Wo andere die Folgen zu ziehen scheuten gegen wissenschaftliche Eitelkeit, politische Zwangsverfassung und ungesunde Zivilisation, setzte er unerschrocken die neuen Kulturideale. Damit wurde das Abstraktum zum Erlebnis, die schwebende Sehnsucht zum festen Ziel. Aus dieser Konzeption heraus ringt sich gegen die intellektualistisch verbildeten Menschen der Salons und der Gesellschaft das viel zitierte und mißverstandene „Zurück zur Natur". Denn es war damit selbstverständlich mehr gemeint, als die Rückkehr zu primitiven Zuständen. Der Begriff „Natur" war hier, nicht ganz frei von rationalistischer Färbung, als eine absolute Norm der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

menschlichen Vollkommenheit genommen; in jenem mehr metaphysischen Sinn einer innersten Vernunft und Gesetzmäßigkeit, die das menschliche Leben beherrscht. Anfangs mochte Rousseau zwar glauben, daß der natürliche, unverbildete Mensch diesem innersten Gesetz am nächsten stehe. Allmählich aber modifiziert sich diese Anschauung: der „natürliche" Mensch wird mehr und mehr zu einer Fiktion des „wirklichen" Menschen; er wird, um mit Kant zu sprechen, die „tief verborgene Natur des Menschen unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten", wird Richtpunkt zur natürlichen Einstellung und Lenkung des Lebens.

Aus dieser Grundeinsicht erwachsen die neuen religiösen, politischen und pädagogischen Ideale. Die Naturreligion, äußerlich nicht viel verschieden von den Dogmen der damaligen Deisten, kehrt zurück zum natürlichen, unbeweisbaren und aus der individuellen Seele strömenden Glauben. „Ziehe dein eigenes Herz während meines Gespräches zu Rate, das ist alles, was ich verlange," sagte der savoyische Vikar in dem berühmten Glaubensbekenntnis. „Man sagt uns, das Gewissen sei ein Werk der Vorurteile; dagegen weiß ich aus eigener Erfahrung, daß es hartnäckig auf der Befolgung der Naturgebote gegen alle Menschengesetze besteht." — In der Politik führt die Schätzung des Menschen in seiner Totalität zum Kampf gegen Ungleichheit und Unfreiheit. Nicht als ob Gleichheit und Freiheit praktisch realisierbar wären — sie sollen nur Normen für die Gesetzgebung bilden, die der Macht der Dinge, die stets zu Ungleichheit und Unfreiheit neigen, steuern soll. Rousseau hält es für unmöglich, daß die großen Monarchien von Europa noch von langer Dauer sein werden. Denn „alles was Menschen gemacht haben, kann von Menschen zerstört werden; unauslöschliche Charaktereigenschaften werden nur von der Natur aufgeprägt und die Natur schafft weder Fürsten, noch reiche Leute oder hohe Herren". — Die Erziehungslehre endlich baut sich auf dem Grundsatz auf, „daß alles gut ist, wenn es aus den Händen des Schöpfers aller Dinge hervorgeht, alles entartet in den Händen der Menschen". Die Erzieher werden darum auf den Eigenwert der Jugend verwiesen: Liebt die Kinder, fördert ihre Spiele, ihre Freuden, ihren liebenswürdigen Naturtrieb! Opfert nicht die Gegenwart der Jugend für eine ungewisse Zukunft! Das sind die Grundsätze, die bekanntlich später durch Pestalozzi praktisch angewandt werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist, wie man sieht eine höchst einfache und einleuchtende Philosophie, die keiner logischen Spitzfindigkeiten und gelehrten Voraussetzungen zu ihrer Bekräftigung bedarf. Es ist sogar eine naive Philosophie aber gerade deshalb voll offener und versteckter Gefahren für eine Zeit, die ganz durchtränkt ist von witziger Sophistik. Daß die Gesellschaft und das eingesessene Literatentum sich alsbald von Rousseau abwandten, als sie bemerkten, daß es ihm nicht nur um espritvolle Phantastereien zu tun sei, ist selbstverständlich. „Ich verlange eine liebenswürdige, angenehme und rührende Philosophie," schreibt die Pompadour gegen Rousseau. „Eine Philosophie, in welcher keine trügerischen Schlüsse, keine Advokatenbeweise und vornehmlich nichts Verdrießliches anzutreffen ist." Die Folgen dieser Philosophie waren allerdings verdrießlich genug, sind aber ganz gewiß nicht auf das Schuldkonto Rousseaus zu setzen, dem seine Philosophie ein Friedensevangelium schien.

In Paris wird der 200. Geburtstag des Apostels der Freiheit, Gleichheit und Natürlichkeit mit allem Pomp und unter Assistenz des Präsidenten der Republik gefeiert. Bei uns in Deutschland wird hoffentlich dieser Tag den äußeren Anlaß dazu geben, daß auch die Allgemeinheit ein tieferes Verhältnis, nicht nur zu einzelnen Werken, wie dem Émile oder den Bekenntnissen, sondern zu dem Lebenswerk Rousseaus gewinnt. Denn das meiste von den Ideen des französischen Kulturphilosophen ist forderungsweise auch in uns lebendig. Unter dem Druck intellektualistischer Verödung und vorwiegend naturwissenschaftlich-technischer Interessen beginnt sich wieder die Frage nach der Gesamtheit des geistigen Lebens, nach den inkommensurablen Werten des Gefühls und der Intuition zu regen. Bei Rousseau wird man, auch nach weiteren hundert Jahren, die Antwort finden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesellschaft / Von Dr. Paul Adler

(Schluß)

II.

er Zusammenhang alles Menschlichen (nicht sein philosophisches Spiegelbild: Gesellschaft) ist zunächst eine Materie der Naturforschung, wie ein Zug wandernder Vögel oder Fische, wie die Strömung suspendierter Teilchen einer Flüssigkeit oder der Zug des Todes. Die Erfahrung lehrt, daß dieser Zug menschlicher Geschlechter die Erhaltung und selbst die Abwandelbarkeit der Art zu verbürgen scheint. Insofern wir daher unter Vernachlässigung aller Zeit diese Gemeinschaft im Gedanken, diese unsichtbare Kirche der sterblichen Seelen überschauen, liegt es uns nahe, von einer Menschheit zu sprechen, und wenn wir in ihren Geschicken eine gesetzmäßige Vernunft erkennen wollen, werden wir auch an eine Geschichte derselben und an Ziele glauben, die sich allerdings jenseits alles freien Willens in dem Dunkel, aus dem die Religionen entstehen, verhüllen. In wessen Brust der gereinigte Strom dieser unerklärten Anziehungen fließt, der vermag der Idee der Menschheit auch fremdes Glück und Güter, wie seine eigenen, zum Opfer zu bringen. Ihn trifft der Vorwurf des unphilosophischen Strebers: der leichtsinnigen Vermengung persönlicher und Menschheitsvorteile nicht! Doch erst wo die Natur durch die bewußte Verfolgung ihrer eigenen Lieblingsgedanken durch ihre auserwählten Repräsentanten geführt wird, können wir eine menschliche Gesellschaft als eine technische, zur Erfüllung dieser ethischen Ziele erfundene Einrichtung mit vorgeschriebenen Aufgaben der Zukunft feststellen! Daß diese Erfindung, gleich allen anderen, von der Natur ausgeht, entlastet ihren Theoretiker: Auch der Lehrer und der Ingenieur der Gesellschaft schreiben, wie sie selbst, ihre Berechtigung von keinem gemeinen Nutzen her!

Allein aus einem theoretischen Widerspruch: aus der Egozentrik der ineinandergreifenden Staatsräder, war die alteeuropäische Gesellschaft nur mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefahr ihres Bruches für die neuen bürgerlichen Ansprüche entworfen worden, und das Leid, wie auch der schädliche Gewinn mächtiger neuer Teile aus dem Frieden, als der bloßen Vermeidung heftigster Zertrümmerungen, schreibt sich deutlich aus jener mangelnden Einsicht zu hoch gestellter Praktiker her. In Jahrzehnten hat die konstruierende Hand des Gesetzes und der Wohlfahrt schon in Wichtigstem eingegriffen, noch Bedeutenderes lesbar an der Wand verzeichnet. Nur daß die Gesinnungen umzugestalten sind (und daß dies aus dem alten zeitlosen und theoretischen Geiste geschehen muß) soll hier für das lebendigste alltägliche Leben behauptet werden. Je überragender und für den gewöhnlichen Gesichtskreis übermenschlicher die Höhen der Gesellschaft sind, desto mehr erfordert ihr niederer Dienst nicht die pfäffische festtägliche Verehrung, sondern den inneren Glauben in der harten, alltäglichen Durchführung ihrer subalternen und Beamtenpflichten. Die Voraussetzung des alten hoheitlichen Staates war, daß seine Angehörigen mit allen Mitteln seiner Organisation unterworfen waren und die notwendigen Handlungen in demselben Geiste, der sie befahl, auf sich nahmen. Die Voraussetzung der sich über die alten Staaten hinaus vorbereitenden Gesellschaft ist, daß die gerechten und ebenso heilig gehaltenen Interessen aller Gesellten das einzige, oberste und bis in die kleinsten Tätigkeiten festgehaltene Ziel aller ihrer untergeordneten Handlungen seien. Die Gesellschaft ist nur ein Irrtum oder ein Vorwand, oder sie ist mit Notwendigkeit ihr eigenes ausschließliches Werkzeug: Sie garantiert Leben und menschenwürdigen Unterhalt, das heißt, alle eingebrachten biologischen Grundanteile: darin besteht ihre Gerechtigkeit, sie steht in keinem Verkehr mit dem einzelnen: das ist die Form ihrer Souveränität, sie rechtfertigt sich nur im Herzen, nicht mit philosophisch unbegründeten Sophismen. Allein sie ist nur ohne Zwang gegen den grundsätzlich Scheuen wahrhaft gesellig. Sie nehme nicht die ganze Erde in Beschlag, daß auch der Einsiedler und die Anarchie für sich auf ihrem kleinen Flecke gedeihen können. Dies erfordern die Echtwilligkeit und die zweckmäßige Ausführung ihrer immer wechselnden Handlungen. Erst wo alle diese Begriffe in die politische Macht eingekleidet sind und wie eine geistige Kirche wirken, deckt sich der bestehende logische Sprachgebrauch von der Gesellschaft mit ihrem natürlichen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ethnographischen! Es kann nicht mehr geschehen, daß die bloße Form der Gemeinschaft breiten Schichten ältere günstigere Bedingungen entzieht und ihnen dafür die Massen ihrer zwangsweisen Assignaten, z. B. der höheren nominellen Fabriklöhne, aufdrängt. Der moralische Charakter der Vereinigung erfordert indessen, daß jeder Einzelne der Gesellschaft mit ihrer eigenen Sittlichkeit: frei-verantwortlich, entgegen trete. Wo aber die mißverstandenen oberflächlichen Gewinninteressen einiger Berufsgruppen für die einzige Aufgabe der nationalen Abgrenzungen gelten, und zur Fahne des alten Staats und dem alleinigen oder hauptsächlichen Inhalt aller Gesellschaft gemacht werden, besteht vielleicht ein Wille zu einer nachgiebigen antiquierten oder modernen Form, aber nie die wahrhafte staatliche Gesellschaft selbst, in deren Namen das Gesetz alle Opfer fordert. Daß die Volksmeinung zumeist anders entscheidet liegt daran, daß sie den Widerspruch von sozialer und Standespolitik nicht einsieht, weil sie weder die Persönlichkeit, noch die Ideen so ganz von Herzen meint und zu Ende zu denken geneigt ist. Wo nur immer der Wille zum Wertlosen heute mit den Produkten einer überfließenden Industrie eingeschmuggelt wird, ist er in kürzester Zeit Volksreligion und hat alle Tempel für sich!

Diese leichtfertige Infektion des Gewinnfiebers hat zum Glück noch nicht das starke, für den Christianismus schlagende Herz des alten Europa ergriffen, sie steckt die Nerven und die Phantasien an. Allein sie setzt seiner Entwicklung (der Entwicklung seiner totschlagdrohenden Konkurrenzen zum Organismus) noch ein Hindernis mechanischer Trägheit: die Last der toten Werte, entgegen: Keinem Beobachter kann entgehen, daß die Welt in ihrer handelsgeistigen Entwicklung an bestimmten realen (man nenne sie einstweilen altertümlichen) Lebensgütern verarmt. Wie geschieht es, daß die Volkswirtschaftslehre, die doch eine Lehre von wirklichen, nicht von statistisch verzeichneten Gütern ist, die Zerstörung aller dieser guten und brauchbaren Dinge durch die Geschäftigkeit unserer Zeit überhaupt nicht erörtert? Die Erforschung einiger privatökonomischen Kosten (des Handelswertes eines Geländes, des Unterhalts eines entgleisten Gewerbetreibenden oder Kaufmannes im Großbetrieb) beruhigt durchaus nicht über die von der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wissenschaft stolz übersehenen Sorgen um die damit zunächst verursachten Verluste für die Gesamtheit. Denn daß die körperlichen und geistigen Bedingungen des Schaffens Güter sind, bestreitet man höchstens terminologisch. Aber die Umwandlung von fünfzig Gewerbetreibenden und naiven Ländern in lauter abhängige Handels- und Industrieprovinzen erscheint der ökonomischen Betrachtung als Feld zu abgelegen oder vielleicht zu steinig. Die Ideen sind trotzdem nicht weit zu holen, allein anscheinend den eingelebten Lehren nicht günstig: Nach umfassenderen, mehr psychologischen Methoden wären alle Werte, nicht bloß die durch die längste statistische Behandlung erschöpften ausgreifend zu erörtern, die inmitten wirtschaftlicher Umformungen stehende scheinbare Neuerzeugung jedesmal auf ihren noch nicht aufgezeichneten End- oder Zielwert, anstatt auf den Scheinwert des geschnürten Ballens zu untersuchen; die Fragen in bedeutenderer Weise nach der Notwendigkeit und dem Zweck, nicht nach dem zollamtlichen Mehr oder Weniger einer unwirtschaftlichen Produktion zu richten. Der gesamte ökonomische Wohlstand der einzelnen Nationen kann nicht länger in den Augen des Volkes als die große Summe der privaten Profite; der Reichtum des internationalen Verkehrs nicht dauernd als die Rechnung der in A erzielten formalen Preise, vermehrt um die mit ihnen identischen nach B geschafften Waren, aber ohne den Posten der grundlegenden nützlichen Qualitäten erscheinen. Denn das Vermögen der Menschheit in ihrem Ringen um einen Organismus muß klar erkannt und den Egoisten und Verächtern langsam aus den Händen gespielt werden, wenn ihre immense Bereicherung an Arbeitsmethoden nicht zumeist geradewegs zu ihrer Überlastung mit unnützer Arbeit ausschlagen soll. Die Formen eines künftigen Verkehrs dürfte freilich nicht der in dem allgemeinen Geist der Entgeltlichkeit befangene, atomistische Kommunismus unserer Sozialdemokratie herleihen; sie kann nur eine innere Sozialisierung der Weltanschauung langsam erschaffen, in Begleitung einer höhern als der jetzt herrschenden kaufmännischen Sittlichkeit, die alle gesellschaftliche Verantwortung stets auf den andern abwälzen will. Einen hohen Erziehungswert haben jedoch die demagogischen Armutsbewegungen bereits durch die Beschlagnahme des öffentlichen Interesses gehabt. Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anblick der von Gesetzgebung und Berufsständen, oft erzwungen, oft gegen den offenbaren eigenen Vorteil frei gewährten Unterstützung, der in das Bild der sonst schlecht gelöteten Nationen schon lange den wohltätigen Zug einer steigenden geistigen Bildung schreibt, muß gegen die zunehmende Verflachung und zynische Entartung der alten politischen Parteien immer eindrucksvoller und immer häufiger werden — und in Verbindung mit bessern als nur handelstechnischen Theorien (so wie im Mittelalter der Anblick der kleinen Kranken- und Armenpflege) den lauten Irrtum der unfreien, frei gesprochenen Zeit übertönen. Die Hunderttausende, die heute noch jedes dringendste Werk der Gerechtigkeit widerlegt dünkt, wenn seine Erfordernisse, auf das gespenstische Abakadabra des fiktiven Geldes gebracht, gegen öffentliche Verschwendung zu anspruchsvoll erscheinen, werden aus ihrer Hypnose auffahren — und erkennen, daß kein Geldpreis etwas Wichtiges über die Güte des Objektes aussagt und daß jeder im Verkehr stehende sogenannte Tauschwert eine äußerlich herausgegriffene Eigenschaft ist: die nach gewissen kaufmännischen und steuertechnischen Methoden an einem Ding am leichtesten bezeichnet werden kann (und wie eine vereinbarte Stenographie auch dafür gebraucht wird): über die hinaus aber das überwiegende Gebiet aller bei dem Umtausch vernachlässigten, heute meist in die Nachbarwissenschaften verwiesenen, innern Qualitäten den Gegenstand einer wahren politischen Wissenschaft bilden muß. Erst ihre Erfahrungen werden die moralische und die Gedankenarmut der praktischen Politik sowie die politische Vereinsamung und Hilflosigkeit des Gedankens schrittweise aufheben und dem Geist der Gesellschaft seinen erwachsenen ökonomischen Körper in die Arme führen, den wir heute erst als natürliches, nicht als politisches Gebilde ansehen können. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auguſte Rodin: Geſpräche über Kunſt

Beſprochen von Margarete Siebert

Auguſte Rodin, Die Kunſt. Geſpräche des Meiſters

(Schluß)

Mag man es noch ſo ſehr bedauern, — das ganz feine Kunſtwerk, und ſei es noch ſo großartig, wird nur für den Kenner geſchaffen. Nur er kann auch ſeine geiſtige Tiefe erſchöpfen und verkünden. Er mag noch ſo viele andre fortreißen, bis ſich die bewundernde Bewegung faſt wie volkstümlich darſtellt; ein klar erkennender Geiſt muß ihr die Wege gewieſen haben. Auch Goethe hat Herolde gebraucht. Und wie tief iſt denn die Bewegung, die ihn zum Mittelpunkt hat, wirklich in die Maſſe gedrungen? Trotzdem ſie wohl populär iſt wie kaum je in Deutſchland eine andre künſtleriſche war. Aber die Maſſe läßt ſich überhaupt nur von zwei Idealen erfaſſen, die im Grunde auch nur eins ſind: von dem religiöſen und dem politiſchen. Kunſt iſt ihm ſo gut wie nichts, ſofern ſie nicht in den Dienſt dieſer beiden Ideen tritt.

So liegen die Dinge, und nur der Troſt bleibt, — aber er iſt hinreichend, — daß es auch ſchon zu Zeiten ſo war, die dennoch ganz großer Kunſt zur Geburt verhalfen. Auch der griechiſche Künſtler, der der Renaiſſancezeit, gingen nur ſcheinbar vom Stoff aus. Dem Volke wurde wohl ihr Werk durch den Stoff wichtig. Aber für den Künſtler war gerade durch die unzählige Wiederholung das Stoffliche in einem Grade überwunden, wie es ſich die heutige Zeit kaum vorzuſtellen vermag. Glücklich waren die Künſtler von damals nur deshalb, weil ſich hier das volkstümliche Ideal mit den Zwecken der Kunſt deckte, ohne dasſelbe zu ſein.

Der Künſtler arbeitet für den Kenner. Sogar für den feinſten und tiefſten. Das engere Publikum, an das der Künſtler bei ſeiner Arbeit wirklich denkt, wird immer nur ganz klein ſein. Wenn es anders iſt, — Kunſtwerke,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei denen es auf Massenwirkung abgesehen ist, pflegen die Spuren davon nicht zu ihrem Vorteil an sich zu tragen.

Auch der Kenner verachtet das gedanklich Stoffliche nicht. Auch er wird vom großen Stoff ergriffen, fortgerissen, und erlebt durch ihn andre Wirkungen als durch den unbedeutenden. Aber anders als die Masse. Nicht so geradezu. Ihr mag das Stoffliche, die Idee, auch in einer groben, lahmen, ganz unzureichenden Form noch rührend sein. Für den Kenner ergibt sich aus dem großen Stoff vor allem die Forderung nach dem großen Stil.

Diese Forderung gibt auch Rodin zu, da und dort. Aber es heißt weiter: (S. 228)

Ich, (der Famulus spricht hier), betrachtete die Illusion, des Ikarus Tochter. Sie ist dargestellt als ein Engel in strahlender Jugend. Mit breiten Flügelschlägen hat sie sich hinauf zur Sonne geschwungen, da trifft sie ein jäher Windstoß und schleudert sie auf die Erde zurück, wo ihr liebliches Gesicht an einem Felsen jäh zerschmettert wird. Aber ihre unversehrt gebliebnen Flügel sind noch in Bewegung, und da sie unsterblich ist, ahnt man, daß sie ihren Flug bald wiederholen wird, um wieder ebenso grausam wie das erstemal auf die Erde zurückzufallen. Ewig jung und ewig enttäuschend ist die Hoffnung.

Die Kentaurin:

Der menschliche Oberkörper dieses Fabelwesens streckt sich verzweiflungsvoll einem Ziel entgegen, das seine ausgestreckten Arme nicht erreichen können; aber die Hinterhufe klammern sich, eine Stütze suchend, an den Boden, und das massige Hinterteil des Tierkörpers macht alle Anstrengungen zu nichte. Man sieht, daß eine furchtbare Teilung der beiden Naturen, woraus das arme Geschöpf besteht, vor sich geht. So ist diese Kentaurin das Abbild der Seele, deren emporstrebende Wünsche in den körperlichen Niederungen wie im Schlamm stecken bleiben.

Aus Themen solcher Art, sagt Rodin, kann, so glaube ich, der Gedanke mühelos herausgelesen werden. Sie beleben ohne fremde Hilfe die Einbildungskraft des Beschauers und regen die Phantasie, ohne sie einzuengen, zu freier Betätigung an. Das ist meiner Meinung nach die Aufgabe der Kunst. Alles, was sie schafft, muß dem Gefühl den Vorwand liefern, sich in unbestimmter Weise zu entwickeln.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kunst wäre dazu da, dem Gefühl einen Vorwand zu schaffen, sich in unbestimmter Weise zu entwickeln?

Das ist sehr bescheiden.

Nur: Rodins Kunst tut ganz sicher etwas sehr Bestimmtes. Was kann nicht alles dem Gefühl einen Vorwand liefern, sich auf eine unbestimmte Weise zu entwickeln? Ganz gleichgültige Dinge, die mit Kunst gar nichts zu tun zu haben brauchen. Rodins Gestalten vergißt niemand, der sie einmal gesehen hat. Aber denkt er an sie zurück, so fallen sie ihm gewiß nicht ein, weil sie diese oder jene Idee darstellten, die Illusion, den Gedanken, die Verzweiflung, was sonst noch, — da kann ein Name beinahe für den andern stehen. Wer weiß denn die Geschichte, die Rodin von seinen Bürgern von Calais erzählt, und die sie nach seiner Meinung eindringlich predigen sollen? Unter Deutschen gewiß nur sehr wenige. Aber sogar der allerunkünstlerischste Beschauer wird diese Gestalten im Gedächtnis behalten. Die ungeheure Intensität dieser Form hämmerte sich ihm ins Gedächtnis. Daß hier künstlerische Energie allen Stoff restlos bezwungen hat, — auf die Größe dieser Energie kommt es an und auf die Größe des Kunstinstinktes und Kunstverstandes, die hier Materie vollkommen bezwangen. Die Ideen, die hier dargestellt werden, sind nicht sehr tief oder originell. Die Illusion, die Verzweiflung, den Gedanken, bildhauerisch ausdrücken zu wollen, — das wäre ein sehr kleines Verdienst. Es ist nur so sonderbar, das Rodin selbst je auf den Gedanken kommen konnte, sich ein so zweifelhaftes Verdienst zuzuschreiben. Daß er der Meinung ist, als käme eine so flache Allegorie bei seinen Werken überhaupt in Betracht.

* * *

Nun, glücklicherweise ist Rodin leichtherzig genug, sich kaum selbst darum zu kümmern, was er soeben noch selbst behauptet hatte. Wenige Seiten weiter steht: (S. 232)

Mit einem Wort, man muß den Themen, die man behandelt, nicht allzuviel Bedeutung beilegen. Zweifellos haben sie ihren Wert und tragen auch viel dazu bei, das Publikum anzuziehen. Aber die Hauptsorge des Künstlers muß darin bestehen, die Muskulatur so lebendig wie möglich zu gestalten. Auf das Übrige kommt es wenig an. Der Künstler kann sich des Suchens nach dem Symbol enthalten.

Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Und vergnügt bildet Rodin einen Faun, der eine Nymphe mit zärtlicher Gewalt ans Herz drückt, aus einem Pygmalion um, deſſen Inbrunſt auf alle mögliche irdiſche und tranſzendentale Weiſe gedeutet werden konnte. Und Rodin kommt dem Weſentlichen ganz nahe, wenn er ſagt: In Wahrheit iſt bei der Kunſt alles Idee, alles Symbol.

Gewiß. Darum iſt auch bewußtes Symboliſieren nur ein Pleonasmus.

* * *

Rodin hat eine ausgezeichnete Arbeitsmethode. In ſeiner Werkſtatt ſind fortwährend einige auserleſen ſchöne Aktmodelle um ihn. Er arbeitet, zeichnet, formt; dabei wirft er hin und wieder den Blick auf die Männer und Frauen, die ſich da um ihn bewegen; eine Stellung entzückt ihn; ſie erſcheint ihm als ausdrucksvoll; er bittet das Modell, innezuhalten, bis er, — in ſehr ſchneller Arbeit, — dieſe Stellung, dieſen Ausdruck fixiert habe.

Das iſt ganz künſtleriſch empfunden und durchgeführt. Das könnte niemand zweckentſprechender machen. Aber nicht ſo ganz in den Kern treffen die Ausführungen, die der Meiſter an dieſe Arbeitsweiſe knüpft. Leidenſchaftlich beteuert er, daß er Natur und nur Natur und nichts wie die bloße Natur bilde; ja, daß er die Natur bloß abſchreibe. Zwar muß er ſich danach ſelbſt zum Zugeſtändnis herbeilaſſen: ja, freilich hebe ich heraus, worauf es mir ankommt. Ja, freilich durchdringe ich Natur mit Geiſt. Aber iſt Geiſt denn nicht auch Natur.

Was iſt „Natur" an ſich? Es ſteht ganz gewiß mit allen dieſen Dingen ſo: Da iſt die Natur, und auf der andern Seite die Kunſt. Und dazwiſchen ſteht der Menſch, der von der einen Seite alles empfängt, um nun die neue Welt drüben zu bauen. Aber voneinander ſcharf abgeſonderte Welten ſind Natur und Kunſt. Und jede hat ihre eignen, nur ihr eigentümlichen Geſetze. Wohl ſpeiſt ſich die Kunſt ununterbrochen von der Natur. Aber ſie iſt dennoch ganz ſelbſtändig, und darf verlangen, auch ſo gewertet und beurteilt zu werden. Es bedeutet den Anfang vom Ende alles Kunſtrichtertums, wenn an das Kunſtwerk nur der Maßſtab gelegt werden ſollte, den die Natur oder beſſer die natürliche Erfahrung gibt. Wohl wäre es ein vernichtender Tadel, wollte von einem Kunſtwerk mit Recht geſagt werden,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es sei unnatürlich. Denn das hieße, daß der große Zusammenhang mit dem Urgrund abgeschnitten ist. Doch es bedeutet ebenso wenig ein Lob, wollte man dem Werk kein andres Wort gönnen, als daß es so „natürlich" sei. Und vor Rodins Werken fällt dieses Urteil ganz gewiß zu allerletzt oder gar nicht ein. Aber Rodin ist so ganz Künstler, daß auch sein natürlichster Instinkt nur künstlerisch ist. Daß er sein im höchsten Grad künstlerisch entwickeltes Sehen für ganz „natürlich" hält. Daß ihm seine übergewaltige Stilisierung überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt.

* * *

In dem Büchlein steht noch vielerlei. Feine und gütige Sachen, auch künstlerisch sehr Wertvolles, besonders da, wo Rodin es aufgibt, über allgemeine Grundsätze zu philosophieren, sondern auf seine Arbeitsweise im einzelnen eingeht. Was er von der Verschiedenheit der Technik, des Aufbaues zwischen den Bildwerken der Griechen, insbesondere des Phidias, und denen der Hochrenaissance, vor allem Michel Angelos, sagt, ist einfach vortrefflich. Es spricht von der verschiedenen Rhythmik in beiden Kunstrichtungen, und beweist, — unter praktischen Arbeiten, er formt je eine Statuette nach den beiden Prinzipien, — bei der Antike trotz aller Einfachheit eine größere Mannigfaltigkeit der Richtungen, vier ausgesprochne, die, weil sie sich um ihrer Zahl willen nur zarter bemerkbar machen können, den Eindruck eines vielfältigen und doch auf sanfte Anmut gestimmten Lebens erzeugen. Michel Angelo dagegen bindet seine Absichten in zwei Hauptrichtungen ein, um eine ungemeine zähe Kraft des Ausdrucks zu erreichen. Rodin vergleicht sein Werk mit dem der gothischen Künstler, die auch nur so wenige Richtungslinien kannten, und erinnert an Michel Angelos Wort, daß nur die Werke gut wären, die man von der Spitze eines Berges herabrollen könnte, ohne daß etwas daran zerbräche.

* * *

Rodin spricht auch über Farbe. Mit Recht bezeichnet er seinen Stil als malerisch und versteht darunter ebenso wie der Sprachgebrauch des Kunstforschers, daß es ihm vor allem auf die Wirkung von Licht und Schatten ankomme. Aber er geht weiter und kommt schließlich dahin, daß er über-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haupt keinen Unterschied zwischen farbiger und linearer, also zwischen malerischer und zeichnerischer Ausdrucksform anerkennen will. Er steigert sich endlich bis zu Aussprüchen, daß Farbe und Zeichnung einander immer nur entsprechen könnten; daß, fast wie einem Naturgesetz zu lieb, das eine gar nicht um des andern willen vernachlässigt werden könne.

Gewiß, jeder große Künstler findet sich den entsprechenden Ausdruck für sein Erleben. Aber es kommt doch auch bei sehr begabten Naturen sogar ganz außerordentlich darauf an, unter welche Tradition sie gestellt wurden, durch ihre Schule. Nur in ganz seltnen Fällen scheint malerisches wie zeichnerisches Vermögen ganz gleich entwickelt zu sein, etwa bei Jan van Eyck, bei Holbein. Dagegen beweisen z. B. kleine Skizzen in der Akademie in Florenz, daß sogar in einem so fast ausschließlich zeichnerisch arbeitenden Künstler wie Boticelli dennoch malerische Anlagen gelegen haben müssen; sie verkümmerten nur unter dem Druck der rein zeichnerischen Tradition seiner Heimat. Es kommt ja nicht darauf an, daß nicht auch bei hervorragend zeichnerisch begabten Künstlern das Bild nicht farbig, sogar angenehm farbig sein kann, oder daß bei den wahren „Malern" nicht auch die Konstruktion des Knochengerüstes, die Bewegung richtig und deutlich zum Ausdruck gebracht wird. Sondern hier gilt, durch welche Mittel das besondre innere Leben des Künstlers in Form umgesetzt ward. Und da wird schon das Sehen der Außenwelt, der „Natur" von der Anlage und der Schulung abhängen. Und der „Maler" wird farbige Eindrücke haben und von ihnen ausgehen, während der Zeichner in derselben Außenwelt die Linie und Architektur bemerkt.

* * *

Niemand wird Rodin seine Ungenauigkeiten übelnehmen. Er ist ja nicht dazu da, um Kunstbetrachtung zu treiben. Und das Büchlein über ihn ist um seiner Persönlichkeit willen viel zu liebenswürdig, bietet auch an hundert Stellen zu viel des Interessanten, als daß nicht für seine Darbringung von Herzen gedankt werden sollte. Es ist ja doch auch eine höchst bemerkenswerte Erscheinung, wenn ein so großer Künstler wie Rodin aber auch gar nichts mit irgend einer Theorie zu tun hat, daß sein Schaffen wirklich ganz rein instinktiv ist, in allem, was die Urgründe angeht. Für den andern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bildenden Künstler kann nichts daraus geschlossen werden. Ein andrer mag sich da ganz anders verhalten. Oder auch ebenso. Rodin hat jedenfalls für sich anzuführen, daß ihm die Hauptsache, sein Werk, ganz geglückt ist.

Doch auf dem schweren Wege, den die Wissenschaft zu gehen hat, die sich um die Quellen des künstlerischen Schaffens bemüht, und auf dem sie sich so sehnsüchtig nach Hilfe unter den Künstlern selbst umschaut, bringt auch dieses Buch über die mancherlei Gedanken eines ganz Großen in betreff seiner Kunst dennoch um keinen Schritt weiter.

Im Gran Chaco / Von Rudolf Johannes Schmied

(Schluß)

Vor einem großen Rancho nahe am Flusse stand der Spanier Don Patricio, ein großmächtiger dicker Mann, und winkte den Ankommenden zu. Don Tiburcio, der Friedensrichter des Ortes, kam grüßend langsam ans Ufer. Er war in Hemdsärmeln und trug ausgetretene baskische Pantoffeln.

Der Patagonier sprang aus dem Boot und zog es ans Land.

„Guten Abend, Caballeros!" rief Don Patricio. „Sie kommen spät, jetzt gleich zu Tische! — Benoît, auf morgen die Geschäfte!"

Man begab sich in den großen Rancho, wo in einem Zimmer ein Tisch gedeckt war.

Vor dem Rancho unter einem Strohdach hingen an Haken rohe Fleischstücke von Rindern und Schafen; Don Patricio war auch der Schlächter des Ortes.

Ein Mann mit schwarzem Spitzbart, in Khakianzug und Schaftstiefeln, trat ein.

Der Spanier stellte vor: „Don Serapio Medina, der neue Kommissar von Anacleta."

„Man hat ihn aus Resistencia hierher versetzt," rief er lachend, „weil er den dortigen Schlächter immer wieder einsperren ließ, wenn er ihm kein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fleisch pumpen wollte! Wir werden schon besser miteinander auskommen, nicht wahr, Don Serapio?!"

Der Kommissar runzelte flüchtig die Stirn und gab keine Antwort.

Man setzte sich zu Tisch. Eine alte Mulattin servierte.

Es gab Fleischsuppe mit Maiskolben und ein Lamm, am Spieß gebraten. Ein Heer von Insekten umschwärmte die Lampe auf dem Tisch. Große, schwarze und braune Käfer schlugen gegen die Glasglocke und gegen die Köpfe der Essenden. Einige fielen in die Teller. Ein kleiner, zottiger Hund sprang im Zimmer umher, schnappte gierig nach den Käfern, zerbiß sie, daß sie wie Nüsse krachten und verschlang sie. —

Nach dem Essen wurde der Tisch ans Flußufer gebracht; der Mond war bereits aufgegangen. Schwarz stand der Urwald am jenseitigen Ufer. In der Ferne hörte man den Gesang des Nachtvogels.

Ein Teil der Gesellschaft begann Karten zu spielen.

Karlos spazierte im Ort umher; er bestand aus etwa zwanzig Lehmhütten. Die Bewohner waren meist Guaranys, zum Teil Knechte Don Patricios.

Einige zerlumpte Männer und Weiber saßen vor ihren Hütten und rauchten Zigarren.

Magere Hunde trieben sich umher; auf vereinzelten Sträuchern schliefen Hühner.

Aus nahen Tümpeln hörte man das Quaken von Fröschen. Es klang wie klagendes Weinen neugeborener Kinder.

Vor einer kleinen Schenke, die von einer qualmigen Öllampe erhellt war, saß auf einem Ochsenschädel Napoleon de los Andes und spielte die Ziehharmonika.

Karlos setzte sich nicht weit von ihm auf einen umgestülpten Bottich. Ein Gefühl von tiefer Niedergeschlagenheit und Melancholie war plötzlich über ihn gekommen.

Die einförmigen Töne der Ziehharmonika wurden ihm unerträglich; er stand auf und ging zum Patagonier.

Napoleon de los Andes unterbrach sein Spiel und stand auf.

„Wo mag wohl der Stamm der Macás sein?" fragte ihn Karlos.

Der Indianer hob langsam die Rechte und zeigte nach Norden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wann war hier der letzte Überfall der Tobas?" fragte Karlos weiter.

„Vor etwa zwei Jahren, Patron."

„Wen fürchtet Ihr mehr, die Tobas oder die Macás?"

Napoleon zuckte kaum merklich die Achseln und lächelte: „Die Tobas und die Macás sind arme Teufel."

Nach einer Weile aber hob er bedächtig die Hand und zeigte nach Nordwesten. „Dort hinter jenen Wäldern," sagte er mit leiser, düsterer Stimme, „weit, weit hinter jenen Wäldern leben die bösesten Indianer der Welt. Sie haben weiße Haare und rote Augen und wohnen im dichsten Dickicht des Waldes. Selten sieht man sie; aber Gott bewahre mich vor ihnen!"

Karlos sah eine Weile gedankenvoll in der Richtung der Wälder; dann kehrte er zu seiner Gesellschaft zurück.

Man hatte bald das Spiel beendet.

„Don Patricio, mit Ihnen spiele ich nicht mehr," sagte der Kommissar und lachte geärgert.

„Trösten Sie sich," antwortete Don Patricio, „morgen bekommen Sie Ihre Revanche!"

Die Mulattin brachte schweren spanischen Rotwein. Man trank und unterhielt sich.

Der Friedensrichter ging, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, in Gedanken versunken langsam auf und ab.

„Haben Sie das Leben Jesus von Renan gelesen?" wandte er sich an Karlos. Ich las es vor einigen Wochen; es gab mir manches zu denken."

„Es ist ein sehr berühmtes Buch, aber gelesen habe ich es nicht," antwortete Karlos.

„Sie sind ein Gelehrter," sagte der Spanier und klopfte dem Friedensrichter lächelnd auf die Schulter.

Der Friedensrichter schüttelte den Kopf: „Das bin ich leider nicht, Don Patricio."

„In Deutschland lebt ja der große Philosoph Nietzsche, der erstaunliche Dinge geschrieben hat. Sie waren lange in Deutschland, Don Karlos; — sind Sie ihm jemals persönlich begegnet?"

Der Kommissar brummte: „Jetzt bin ich schon vierzehn Tage hier und man hört Sie von nichts anderem reden, als von diesem Nische!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ja, Don Tiburcio, Nietzsche ist ein großer Philosoph," antwortete Karlos, „jedoch begegnet bin ich ihm nie; er lebt ganz zurückgezogen; schon seit langem ist sein Geist umnachtet."

„Ich habe auch schon davon gehört," sagte der Friedensrichter. „Es ist etwas Gefährliches um das tiefe Denken; große Männer bringen uns kleinen Menschen das Licht, um selbst oft in Nacht unterzugehen. — Seit meiner Kindheit kenne ich nur die Trostlosigkeit des Chaco und der Pampa; mir sind die Bücher alles."

„Und hier am Orte ist es schon ganz und gar ein Hundeleben," rief der Kommissar; „man kann nichts tun als trinken! Will man Weiber, muß man nach Assuncion und da ist auch nichts los; Carajo, wenn ich bedenke, daß ich noch vor drei Wochen in Buenos Aires war!" Er erzählte einige Weiber- und Spielergeschichten.

„Auch der Hinrichtung eines Neapolitaners habe ich beigewohnt," fuhr er fort. „Es war zu komisch: seine Beine schlotterten, als man ihn zum Richtplatz führte; er warf die Arme in die Höhe und brüllte immerzu: ‚Ich will nicht! Ich will nicht!'" Der Kommissar lachte laut.

„Armer Teufel!" meinte Don Patricio und lächelte vor sich hin. — Man trank, bis der Morgen begann. Berauscht erhob man sich, um schlafen zu gehen. Karlos und Benoit schliefen in Don Patricios Rancho.

* * *

Fliegen, die sich immer wieder auf sein Gesicht setzten, weckten Karlos gegen Mittag; sein Kopf schmerzte ihm heftig. Er zog sich an und trat ins Freie. Draußen brütete die Hitze.

Karlos hielt sich an einem Pfosten fest, einen Augenblick wurde ihm schwindlig.

Rechts vom Rancho, im Schatten eines rotblühenden Zeibos, saßen Don Patricio und Benoit und unterhielten sich. Weiter entfernt stand der Kommissar und schoß mit seinem Revolver nach einer Konservenbüchse auf einem langen Pfahl.

Jetzt erschien auch der Friedensrichter und man setzte sich zu Tische.

Man schwieg mürrisch und aß wenig. Ein Schwarm Fliegen umsummte die Speisen. Das Tischtuch strotzte von Wein- und Fettflecken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Draußen flimmerte die Luft in der Sonnenglut.

Unter dem Strohdach hingen noch die Fleischstücke von gestern, von der trockenen Hitze eingeschrumpft. Dicht vor der Tür hing ein neugebornes Kalb, schwarz, glatt und unbehaart.

Auf der Schwelle lag ein großer gelber Hund und leckte unaufhörlich an einer Wunde an seiner linken Hinterpfote.

„Don Patricio, Ihnen scheint Ihr Tischtuch noch nicht schmutzig genug zu sein!" bemerkte der Kommissar gähnend.

Der Spanier lachte: „Lieber Freund, Sie wissen, ich bin Optimist und halte mich an die noch reinen Stellen!"

Karlos blieben die Bissen im Halse stecken: immer wieder mußte er nach dem neugebornen Kalb hinschielen.

„Das bekommen wir heute abend serviert," dachte er.

„Jetzt nach Tische sofort zum Schluß der Geschäfte," wandte sich Benoit an den Spanier, „heute abend will ich wieder in Asuncion sein."

„Nach Tisch schlafen wir uns erst mal gehörig aus, mein lieber Benoit," lachte Don Patricio, „und dann beenden wir unsere Geschäfte, man darf nichts übereilen! Wir haben heute Vollmond: in der Kühle der Nacht begleite ich Sie und Don Karlos zu Pferd bis zum Paraguaystrom. Dort kann Sie Napoleon mit dem Kanu erwarten."

„Ich bin dergleichen Meinung," rief Karlos erfreut, „nach den beiden letzten Nächten fühle ich das Bedürfnis, mich endlich gründlich auszuschlafen!"

„Eh bien nom d'un nom," murmelte Benoit und schüttelte resigniert den Kopf.

* * *

Kurz vor Mitternacht stiegen Don Patricio, Karlos, Benoit und ein Knecht zu Pferd und ritten, den dichten Urwald meidend, in der Richtung des Paraguaystromes.

Der Weg führte durch Steppen und Palmenhaine und an Lagunen vorbei.

Der Mond schien taghell.

Einmal befahl Don Patricio dem Knecht, eine vereinzelt stehende Palme anzuzünden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Knecht stieg vom Pferd, kletterte die Palme hinauf und steckte die Krone an. Prasselnd brannte sie ab. Der Stamm fing Feuer und flammte wie eine ungeheure Kerze, in weitem Umkreise die Steppe beleuchtend.

Aus dem nahen Urwald flog ein Adler empor. Wie ein Riesenfalter hob er sich vom hellen Nachthimmel ab. —

In der Ferne tauchte eine Hütte auf.

„Da sind wir ja schon bei Doña Xaviera," sagte der Spanier, „sie soll uns einen Mate kochen. Wenn es auch spät ist, für einen Peso tut sie es schon."

Hundegebell erscholl, als sie sich dem Rancho näherten.

Don Patricio ritt bis dicht vor die Schwelle der Hütte, klatschte in die Hände und rief: „Ave Maria! — Machen Sie auf, Doña Xaviera, und machen Sie uns einen Mate; es sind Gäste da!"

„Wer ist da?" ertönte nach einer Weile eine verschlafene Frauenstimme aus dem Innern.

„Don Patricio und seine Freunde!" antwortete der Spanier.

Kurz darauf erschien auf der Schwelle ein altes, hageres Guaranyweib im Hemd, mit wirrem Haar und verschlafenem Gesicht.

Sie reichte Don Patricio die Hand zum Pferd hinauf und sagte gähnend: „Steigen Sie nur ab, Patron, ich werde gleich Feuer machen."

Dann begrüßte sie die andern, ging in die Hütte und kehrte mit einem Ochsenschädel und zwei zerfetzten Strohstühlen zurück. Sie machte ein Reisigfeuer auf dem Herd und stellte einen Kessel mit Wasser darauf.

Die Reiter waren indessen abgestiegen.

Gleich danach trat ein kleiner, nackter Junge mit struppigem Haar unter die Tür. Er rieb sich die Augen und blinzelte die Angekommenen an.

„Pedrito, komm her, schlag einen Purzelbaum; ich gebe dir zwanzig Zentavos!" rief Don Patricio.

Der Kleine kam freudig angelaufen, schlug einige Purzelbäume und streckte dann die Hand nach ihm aus.

Der Spanier gab ihm lachend einige Klapse auf den Hintern: „So, für heute hast du genug, die zwanzig Zentavos ein andermal!"

Der Kleine rieb sich die geschlagene Stelle, lief zur Hütte zurück, drückte sich an die Wand und sah schmollend zu dem Spanier hinüber.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In diesem Augenblicke sah man in einiger Entfernung mehrere Gestalten auftauchen. In ihrer Mitte trugen sie eine Bahre.

Pedrito sprang ihnen neugierig entgegen. Gleich darauf aber stürzte er lautheulend zurück: „Mamita, Mamita, man hat Torribio den Hals abgeschnitten!"

Die Alte kam langsam aus der Hütte; vor der Schwelle blieb sie stehen.

Der Zug näherte sich. Einer der Männer trat aus der Gruppe heraus, nahm den Hut ab, schritt auf die Alte zu und sagte: „Doña Xaviera, hier bringen wir Ihren Sohn. Er ist von Garmendia beim Holzfällen in den Quebrachowäldern ermordet worden.

Die Alte starrte den Mann an.

„Den ganzen Tag waren wir in der Hitze unterwegs," fuhr er fort. „Er mußte doch ein christliches Begräbnis in der Nähe von Menschen haben. — Von Rancho zu Rancho haben sie uns fortgewiesen; sie wollten keinen fremden Toten in ihrer Nähe haben. Nun bringen wir ihn hierher."

Die Alte starrte ihn noch immer an.

Die übrigen Männer hatten sich inzwischen bis auf einige Schritte genähert und stellten die aus Zweigen geflochtene Bahre auf die Erde.

Der Kopf des Toten war mit einem Poncho bedeckt; starr und wachsgelb ragten die Füße über die Bahre hinaus. —

Die Alte ging langsam auf den Toten zu, hob den Poncho in die Höhe und schluchzte laut auf: „Jesus Maria!"

Karlos sah die klaffende Wunde an seinem Halse und wandte sich erschauernd ab.

Der Geruch beginnender Verwesung ging von der Leiche aus. —

Die Alte kehrte mit schleppenden Schritten in die Hütte zurück, kam mit einem Spaten heraus und begann nahe beim Rancho unter einer Agave in die schwarze, weiche Chacoerde zu graben.

Der Spanier trat zu ihr hin und sagte: „Doña Xaviera, überlassen Sie uns diese Arbeit."

Die Grube war bald gegraben. In seinen Poncho gehüllt senkten die Männer den Toten hinein.

Die Alte und der Kleine knieten am Grabe nieder und murmelten Gebete. Sämtliche Anwesenden bekreuzten sich.

Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Als das Grab zugeschaufelt war, legte Don Patricio der knienden Alten die Hand auf die Schulter und sagte: „Gott tröste Sie, Doña Xaviera!"

Dann stiegen die Reiter auf. Schweigend ritten sie fort.

Nach einer Weile hielt Karlos sein Pferd an und sah nach der Hütte zurück.

Die Alte und der Knabe knieten noch immer am Grabe. Die Männer, die den Toten gebracht hatten, waren aufgebrochen und verschwanden in der Dunkelheit eines nahen Gehölzes In der Ferne sah man den noch glühenden Strunk der Palme.

Der Morgen begann langsam zu dämmern. —

Nach einer Weile langten die Reiter am Paraguaystrom an. Am Rande des Urwaldes, an der Mündung des Rio-Negro, wartete Napoleon de los Andes mit dem Kanu.

Die Sonne stand schon hoch, als er Karlos und Benoit über den Strom nach Asuncion hinüberruderte.

Rundschau

Maßregelung des Strauß-gegners

Es lebe der unabhängige Schriftsteller! Im heutigen Kampf der Interessen wird er gerade so zerrieben wie man in der Politik unbequeme Gegner loskriegt durch Maßregelung. Was hat R. Strauß mit Bach zu schaffen? Ich bitte den Leser, sich diese Frage klar zu beantworten, ehe ich die Geschichte erzähle, um die es sich handelt.

Wagen wir einen Vergleich? Bachs Tonsprache redet so natürlich, fließend, folgerichtig, dabei immer gewichtig, bestimmt und klar; des andern Mund scheint nur verblüffen zu wollen, und während er nach dem Interessantesten sucht, findet er das Langweiligste. Die griechische Stilistik verlangte zu ihrer Zeit das Neue verständlich und das Verständliche auf eine neue Weise gesagt. Genau dies ist es, was Bach erfüllt, und woran es R. Strauß mangelt, indem er das Neue unverständlich, und das Unverständliche in derselben alten Weise singt. Wo sind denn die Musiker von Ruf, die das widerlegen können?

Generalmusikdirektor Prof. Dr. Schillings selber — auf den wir jetzt zu sprechen kommen — hat vor dem Antritt seiner Stuttgarter Stellung dem Kritiker des dortigen Hauptblattes so bedenklich von der Salome-Musik gesprochen, daß es sogar in seiner Musikgeschichte zu lesen war: Schillings

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheine im Begriff zu stehen, sich von R. Strauß loszusagen. So bestimmt waren die Bedenken. Natürlich machte man den Verfasser der Musikgeschichte mit heiterer Ironie darauf aufmerksam, wie unzutreffend diese Annahme sei. Die Musikpolitik des Prof. Dr. Schillings ließ auch in vier Jahren keinen Zweifel darüber aufkommen, wes Geistes Kind der neue Generalmusikdirektor war.

Nun, sollte er denn nicht das Recht haben, seiner Überzeugung den nötigen Nachdruck zu geben? Oh, gewiß! Nur muß das in einer Art geschehen, daß fremde Überzeugung durch die Mittel des Gedankens gewonnen werde. In Verbotform ausgedrückt: er darf den Gegner nicht knebeln. Diese Kampfesweise wird sogar in der Politik als unschicklich empfunden, wie viel mehr in einer so zarten Sache, wie es die Musik ist.

Und doch! Der Schriftsteller, dem Prof. Dr. Schillings seine Bedenken gegen die Salome eröffnet hatte, als jener noch für eine große Tageszeitung schrieb, eben derselbe ist von Prof. Dr. Schillings gemaßregelt worden, weil er sich, von jener Tageszeitung weggedrängt, nach vier schweigsamen Jahren, zum erstenmal wieder erlaubt hatte, in Stuttgart gegen R. Strauß etwas vorzubringen.

Ich verschweige nicht, daß ich selber der Gemaßregelte bin.

Im Januar 1912 hatte ich vom Württembergischen Bachverein den Auftrag bekommen, Erläuterungen zum Bachfest zu schreiben. Diese waren fertig, gutgeheißen und im Druck, als der verbrecherische Artikel gegen R. Strauß erschien. Sofort erklärte Prof. Dr. Schillings, er entziehe sich dem Feste, wenn meine Erläuterungen erschienen. Infolgedessen hielt mich derselbe Württembergische Bachverein, der mir als „bestem Bachkenner Stuttgarts" den Auftrag erteilt hatte, nicht mehr für würdig, über Bach der Öffentlichkeit etwas kundzutun, und gab mir das Manuskript, nachdem ich schon Korrekturabzüge in Händen gehabt hatte, ohne weiteres zurück. Das Honorar wurde bereinigt, mein Name unterdrückt. Natürlich fand sich noch ein besserer als der beste Bachkenner, der die Lücke füllte.

War jener Artikel so ausfallend, daß Prof. Dr. Schillings unbedingt ablehnen mußte, meinen Namen mit dem seinigen verknüpft zu sehen? Guten Gewissens muß ich mit Nein antworten. Hierbei berufe ich mich darauf, daß der Aufsatz ziemlich getreu dem letzten Stück einer Vortragsreihe entsprach, die ich öffentlich, im Dürerbunde, über Geschichte der Symphonie gehalten hatte. Damals fanden sich die Zuhörer sehr befriedigt, daß ich R. Strauß nicht mit Berlioz und Liszt auf die gleiche Stufe gestellt hatte, und niemand fühlte sich etwa veranlaßt, als Staatsanwalt der Straußischen Großmacht Klage beim Gericht zu erheben. Auch Prof. Dr. Schillings dachte nicht daran. Er hoffte mich durch die Maßregelung viel schwerer zu treffen.

Was seinen Ärger begreiflich erscheinen ließ, war ein ungutes Zusammentreffen des Artikels mit einer Besprechung in Sachen des Festes. Allein es wird jedem, der im öffentlichen Leben steht, bekannt sein, daß nicht der Schriftsteller, sondern der Redakteur den Zeitpunkt bestimmt, wann ein Beitrag (vollends ein keineswegs aktueller) erscheinen kann. Außerdem hatte sich jene Besprechung viel länger, über Monate, hinausgeschoben, weil Prof. Dr. Schillings nicht so bald Zeit fand, sich ein wenig mit Bach zu beschäftigen. Jenes Zusammentreffen, das ihn aufzuregen schien, war also zufällig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Indessen versäumte ich nichts, um die Erregung zu beschwichtigen. Mündlich und schriftlich erklärte ich mein lebhaftes Bedauern darüber, daß einzelne Wendungen und Ausdrücke das Gefühl des Gekränktseins hervorrufen konnten. Ich ging so weit, eine öffentliche Erklärung in derselben Zeitung anzubieten, und mein Bedauern zu wiederholen: die Redaktion sah jedoch, trotz wiederholter Bitte um Aufnahme, keinen genügenden Grund ein, diese Erklärung abzudrucken. Mit meinem Entgegenkommen erreichte ich endlich, daß Prof. Dr. Schillings „die persönliche Seite der Sache für abgetan" erachtete. Jeder billig Denkende wird nun glauben, daß Prof. Dr. Schillings gleichzeitig die gesperrten Erläuterungen zum Bachfest freigegeben hätte.

Das tat er aber nicht, und seine starrsinnige, unkluge Handlungsweise brachte den Bachverein wirklich in Verlegenheit. Denn ich konnte ja die Veröffentlichung des Manuskripts gerichtlich erzwingen! Warum ich dies unterließ? Weil es eben der Bachverein war, dessen Ziele mir selber hoch und erstrebenswert gelten. Auch bin ich dem öffentlichen Ärgernis als solchem recht abgeneigt.

Der Württembergische Bachverein hat mir meine Rücksichtnahme in der zartesten Weise durch Entziehung der Eintrittskarten erwidert. Kurz vor dem Feste erhielt ich den Bescheid, daß Freikarten „überhaupt an niemand" abgegeben und auch Berichterstatter „nur in beschränktestem Umfang zugelassen" werden. Obwohl ich meinen Umfang auf einer italienischen Reise bedeutend beschränkt hatte, war ich, nach siebzehnjähriger Tätigkeit als Berichterstatter doch noch zu schwerwiegend, um „zugelassen" zu werden.

Und die Moral von der Geschichte? Lieber deutscher Schriftsteller! Wenn du bestehen, zu Rang und Ehren und Titeln kommen, wenn du Mitglied und Ehrenmitglied werden willst bei allen Komitees und Vereinen, welche das Wohl der Menschheit bezwecken, so ducke dich, häng das Mäntelchen nach dem Wind, und verachte keineswegs die Macht, hörst du, die ganz plumpe, reale, wahrhaft seiende Macht, von der du wohl weißt, daß sie weder das Recht noch den Geist auf ihrer Seite zu haben braucht. Unabhängiger deutscher Schriftsteller! Laß es dir nicht einfallen, den letzten Spruch des Volksfeindes zu wiederholen, den ein gewisser Ibsen in sträflichem Übermut verkündigt! Red und schreib stets für das, was die Obrigkeit anempfiehlt; sonst könnte sie dir anheimstellen, deine Manuskripte im einsamen Winkel deines Kämmerleins aufzustapeln.

Dr. Karl Grunsky

Der Bund gegen Frauenemanzipation

Der „Deutsche Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation", der sich kürzlich in den Spalten der deutschen Tageszeitung zuerst bemerkbar gemacht hat, bringt ganz merkwürdige Entschuldigungsgründe für seinen Eintritt in das öffentliche Leben vor. Mit „ernster Sorge" behauptet er, habe er wahrgenommen, „daß die deutsche Frauenbewegung eine Bahn eingeschlagen hat, auf der sie notgedrungen dazu gelangen muß, die Grundfesten unseres arg bedrohten Staatswesens noch mehr zu erschüttern". Man kann sich eigentlich schwer vorstellen, wie die Frauen bei uns sobald eine Erschütterung der „Grundfesten des Staatswesens" bewerkstelligen sollten. Unser Heer ist ein Männerheer, unsere Polizei eine Männerpolizei, unsere Bureaukratie, unser Rechtswesen, unsere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schule usw. werden von Männern gelenkt und fast ausschließlich von Männern bedient. Auch mit dem Parlamentarismus haben die Frauen bei uns noch nichts zu tun, aus von Männern gewählten Männern sind unsere gesetzgebenden Körperschaften gebildet. Dazu kommt noch, daß ja die Männer von Natur das „stärkere Geschlecht" bedeuten, also doch auch wohl da, wo die Frauen schon im öffentlichen Leben etwas zu sagen haben, nicht gleich in die Knie sinken werden. Wie könnten also Frauen sich bei uns schon so in Bewegung gesetzt haben, daß eine baldige Erschütterung der Grundfesten des Staatswesens davon zu befürchten wäre? „Die deutsche Frauenbewegung" klagt der Bund gegen Frauenemanzipation „versucht der Natur Gewalt anzutun, die überall die Wirkungskreise der beiden Geschlechter scharf abgegrenzt und strenge Arbeitsteilung durchgeführt hat." Was der Bund damit sagen will, soll man sich hinzu denken; man kann es auch; denn man kennt ja die Litanei der frauenfeindlichen Politiker, für die die Frau „ins Haus" gehört und fast überall da nicht am Platze ist, wo sie heute für die Marktwirtschaft arbeitet. Das ist zum Teil sogar richtig, aber die Frauenbewegung ist nicht schuld daran. Die Antifrauenrechtler verwechseln hier Ursache und Folge. Weil sich die Frauenbewegung der Frauen annimmt, die notgedrungen ihre Arbeitskräfte auf allen möglichen Arbeitsmärkten feilbieten, behaupten die Antifrauenrechtler, die Frauenbewegung haben solchen das Wirken am „häuslichen Herde" verleidet, sie in das Getriebe des aufreibenden modernen Erwerbslebens hineingelockt. Ähnlich kindisch urteilen sonst nur noch unsere Antisemiten, die wähnen, alle Bestrebungen, in denen Juden führende Rollen spielen, seien lediglich von eben diesen Juden für lediglich jüdische Zwecke ins Leben gerufen worden, und alle daran Beteiligten seien verblendete Toren, die sich unbewußt als Werkzeuge einer Handvoll Fremdlinge gebrauchen ließen, die das Deutschtum und seine Kultur vernichten wollten. Nach Otto Rühle („Das proletarische Kind", S. 78) war 1907 von 31 Millionen weiblichen Personen im Deutschen Reich der dritte Teil, nämlich 9492881 auf eigenen Erwerb angewiesen. Das stellte seit 1895 eine Zunahme von 2814519 vor. Von der Gesamtzahl der arbeitenden Frauen war fast die Hälfte (46,2%) Ehefrauen; und ferner gab es 278387 verheiratete Fabrikarbeiterinnen, gegen 1895 eine Zunahme von 97,7%. 2808864 arbeitende Frauen lebten noch in ehelicher Verbindung, die anderen waren verwitwet, verlassen oder geschieden. Zu diesen Frauen gehörten mindestens ebensoviele Kinder im schulpflichtigen Alter. Will der „Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation" die Frauenbewegung auch dafür verantwortlich machen, daß in der Industrie die Männerlöhne in der Regel nicht ausreichen, damit Familien von normalem Umfange davon unterhalten werden könnten? Wenn es im sozialen Leben eine Macht gibt, die der „Natur" Gewalt antut, so ist es nicht die Frauenbewegung, sondern der Kapitalismus. Warum setzt also der Bund gegen Frauenemanzipation sich nicht in erster Linie zur Aufgabe, die Löhne aller verheirateten Männer so zu heben, daß ihre Frauen nach dem Muster, das Schiller in seiner Glocke so rührend schön schildert, als Mütter im Hause walten und „weise im häuslichen Kreise" herrschen und den Gewinn mit ordnendem Sinn mehren können. Am besten widmete sich der neue Bund auch einer großzügigen Heiratsvermittlung. Schon im Jahre 1900 waren in Deutschland 43,7% aller Männer, 44,8% aller Frauen im zeugungs- oder gebärfähigen Alter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(18—40 oder 50 Jahren) unverheiratet, im Alter der Jugendkraft und des regsten Geschlechtsbedürfnisses sogar 76,2% oder 79,4%. Männer sind es, die für das Elend der Junggesellinen verantwortlich zu machen sind; denn Männer machten seither bei uns Gesetze und leiteten alles private wie öffentliche gesellschaftliche Leben. Darf man sich wundern, daß die Frauen das politische Monopol einer solchen Männersippschaft zu brechen trachten?

Der Bund gegen Frauenemanzipation will seinen Kampf jedoch nicht gegen die Erzeuger, sondern gegen die Opfer des modernen sozialen Frauenelends führen. Das geht klipp und klar daraus hervor, daß er z. B. einer Erweiterung der Rechte der unehelichen Mütter widerstreben will. Dabei haben die unehelichen Mütter noch gar keine Rechte. Zweifellos sieht der Bund solche Rechte darin, daß das Gesetz geringe Möglichkeiten gibt, Alimente vom Kindesvater beizutreiben, um sein Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken und dem Kinde die nötige Existenz zu sichern. Das ist dem Bunde offenbar schon zuviel. Die Männer sollen nach wie vor auch außer der Ehe ihren Geschlechtstrieb schrankenlos befriedigen dürfen, Frau und Kind sollen allein die Folgen tragen. Hier grinst das wahre Gesicht des „Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation" unter einer Phrasenmaske hervor: Es ist eine Ausgeburt schlechten Gewissens: die Männer, die sich in ihm zusammenfinden, zittern davor, daß sie wohlverdienten Gardinenpredigten künftig nicht nur hinter den verschwiegenen Mauern ihres eigenen Heims, sondern selbst in breitester Öffentlichkeit möchten standhalten müssen.

Otto Corbach

Glossen

Albert Welti

Am zehnten Juni haben wir in Bern den Maler Albert Welti begraben; es war ein schöner sommerlicher Tag mit großen Wolkenzügen im Blauen, und als wir über die große Brücke und an dem mißglückten modernen Teil der Stadt vorüber in die Höhe gegen den Friedhof hin kamen, sahen wir unter uns fest und ohne Lücke mit kräftig rotbraunen Dächern die herrliche alte Stadt und ringsum die frische, rassig großzügige Landschaft liegen, grün und klar und weitsichtig mit blauer Ferne, der schönste Typ einer süddeutschen Landschaft, wie sie der Tote ein paarmal unvergleichlich gemalt hat. Am Grabe sprachen ein paar Vertreter von Künstlervereinen, die Freunde waren aus München und weiter her gekommen, die berühmten Schweizer Maler aber fehlten, sie hatten wenig mit Welti zu tun gehabt und ihn nie verstanden.

Es ist nun die Sache der Kunstgelehrten, über Welti zu schreiben und ihm seine Stellung in der Kunstgeschichte anzuweisen. Die Modernen fanden ihn altmodisch, weil er Dürer zufällig lieber hatte als Cezanne und weil er einst Böcklins Schüler gewesen ist. Von Böcklin war übrigens Welti im Wesen grundverschieden, seine Natur war fast ohne Pathos. Für uns Freunde,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ihn näher kannten und denen seine Kunst nicht eine feine Rarität oder einen schönen Anachronismus, sondern einen Schatz und höchsten Wert bedeutet, für uns war er eben darum originell und unabhängig, weil er frei aus allen Kulturen das ihm Verwandte schöpfte und liebte, statt sich als „Moderner" die Malweise irgendeiner Person oder Richtung von heute anzueignen. Vor allem aber war er uns der Urtyp des guten Schweizers, ein Mensch voll Rasse und Kraft, ein Mann ohne Tadel. Die Schweizer sind auch heute noch nicht alle Hoteliers und Bankiers, sondern es gibt noch Typen genug, denen man anmerkt, daß die Schweiz durch Jahrhunderte ein Land der Hirten und der Krieger war.

Was Welti gemalt und radiert hat, sind nicht Impressionen gewesen, sondern Erlebnisse, und er war in seinem Wesen und Leben das herrlichste Gegenbeispiel zum technisch verbohrten Nurmaler, der nicht Leinwand genug verbrauchen kann. Er liebte und kannte alle Künste, er las und musizierte, er wanderte und war gesellig, er lebte mit seinen Freunden, seiner Familie, seinen Kindern, seinem Lande; seine Bilder aber schuf er in den gesparten guten Stunden von Monaten und Jahren, unendlich treu und ohne die kleinste Könnereitelkeit. Sein Werk fände in einem kleinen Saale Raum, aber man würde darunter nichts Halbes, nichts bloß Gewolltes, nichts Unerlebtes finden. Wohl aber überall die Bescheidenheit dessen, der sein Können nicht zeigen zu müssen meint, und den tiefen satten Wohllaut des Echten und in dankbarer Freude Geschaffenen.

Wir wollen uns freuen, daß die Schweiz, und besonders Bern, so kräftig und erfolgreich am heutigen Kunstleben teilnimmt und so viele Malertalente besitzt. Wir wollen darüber aber nicht vergessen, daß trotz allem Glanz der heutigen Schweizer Ausstellungen doch außer Hodler kaum ein Schweizer Künstler so viel Charakter, so viel Rasse und Macht der Persönlichkeit aufzuweisen hat wie Albert Welti, an dem die Schweizer mehr verloren haben als nur einen guten Maler.

Hermann Hesse

Wider den Tod

Die Natur geht auf Arterhaltung. Der Mensch geht auf Erhaltung des Individuums. Das ist ihr Kampf.

In diesen Tagen erfuhren wir von Experimenten des Professors Metschnikow in Paris; sie führten mitten hinein in einen häßlichen Garten des Todes. Die „Eingeweideflora", die wuchernde Kleinwelt unseres Körpers, soll durch entgiftende Mikroben gezähmt werden; Arterienverkalkung, Leberverkalkung und Nierenentzündung sollen ihre tötliche Macht verlieren. Es wäre der erste zweckhafte Sieg über das Alter.

Der erste bewußte Sieg, denn was der Arzt hier planmäßig versucht, tun Staat, Wirtschaft, Erhaltungsinstinkte seit Jahrhunderten; seit Jahrzehnten mit jähem Erfolge. Praktisch sind wir schon lange soweit, daß wir das Leben verlängern. Freilich nur mittelbar; und, in der Regel, unbewußt. Es ist schon Wahrheit in der Behauptung, der Mensch sei auf dieser Stufe ein Feind der Natur. Die Natur will schaffen und töten; sie liebt die Jugend, den Wechsel und die Vergänglichkeit. Wir aber wollen erhalten. Wir sind Feinde der Jugend geworden, weil wir das Alter hinausschieben. Feinde der Erneuerung, weil wir nicht weichen mögen. Und, als Erhalter des Einzellebens, im Tiefsten: Feinde des Lebens.

Was lehrt die Statistik aller Völker? Die Kulturmenschheit ist älter geworden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht im fragwürdig historischen, aber im unabweisbar physiologischen Sinn. Von Jahr zu Jahr verschiebt sich die Altersverteilung zu gunsten der höheren Lebensstufen. Während wir das Altern bekämpfen, schaffen wir immer breiteren Raum in dem Alter. Die Bevölkerung Frankreichs besteht zu drei Vierteln aus Erwachsenen, zu einem Viertel aus Kindern; selbst in Deutschland kommen zwei Erwachsene auf ein Kind. Wie jung muß eine Nation gewesen sein, deren Hälfte im Kindesalter lebte! Seit Jahrzehnten überwältigt der Erhaltungsinstinkt den Artinstinkt. Die Geburtenquote geht so schnell zurück, daß auch bei uns die Zahl der Kinder (absolut gerechnet) überhaupt nicht mehr zunimmt: der ganze Überschuß von immer noch achtmalhunderttausend Köpfen jährlich vermehrt nur noch die Zahl der Erwachsenen. Und immer sicherer befestigt sich die Übermacht der alten Leute über die jungen. Wessen Triebkräfte darauf gerichtet sind, Leben zu erhalten, der ist des nachdrängenden Lebens Feind: Jedem Siege des Arztes oder Sozialpolitikers über den Tod entspricht, unausweichbar, ein weiteres Sinken der Geburtenziffer. Kein noch so starker Weckruf hielt das Zweikindersystem auf. Wie sollte er auch? Glück und Verzweiflung des Menschen ist der Lebende; keine Liebe wird jemals denen gehören, die noch im Unwirklichen schlafen. Furcht und Treue der Nächsten, wirtschaftlicher Erfolg und soziale Fürsorge, Gesittung und menschenfreundliches Gericht: das alles arbeitet darauf hin, daß der einzelne lange lebe auf Erden. Das alles haßt die Qualen des schnellen Menschenverbrauches.

Ein Bedürfnis der Sicherung, vielleicht eine Müdigkeit ist über die Völker gekommen. Ihre Wirtschaft braucht Menschen, die eine angesammelte Erfahrung bis ins hohe Alter verraten. Sie bedarf einer Überzahl der Gereiften über die Werdenden. Frankreich stände an Reichtum schon heute gegen Deutschland zurück, zählte es nicht verhältnismäßig mehr Volksangehörige im erwerbsfähigen Alter (68 v. H. Mündige gegen 54 in Deutschland). Kann der Sohn noch anfangen, wo der Vater aufhörte? Spezialisierung und Vielfältigkeit unseres Erwerbslebens machen, daß jedes erfolgreiche Unternehmen auf den Fähigkeiten eines einzelnen Menschen steht; die darum bis aufs Letzte verbraucht werden. Denn sie werden ohne Erben sein. Seit die Stetigkeit aus den Daseinsformen gewichen ist, rettet sie sich in die Dauer des Einzellebens hinein. Die stärkste Tragik des Arbeitenden, die Angst des Nichtvollendenkönnens erzwingt sich den Aufschub des Alters fast wider das Naturgesetz. Was keine Kunst des Arztes vermochte, die Vergeistigung unserer Arbeit hat es vollbracht: der Marasmus senilis, den Menschen des Reformationszeitalters noch eine selbstverständliche Erscheinung, ist wenigstens den Gebildeten beinahe zum Märchen geworden. Älter mußten die Menschen werden, um ihre Aufgaben zu erfüllen, und sparsamer der Generationswechsel. Es gibt kein Großvermögen, bis zu Rockefellers oder Morgans Milliarden, das nicht die Langlebigkeit seines Erwerbes voraussetzte. Nach ihm gewinnt es.

Wird der Traum der Ärzte noch wahr? Vielleicht gelingt es, das spärliche nachwachsende Leben bis an späte Grenzen zu nützen. Aber ein Traum liegt über dem allem. Mit dem Körper eines Tertiärzeittieres zwingt sich der Mensch in die vorausgeeilte Zweckhaftigkeit seines Verstandes. Das macht ihn zum Feinde der Schöpfung. Darum muß er das Leben erhalten — wider das Leben.

Hermann Friedemann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebetsappell

Als Herr Anton von Wehner beim großen Kladderadatsch anno domini 1911 zu seinem eigenen höchsten Erstaunen mit heruhterpurzelte und jählings seine glorreiche Amtsperiode beenden mußte, da mischte sich in die Wehmut ob des verlustig gegangenen Ministersessels die bange Sorge um des Erbes würdigen Nachfolger. Und siehe da, aus der Versenkung erschien ein Mann, der den meisten unbekannt hinter dem Gemäuer des Salvatorplatzes die schwere Bürde der Kult- und Kirchenmacht hatte mittragen helfen, Herr von Knilling. Als sein Name an den Ecken prangte, gab es Spaßvögel, die dem Träger desselben ein liberales Wamslein andichteten, indes Herr Anton von Wehner und sein um der Kirche Wohl treubesorgter Nachbar — nur wenige Häuser trennen den Salvatorplatz von der Promenadestraße — mit wohligem Behagen das Ergebnis ihrer Bemühungen quittierten. Wer die Geschäfte und Handlungen eines Kultusministers der Zeit nach Empfindungen der Pietät, der dankbaren Erinnerung an den Lebenswandel Verblichener mißt, der wird sicherlich dem Auftreten und den bisherigen Werken Herrn von Knillings ein tiefempfundenes Lob zollen. Denn um keines Schrittes Breite hat er sich von dem Buchstabengeist seines Amtsvorgängers entfernt, und sein ängstliches Bemühen nicht den mindesten Zweifel aufkommen zu lassen, daß er für kulturelle Bestrebungen, für höhere als kirchlich approbierte Gesichtspunkte kein Verständnis habe, zeugt von fromm-ergebenem Sinne und von jener Einfalt des Gemüts, die in Tun und Lassen die Beweggründe des Vorfahren respektiert. Ja, noch mehr, was der letztere, wenn auch in Prämissen und Schlüssen falsch, so doch konsequent falsch, also logisch im Unlogischen, zu denken versucht hat, das umschnörkelt der Epigone mit Kratzern und formlosem Beiwerk, das bei der Erbschaft Antritt erhaltene Konzept wird noch gedankenärmer und oberflächlicher. Dafür gewinnt es aber an rücksichtsloser Betonung der Auslieferung der Staatsrechte an die Kirche, und für diese Liebesmühe haben die Bramarbasse des bajuvarischen Zentrums ein dankbares Empfinden. Und wenn nun gar der weltumspannende Riesenhäuptling — so dünkt er sich wenigstens auf dem Präsidialsitz an der Prannerstraße — von dem Vertreter der bayrischen Zentrumsregierung als „Schulmann von solcher Erfahrung und Tüchtigkeit" hingestellt wird, daß er über jeden, gegen das ihm unterstehende Gymnasium gerichteten Angriff erhaben sei, dann „liegen in den Armen sich beide und weinen vor Schmerz und Freude". Und diese innige und wahre Zuneigung hat sich vor allem in den jüngsten Tagen bewährt, wo liberale Störenfriede den Kultusetat zum Gegenstande ihrer aggressiven, den Frieden der Konfessionen störenden Angriffe genommen und sich erfrecht haben, den neuen Kultusminister in der Frage des Kirchenzwanges zu stellen. Das ist nicht bloß Kulturkampfpaukerei, das ist viel schlimmeres, Verfolgung des Katholizismus, Unterdrückung des Glaubens, ist Verbreitung der Irreligiosität und des Heidentums! So ungefähr heult es im Blätterwalde der katholisch „reinen" Presse, die Einbläuung religiöser Empfindungen ist in Gefahr und ohne sie, so argumentieren diese geistigen Prügelpädagogen nicht mit Unrecht, gibt es keine Kirchenreligion. Und der Vertreter der Staatsregierung nickt beifällig, wenn er ja einmal einen selbständigen Gedanken in kirchenpolitischen Fragen gehabt haben sollte, so hat er ihn längst als einen sehr überflüssigen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenig zuträglichen Ballast abgestreift. Mühelos, denn auch hierin folgt er pietätvoll seinem Vorfahren und Mentor. Hatte Herr von Wehner es doch fertig gebracht, um den Grundsatz der Verfassung „Jedem Einwohner des Reiches wird vollkommene Gewissensfreiheit gesichert" in Einklang mit dem Kirchenzwang zu bringen, der Jugend bis zu 21 Jahren diese Eigenschaft als „Einwohner" wegdisputieren zu wollen ein Sophismus, der allerdings nur kurze Beine hatte, denn wer das Denken noch nicht ganz verlernt hatte, zerstückelte ihn. Herr v. Knilling entlockte seinem gequälten Herzen andere Töne zur Verteidigung dieser durch nichts zu rechtfertigenden Maßnahme, weniger sophistisch, dafür aber um so ungeschickter und banaler. So vor allem in der „geistvollen" Gegenüberstellung von Eisenbahn- und Schulvorschriften, die er auf eine gleiche Linie brachte, um den Schluß zu ziehen, daß wie dort, so auch hier die staatlichen Vorschriften zu beachten seien. Diese Stilblüte — den Gewissenszwang auf der einen, das Verbot auf den Boden zu spucken oder sich nicht aus dem Fenster zu lehnen auf der anderen Seite — blieb einem Würdenträger des bayrischen Staatsministeriums vorbehalten! Auch vermag Herr von Knilling selbstverständlich nicht einzusehen, daß der Staat sich zum Vollzugsorgan kirchlicher Anordnungen machen wolle, beileibe nicht, er vollzieht ja bloß seine eignen Anordnungen, von ihm selbst aufgestellte Gesetze und nicht etwa die Vorschriften der Kirche. (Ich möchte die grinsenden Gesichter der Auguren bei diesem ministralen Sich-in-die-Brust-werfen gesehen haben!) Und wems nicht paßt, der braucht ja seine Kinder in die Mittelschule nicht zu schicken, die Mittelschule ist keine Zwangsschule. Diese und geistesverwandte Argumente sollten den ebenso gesetzwidrigen wie unmoralischen Eingriff des Staates und der Schule in die Gewissensfreiheit verteidigen, wenn krampfhaftes Bemühen und Klopffechtereien Gründe sind, dann war die Verteidigung geglückt. Für die Mehrheit des bayrischen „Barlamentes" wird dieser Ersatz immer genügen, also wozu sich unnütz anstrengen? Der lacht, der die Macht hat, Staatsrechtsgrundsätze und Verfassungsgarantien existieren nur, wenn man sie für seine eigenen Zwecke brauchen kann. Allein quidquid delirant reges, plectuntur Achivi, da wie immer die Masse die Zeche zu zahlen hat, muß das Verwerfliche und Gemeinschädliche dieses Tuns vor Augen geführt werden. Mag die Kirche das Recht haben, für ihre Angehörigen religiöse Gebote zu erlassen, nie und nimmer hat sie das Recht, die Durchführung dieser Gebote mit staatlichen Mitteln zu erzwingen. Und ein schnöder Mißbrauch der Staatsgewalt ist es, wenn letztere sich dazu hergibt, den Büttel für bestimmte kirchliche Gemeinschaften zu machen. Die Aufgabe der Schule ist es, ihre Zöglinge zu guten Menschen, zu brauchbaren Staatsbürgern zu erziehen, sie hat sie aber nicht zur Betätigung religiöser Gefühle zu zwingen, zum Gebetestammeln und zur Lippenheuchelei. Wer am Sonntag in die Kirche will, mag es tun, brauchen die Schüler Überwachung, so ist dafür der Geistliche da, Schule und Lehrer haben sich darum nicht zu kümmern. Zwangschristen haben keinen Raum im modernen paritätischen Staatswesen, die überlasse man dem Kirchenregiment und seinen Zuchtmitteln. Wer diese vitalen Grundsätze der Gewissensfreiheit nicht anerkennt, der stellt sich außerhalb von Geist und Buchstaben der Verfassung und verdient, wenn man nach dem Rezept des Herrn von Knilling verfahren will, die Aberkennung der staatsbürgerlichen Rechte. Das wäre der Spieß umge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dreht! Was dieser abkommandierte Kirchenbesuch, ganz abgesehen von seinem Eingriff in die Gewissensfreiheit, an Widrigkeiten und Störungen für Eltern, Schüler und Lehrer mit sich führt, darüber könnte man Bücher schreiben. Kein Schulspaziergang, kein Ausflug an Sonn- und Feiertagen, ohne daß nicht ein Kaplan mitgeführt werden muß, der unterwegs die Messe liest, oder aber der Pfarrer des Ortes, wohin die Reise geht, muß die Schäflein um sich versammeln! Darüber existieren Stöße von Ministerialverordnungen, sintemalen in früheren Jahren — heute traut sich dies niemand mehr — Verfehlungen gegen den „Geist" dieser Verordnung nicht selten waren. Will jemand aus irgendwelchen familiären Gründen seinen Sohn am Sonntag daheim haben, so muß ein hochnotpeinliches Entschuldigungsschreiben eingeliefert werden, und es hängt von der Stimmung des Schulleiters ab — das Luitpoldgymnasium hat einen solchen „stimmungsvollen" Rektor —, ob er dem willfährt. Aber wehe dem, der dies öfter zu tun wagt, er würde ein Haar darin finden. Und nun die Konsequenz dieses Kirchentreibens. Da es den meisten Schülern bis aufs äußerste verhaßt ist, suchen sie sich dem zu entziehen. Und was geschieht? Man richtet einen Spionagedienst ein, und jeder hat seinen Nebenmann zu kontrollieren, ob er in der Kirche anwesend ist und andächtig mitbetet. Oder aber die Schüler müssen in der nächsten Religionsstunde den Gedankengang der Predigt wiedergeben. Ganz nach berühmten Mustern, in Konvikten, Priesterseminaren und ähnlichem. Und das nennt sich religiöse Erziehung, dieses Zerrbild von Gewalt und Scheinchristentum.

Julianus

Apologie des Irrsinns

Neurose ist Mangel an Reinlichkeit. Gleichgültig, ob wir einen Fetzen Sexualität in einem Seelenwinkel liegen lassen oder ob ein Stück enttäuschten Ehrgeizes zu modern beginnt. Immer ist sie eine Folge der schlechten Kanalisation des Unterbewußtseins.

Neurose reduziert das Ich und wird auch so empfunden: Neurotiker suchen den Arzt.

Irrsinn aber ist Schicksal.

Wessen Denken nicht allzusehr in Teleologien befangen ist, dem kann eine wuchernde Karzinomzelle ebenso zum ästhetischen Schauspiel werden, wie die Tänze der Leukocyten um ein Körpergift, gemeiniglich Eiter genannt.

Und so trägt auch die kompromißlose Vollkommenheit, mit der sich im Irrsinn die psychischen Phänomene zur Geltung bringen, den ganzen Zauber eines Naturphänomens.

Das Leben des Geisteskranken, sieghaft oder besiegt, die Umwelt erbarmungslos tyrannisierend oder negligierend, repräsentiert immer eine Idee.

Die königliche Gebärde des Größenwahnsinnigen und der versteinerte Schmerz des Melancholikers, die Seligkeit des Paralytikers und der logische Fanatismus des Paranoikers, die blitzartigen Verbrechen des Epileptikers, das Gebrüll des Tobsüchtigen und die Vertiertheit des Dementen — es sind Menschheitszüge; gleichsam aus dem unermeßlichen Vorrat einer Weltseele geschöpft, zerbrechen sie, riesenhaft gesteigert, das Individuum, das sie sich zum Opfer wählen.

Die Lebensunfähigkeit des Genies und des Geisteskranken hat ihren Grund in der Unfähigkeit zur Konzession; sie haben beide keine Wahl.

Die Anbetung des Irrsinnes ist nur ein Wissen von der verzehrenden Allmacht geistiger Kräfte.

Dr. Franz Eissler

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Elsenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das englisch-deutsche Mysterium

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Europa war selten so voll von Fragezeichen. Zu Anfang dieses Monats hat im „März" Mr. Perris-London diese Ära der Fragezeichen als „englisch-deutsches Mysterium" bezeichnet und am Schluß seiner interessanten und informierenden Ausführungen, die sich lebhaft gegen die „Geheimnistuerei" der auswärtigen Ämter von London und Berlin wenden, nach der auswärtigen Politik der deutschen Staatsmänner gefragt und dann damit geschlossen:

> „Gebt uns — ich weiß, wenn ich dies sage, daß ich für Tausende von Engländern spreche —, eine vernünftige Darlegung dessen, was das deutsche Volk will. Laßt uns ein Ende sehen dieser Geheimnistuerei und dieses Mysteriums. Laßt uns eine offene Aussprache anstellen — denn darin und nur darin liegt die Hoffnung auf eine verständige Übereinkunft und eine feste Freundschaft."

Die „Frankfurter Zeitung" hat erwidert:

> „Wenn Herr Perris fragt, ob die deutschen Staatsmänner wohl selbst wissen, was sie wollen, ob sie irgendeine wohlüberlegte auswärtige Politik haben, so rührt er mit dieser Frage den Kern der Sache an. Es ist freilich anzunehmen, daß man an den verantwortlichen Stellen in Berlin schon eine Meinung über Deutschlands auswärtige Politik hat, aber sicherlich ist diese für England absolut nicht aufregend und es will uns scheinen, daß es wirklich das Klügste und auch bis zu einem gewissen Grade die Vorbedingung einer Besserung unseres Verhältnisses zu der britischen Großmacht wäre, wenn beide Regierungen ohne Hinterhältigkeit feierlich und vor aller Welt Erklärungen über die Ziele ihrer Politik austauschten, die der Angst vor dem angeblichen Mysterium ein Ende machen müßten."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber damit sind die Fragen noch nicht vollständig beantwortet, sie lassen sich leider auch nicht klar beantworten. Denn die Frucht von Unklarheiten ist Unklarheit: Und an dieser leiden beide Länder.

Die Nationen sind bei der Methode angelangt, durch laute oder stillschweigende Drohungen sich die Sympathien der anderen Seite erzwingen zu wollen. Diese innerlich widerspruchsvolle Methode verfehlt ihr Ziel. Das Quadrat der Rüstung entspricht dem Grad der Verstimmung ziemlich genau. Nach jeder Rüstung erklärt die sie betreibende Regierung: „der Eindruck der Maßregel im Inland und Ausland ist ein tiefgehender gewesen." Dies wird durch die nachfolgende Rüstung des Gegners bestätigt.

Man kann diesem politischen Naturspiel nicht den Namen einer natürlichen oder gesunden Politik geben. Sie verwirrt die Völker und die Regierenden. Ich wage die Meinung auszusprechen, daß weder die französische, noch die englische, noch die deutsche Regierung einen klaren Plan hat. Das ist der tiefere Grund des Mysteriums. Das Schweigen ist kein Verschweigen, sondern ein diplomatisches Aushilfsmittel zur Verhüllung der Planlosigkeit. Man lebt von der Hand in den Mund. Darin liegt eine besondere Gefahr. Der allgemeine Wunsch, zu „gelten" und seine Interessensphäre auszudehnen, der jedem gesunden Volk innewohnt, ist noch keine Politik und keine Richtschnur zur Milderung der Rivalitäten, die er erzeugt. Nur feste Ziele ermöglichen die kluge Auswahl der besten Mittel und die Lenkung des öffentlichen Geistes. Der öffentliche Geist ist in Gefahr, patriotisch zu verwildern, wenn man in Ermanglung klarer Aufgaben, erreichbar mit soliden Mitteln, die Völker nur mit dem dunkeln Drang der Rivalität sich vollsaugen läßt. Das führt zur gegenseitigen Krafthuberei, die den Ellbogen für das edelste Organ hält. Das ist im letzten Ende nicht Realpolitik, sondern Züchtung eines nationalen Egoismus, befreit von jeder altruistischen Hemmung. Dieser Geist führt zurück, nicht vorwärts, er schafft nicht den Zustand der Geister, auf dem die Hegemonie von Europa allein sicher ruhen kann.

Die Gefahren einer solchen Entwicklung bedrohen England so gut wie Deutschland. Die Regierungen aber retardieren und beschleunigen abwechslungsweise diese Tendenzen, indem sie dieselben teils fruktifizieren, teils

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beschneiden. Dabei ist die Verantwortung der englischen Staatsmänner eine noch größere als diejenige der deutschen. Denn die Staatsmänner in einem freieren Staatswesen können ihre eigene Politik in einheitlicherer Weise vertreten, und wenn sie imperialistische Töne anschlagen, dann müssen sie wissen, daß sie solche Stimmungen nicht bloß im eigenen Land großziehen.

Freilich man muß sich vergegenwärtigen, daß die Lage des liberalen Ministeriums in der inneren Politik schwierig war; Theodor Barth hat den Brief eines englischen Liberalen, der die eingetretene imperialistische Schwenkung bei Ausbleiben einer deutschen Annäherung voraussagte, dem Fürsten Bülow schon vor sechs Jahren zu seinen Handakten gegeben. Neulich hat der „Daily Telegraph" in einer Wiener Korrespondenz sich auf Briefe des Herrn v. Holstein dafür berufen, daß Bismarck 1878 bei Beaconsfield und in einem Brief vom 22. November 1878 bei Salisbury wegen einer Annäherung Englands an den Dreibund sondiert habe; Salisbury habe abgelehnt und Beaconsfield eine zwölfmonatliche Frist zur Vorbereitung der öffentlichen Meinung von England für nötig erklärt, vor deren Ablauf er von Gladstone verdrängt worden sei. Bülow aber habe noch einmal angeblich auf Anraten von Holstein die Idee ventiliert, sie sei aber unter der Nachwirkung der Verstimmungen im Burenkrieg liegen geblieben. Aber auch wenn diese Mitteilungen echt sind, zeigen sie daß man auch früher nie kräftig an die Frage herangetreten ist. Heute ist die Angelegenheit dringender, aber gewiß nicht leichter. Denn die Erfindung der Luftfahrzeuge hat Englands Inselbewußtsein und Sicherheitsgefühl erschüttert und gleichzeitig unterstellt England den deutschen Flottenvermehrungen antienglische Hintergedanken. Aber andererseits hat kein englischer Staatsmann das Recht, die Nachwirkung der englischen Einkreisungspolitik und das damit von England in Deutschland gesäte Mißtrauen außer Rechnung zu lassen und zu verkennen, daß auch für Deutschland mit seiner stark wachsenden Bevölkerung der Schutz seines Seewegs für seine Getreidezufuhr ein legitimes Bedürfnis ist, ein Akt kluger Vorsicht auch ohne Angriffstendenz. Die Sorgen und die Sorgfalt beider Länder nehmen die Gestalt eines eventuellen Mißtrauens an; jeder unterstellt dem andern Eventualdolus. Keiner kann ihn für alle seine Volksgenossen ableugnen. Die Abschwächung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieses Mißtrauens und das Auffinden der hiezu tauglichen Mittel — ist das Problem, das die Staatskunst der letzten Jahre weder gefunden noch ernsthaft gesucht hat. Die plötzliche Herbestellung von Mr. Haldane und die Rücksprache des Kaisers, der wie die „Frankfurter Zeitung" gemeldet hat, zwar der Staatssekretär der Marine, nicht aber der des Auswärtigen Amts von Berlin beigewohnt habe, war eine Improvisation ohne Programm. Auch die Erneuerung des Freiherrn von Marschall auf den Londoner Botschaftsposten bedeutet keine Spezialmission.

Die Lage ist heute die: Man hat in beiden Ländern den platonischen Wunsch einer Verbesserung des gegenseitigen Verhältnisses. Bruchteile, die nicht mehr so verschwindend klein sind, wie noch vor einigen Jahren, haben kein Bedürfnis nach Verständigung. Es gibt auch Schichten, die eine Dämpfung der sozialistischen oder sozialen Entwicklungstendenzen nur von einem internationalen Zusammenstoß erwarten. Bei anderen ist die Ablehnung rein gefühlsmäßig und beruht auf kraftstrotzender Freude am eigenen Rivalenstolz. Die Konkurrenz der beiden aufstrebenden Länder auf kommerziellem und industriellem Gebiet wirkt natürlich hüben und drüben auch etwas mit und Leute, die nur den Anfang eines Gedankens in sich aufnehmen, wähnen zum Teil, gewerbliche Konkurrenz könne mit Schiffspanzern ausgetilgt werden. Noch ein psychologisches Gesetz wirkt mit. In Weimar hat der Flottenvereinsvorsitzende jüngst ausgesprochen: „Sobald Frankreich sich für stärker gerüstet halte, steige doch der Chauvinismus." Dieses Naturgesetz, wenn es ein solches ist, gilt für alle Länder und der deutsche Flottenverein ist ein Beleg und ein Barometer, so gut wie der englische.

Fazit: Die Völker, selbst friedensbedürftig, aber ohne sichere Führung sind in ihrem Sicherheitsgefühl teils erschüttert und teils geschmeichelt. Selbst nicht informiert erhoffen sie von ihren Regierungen eine Politik ehrenvoller Verständigung; und vermeinen, durch den zur Schau getragenen Nationalstolz einem günstigen Abkommen Vorschub zu leisten. Sie treiben aber ihre Regierung auch deshalb nicht zu einer solchen, weil die Elemente einer Willensbildung in Richtung auf ein bestimmtes auswärtiges Programm fehlen.

Ein Volk kann eine auswärtige Politik billigen oder mißbilligen, aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es kann keine auswärtige Politik machen. Deshalb ist die Frage des Herrn Perris nicht ganz richtig gestellt.

Es ist für Deutschland und für England nötig, daß die Herrn Staatslenker sich auf die Verpflichtungen besinnen, die ihnen ihr Name auferlegt. Sie müssen sich gegenseitig politische Garantien eines wieder beginnenden Zusammenarbeitens geben. Es gibt Gebiete, wo dies möglich ist, wenn der gute Wille sich endlich wieder einstellt. Wenn es von beiden Völkern wechselseitig wahrgenommen würde, dann aber auch nur dann würde man, wie der alte konservative Premier richtig abschätzte, in zwölf Monaten der Verstimmung Herr werden können. Dazu gehört freilich auch noch, daß die Völker und die Parlamente, die Minister und die Zeitungen das parvenumäßige Renommieren sich abgewöhnen. Früher renommierte man wenigstens nur „zu Wasser und Land". Jetzt sucht man auch noch in der Luft — dem Unmut Luft zu machen, der auf den Völkern im dunkeln Gefühl der europäischen Dummheiten lastet.

Paul de Lagarde / Von Friedrich Stieve

Eine merkwürdige Erscheinung unseres Geisteslebens ist uns in diesen Tagen wieder näher ans Bewußtsein herangerückt worden, ein Charakter, mit dessen Eigenart eine Auseinandersetzung unbedingt reichlich lohnt: Paul de Lagarde, der Verfasser der „Deutschen Schriften". Vor kurzem sind seine Gedichte in neuer Auflage erschienen (Göttingen, Becker und Eidner, 1911) und eben schickt Paul Friedrich eine Schrift in die Welt hinaus, die Leben und Ideen des Göttinger Professors eingehend behandelt.

Welch seltene Persönlichkeit tritt uns aus beiden Büchern entgegen! Es ist schwer, sie mit beschreibenden Worten zu zeichnen, schwerer ihr innerlich nahe zu kommen, am schwersten ihr wirklich gerecht zu werden. Ein eckiger, grübelnder Sonderling — meint man zunächst bei oberflächlichem Zusehen;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann dringt man tiefer, wird eindringlicher berührt und empfindlicher verletzt, bis man sich schließlich ganz gefesselt fühlt von der einseitigen Kraft dieses herben Zeitkritikers. Man wäre versucht, ihn — wenn es nicht der Mißverständnisse halber so gefährlich wäre — die Idealgestalt eines deutschen Gelehrten zu nennen. Denn Lagardes Wesen vereinigt so sehr all das Gute, das man im besten Fall mit diesem Wort an Eigenschaften verbindet, daß das Schlechte, woran uns die gleiche Benennung nur allzu leicht erinnert, dabei ganz klein und nebensächlich wird, nur einfach unvermeidliche Kehrseite. Denn neben seiner ehrlich frommen Überzeugung, neben der Wärme seiner Besserungssehnsucht und der ethischen Kraft seiner Absichten erscheinen der oftmals etwas pedantische Eigensinn und die ungelenke Härte seiner Forderungen nur wie der notwendige Schatten zum Licht.

Es ist nun ein ganz sonderbares Schauspiel, wie diese schwere, ganz in sich selbst verankerte, unerbittlich ringende Natur sich mit den Lebensfragen des deutschen Volkes auseinandersetzt, wie sie sich im Gegensatz fühlt zur Entwicklung ihrer Umgebung und darum zum kritischen Angriff vorschreitet.

Lagarde erlebt das allmähliche Entstehen des Deutschland von heutzutage und er ist im ganzen keineswegs zufrieden damit. Schon 1853 in seiner Erstlingsrede „Konservativ?" findet er, daß „ein Unglaube an das Persönliche" sich verbreite, daß die allgemeinen Mächte sich zu tyrannisch gebärden: „die Kirche beansprucht Glauben und Aberglauben, der Staat unbedingt Unterwerfung und Vernichtung jeder persönlichen Regung". Dem Werk und Wesen Bismarcks steht er niemals rückhaltlos bewundernd gegenüber. Einmal ist er Großdeutscher und kann sich nicht entschließen, Österreich aufzugeben. Und außerdem spricht er höchst bezeichnenderweise von dem Reichsgründer das Wort: „Nicht eine einzige der von Herrn von Bismarck in Wirklichkeit umgesetzten Ideen ist in seinem Kopfe entstanden." Hier zeigt sich klar und lehrreich die ewig unüberbrückbare Kluft zwischen Ideen- und Tatenmenschen. Der Kanzler hat ja von seiner Seite aus einen instinktiven Widerwillen gegen „Geheimräte" empfunden. Sie taugten ihm nichts zum praktischen Handeln. Hier schallt ihm die Gegenklage entgegen und wir, die wir heute zurückschauen, finden, daß beide Teile von sich aus recht hatten. Bismarcks Ernte wäre unmöglich gewesen, wenn nicht das Feld des deutschen Geistes dafür jahrzehntelang zurecht geackert worden wäre und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andererseits hätte die Saat niemals Früchte getragen, wäre nicht das Gewitter seines Willens darüber hingerauscht.

Lagarde ist aber mit dem neuen Deutschland überhaupt nicht zufrieden, weil in ihm zu viel vom wertvollen Alten verloren gehe und wirklich zwingende Neuerungen nicht zur Durchführung kämen. Hier vor allem setzen die „Deutschen Schriften" mit ihren Urteilen und Mahnungen ein, in vielen Fällen stark konservativ, in vielen kühnradikal gerichtet.

Es würde zu weit führen, auf einzelnes einzugehen, ich möchte nur einige Hauptpunkte herausgreifen, um zu zeigen, wie wirklichkeitsstark und zukunftssicher die Gedanken dieses Gelehrten oftmals sind, wie beredt sie noch jetzt zu uns sprechen, weil sie den Forderungen inneren Werdens abgelauscht wurden.

Die gegenwärtig lebenden religiösen Bekenntnisse hält Lagarde alle für ungenügend, für veräußerlicht und dem heutigen Empfinden nicht mehr entsprechend. Er hofft auf eine Religion der Zukunft, und um ihr freien Weg zu bahnen, verlangt er die Trennung von Staat und Kirche. Zur äußeren Gesundung des Volkes schlägt er unter anderem das staatliche „Geldmonopol" vor. Dieser Einfall, der beinah etwas Sozialistisches an sich hat, entspringt bei Lagarde zum großen Teil aus dem tiefen Schmerz darüber, daß Deutschland mehr und mehr ein Land des Handels wurde und dadurch, wie er meinte, den alten geistigen Schwung verlor. Niemand hat in jenen Jahren heißer wie er die Jugend zum Idealismus aufgefordert, in dessen Schwinden er nicht mit Unrecht einen Hauptgrund in dem verfehlten Erziehungs- und Bildungswesen seiner Zeit erblickt. Auch hier mangelt nach seiner Ansicht der persönliche Zug: die Mitschülerzahl muß, um dem einförmigen Massenbetrieb etwas zu steuern, auf höchstens 30 festgesetzt werden, der Religionsunterricht und der offizielle Patriotismus sollen aus der Schule ausscheiden, die Universitäten sollen wieder wahre Stätten der Wissenschaft und nicht nur Doktoren- und Beamtenfabriken sein.

Das sind ein paar wichtige Punkte, die Lagardes Gesamtpläne ein wenig andeuten mögen und die zugleich zeigen, welcher Geist in diesem Mann weht. Es ist etwas von dem Gewissen unserer Nation in ihm, der Nation, die sich bei allen äußeren Siegen, bei allem Aufschwung in Reichtum und Glück, auf ihre inneren Kräfte besinnt und insofern bedeutet der Göttinger Pro-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fessor, der diese heimliche Selbstermahnung an seinem Teil verkörpert, ein Stück stiller, unbezwinglicher Zukunft.

Es ist ein schönes Beginnen, daß Paul Friedrich in seinem oben genannten Buch mit der Wärme eines ähnlich gerichteten Strebens das Bild Lagardes vor uns neu erstehen läßt. Seine Schrift ist eine Angriffsschrift geworden und das ist gut, denn Kämpfer, die noch so lebendig sind wie der Verfasser der „Deutschen Schriften", sollen von Kämpfern der Zeit vors Auge gestellt werden, nicht von ruhig abwägenden Darstellern einen Platz im Ahnensaal der Geschichte erhalten. Was noch Gegenwart in sich trägt, gehört auch der Gegenwart.

Eine Kulturprognose / Von Berthold Viertel

as kleine Buch von Victor Auburtin (Verlag Albert Langen, München), das den starken Titel trägt: Die Kunst stirbt, und das als Motto den trostlosen Satz aufweist: omnes una manet nox, zwingt zum Verweilen. Nicht daß es seinen Gedanken philosophisch vertiefte oder künstlerisch gestaltete: es bleibt schließlich Feuilleton. Aber immerhin Feuilleton im besten Sinne des Wortes. Denn es hat den Reiz und den Wert eines persönlichen Bekenntnisses, und zugleich die Bedeutung eines Zeitsymptoms. Diese ehrlich aufgebrachte, herzhaft paradoxe Schrift entbehrt nicht eines tieferen Fonds, ohne gerade tief zu sein. Sie ist gut, weil aus einer intensiven Stimmung heraus, geschrieben. Sie scheint mir von der Ergriffenheit eines Menschen getragen, der es mit einer Menschheitsfrage ehrlich ernst meint. Und sie scheint mir nicht eine vereinzelte Kundgebung zu sein, sondern ein Zeichen der Kultursituation.

Dieses scheinbar negative Buch stammt aus dem sympathischen Temperament eines Jasagers; der allerdings, von seinem Ideal aus, alles verneint, worauf diese Zeit so maßlos stolz ist. Man hat es hier nicht mit der senilen Ablehnung eines Fertigen zu tun, der nicht mehr die Kraft hat, sich

Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

an dem Neuen selbst zu erneuern. Hier protestiert ein Junger, der bereits von den Resultaten der Moderne ausgeht. Ihm täte es not, sich in die Zukunft hineinfreuen zu dürfen, aber, leider, er vermag es nicht. Die Selbstherrlichkeit dieses Zeitalters beglückt ihn nicht, ob sie ihn auch, ganz gegen seinen Willen, überzeugt. „Von allen Jahrhunderten hat das neunzehnte am tiefsten eingeschnitten in das Wesen und Schicksal der Menschheit. Nicht die Völkerwanderung und nicht das Kataklysma der alten Welt hat die Rasse so bis in ihre Wurzeln erschüttert wie die Zeit der großen technischen Erfindungen im Anfang und in der Mitte jenes Jahrhunderts. Es ist so, daß man die ganze Zeit vor 1850 gemeinsam als eine alte Zeit zusammenfassen kann." Ein verzückter Lober der Moderne müßte genau so sprechen. An der unvergleichlichen Bedeutung alles bisher Erreichten, an der Unabwendbarkeit weiteren Erreichens zweifelt Auburtin keinen Augenblick. Im Gegenteil. Er sieht den Erfolg eines Prinzips, das er nicht lieben kann, ins Ungeheuerliche wachsen. Der Wahnwitz dieser Zivilisation wird den letzten Rest dessen, was die Menschen bisher als äußere Natur kannten, und den letzten Rest der Natur im Inneren des Menschen selbst ausmerzen. Auburtin skizziert eine Utopie seiner Verzweiflung. Er sieht nicht nur den letzten Wald abgeholzt, die letzte Wiese verbaut, er sieht womöglich (und er hält alles für möglich) den letzten Berg abgetragen und bewirtschaftet, das letzte Meer trocken gelegt und bepflanzt. Bald gibt es nur mehr landwirtschaftliche Parzellen und Fabrikstädte und Industriekanäle. Im Circus maximus hat man eine Gasanstalt errichtet. Und „die große klare römische Fontäne ist abgedreht und eingerissen worden, um Platz für eine dringend notwendige Bedürfnisanstalt zu machen" ... „Es gibt da, wo dieser Strom (der Rhein) einst floß, jetzt so eine Art von Mittellandkanal, auf dem die schweizer Margarine nach Holland gebracht wird, ein rußiger Kanal, der die gelben Abwässer der Zementwerke zu Tal führt und sich zwischen Tausenden von Fabriken und dampfenden Schloten hinzieht." Aus solchen Anzeichen prophezeit er die Zukunft. „Eine Welt ohne Rhein, eine Welt ohne Rom, denke dies durch, Freund Leser, und du fühlst, wie es Nacht wird. Die große eine Nacht, der wir alle entgegengehen." Die Kulturen werden abgetragen wie Schutt, der im Wege liegt. Die Geschichte Europas verschwindet aus der Welt der Tatsachen, indem ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denkmäler fallen. Und der so frenetisch gepriesene moderne Verkehr wird auch mit der Ewigkeit Asiens fertig werden. Indien nivelliert, China nivelliert, die Erdoberfläche ein einziges Newyork: welch ein Angsttraum!

Und es verwandelt sich der Mensch. Anburtin sieht, auf seine Art, noch einmal die furchtbare Vision Nietzsche-Zarathustras: den „letzten Menschen". Was sich unabwendbar vollzieht, er nennt es die „Verameisung" der Menschheit. Er sieht die Ideale der Zeit: Demokratisierung, Sozialisierung, Industrialismus bis ins Letzte durchgeführt. Der Sieg Amerikas, der Triumph der Maschine! Die Menschheit selbst verwandelt sich restlos in eine entsetzlich exakte Maschine, alles Leben des homo sapiens wird tadelloser Funktionalismus. Ein unaufhaltsamer Schnelligkeitswahnsinn frißt alle Muße, der Sport erzieht ein neues, gröberes Menschengeschlecht, die Wissenschaft rodet das letzte Unkraut der Ahnung, des Sentiments, der Religiosität aus. Eine große „Gesundung" bricht an, alle persönlichen und sozialen Konflikte werden gelöst, alle Gegensätzlichkeit wird ausgeglichen. „Gleiches Recht für jeden, je nach seiner Befähigung. Ausnützung der Kraft und Arbeit jedes einzelnen. Abschaffung aller Widerstände, die sich dem glatten Funktionieren des sozialen Organismus entgegensetzen; also Abschaffung des Aberglaubens, der individuellen Bosheit, des Krieges. Frischfröhliche Pflege des Körpers, Gesundheit, Komfort für jeden." Man wird bis dahin die Tuberkulose heilen können. Und geheilt wird jene andere „schüttelnde Fieberkrankheit": die Kunst. „Eine Krankheit, die wir etwa von den Griechen übernommen haben. Morbus ionicus."

Die große moderne Weltmaschine zerstört alles, was Individualität ist: alles Individuelle der Natur, der Zeiten, der Völker. Und sie verzehrt den einzelnen ganz und gar. Die Arbeitsteilung spezialisiert ihn zwar, aber macht ihn zu einem an sich bedeutungslosen Teil. Die sogenannte Differenzierung des modernen Menschen ist nur die andere Seite seiner Vergesellschaftung, seiner Sozialisierung. Das Raffinement der Nerven, des Geschmacks, des Intellekts ist nur teuflische Schwächung, wenn der einzelne darüber den Überblick über das Ganze, das Gefühl des Ganzen, vor allem aber das Gefühl seiner selbst als eines Ganzen, als eines Selbstzwecks verliert. Man hat schon oft den Handwerker von früher, der einen ganzen Gegenstand erzeugte, dem Fabrikarbeiter von heute gegenübergestellt, der sein Leben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lang eine Ode dieses Gegenstandes erzeugt. Und man kann gar nicht oft genug den Propheten, die den Machtzuwachs preisen, der dem modernen Menschen durch das Bewußtsein der Masse erwächst, vorhalten, wie entsetzlich abhängig, innerlich und äußerlich, dieser Mensch von der Masse geworden ist, wie der einzelne, je mündiger sich die Masse gebärdet, um so unmündiger wird. Wahrhaft grauenvoll ist es heute noch für einen Europäer, sich vorzustellen, wie das Getriebe einer amerikanischen Weltstadt den einzelnen, die Iche, absorbiert. Und wir selbst erleben es, ohne uns dessen recht bewußt zu werden, daß die Existenz des Menschen immer mittelbarer, immer maschineller wird, auf allen Gebieten. Die Arbeit, die Wissenschaft, das Denken und das Gefühl von heute: alles zwingt uns zu dem bangen Ruf: die Unmittelbarkeit stirbt!

Mit diesem Grauen blickt Auburtin auf die Kunst. Und behauptet: Der Kunst produzierende und der Kunst konsumierende Mensch sterben aus. Die Kunst ist die Angelegenheit eines Ichs, das sich seelisch gegen den Funktionalismus behauptet, daß sich, als ein renitenter Rest, dagegen wehrt, in der allgemeinen Rechnung der Vergänglichkeit aufzugehen. Kunst stammt aus Konflikten und Spannungen, welche erst in einer höheren Harmonie, aber nicht durch ein Reglement, überwunden werden sollen. Kunst duldet keine Arbeitsteilung, sie bietet dem Ich die Einheit im Spiegel der Seele. Kunst schöpft aus der Ahnung, das exakte Wissen ist künstlerisch unfruchtbar. Kunst kommt von Sehnsucht, aber nicht von Zufriedenheit und Sättigung. Sie braucht Muße statt der restlos aufgeteilten Zeit. Sie ist eher noch dem Laster (dem Trotz gegen die Nivellierung durch die Norm), als der Nützlichkeit der Triebe zu verdanken. Kunst ist eine Sublimierung des Lebens, ein titanischer Überbau, getürmt von jenen, die sich mit dem praktisch erreichbaren Terrain in Ewigkeit nicht zufrieden geben wollen, die in der Illusion jene Vollendung suchen, welche der Realität versagt bleiben muß. Die geistige Form der Kunst geht hinaus über das Gegebene, um in der platonischen Idee ihr Ziel zu finden. Kunst ist faustischer Drang, nicht zu hemmender Überschuß an Energie, ist Protest und Revolte, Verklärung und Beseligung, Enthusiasmus, Ekstase, ist Selbständigkeit der Seele, seelische Erfülltheit. Die Religion und den Krieg, scheinbar erlöschende Gewalten, reklamiert Auburtin für die Kunst als ihre reichsten Quellen. Es droht die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Muße zu verschwinden und mit ihr alle seelische Vertiefung und Sammlung, der Schnelligkeitsrekord verdrängt die „Eurythmie". Es stirbt, so behauptet Auburtin, die große Leidenschaft. Wir können, meint er, an Leidenschaft im Stile Shakespeares einfach nicht mehr glauben; solche Menschlichkeiten liegen hinter uns wie eine neuere Art von Kannibalismus. Die unseligste Bewußtheit vernichtet alle Naivetät. Eros sei längst abgetan. „Die Liebe ist durchaus ein Possenmotiv geworden." Dagegen gedeiht üppig der sexuelle Funktionalismus, die erotische Routine. Ideale Liebe, inbrünstige, große, ist heute verächtlich, ebenso tragische Urkraft des Triebes. Statt dessen kultiviert man Surrogate, Raffinements. Danteske Kulte, Liebeslieder, Liebestragödien gehören ins Museum.

Für den Voreingenommenen einer Meinung wird alles zum gewünschten Symptom. Auburtin sammelt in der modernen Kunst Anzeichen der Agonie. Diese selbe moderne Kunst verkündet zwar in jedem Augenblick ihre Renaissance. Man erinnere sich an die imponierende Zuversicht des Naturalismus, als er sich vor wenigen Jahren wie die endlich aufgehende wahre Sonne gebärdete. Dem Menschen einer neueren Gegenwart wie Auburtin muß sich heute jene Schule (wie sehr ist sie indessen Vergangenheit geworden) als ein mutiger, aber mißlungener Versuch darstellen, die häßliche moderne Wirklichkeit für die Kunst und ihre überwirklichen Zwecke zu verwerten. Allen seither unternommenen Experimenten, der immer gegenwärtigeren Gegenwart eine neue Romantik zu entlocken, gegenüber benimmt sich Auburtin sehr ungerecht. Er sieht nicht oder übersieht die vielen und vielartigen Zukunftskeime. Er anerkennt nicht, wieviel geformter Gehalt dieser Zeit bereits abgerungen ward. Er sieht überall Epigonismus, Eklektizismus, Verlogenheit. Jene Künstler, deren Instinkt zu unbeirrbar fein war, um sich mit der Realität dieser Zeit einzulassen, haben sich ins L'art pour l'art geflüchtet, in die Atelierkunst, in die Literatur, die nur für Literaten, für Snobs und wenige Genießer existiert. Kunst der engsten Kreise. Es ist jedenfalls sehr bemerkenswert, daß die innerlichste, seelenhafteste moderne Dichtung, die echtest-dichterische Menschengestaltung und Naturverherrlichung im abseitigen Skandinavien gedieh, und daß eigentlich nur im barbarischen Rußland ein großes Pathos neuer Art hervorbrach, ein großer epischer Stil, der von einer mächtigen Religiosität befruchtet wird. Wäh-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rend im ziviliſierten Weſten die Probleme ſich ins Paradoxe verzerren, und eigentlich nur die Groteske, das Exzentrik neue und überzeugende Formen gefunden haben. Und die Kunſt ſcheint hier immer enger iſoliert. Es mag ja noch einige wenige Privatleute geben, die Gedichte leſen. Wer ein moderner Menſch ſein will, verlacht ſie. Auf der Bühne haben das pſychologiſche und das neuromantiſche Drama (es waren dramatiſierte Novellen und Gedichte) raſch abgewirtſchaftet. Dagegen ſiegt mit ungeheurer Überlegenheit die Operette. Die Operette, das Variété, das Kino. Reinhardt, dieſer vielſeitige Anreger, hat die Kammerſpiele mit dem Theater der Fünftauſend vertauſcht, wo eine hohe helleniſche Form ins Intenſive gewendet und mit Glück und Erfolg vulgariſiert wird. Statt des Dramas die Regie, ſtatt der Architektur das Kunſtgewerbe, ſtatt der Größe überall Raffinement und beſtenfalls Geſchmack.

Die Tragik, als die tiefſte Gläubigkeit der Kunſt, ihre höchſte, faſt religiöſe Weihe, zerſetzt ſich in der elektriſchen Helligkeit des modernen Bewußtſeins. Das Drama, das heroiſche Drama, erliegt dem Skeptizismus, dem Materialismus, dem Pſychologismus. Und auch die Gediegenheit des Humors, ſeine vegetative Fülle, ſein tiefes und erhabenes Glück ſcheint „überwunden". Aber es gedeiht die Tragikomödie, die diaboliſche Farce, welche ſich mit einer Grimaſſe über Tragik und Humor hinwegſetzt, Seelenakrobatik ſtatt wahrer ſeeliſcher Erfüllung, Exzentrik-Dramatik. Das Tragiſche iſt eine „ſonambuleske Gebärde" geworden. Es iſt, als ob der moderne Menſch die Erhabenheit nicht einmal als Traum ertragen könnte. — Und überall nur Anſätze, Andeutungen, nichts reift aus. „Die Dinge drehen ſich ſo, daß nur noch das Impromptu Geltung behält, die Kaprice der Improviſation und des augenblicklichen Einfalls." Die Alleinherrſchaft des Feuilletons bricht an.

Auburtin nähert ſich dem gefährlichen Senſibilitätspunkt der Moderne, wenn er von ihren Genies, ihren „Ingenien", ſagt, ſie ſeien „ohne innere Sicherheit und deshalb ohne eigentliche Kraft." Zweifellos leiden die Temperamente, Bejaher und Verneiner, aber vor allem die Bejaher der Zeit, an einer Krampfhaftigkeit, einer gewaltſamen Übertriebenheit, die durchaus nicht den Eindruck großer Geſundheit und Reife macht. Und die Analyſe, die Zerfaſerung, iſt immer noch das repräſentative Genie dieſer pſycholo-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gischen Epoche. Nur daß, was Auburtin als Todeszuckungen versteht, von anderen als Geburtswehen erklärt wird. Beiden Lagern gemeinsam ist der Schrei nach einem neuen Pathos, nach Synthese, der Schrei nach der „Persönlichkeit", welche noch immer nicht gekommen scheint, trotz aller Prätendenten. Auburtin will wissen, daß die überzeugende, die im großen und zugleich modernen Sinn produktive Persönlichkeit heute ferner ist als je, daß sie im Begriff ist, auszusterben. Welche Prophezeiung weit über das Gebiet der Kunst hinausreicht, als eine Kulturprognose, die, mit einem Satze, sagt: die Zivilisation verschlingt die Kultur.

Und im scharfen Erkennen dieser Gefahr, im erbitterten Widerspruch gegen diese Möglichkeit finde ich den Wert solcher Kundgebungen. Nicht um das Rechthaben handelt es, sondern um die Richtung. Diese Zeit hat sich einen neuen Körper geschaffen, aber die entscheidenden Schlachten um ihren Geist müssen, allen schönen Phrasen zum Trotz, erst durchgekämpft werden. Es gilt die Sehnsucht wach zu erhalten, damit sie sich nicht an materiellen Erfolgen allzu rasch beruhigt, es gilt die Seele anzueifern, denn sie droht sich zu ergeben. Der Geist kann sichs nicht an dem im Grunde so bescheidenen und beschränkten Rationalismus des Fortschrittgedankens genug sein lassen. Das Bewußtsein der Weiterentwicklung ist leer, wenn es sich nicht auf die Inhalte dieser Entwicklung konzentriert. Wenn selbst das äußere Leben der Menschen geordnet wäre (niemals wird es geordnet sein!), es darf darüber der Mensch nicht vergessen werden, der es leben soll. Man ist heute noch immer so knabenhaft stolz darauf, alles mögliche überwunden zu haben, und nur wenige bedenken, ob man damit große Werte nicht einfach weggeworfen hat. Es macht die Hoffart dieser Zeit aus, sich von anderen Zeiten zu unterscheiden, statt daß es ihr Ehrgeiz wäre, den unvergänglichen Gehalt gewesener Kulturen herüberzuretten und neu zu erwerben. Das dritte Jahrtausend wird, trotz Amerika, nie und nimmer die Laufbahn eines Parvenus nehmen, sondern es ist und bleibt ein Erbe. Amerika wird sich noch mit Europa ganz anders als bisher auseinanderzusetzen haben, Europa vielleicht mit dem Orient, jedenfalls mit Rußland. Wer prophezeien wollte, fände genug Kombinationsmöglichkeiten. Was in diesem Augenblicke tot scheint, kann im nächsten wieder auferstanden sein. Ich glaube durchaus nicht an den großen Knick, der für Auburtin im Jahre 1850 geschieht, ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glaube, daß alle Entwicklung, von den Urmächten beherrſcht, immer nur um die großen Urgedanken der Menſchheit kreiſt, die im Zentrum ſtehen. Es ließen ſich viele Tatſachen für dieſe Anſicht anführen, aber im letzten Grunde ſteht hier Glaube gegen Glaube. Ich glaube nicht, daß der moderne Funktionalismus mit der Natur fertig werden wird, ſondern die Natur wird mit dem modernen Funktionalismus fertig werden. Die menſchliche Raſſe hat mehr Reſerven, als ſich der einzelne in dieſem Augenblick vorzuſtellen vermag. Das menſchliche Herz iſt unerſchöpflich. Die menſchliche Einbildungskraft wird auch vor der Maſchine nicht Halt machen. Die Perſönlichkeit läßt ſich nicht hinwegreglementieren, ebenſowenig wie die Leidenſchaft, der Eros. Die große Religion, die Genialität, die aus den Tiefen der Weltſeele ſchöpft, der fauſtiſche Geiſt, wird nie den Augenblick finden, der ſie zu endgültigem Verbleiben verlockt. Die Kunſt iſt kein Attribut der Zeit, ſondern ſie kommt aus der Raſſe hervor, und die Raſſe überdauert die Zeiten, welche ſich einbilden, ein Ende zu ſein. Schon gibt es viele Anzeichen, daß tiefere Schichten gegen die gärende Oberflächlichkeit der Moderne zu revoltieren beginnen. Daß in der werdenden neuen Kultur (ſie *wird* immer, ſie *iſt* nie) Kraftkomponenten gewaltig ſein werden, die man, im Ziviliſationsrauſche, verachten zu dürfen glaubte. Daß der „Fortſchritt" auf weniger geradlinigem Wege vorwärts kommen wird, als er glauben machen will. Die Schrift Auburtins iſt als ſolch ein Zeichen zu begrüßen. Es gibt ſtärkere. Man muß nur aufmerkſam horchen, und man wird ſie nicht überhören.

Bei den Trappiſten / Von Dr. Julian Marcuse

Rachend und polternd ſauſte das Gefährt über die harte Straße dahin, der Boden ſchien aus Fels gemeißelt, und es war, als ob im Innern ſich tauſend Kräfte regten, um das Ungetüm dort oben aus ſeiner Bahn zu reißen. Aber feſt und ſicher ſaß René, der Halbblutfranzoſe, am Steuerrad und auf dem angeſtammten Boden der oberelſäſſiſchen Niederung entging ihm keine Wendung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Windung. Wir kamen von Belfort, der freundnachbarlichen Zitadelle, ſeinen Feuerſchlünden und Felſenmauern, hatten die Grenzkordons paſſiert und eilten nach Mülhauſen zurück. Rechts und links Flachland im Herbſtgrau, ſchwermütige Pappelalleen, der klagende Ton der Sirene fand einen Widerhall in dieſem Landſchaftsbild. Bei einer Biegung tauchte im ferneren Umkreis ein Häuſergeviert auf, aus ſeinem innerſten Schoß klangen Glocken, ſchmerzvoll und bebend, ſo plötzlich und unvermittelt, als wollten ſie mit ihrem weithin ſchallenden Getön zur Andacht zwingen. Meinen fragenden Blick beantwortete René mit geheimnisvollem Geflüſter: Dort hauſten Mönche, die nie mehr die Schwelle ihres Hauſes verlaſſen, nie mehr einen Laut von ſich geben dürften, des Nachts in Särgen ſchliefen, und was der Volksmund ſonſt noch von ihnen zu erzählen wußte. Unter anderem in Verbindung mit mönchiſcher Aſzeſe ſtrengſter Obſervanz viel Sinn für modernes Wirtſchaftsleben: Agrarwirtſchaft auf breiteſter und einträglichſter Baſis, Milch- und Käſeproduktion, Geflügelzucht, Handel mit dieſen Erträgniſſen auf großer Stufenleiter, und als Ergebnis dieſer produktiven Arbeit Latifundien- und Häuſerbeſitz im nahen Mülhauſen, wo ganze Straßenzüge allmählich Eigentum des Kloſters Ölenberg geworden ſind, Dinge genug, um zum Beſuch und zur Beſichtigung dieſes Trappiſtenkloſters einzuladen. Ein Winkelwerk von Baulichkeiten, denen man ſchon in ihrer disharmoniſchen Gruppierung die verſchiedenen Zeitläufte ihres Entſtehens anſieht, bildet den Kloſterkomplex: im Vordergrunde mit breiter Freitreppe die ſchmuckloſe Kirche, die den Gläubigen jedweden Geſchlechts freien Eintritt gewährt, rechts ein düſterer, gefängnisartiger Bau — die Herberge für Weggenoſſen und Gäſte, ſie bietet Unterkunft und Verpflegung ohne Entgelt —, zur Linken die Pforte zum Kloſter. Ein Greis, wie aus Böcklins Eremit ausgeſchnitten, öffnet und empfängt, in der Welt, die er hinter ſich gelaſſen, lag er ähnlichem, wenn auch ſtürmiſcherem Metier ob, er war Türhüter eines der größten internationalen Hotels, er vermittelt auch in ſeiner jetzigen Stellung den Verkehr mit der Außenwelt. Mein Begehr, das Kloſter und ſeine Einrichtungen kennen zu lernen, und Näheres vor allem über die mir vom Hörenſagen bekannte ſtreng vegetariſche Lebensweiſe der Mönche zu erfahren, wird durch ihn dem Prior überbracht: Die Erlaubnis wird ſchlankweg erteilt, dem Arzt ein ärztlicher Ordensbruder als Führer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugewiesen, vom Schweigegebot wird Dispens erteilt. Der Pater Kollega ist ein Mann in den dreißiger Jahren, ist Fachchirurg gewesen, war lange Jahre Assistent einer der größten deutschen Kliniken und hat sein Wissen und ärztliches Streben auch in der Kutte beibehalten. Er versieht im Kloster mit seinen nahezu zweihundert Insassen den ärztlichen Dienst, ordiniert und operiert und hat sich bei all seiner Weltabgeschiedenheit einen klaren Blick und eine sichere Hand erhalten. Wir wandern durch Haus und Häuser, denn zahllos sind die einzelnen, aneinander klebenden Gebäulichkeiten, durchschreiten Kirche und Refektorium, Schlafsaal und Zellen, Studier- und Unterrichtszimmer, die Ökonomieräume mit dem musterhaft gepflegten Viehbestand, die Pferdeställe, die Molkerei, den Hühnerhof mit den Schwärmen von Federvieh aller Art, die Werkstätten der Schmiede, Schreiner, Sattler, Schuhmacher und Schneider und wie sie alle heißen mögen, wird doch alles, was Haus und Hof und seine Insassen zum Leben brauchen, innerhalb der Klostermauern angefertigt. Ein Sichregen allerorts, ein bienenhaftes Schaffen und Fördern, kein Laut aber dringt an das Ohr, denn schweigend muß die Arbeit verrichtet werden. Doch sind Fragen untereinander gestattet, werden Anordnungen mündlich erteilt, nur jedes außer Arbeit und Pflicht liegende Wort und Gespräch ist verboten. Lautlos schreitet über den steinernen Boden die weiße Gestalt — weiß ist bis auf die Sandalen die gesamte Gewandung —, und begegnen sich zwei, so ist ein demutsvolles Senken des Hauptes der Gruß. Atmen Studier- und Unterrichtszimmer, der stattliche Bibliothekſaal mit seiner musterhaften Anordnung, das ärztliche wohleingerichtete Ordinationszimmer noch Geist von unserem Geiste, Anteilnahme an menschlichem Fühlen und Schaffen, so tritt um so schärfer der weltabgewandte Sinn dort entgegen, wo die Äußerungen des körperlichen Lebens nach Gehör verlangen. Der Tod, seiner Schrecknisse entkleidet, als Erfüllung sehnenden Verlangens ist das dauernd wiederkehrende Bild, das die Wände der Gänge und Korridore deckt, memento mori ist das Leitmotiv der oft bis zum extremen Naturalismus sich versteigenden bildlichen Darstellungen. Ihren Höhepunkt feiern diese anachoretischen Lebensziele in den Speise- und Schlafräumen: dort ein gewölbtes Verließ mit Landsknechtstischen, einbeinigen Schemeln, Eßutensilien aus Holz und primitivstem Zinn, hier ein im Halbdunkel liegender trübselig-nackter Raum,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an dessen Wänden entlang wie den ganzen Innenraum einnehmend sich Zelle an Zelle reiht. Bretterverschläge, die oben offen, vorn durch einen grobleinenen Vorhang geschlossen sind und das Lager beherbergen: Ein tannenes Gestell aus Strohsack, Bauernleinen und Wollendecke bestehend. In ihrer Kleidung, dem wollenen Hemd, der wollenen Kutte und dem Talar nächtigen die Brüder, und wenn um Mitternacht die Runde schlägt, die zu den Exerzitien ruft, dann vereint ein Steintrog sie zur flüchtigen Reinigung. Nicht umsonst trägt das Haupt die Dornenkrone — die Schur der Haare stellt sie dar —, mitleidslos, zu immer neuer Buße rufend ertönt der Stundenschlag der Ordensregeln!

Um die zweite Stunde nach Mitternacht ruft die Glocke zum erstenmal: In Gebet und Gesang werden die Stunden von 2 bis 4 Uhr verbracht, dann werden die Zellen sauber gemacht, um 6 Uhr folgt das Frühstück. Danach Gebet und Messe bis 9 Uhr; für den Studierenden kommt jetzt die Zeit der Vorlesungen, die anderen legen die Kutte ab, ziehen Holzschuhe an und begeben sich an die ihnen zugewiesene Arbeit in Landwirtschaft und Handwerk. Die Mittagmahlzeit ist im Sommer um 11 Uhr, im Winter um 12 Uhr, ihr folgen Exerzitien und um 2 Uhr Studium bezw. Handarbeit bis 5 Uhr. Eine kurze Vesperpause unterbricht den Nachmittag, das Nachtmahl wird um 6 Uhr eingenommen; bald darauf beginnt das letzte officium und um 8 Uhr, im Winter um 7 Uhr, wird der Schlafsaal aufgesucht, dessen Halbdunkel jede weitere Möglichkeit einer geistigen Beschäftigung nimmt.

Das Kloster beherbergt patres und fratres; erstere, an Zahl etwa 70 im Augenblick, haben eine Art akademischen Lehrganges innerhalb des Klosters zu absolvieren, nach Vollendung desselben legen sie ein feierliches Gelübde ab, werden in die Gemeinde aufgenommen, von der nur der Tod sie noch befreien kann. Mit diesem Gelübde geht zugleich ihr gesamtes Vermögen in den Besitz des Klosters über. Ihre Betätigung ist eine im wesentlichen kirchliche und geistige, zwei bis vier Stunden des Tages werden sie zum Ausgleich ihrer geistigen Inanspruchnahme zu körperlichen Arbeiten herangezogen. Die Brüder bilden etwa zwei Drittel der gesamten Insassen, sie verrichten sämtliche Feld- und Handarbeiten und beteiligen sich außerdem an den gemeinsamen Gebetsübungen. Die Gesamtdauer der täglichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschäftigung inkl. der Erholungszeiten, die übrigens meist auch mit irgendwelchen Verrichtungen ausgefüllt sind, beläuft sich auf etwa 17 Stunden. Dem Prinzip der unausgesetzten, bis zur Erschöpfung gehenden Arbeitsleistung mit ihrer Erstickung aller Lustempfindungen und der aus dieser Opferidee hervorgehenden himmlischen Sühnung wird also restlos Genüge geleistet. Restlos, denn die Ernährungsweise der Mitglieder des Trappistenordens bildet in dem Trifolium der irdischen Bußen noch den Höhepunkt.

Sie ist nicht bloß eine rein vegetarische strengster Observanz mit nahezu völligem Ausschluß aller Molkereiprodukte, sondern auch vor allem eine erschreckend monotone und jedes Appetitanreizes bare. Das Frühstück und Vesper bestehen aus einer wohl abgemessenen (600 g) Menge Kornkaffees mit einem ganz geringen Zusatz von Milch und einem Stück trockenen Graubrotes, die mittägliche Mahlzeit aus einer großen Schüssel Suppe mit Einlagen, einem der Jahreszeit entsprechenden Gemüse (im Winter Konserven) mit Kartoffeln und Obst. Dazu wieder ein Stück Graubrot und ein Krüglein ($^1/_{10}$ l) eines selbstgebrauten leichten Bieres, Beigaben, die auch beim Abendessen wieder vorkommen. Letzteres besteht aus einer großen Schüssel Kartoffeln mit Salat und einem Stück Käse, der jedoch nur im Sommer als Nachspeise gewährt wird. Kartoffeln und Gemüse werden ohne jeden Zusatz von Fett oder Butter zubereitet, eine Kostveränderung tritt nur in Krankheitsfällen bezw. auf ärztliche Anordnung hin ein. Selbst Sonn- und Festtage ändern dieses düstere Lebensbild nicht, im Gegenteil, es beginnen zu diesen Zeiten die Gebetsoffizien bereits um 1 Uhr nachts, statt wie gewöhnlich um 2. Dieses Ernährungsregime, das man ohne Einschränkung als glatte Unterernährung bezeichnen kann, scheint doch im Laufe der Zeit nach einem vorübergehenden Stadium der Entkräftung und des Blutmangels vertragen zu werden, der Organismus paßt sich auch dieser grobmassigen unzureichenden Kost nach und nach an. Dafür sprechen die von den ärztlichen Ordensbrüdern gesammelten Allgemeinerfahrungen, die besonders in den letzten Jahren gemachten Beobachtungen. Erkrankungen und Veränderungen des Magens und Darmes sind selten, Stoffwechselkrankheiten noch seltener, dagegen vorherrschend rheumatische Affektionen, wesentlich wohl bedingt durch völlig mangelnde Heizvorrichtungen (nur in der Kirche und in einzelnen Klassenzimmern und Werkstätten sind

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Öfen vorhanden) und Tuberkuloſe. Als urſächliche Momente für letztere Krankheitsform ſind die ſchwere körperliche und geiſtige Anſtrengung, die ungenügende Schlafdauer, die Schlafdichtigkeit (nahezu 70 Menſchen in einem luft- und lichtloſen Raum) heranzuziehen. Und bei all dem iſt die Sterblichkeitsziffer keine übermäßig große, die Altersgrenze eine relativ hohe. Man ſieht auch hier wieder, wie die Natur auszugleichen vermag!

Wenn man in den düſteren Gängen des weitſchichtigen Kloſtergebäudes jenen ſtummen Geſtalten mit an den Boden gehefteten Blicken begegnet, eine Art lebensfeindlicher Spezies, die ſcheu und faſt feindſelig dem ſchauenden und forſchenden Fremdling ausweicht, dann begreift man, daß ihr Weg täglich zu jener Stätte führt, an der ſie das Ziel ihrer Selbſtqual und ihres Martyriums erblicken — zum Grabfelde. Eng eingeſchloſſen zwiſchen Kirche und Konventſaal, von deſſen Gemäuer die Bildniſſe der Äbte und Prioren herabſchauen, — noch auf der Leinewand ſcheint ſich von den blutloſen Lippen der Wonneſchauer der Ekſtaſe loszulöſen —, liegt die Stätte des evviva la morte, ein hügelloſer Raſen mit düſter-ſchwarzen Tannenſcheiten, die den Ordensnamen und den Tag des Todes tragen. Der Trappiſt wird ohne Sarg begraben, zwiſchen Brettern notdürftig geborgen verſchwindet der Leichnam tief unter der Erde, einer Satzung gemäß, die zurückreicht auf Armand Jean de Rancé, den einſtmaligen Abt des Kloſters „Unſerer lieben Frauen zu La Trappe." „Kein Kranker ſoll im Krankenhauſe jammern, nur der Tod ſoll ihm vor Augen ſchweben, und er ſoll nichts mehr fürchten als länger zu leben," dieſe ekſtatiſche Inkarnation ſeeliſcher Vorſtellungen mit ihrer Entwurzelung aller natürlichen Gefühle und Empfindungen, ſie iſt noch heute die glühende Viſion der Jünger jenes Mannes, der als Reformator des Trappiſtenordens angeſehen wird, und deſſen unverbrüchlich geltende Vorſchriften und Regeln nur den einen Zweck verfolgten, das Individuum und ſeine natürlichen Beziehungen zur Welt zu ertöten und an ihre Stelle das Leiden zu ſetzen. Es iſt die letzte auf Erden erklimmbare Staffel der Leiter, welche zum höchſten führt, zur Erlöſung im Himmel!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedichte von Christian Morgenstern

Vor einigen Jahren lag in den Schaufenstern der Buchhändler ein dünnes Bändchen „Galgenlieder" von Christian Morgenstern, das rasch bekannt wurde und dem später der „Palmström" folgte. Diese beiden schnurrigen Liederbüchlein haben unter Studenten und jungen Künstlern viel Freunde gefunden, sie sind voll drolliger Viechereien und närrisch maskiertem Tiefsinn, und sie sind längst allzu bekannt, als daß es noch nötig wäre, sie zu loben und durch Abdrucken von Proben anzupreisen. Derselbe Morgenstern aber hat auch mehrere ernsthafte Gedichtbücher verfaßt, die zum Teil weit älter sind als die Galgenlieder. Ich kenne von ihnen „Ein Sommer", „Und aber ründet sich ein Kranz" (beide im Verlag S. Fischer, Berlin) und „Einkehr" (Verlag Piper & Co., München).

Hier zeigt sich der Dichter von einer anderen Seite. Er ist zu wenig Denker, um das Dichten lassen zu können, und nicht Dichter genug, um vom Abstrakten je ganz loszukommen. Wunderlich schön und rührend stehen zwischen allen diesen ernsten, ja fanatischen Versuchen und poetisch-grüblerischen Studien einzelne Verse und kleine Lieder von ganz reiner lyrischer Schönheit, deren zwei hier abgedruckt sind. Freilich geben gerade diese paar völlig lyrischen Gebilde nicht ganz das richtige Bild vom Wesen und Tun dieses stillen Sonderlings; aber sie sind sehr schön und sie genügen, um alles poetische Treiben und Versuchen dieses Philosophen zu rechtfertigen.

Hermann Hesse

* * *

Dagny

Wenn dieses zarte Glühen
in deine Wangen strahlt,
als wie den frühsten frühen
Himmel ein erster Schimmer malt,
da fühl ich erst, wie rein du bist,
welch feine klare Schale
voll unberührtem Wein du bist,
bestimmt zum höchsten Mahle
der Erde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wintermondnacht

Der Mond tritt über die Eichen
und wandelt die Äcker im Schnee
mit seinem geisterbleichen
Schimmer in einen weiten See.

Tiefdunkle Wälder säumen
den regungslosen ein,
und hoch aus blassen Räumen
Tropft Sternensilberschein.

(Ohne Überschrift)

Du bist so weit oft fort.
Wo weilest du?
Dein Blick versinkt
in unbekannte Fernen.
Und ruft ein Wort
dich aus der Ruh,
so blinkt
ein fremder Schein
in deinen Augensternen.

Wo magst du, Seele, sein?
Wohin wohl eilest
mit stetem Flügelschlag
Du fort von mir?
Ich bin allein.
Ich weiß nicht, wo du weilest.
Was säumest du?
O sag!
— — — — — — — — — —
„Vielleicht bei Dir."

O bunte Welt

O bunte Welt,
Was schillerst du mir her!
Auf mich gestellt,
Bedarf ich dein nicht mehr.

Nicht mehr? Und doch,
Wie bangt mich oft nach dir . .
Zu innig noch
Verschlingt sich Dort und Hier.

Erster Schnee

Aus silbergrauen Gründen tritt
ein schlankes Reh
im winterlichen Wald
und prüft vorsichtig, Schritt für Schritt
den reinen, kühlen, frischgefallnen Schnee.
— — — — — — — — — — — —
Und Deiner denk' ich, zierlichste Gestalt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Gesicht des heiligen Franziskus

Von Fr. A. Holland

Als der Heilige einer Tages im Fieber auf seinem schmalen Bette lag, hatte er ein seltsames Gesicht.

Das Gesicht aber war so:

Er sah eine einsame Heide, ohne Horizont, dunkelgelb und regungslos. Tiere, Menschen und Pflanzen mußten längst gestorben sein, eine solch unmenschliche, von tiefem Sausen erfüllte Stille breitete sich ringsum aus. Zwei Menschen standen auf der Heide, und kaum drei Schritte Raum trennten sie. Und der Heilige sah, daß es ein Mann war und ein Weib. Das Weib erkannte er nicht, wohl aber spürte er ihren Namen und ihren Sinn eingekeilt in seiner Seele liegen. In dem Mann aber erkannte er mit tiefem Schreck sein eigenes Antlitz und seine eigene Gestalt. Mann und Weib sahen sich starr in die Augen, mit jenem furchtbaren Ernst, mit dem die Menschen gemeiniglich die Toten betrachten. Und das Grauenvolle war, daß ihre Lider sich nicht bewegten, daß ihre Augen wie Kristalle aufeinandersprühten, ohne Bewegung und ohne Leben, als wären sie längst tot und ihre Seelen durch ewiges Schweigen versiegelt.

In die Augen des Weibes kam langsam ein unsägliches Glänzen, das den Mann blendete und schmerzte. Aber er mußte es dulden und konnte die Lider nicht schließen. Der Glanz wurde so stark, daß sein Herz in der Brust auseinanderbrach und die Blutstropfen langsam und stetig aus seinem Munde fielen. Und wie sie fielen, wurden sie zu Speeren, die er aufhob und mit Gewalt und mit tödlichem Schmerz gegen sie schleuderte. Das Weib aber stand mit glänzenden Augen und sah nicht die Speere, die auf sie sausten. Und jedesmal, wenn ein Speer ihre nackte Brust durchbohrte, warf sie dem Mann eine rote Rose zu. Immer heftiger fielen die Blutstropfen aus seinem Munde, immer angstvoller warf er Speer auf Speer, und bei jedem Stoß seines Armes litt er einen bitteren, qualvollen Tod.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon stand er bis zum Gürtel in den Rosen, die wie ein Wall sich um ihn türmten, als der letzte Tropfen von seinen Lippen brach. Da fiel er tot und voll tiefer Traurigkeit zu Boden. Das Weib aber schloß die Augen und schaute lange mit geschlossenen Augen auf den Liegenden. Dann hob sie den Fuß und schritt langsam zu ihm hin, und ihr Schreiten war so, als wandle sie im Schlaf, oder als ginge sie durch eine Mauer hindurch. Sie stand zu seinen Häupten, die Rosen dufteten stark und betäubend, und der Mann spürte eine große Sehnsucht nach ihr. Er wollte die Arme zu ihr erheben, aber er war tot und bewegungslos. Da neigte sie tief das Haupt, und im Neigen löste sich ihr Haar und stürzte in dunklen Wellen über seine Stirn und seine Brust. Und der Tote erzitterte.

Aber das Weib kniete nieder und hob die flachen Hände zum Himmel, wie der Hohepriester, der ein Opfer bringt. Aus ihren Fingern sproßten Blumen, von solcher Art, wie sie nicht auf Erden wachsen, und wiegten ihre Kelche in der Sonne. Und das Weib erhob die Stimme, wie die Stimme einer Geige ...

Hier schwand das Gesicht.

Der Heilige aber lag auf seinem Bett und in seinen Augen flammte es wie von geheimen Feuerbränden. Er seufzte auf wie aus brechendem Herzen, denn eine wirbelnde Angst erfaßte ihn um des Gesichtes willen, das er nicht zu deuten vermochte. Er raffte alle Kräfte seines Lebens in sich auf und er versenkte seine Seele in das Meer der Erkenntnis, wie ein Fischer sein Netz in des Meeres Tiefe wirft. Aber die Stimmen der Tiefe schwiegen und gaben keine Antwort.

Da wurde des Heiligen bräunliches Antlitz bleich wie der Tod und seine Glieder bebten in großem Zittern.

Aber die Sonne erbarmte sich ihres Bruders. Sie sandte einen Strahl in seine Zelle, der über des Heiligen Hände schoß wie ein Blitz oder wie eine schmale goldene Klinge. Und im Blitzschein der Sonne erkannte er das Gesicht und der blühenden Finger geheimnisvolle Bedeutung.

Da schlug er die Hände vor die Augen, daß sein Gesicht darin verborgen war wie in einer Maske, und ihm graute vor dem glühenden Ziel des Lebens.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Der Kampf um Kuweit

In London werden die Verhandlungen über die Schlußstrecke der Bagdadbahn von dem türkischen Botschafter Tewfik Pascha mit Zähigkeit fortgeführt. Das Reutersche Bureau hat dieser Tage die Meldung, die Türkei habe auf Kuweit als dem Endpunkt der Bahn verzichtet, mit dem Bemerken dementiert, weder im britischen auswärtigen Amt, noch auf der Londoner osmanischen Botschaft sei hievon etwas bekannt. Ganz abgesehen davon, ob der kleine Ort Kuweit wirklich einmal der Endpunkt der Bagdadbahn am Persischen Golf wird oder nicht, handelt es sich bei der Kuweit-Frage um hervorragend wichtige Interessen des osmanischen Reiches, die auch dann nicht aufgegeben werden dürften, wenn die Verhandlungen das unwahrscheinliche Resultat haben sollten, daß die Bahn wirklich eine andere Linienführung als die ursprünglich geplante erhält.

Der türkisch-englische Gegensatz hat seinen nächsten Anlaß in den noch heute wenig geklärten Verhältnissen in Nordost- und Zentralarabien. Die Politik Abdul Hamids ging darauf aus, die andauernden Streitigkeiten unter den Stämmen durch Ausspielung des einen Teiles gegen den anderen zu einer wenigstens nominellen Herrschaft über dieselben auszunützen. Zwischen dem Emir Ibn Raschid des Sultanats Schamar und dem Scheich Mubarek von Kuweit bestand seit vielen Jahren eine Familienfehde. Im Jahre 1901 überfiel Ibn Raschid, durch dessen Gebiet die Pilgerstraße von Kuweit und aus Mesopotamien nach Mekka führt, eine große Karawane Mubareks. Letzterer zog zusammen mit dem gleichfalls geschädigten Scheich der Muntefikaraber gegen Ibn Raschid, schlug ihn und eroberte die Karawane zurück. Hier griff nun die Türkei ein und brachte einen für Ibn Raschid günstigen Frieden zustande. Mubarek war damit wenig zufrieden, erklärte sich als unabhängig und rief den Schutz Englands an. Die erschreckte Pforte beschloß ein energisches Vorgehen. Im September 1901 zog Feizi Pascha mit vier Bataillonen Kamelreiter und einer Gebirgbatterie von Basforah aus, sein Auftrag lautete dahin, nicht nur Kuweit, sondern auch den 400 km südlicher gegenüber den englischen Bahrein-Inseln gelegenen kleinen Hafen El Katif zu besetzen.

England ließ es nicht so weit kommen. Schon 80 Jahre zuvor hatte es in Kuweit einen Residenten gehabt, den Posten aber wieder aufgegeben, als mit dem Zusammenbruch des Napoleonischen Weltreiches auch der Gedanke an eine Bedrohung Indiens auf dem Landweg geschwunden war. Erst die antirussische Politik des indischen Vizekönigs Lord Curzon, verbunden mit den Befürchtungen, die sich an die Inangriffnahme der Bagdadbahn knüpften, hatten die Aufmerksamkeit der maßgebenden Leiter der englischen Politik wieder auf den Persischen Golf gelenkt. Im Jahre 1896 war auf den Bahrein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inseln eine Residentur errichtet und die englisch-indische Kriegsmacht im Golf verstärkt worden. Als nun Anfangs Oktober 1901 ein kleiner türkischer Kreuzer von Fao auslief, um die für die Besetzung El Katifs bestimmte Kompanie Soldaten dorthin zu bringen, wurde er von englischen Kriegsschiffen gezwungen sofort umzukehren. Auch für Mubarek hatte England inzwischen Stellung genommen und erklärt, es werde eine Besetzung Kuweits durch türkische Truppen unter keinen Umständen dulden. Abdul Hamid sah sich gezwungen mit England in Verhandlungen einzutreten und schließlich auch den englischen Standpunkt anzuerkennen. Der englische Minister des Auswärtigen erklärte nämlich, daß Großbritannien die unbedingte Souveränität des Sultans über Kuweit nicht mehr anerkenne, daß es zwar an dem status quo nicht rütteln, aber auch die Besetzung Kuweits durch eine andere Macht nicht zulassen werde.

Die nächsten zwei Jahre herrschte in Kuweit leidliche Ruhe. Erst Ende 1903 rückte Ibn Raschid erneut gegen Mubarek vor, der sich inzwischen mit den Wahabiten Zentralarabiens verbündet hatte. Von England mit Waffen und Geld unterstützt, zogen die Wahabiten Mubarek zu Hilfe und zwangen Ibn Raschid anfangs Februar 1904 von Kuweit abzulassen. Ibn Raschids Lage wurde bald verzweifelt. Die Gegner drangen in sein Land ein und bemächtigten sich der Städte Bereida und Oneiza. Es blieb dem bedrohten Emir nichts übrig, als in seiner Hauptstadt Hail eine starke Besatzung zurückzulassen und nach Samawa zu eilen um die Hilfe der Türken anzurufen. Die Pforte, welche hinter den Wahabiten die Engländer wußte, ordnete die Entsendung von zwei Unterstützungskolonnen an. Als deren Ausrüstung sich verzögerte, brach Ibn Raschid am 19. Mai angeblich mit 12000 Mann eigenen Truppen zum Schutz seiner Hauptstadt auf, wurde aber am 22. Juli bei Kuseibe empfindlich geschlagen und mußte sich gegen Hail zurückziehen. Wenn man den nicht immer zuverlässigen Nachrichten Glauben schenken kann, waren die Wahabiten 25000 Mann stark und hatten sogar zwei englische Gebirgsbatterien zur Verfügung. Die Pforte, die ihre Herrschaft in jenen Gegenden ernstlich bedroht sah, plante nun eine durchgreifende Expedition. Am 24. Februar 1905 brach Feizi Pascha mit 4200 Mann von Nedjef auf und erreichte am 5. März Ljna. Hier war er gezwungen, einen Monat zu bleiben, um das Ergebnis der mittlerweile mit den Wahabiten eingeleiteten Verhandlungen abzuwarten. Die Pforte hatte in sichere Erfahrung gebracht, daß zwischen den Wahabitenfürsten, dem Scheich von Kuweit und dem der Muntefik-Araber ein Schutz- und Trutzbündnis unter dem Protektorat Englands dem Abschluß nahe war. In Kuweit weilte deshalb seit Wochen der englische Agent Major Knox. Um diese große Gefahr, die die türkische Vorherrschaft in ganz Zentral- und Ostarabien in Frage stellte, zu beseitigen, ließ die Pforte Ibn Raschid fallen und schloß mit dessen Gegnern ein Abkommen, demzufolge Feizi Pascha die Pilgerstraße zu ihrem Schutze besetzen sollte. General Feizi verließ am 10. April Ljna und vereinigte sich am Ende des Monats bei Upin mit einer zweiten Kolonne, die aus Medina nach Norden abmarschiert war. Die beiden Hauptstützpunkte der Wahabiten, Bereida und Oneiza, wurden ohne Kampf besetzt, die aufständischen Scheichs vom Sultan amnestiert und mit großen Ehren überhäuft.

Die Ruhe dauerte nicht lange. Im Juni erhoben sich die Muntefik-Araber im Wilajet Bassorah aufs neue, doch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelang es, auch diesmal einen kurzen Frieden zustande zu bringen. Bis zum Jahre 1908, der Wiedereinführung der Verfassung im osmanischen Reich, waren die Euphrat-Tigrisländer der Schauplatz ständiger Kämpfe und Reibereien. Die jungtürkische Regierung sah deshalb eine ihrer ersten Aufgaben darin, in den drei Wilajets Mossul, Bagdad und Basforah Wandel zu schaffen. Im Jahre 1910 wurden die Wilajets militärisch und administrativ dem durch seine Energie bekannten General Nazim Pascha unterstellt. Systematisch kamen nun folgende Stämme zur Unterwerfung: Die Barzan im Wilajet Mossul, zwei Araberstämme im Kaza Dehok und der Stamm Dolim gleichfalls im Wilajet Mossul. Größere Schwierigkeiten machte die Zähmung des kleinen Kurdenstammes der Hamavends, der teils im Wilajet Mossul, teils in dem von Bagdad seinen Sitz hat. Nazim Pascha nahm, um zum Ziel zu kommen, eine Reorganisation des türkischen Ordu Bagdad vor, gründete freiwillige Kavalleriedetachements, eine Unteroffiziersschule und errichtete zahlreiche Polizei- und Gendarmerieposten. Das energische Dreinfahren Nazims hatte zur Folge, daß sich die Abgeordneten der drei Bezirke im Abgeordnetenhaus lebhaft beklagten und der Reformer nach Konstantinopel berufen wurde. Jedenfalls aber war durch die Tätigkeit Nazim Paschas die Autorität der Regierung im türkischen Irak erheblich gestärkt, und es war jetzt an der Zeit, über die Kuweitfrage mit England endgültig ins reine zu kommen. Die Bagdadbahngesellschaft ermöglichte im Frühjahr 1911 die Verhandlungen, indem sie auf die Schlußstrecke der Bahn bis zum persischen Golf unter der Bedingung verzichtete, daß sie an der neuzuerrichtenden ottomanischen Bau- und Betriebsgesellschaft mit einem nicht geringeren Kapitalbetrag teilnehmen dürfe als jede andere nichtottomanische Nation.

Die britische Regierung zeigte sich damit im Prinzip einverstanden. Am 23. März erklärte der Minister Sir Edward Grey im Unterhaus, England werde dem Ausban der Bahn keine Schwierigkeiten mehr machen, wenn die Sicherheit gegeben werde, daß keine Differenzialzölle eingeführt werden und daß die Bahn ein reines Handelsunternehmen bleibe, bei der keine Macht eine befestigte Stellung am persischen Meerbusen in der Flanke von Indien zu erlangen suche. Wie bekannt, sollen die von Grey verlangten „Sicherheiten" zum Teil dadurch geschaffen werden, daß englisches Kapital sich an der Schlußstrecke beteiligt. Über die Höhe und Art dieser Beteiligung ist eine Einigung leichter zu erzielen, als über die Kernfrage, ob England gewillt ist, die volle Souveränität des osmanischen Reiches über den voraussichtlichen Schlußpunkt der Bahn anzuerkennen. Schon heute stellen englische Zeitungen fest, daß nicht nur der Ort Kuweit, sondern die ganze Bucht, der einzige Ort, der für den Ausgangspunkt der Bahn nach Aussicht der Fachmänner überhaupt in Frage kommen kann, dem Scheich Mubarek gehöre. Demgegenüber steht aber die weitere Tatsache, daß England bisher nur die unbeschränkte Souveränität der Türkei über Mubarek geleugnet hat und die Ansprüche des osmanischen Reiches auf den Ort Kuweit im übrigen nicht geleugnet hat und nicht leugnen konnte. Die Abhängigkeit Mubareks kam dadurch zum Ausdruck, daß bis zu seiner Unabhängigkeitserklärung der Halbmond über Kuweit wehte und daß in früheren Jahren die Türkei den Ort ohne jeglichen Widerspruch oftmals militärisch besetzt gehalten hat. Bei der Kuweitfrage handelt es sich natürlich für die Türkei nicht nur darum,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen guten Endpunkt für die Bagdadbahn zu finden, sondern vielmehr um eine Lebensfrage für die osmanische Herrschaft in Nordost- und Zentralarabien überhaupt. Wenn Kuweit dem türkischen Einfluß verloren ginge, wäre damit zugleich der Besitz des heute noch in türkischen Händen befindlichen Küstenstriches bis südlich der Bahrein-Inseln in Frage gestellt. Und nicht nur das: ganz Zentralarabien ginge den Osmanen verloren und würde, wie heute schon Südarabien und das Sultanat Oman, allmählich in fremde Hände übergehen. Die Türkei muß die Pilgerstraße von Bagdad über Hail nach Mekka unter Kontrolle behalten. Es ist das der einzige Weg, der neben der Hedschasbahn in Zeiten der Bedrängnis zur See wie heute nach den heiligen Städten des Islams führt. Jeder Fußbreit verlorenen arabischen Bodens bedeutet für das Kalifat der Osmanen einen unendlich schwereren Verlust als es z. B. der Verlust Bosniens und der Herzegowina war. Und darum ist auch nichts weniger glaubhaft als die Behauptung, die Türkei plane einen Verzicht auf Kuweit und werde sich bei den jetzigen Verhandlungen mit einer halben Lösung der Frage begnügen.

Fritz Lorch (Stuttgart)

Münchener Sommer-Ausstellungen

Sezession. Glaspalast.

Die Schatten einer besseren Vergangenheit fallen in den Münchener Kunstsommer hinein. Tote und noch Lebende zeugen für eine von der „Entwicklung" überholte Zeit, gegen Kraft- und Süßmeiertum, gegen Richtungsmacherei und Programmismus. Nicht zufällig stehen Sezession und Glaspalast unter demselben Zeichen. Es wird sich von Jahr zu Jahr stärker aufdrängen. Der Überdruß am Schmiß, an der Phrase, an der tausendmal wiederholten leeren Talentprobe muß zum Durchbruch kommen. Geht nicht die Kunstmarkttendenz schon deutlich voran? Man achte nur auf die Schuch-Hausse.

Leibls Hand ... Merkwürdiges Symbol. Die Hand des Rembrandtdeutschen wird sie zubenannt. Doppelt geheimnisvoll und beziehungsreich. Man wird auf diesen rätselhaften, tragischen Sonderling hingelenkt, gedenkt unwillkürlich des schmerzlichen Trotzes, der ein ganzes Leben daransetzt, um dem in Lärm und Äußerlichkeit versumpfenden neuen Deutschtum den Stachel einer besseren Erinnerung in den Leib zu jagen, und dann — für immer von dieser Bühne zu verschwinden. Aber einen Augenblick später klärt sich die Verwandtschaft auf. Leibl selber ist es, der zu uns spricht. Ein Mensch von ähnlichem Schlage, nur fruchtbarer, elementarer, als jener bizarre Prophet. So unerbittlich im Schaffen, wie jener im Fordern. Deutsch? Worin? In der Unerbittlichkeit gleichen sich die Genies aller Rassen. Deutsch war vielleicht der bäurische Einschlag, die Einfältigkeit, die Kompromißfeindschaft, die sich hier gegen das Eindringen jeder Geistigkeit stemmte. Sein Beschränktes war deutsch — sein Wirksames universal. Er hatte niemals mehr zu sagen, als in dieser einen Hand, aber darum eben ist sie so groß. Sie drückt wie ein Fels die ganze kunterbunte und unsäglich triviale Umgebung herab. Dieses Kabinett von Stimmungsfriseuren — ja! Auch Stuck ist nicht freizusprechen. Das ist nicht mehr genial aus dem Innern Geschöpftes. Es ernährt sich von eigenen, verbrauchten Säften. Es fehlt an tiefe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rem Ernst und selbst an Können. Drei Figuren in einem Bilde (Adam und Eva) in dreifach verschiedenem Lichte. Wer das kann . .!

Aber gegenüber der ernsten Hand — — da hält noch etwas Stich. Viktor Thomas. Ein Könner? Das kleine Bildnis stammt aus der Pleinair-Zeit, man hat seither nichts von einer hervorragenden Entwicklung des Malers gesehen. Um so sicherer ist es als Zeugnis der Tradition anzusprechen. Es steht auf der Schwelle, da die Palette der Leibl-Zeit sich in Licht auflöste, bevor das kurzlebige Grau kam, und, als Reaktion, der Farbenrausch. Seine Werte sind nicht stark, aber es ist von einer Feinfühligkeit des Farbenklanges, die für die „farbige" Generation durchaus verloren gegangen ist. Wie es sich in all dem Jahrmarktslärm, auch unter den sachlicheren Tüchtigkeiten behauptet, das sollte zu denken geben und — zu sehen!

Es verleiht auch dem Unbehagen deutlichere Worte, das uns bei der sonst an überragenden Qualitäten reichen Tänzerin von Habermann befällt. Es fehlt ihr wirklich nichts, als echte Vornehmheit, um ein Meisterwerk zu sein. Die Vollendung des Handwerks allein genügt nicht, wenn es nicht von Schlichtheit in der Absicht geleitet wird. Das gilt nicht weniger — in seiner Art — von Kellers Kassandra, die, wie auch seine anderen, etwas darunter stehenden Arbeiten von einem echten, in München alleinstehenden Malertum zeugt, mit seinen äußeren Mitteln aber dem ernsten Motive nicht nahe genug kommen kann. Beide jedoch wurzeln noch mit starken Werten, die der Jugend verloren sind, in dem alten, gediegenen München. Wie die Stimme eines Klassikers, keinen Widerspruch mehr erregend, klingt dazwischen der Garten von Uhde.

Und als gar nicht unwürdiges Gegenstück Uhdes Beisetzung von Jank. Es ergeht einem hier, wie mit Leibls Hand. Man wird abgelenkt auf den, von dem die Rede ist. Und auch hier waltet ein innerer Zusammenhang. Wäre es gleichgültig von irgend einem gemacht, so würde einem auch der im Sarge unsichtbare Tote stumm sein. Es gäbe kein Band zwischen Motiv und Wirkung. Aber hier hat sich die Würde des einen zu der des andern gefunden. Die Darstellung ist bedeutend genug, um die Weihe des wirklichen Vorganges zu tragen. Die äußeren Umstände haben sich hier mit Möglichkeiten in Janks Begabung zusammengefunden, in denen diese eine Steigerung erlebte, weit über die Ausdrucksgewohnheiten seines sonstigen Stoffkreises hinaus, in dem er — das müssen wir angesichts dieses starken Werkes mit erschwertem Bedauern sagen — sonst mit viel weniger gediegenen Mitteln auskommt.

Vom Gegenstand getragen, steigt auch das Bildnis eines Mystikers von Fritz Haß weit über den durchschnittlichen Boden seines Könnens empor, und Besseres läßt sich schließlich auch von Sambergers Bildnissen nicht sagen, bei dem das Viel-ausdrücken mit allzu dürftigen, hinter den Möglichkeiten seines Talents zurückbleibenden Mitteln allerdings zur jahrelangen Gewohnheit geworden ist. Diesmal schon bis zur äußersten Grenze.

Sonst, im allgemeinen (manches Lobenswerte muß wegen Raummangels übergangen werden) läßt sich das leider übliche Gegenteil feststellen, Überschwang an Mitteln, aber ohne Ziel und Zusammenfassung. Ein bald mehr, bald weniger angenehmes Spiel, dessen man wohl allmählich überdrüssig werden dürfte. Die Kritik der Tageszeitungen sollte aufhören, es großzuhätscheln. Vielleicht besitzt Frank Behrens ein wirkliches und echtes Ausdrucksbedürfnis, das zugleich starker Mittel fähig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist. Vor seiner Morgendämmerung wünschten wir ihn auf den Weg nach reinerer Farbe, so wie er im Ringen um die Form schon im Vorwärtsdringen ist. —

Das Ereignis des Glaspalastes — in Duplizität zu Leibls Hand — ist mir das Kinderköpfchen von Otto Seitz. Dieser Altmodische, als Maler seit Jahrzehnten Vergessene, steht auf einmal mit unheimlicher Lebendigkeit wieder auf. Mag sein, die Mehrzahl seiner Bilder sind Atelier-Rezept. Obwohl keines ohne jene handwerkliche Vollkommenheit, die einstmals für münchener Maler und sogar Akademieprofessoren Vorbedingung für ernstes Gelten war, drängen sich viele nicht als Notwendigkeiten auf. Aber was, den beiden Saalgenossen Kirchbach und Holmberg glücklich gegenübergestellt, ihnen gerade im Gesamtüberblick den besonderen Wert zurückgibt, ist eine durchgängige starke Rassigkeit. Mit einem Male vergißt man das Rezepthafte, eine sichere Persönlichkeit tritt hervor, ein Ganzer, der sich nichts nachgibt, und das klassische Kinderköpfchen wächst ganz organisch, ohne glückliche Gelegenheitsstimmung, aus natürlichem Boden empor. Es ist so stark in der Form, wie nichts, was heute in irgend einem münchener Atelier entsteht, und die Farbe unterstützt sie ohne jeden Verlegenheitsrest aufs glücklichste. Wer einen Vergleich braucht, der scheue nicht einen herzhaften Blick in die Kaulbachsche Selbstweihräucherkammer und kehre dann in die bescheidene Seitz-Ecke zurück. Oder er gehe den anderen Weg, zu Löfftz hinüber, dessen Pieta hier weit besser hängt, als in der Pinakothek, zum Vorteil des unübertrefflich guten Aktes, der aber uns so wenig zu Herzen gehen kann, als der unveränderte wesenlosen Maria. Und so wenig, wie die zahllosen Interieurs und Landschaften, samt dem Orpheusbilde, deren Zurückhaltung im Grunde doch Blutleere ist.

Respekt vor jener Epoche fordert uns auch Defreggers Brautwerbung von 1877 ab. Welch ein Einklang zwischen menschlicher und künstlerischer Vornehmheit ist in dieser maßvollen und doch packenden Charakteristik zu finden. Das wird nicht veralten. Das sind Werte, nach denen sich die anekdotenfeindlichen Augenreformer vergeblich strecken würden. Und auch die eigentliche Malerei ist so übel nicht. Überdies ist es kein ewiges Gebot, daß jede Malerei nur in Absicht aufs Malen ausgeübt werden darf. Es gibt gar keine absolute Malerei. Auch das rein optische Experimentieren ist keine. Seine wissenschaftliche Eskorte beweist so viel gegen die „reine" Kunst, wie die Anekdote der Knaus- und Defreggerzeit. Die Kunst war von je ein Mittel zum Zweck und hat sich nicht „von selbst", sondern mit den Zwecken geändert. Mit ihrer Höhe unter den religiösen Zwecken kann sich keine Ästhetenkunst messen.

Von den modernen Arbeiten dürfte die Landschaft Silser See von Walter von Ruckteschel die gesteigertste sein. Jedenfalls ist sie als Typus die wohltuendste und in sich vorzüglich gelungen. Beim Vergleich mit einer rein veristischen Kunst, wie der in ihrer Art vollkommenen Schönlebers, die am wirksamsten den Abstieg vom rein malerischen Stil in die photographische Objektivität illustriert, will mir jene Ausdrucksrichtung, die in Segantini und Hodler längst ihre Gipfelpunkte erreicht hat, als diejenige erscheinen, in der sich das, was zeitlos auch in unsrer Zeiten tiefstem Grunde flutet, am ernstesten und dauerhaftesten charakterisiert. Ein Streben nach Bewältigung der Erscheinungen durch Vereinheitlichung. Eine Überwindung der Vielheit der Eindrücke durch Zusammenfassung ihres

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

innersten, hauptsächlichen Sinnes. Und hier erst recht strömt das Wesen des Objekts durch das des Künstlers zurück. Das Hochgebirge ist das Symbol der Einsamkeit und der Ruhe, die letzte und sicherste Zuflucht vor dem Lärm der Welt, der so verwirrend und zerstörend in die Kunst eindrang. Aber als ausschließliches Motiv wäre es nicht zu wünschen. Hodler zeigt ja, wie man gerade am Menschen über die Menschen am weitesten emporsteigt.

Besonderes Wollen zeigt auch die Volksversammlung von Ernst Gerhard, tiefen Ernst das Selbstbildnis von Hans Gött. Und was reines Können im malerischen Sinne, Weichheit des Tones und klares Raumgestalten bei guter Charakteristik betrifft, so enthält der Glaspalast im Bildnis der Zwanglosen von Walter Geffken ein hervorragendes Stück.

In der Plastik der Sezession behauptet sich neben der alles herabdrückenden Strenge des Mestrovic eine bedeutende Philosophenbüste von Bermann, mehrere gut charakterisierte Porträts von Behn und Bleeker, während mir im Glaspalast der Schmerzensmann von Negretti durch Selbständigkeit auffiel.

Hermann Gottschalk

Glossen

Politisch-biologischer Humbug

Die „politisch-anthropologische Revue," an der bedeutende ernsthafte Wissenschaftler mit arbeiten, hat es sich seit kurzem unter Leitung Dr. Schmidt-Gibichenfels' zur besonderen Aufgabe gemacht, die biologische Betrachtungsweise auf die Politik anwenden zu lehren. Der Gedanke konnte gescheit sein; denn wenn man politische Vorgänge als biologische Erscheinungen auffaßt, so kommt man bei ihrer Beurteilung am leichtesten von parteipolitischer Befangenheit los. Die ersten Lehrproben Dr. Schmidt-Gibichenfels' lehren indes, daß es ihn als Politiker nach biologischer Wissenschaft nur verlangt wie den Wolf, der sich unerkannt in Schafherden einschleichen möchte, nach dem Schafspelz. Wie kann jemand als Wissenschaftler ernst genommen werden, der in einer wissenschaftlichen Zeitschrift dreist erklärt, auf seiten des „Großblocks der Linken", dürfte man nicht über Vergewaltigung schreien, „wenn auch der vorläufig noch machthabende Staat sich auf den Machtstandpunkt stellt, d. h. gegen die aufgeregten Pöbelmassen die Maschinengewehre spielen und die in flagranti ertappten oder vom Volk ausgelieferten Aufwiegler möglichst hoch zum warnenden Beispiel für andere aufhängen läßt?" (Pol. Anthrop. Revue, Nr. 3, XI. Jahrgang.) Wer so blutdürstige Worte schreiben kann, wird natürlich auch mit spröder Wissenschaft nicht viel Federlesens machen; wenn sie nicht willig ist, dann braucht er Gewalt, dann treibt er mit ihr Notzucht. Was ist der Staat? fragt Schmidt-Gibichenfels, und er legt der Biologie die Antwort in den Mund: „Biologisch betrachtet vertritt er innerhalb des Gesellschaftsorganismus gewissermaßen das Knochengerüst, namentlich das Rückgrat, das die Seele des Ganzen (Gehirn und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rückenmark) umschließt, und so vor Verletzungen schützt, auch den übrigen Organen einen festen Halt gibt". Das ist schon völliger Humbug. Gewiß, eine größere politische Gemeinschaft, ein Volk, ist tatsächlich ein Organismus, ein lebendes Ganzes, das fortwährend tätig ist, um sich den Veränderungen seiner Lebensbedingungen anzupassen. Wie ließe es sich sonst z. B. erklären, daß aus dem Zufallsspiel der Geburten stets eine solche Mischung der beiden Geschlechter hervorgeht, daß zurzeit der Geschlechtsreife fast genau so viele männliche wie weibliche Individuen vorhanden sind. Nach jedem verlustreichen Kriege hebt sich die Zahl der Knabengeburten sofort hoch über den langjährigen Durchschnitt und sinkt erst wieder auf diesen herab, wenn das Gleichgewicht der Geschlechter hergestellt ist. Ein Volk ist aber kein Einzel-, sondern ein Kollektivorganismus. Das hat das biologische Sehvermögen Schmidt-Gibichenfels' noch nicht entdeckt. Ein Volk hat ebensowenig ein Knochengerüst als ein Wald einen Stamm hat wie der einzelne Baum. Folglich kann man auch nicht den Staat als gesellschaftliches Knochengerüst auffassen. Der Staat ist nichts als ein gesellschaftliches Werkzeug, das nur für den Nutzen der Volksgesamtheit in Tätigkeit gesetzt werden sollte, aber einstweilen noch meist den herrschenden Schichten zur Ausbeutung der beherrschten dient. Man braucht nur an die Ähnlichkeit zwischen der Bureaukratie und einem Mechanismus zu denken, um den Werkzeugcharakter des Staates deutlich vor Augen zu haben.

„Knochengewebe," sagt Schmidt-Gibichenfels, „unterliegen keinem so schnellen Stoffwechsel wie die Weichteile, auch wachsen und entwickeln sie sich langsamer . . . In einem gesunden, dauernden, lebensfähigen Gemeinwesen muß die politische Macht ein für alle Mal feststehen. Es kann also auch keinen Kampf um die politische Macht geben. Ist das dennoch der Fall, so handelt es sich um offenen oder latenten, vorübergehenden oder dauernden Revolutionszustand." In diesem Sinne erscheint ihm alles Parteiwesen und aller Parlamentarismus als Knochenschwund, „englische Krankheit".

Wie merkwürdig ist es da nur, daß die Polen noch gedeihen, prächtig gedeihen, trotzdem ihr Staat längst zugrunde gerichtet ist, daß die Franzosen in Kanada, wo sie einem fremden Staatswesen angehören, an Zahl und Wohlstand rascher zunehmen als die staatbildenden Engländer, während die Franzosen in Frankreich im „Knochengerüst" ihres eigenen Staates kläglich zusammenschrumpfen, daß die Juden so zahllose Staatsgründer und -Träger überdauert haben, die sie vernichten wollten und daß in den waffen starrenden Staaten des modernen Europa die Bevölkerung nirgends den Eindruck großer Lebensfülle macht. Nicht das freie Bürgertum, sondern die Bureaukratie in den heutigen Staaten unterliegt einem raschen Stoffwechsel. Unsere Beamten entwickeln von allen Bevölkerungselementen nachweislich die weitaus geringste Erneuerungskraft; die noch nicht veramtete, verstaatlichte Bevölkerung muß fortwährend Ersatz liefern und dabei dehnt sich die Bureaukratie auf ihre Kosten auch an Umfang immer rascher aus. Der Staat frißt Menschen. Wenn man unsere heutigen Militärstaaten unbedingt mit Einzelorganismen vergleichen will, so ist es am ehesten gerechtfertigt, sie mit jenen vorsintflutlichen Tierungeheuern in Beziehung zu bringen, die gerade infolge ihrer starken Panzerung dem Untergange geweiht waren. In Europa gibt es überall zu viel Staat und zu wenig Volk, woraus sich, wenn der Vergleich zwischen Staat und Knochengerüst zuträfe, so etwas wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Gegenteil von „englischer Krankheit“ entwickeln müßte.

Die Geschichte lehrt, daß Völker an Staaten zugrunde gehen, wenn es ihnen nicht gelingt, den Staatsmechanismus in ihre Gewalt zu bringen; für moderne Völker ist der Parlamentarismus eines der Hauptmittel, die Klassenstaaten, die meist von Eroberern über ihnen errichtet wurden, in Volksstaaten, Werkzeuge des gemeinen Nutzens zu verwandeln. Für Schmidt-Gibichenfels' „biologische Betrachtungsweise“ sind die Völker um der Staaten und nicht die Staaten um der Völker willen da. Darum muß ihm die Biologie auch noch dazu herhalten, Beweise für die Dreiklassenschmach in Preußen-Deutschland zu liefern. „Wie ein höherer und größerer Einzelorganismus,“ erklärt er, „nicht ohne festere Struktur, ohne Sehnen-, Knorpel- und Knochenbildung denkbar ist, so scheint auch jene höhere Form der gesellschaftlichen Organisation, die wir „Staat“ nennen, nicht ohne irgend welche soziale Abstufung möglich zu sein.“ Und weil die „sogenannte fortschrittliche Volkspartei ohne Volk“ auch von einer politischen Klasseneinteilung des Volkes nichts wissen will, so rechnet er sie im Namen der biologischen Wissenschaft zu jenen Elementen, die die ganze Menschheit in ein „unentwirrbares Chaos“ auflösen wollen, worin nur noch Verbrecher und — Juden zu ihrem Vorteil kämen. Darum sollte man also Liberale und Sozialisten, diese „Verschwörer“, „die sich von Fremden geistig und moralisch bestechen lassen,“ am besten alle aufhängen und „aufgeregte Pöbelmassen“ durch Maschinengewehre zur Ruhe bringen. Dann wäre nach Schmidt-Gibichenfels den Forderungen der neuen politisch-biologischen Wissenschaft Genüge geschehen.

Und in einem Blatt, das einem unserer schlimmsten Reaktionäre als Organ für Tobsuchtsausbrüche gegen weite Kreise des Volkes dient, unterbreiten deutsche Gelehrte von Ruf oft harmlos gemütlich Ergebnisse ernsthafter Forscherarbeit der Öffentlichkeit.

Otto Corbach

Die Annahme der russischen Flottenvorlage

Wie vorauszusehen war, hat die dritte Reichsduma die Flottenvorlage mit großer Majorität angenommen. Die Mehrheit des russischen Parlaments hat also nicht nur die Einwände der Opposition ignoriert, sondern auch die Argumente sehr konservativer Politiker, welche sich gegen die Regierungsvorlage aussprachen. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß sogar ein reaktionärer Schriftsteller, wie der bekannte Publizist Menschikow in der „Nowoje Wremja“ sich in einer Reihe von Artikeln gegen die Schaffung einer Linienflotte aussprach. Und in der Tat, es gehört nicht viel dazu, um einzusehen, daß die Vorlage der Regierung sehr ungenügend motiviert ist. Es ist natürlich wahr, daß Rußlands Macht zur See im gegenwärtigen Moment, nachdem die russische Flotte während des russisch-japanischen Krieges fast ganz aufgerieben wurde, durchaus ungenügend ist. Daraus folgt aber noch nicht, daß Rußland zur Errichtung einer Schlachtflotte schreiten muß. Rußland besitzt drei Küsten, an denen es sich um eine Flotte handeln kann: an der Ostsee, am Schwarzen Meer und am Stillen Ozean in Ostasien. Nun hat es am Schwarzen Meer, solange die gegenwärtig gültigen Dardanellenverträge in Kraft bleiben, keine ernstliche Gegner zu fürchten. Daher müssen auch die Bemühungen der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

russischen Diplomatie, die Öffnung der Dardanellen zu erzwingen, gerade vom russischen Standpunkte aus als durchaus verkehrt bezeichnet werden. Anders steht es natürlich im Baltischen Meer und am Stillen Ozean. Im Baltischen Meer kämen für Rußland als eventueller Gegner England respektiv Deutschland, am Stillen Ozean Japan und wiederum England, respektiv die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Betracht. Nun sind sowohl England, als auch Deutschland, so mächtig zur See, daß die jetzt von der Duma hergegebenen 430 Millionen Rubel unter keinen Umständen genügen würden, eine Flotte zu schaffen, welche in der Ostsee selbständig den Kampf mit der deutschen oder englischen Flotte aufnehmen könnte. Es müßten darauf viel gewaltigere Summen, als die jetzt bewilligten, verwendet werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in einem eventuellen Krieg mit Deutschland die Operationen zur See doch nicht den Ausschlag geben würden: die Entscheidung wird da nicht in der Ostsee, sondern zu Lande fallen. Man könnte hierbei an das Beispiel des deutsch-französischen Krieges 1870/71 erinnern, wo die französische Flotte, die zu jener Zeit doch den damaligen Kräften der Deutschen zur See gegenüber unendlich überlegen war, nichtsdestoweniger für den Ausgang des Krieges gar keine Bedeutung hatte. Daher hat auch eine Vermehrung der russischen Flotte in der Ostsee um eine Reihe von Dreadnoughts und Panzerkreuzer, wie es die jetzige Vorlage erstrebt, auch als eine eventuelle Verstärkung der französischen Flotte im Falle eines Krieges zwischen Deutschland einerseits und Rußland und Frankreich andererseits, gar keine wesentliche Bedeutung, denn auch in einem Krieg an der deutschen Westgrenze würde auch diesmal die Entscheidung am Rhein oder an den Vogesen, kaum aber in der Nordsee fallen. Sieht man also sogar von der finanziellen Seite der Vorlage ab, — und es ist natürlich sehr zu bezweifeln, ob der Premierminister Kokowzew recht hat, wenn er behauptet, daß zur Bestreitung der erforderlichen Ausgaben für die jetzt angenommene Marinevorlage weder neue Steuern, noch Anleihen erforderlich sein würden, — so ist es ersichtlich, daß Rußlands Aufgabe zur See im jetzigen Moment nur darin bestehen kann, eine Flotte zu schaffen, die ausreichend wäre, seine Küsten zu verteidigen, nicht aber dazu, einen aggressiven Seekrieg zu führen. Denn dann müßte Rußland sich das Ziel stellen, zur See mit solchen erstklassigen maritimen Mächten, wie es England oder Deutschland sind, auf die gleiche Stufe zu gelangen. Das würde nicht nur ungeheure finanzielle Opfer erfordern, sondern auch gar nicht militärisch zweckmäßig sein. Soll schon Rußland so viel Geld für die Verstärkung seiner Wehrmacht ausgeben, dann wäre es von viel größerer Bedeutung, wenn das für die Vermehrung seiner militärischen Kräfte zu Lande geschehen würde, denn das würde Rußlands Bedeutung unvergleichlich mehr erhöhen, sowohl für den Fall, wenn es allein Krieg führt, als auch für den Fall, wo es im Bündnis mit einer anderen Macht kämpfen sollte. Auch ist der russische Seehandel verhältnismäßig so unbedeutend, daß die Aufgabe, den russischen Handel zur See zu schützen, unmöglich dazu herhalten kann, solche gewaltige Ausgaben für die Flotte zu rechtfertigen. Daher hat die gegenwärtige Marinevorlage sehr wenige Anhänger in Rußland und es genügt, darauf hinzuweisen, daß selbst der Führer der Oktobristenpartei Alexander Gutschkow, dem die Wiederherstellung der russischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Macht zu Lande und zur See allen Ernstes sehr am Herzen liegt, doch gegen die Vorlage in der Budgetkommission der Reichsduma gegen die Vorlage gestimmt hat, obwohl die Mehrheit seiner Partei für die Vorlage votiert hat. Selten war eine Vorlage, die so große Opfer vom Lande verlangt, so mangelhaft begründet, wie die gegenwärtige Marinevorlage. Nichtsdestoweniger wagte es auch diesmal die Duma, wie in zahlreichen früheren Fällen, nicht der Regierung mit Ernst entgegenzutreten und tat das, was von ihr verlangt wurde. Bei den Oktobristen, ohne deren Stimmen die Vorlage nicht angenommen worden wäre, ist wohl der hauptsächlichste Grund der Zustimmung darin zu suchen, daß sie als Entgelt für diese Abstimmung die Unterstützung der Regierung in der bevorstehenden Wahlkampagne erhoffen. So bildet die Annahme dieser Vorlage einen sehr charakteristischen Abschluß der fünfjährigen Tätigkeit der dritten Reichsduma, deren ganze Weisheit darin bestand, alles zu erfüllen, was die Regierung verlangte. Mit dieser Vorlage tut Rußland einen energischen Schritt weiter auf der Bahn der „Prestigepolitik", welche sich schon so verhängnisvoll in der Mandschurei erwies und es jetzt wieder in Persien und der Mongolei werden kann.

Wn.

Die Sparer

Das Großkapital lebt in gefahrreicher Freiheit; das Kleinvermögen duckt sich ins Geborgene.

Die Einordnung alles Kleinbesitzes der Deutschen ins Sparkassensystem wird ein ewig denkwürdiges Schauspiel bleiben. Dreizehn Millionen Bücher, elf Milliarden Einlagekapital allein in Preußen. Jeder dritte Mensch ein Sparer; Guthaben von durchschnittlich achthundert Mark, die sich zu einem Vielmilliardenvermögen summieren ... Ein staatssozialistisch gerichteter Wille müßte seine helle Freude daran haben. Ohne es zu beabsichtigen, nur durch nüchterne Brauchbarkeit ihres Mechanismus, hat diese Einrichtung erreicht, was kein Gesetz und kein korporatives Streben vermocht hätte: die restlose Organisierung des Kleinkapitals. Öffentliche Kassen, von den Kommunen geleitet, vom Staat beaufsichtigt, verwalten den Besitz von mindestens zwanzig Millionen Deutschen. Mit anvertrauten Milliardenwerten hält die Spargemeinschaft den Staat, mit einer fast militärisch straffen, willig geduldeten Disziplin der Staat die Sparer gebunden. Seltsam, daß man so wenig von dieser Interessentengruppe spricht, die doch uniform ist wie ein Heer, zahlreicher als irgendeine Gewerkschaft, geldmächtiger als ein amerikanischer Trust: den Sparern. Die stärkste Wirtschaftseinheit ist mit ihrem Gesamtvermögen dem Gemeinwesen verkettet. In ihrem Bereich gibt es kein Privatkapital.

Gab es keins. Beginnt es an dem festen Gebäude zu bröckeln? Aus Berlin kommt die Nachricht, daß die Zahl der Sparbücher abnimmt; daß, was wichtiger ist, auch die Einlagesumme verhältnismäßig sinkt. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß der Kleinbesitz zum Selbstbewußtsein erwacht. So großartig die Zusammenfassung des Sparkapitals wirken mag: ihre seelische Grundlage ist ängstliche Bescheidenheit. Vielleicht ist dies das Schicksal jeder Organisation: sie ruht auf der Einfachheit ihrer Mitglieder. Eigentum in kleinem Maßstabe macht unfreier, anstatt freier. Der Sparer will Sicherheit, und nimmt um ihretwillen die magersten Zinsen und brummigsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kassenbeamten in Kauf. Aber nicht jeder mehr. Lockender als Verzinsung und Kursgewinn ist das Selbstgefühl, das ein Bankdepot gibt. Hier ist Freiheit und Wagnis. Hier steht nicht hinter dem Geldbewahrer eine öffentliche Befehlsgewalt. Man ist wer. Ein Wehen aus dem Märchenreich der Goldmacht streift den Geduckten und hebt den Proletarier in die Reihe der Verfügungskräftigen. Ein Ahnen des großen Spiels rührt ihn an. Kein Zweifel, er wird auch bitteres Lehrgeld zahlen; und Sozialisten werden den Ausbrnch aus dem Gehege „bürgerlich" schelten. Was tut es? Durch die „Bourgeoisie" muß jeder Aufstrevende ja doch hindurch. Sie gibt, gerade ihm, das Stärkste, was sie überhaupt zu vergeben hat: den Geist der Selbständigkeit.

Und dann: Der Sparturm wird wohl noch von einer anderen Seite berannt. Zwar ist im Staat, über das Zwischenglied der Gemeinden, das Kassenvermögen schier kollektivistisch organisiert; aber es ist der Gegenwartsstaat, den mächtige Korporationen befehden. Wie, wenn ihr Mißtrauen wüchse? In Frankreich ist an solchen Erwägungen die ganze Sozialgesetzgebung gescheitert: man will die Milliarden des Arbeiters den Regierenden nicht hingeben; lieber selbst das Werk in die Hand nehmen. Daß es bei uns an Wünschen derart nicht fehlt, beweist der Versuch, die „Volksversicherung" durch die Gewerkschaften zu monopolisieren. Das Vermögen dieser Verbände ist winzig neben den achtzehn Milliarden, die in den Sparkassen liegen. Es wäre nur folgerichtig, wenn die Korporationen versuchten, das Spargeld ihrer Mitglieder in eigne Regie zu nehmen.

Denn, korporatives oder persönliches Selbstgefühl: Aus der Verfügungslosigkeit treibt es das Kleinkapital heraus . . .

* * *

Randbemerkung.

Mit meiner „März"glosse über Heereskosten (Heft 19) hat sich der Wehrverein befaßt. Der Artikel enthielt eine Kritik der Zahlen, mit denen Generalmajor Keim die relative Geringfügigkeit deutscher Wehropfer darzulegen bestrebt war. Herr Müller Brandenburg, Vorstand der Presse-Abteilung des Wehrvereins, schreibt nun in den „Leipziger Neuesten Nachrichten":

„. . . Es verdient darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß derjenige, der diese Zahlen zum ersten Male in der Öffentlichkeit bekanntgab, der österreichische Kriegsminister gewesen ist, der Ende vergangenen Jahres den Delegierten eine Statistik über die Heeresbedürfnisse unterbreitete auf Grund der Prozente der gesamten Staatseinnahmen der letzten sechs Jahre . . . Herr Friedemann wird wohl den österreichischen Kriegsminister als eine immerhin einwandfreie Persönlichkeit anerkennen müssen . . ."

Sicher. Ebenso wie den Generalmajor Keim. Die formale Richtigkeit der Berechnung habe ich ja auch anerkannt. Im sechsjährigen Durchschnitt entfallen auf die Heeresausgaben vom deutschen Bruttoetat tatsächlich etwa 16 Prozent (oder, nach dem Kriegsminister, 15 bis 18). Soweit ist alles in Ordnung. Daß der deutsche Etat, vermöge seiner eigenartigen Struktur, rechnerisch zweieinhalbmal so hoch erscheint, wie die faktischen Ausgaben (oder Einnahmen); daß darum der Anteil der Heereskosten ebenfalls mit zweieinhalb zu multiplizieren ist: das haben beide Herren außer Betracht gelassen — weil sie's eben nicht wußten. Es tut der einwandfreien Persönlichkeit eines österreichischen Kriegsministers keinen Abbruch, wenn er sich in den Irrgängen des deutschen Budgets nicht auskennt; eher schon könnte man es vom Generalmajor Keim verlangen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Indessen, wenn Offiziere rechnen, gibt es noch manchen Fehlschuß. Ich wüßte Beispiele dafür.

Hermann Friedemann

Amerikanisierung der Leipziger Universität

Nicht immer sind große Forscher auch große Organisatoren. Bedeutende Wissenschafter vergraben sich im Gegenteil gar nicht selten derart in ihre Forscherarbeit, daß sie weder links noch rechts sehen, für alles Wissenschaftliche außerhalb ihrer Spezialität — ohne deshalb gerade weltfremd zu werden — keinen Sinn mehr haben. Bei Historikern tritt jedoch des öfteren neben einen ausgeprägten Hang zu tiefschürfender einsamer Entdeckertätigkeit das Talent für großzügige Organisation. Wir haben das bei Mommsen, Koser, Heigel und Harnack gesehen (der ja ganz überwiegend Geschichtschreiber ist), und selbst bei dem doch sehr still lebendem Ranke, der zur bayerischen historischen Kommission den Anstoß gab. Es wäre leicht, die Zahl der Namen zu vermehren. Zu dieser Reihe gehört nun auch Lamprecht. Er hat es nicht leicht gehabt, denn er hatte — ungleich den genannten — mit einem heftigen Widerstand seiner Fachgenossen zu kämpfen. Selten hat ein noch ungeborenes Kind schon so viel Feinde gehabt, wie das Institut für Kulturgeschichte, bevor es endlich 1909 das Licht der Welt erblickte. Rascher ging es mit einem anderen größeren Plan, der kürzlich der Öffentlichkeit preisgegeben wurde, rascher, weil er in aller Heimlichkeit vorbereitet, und geräuschlos so weit durchgeführt wurde, daß bereits jetzt seine finanzielle Grundlage gesichert ist. Der Plan geht darauf hinaus, die Leipziger Hochschule weit vor die Stadt zu verlegen. Eingestandenermaßen sind dabei amerikanische Verhältnisse das Muster gewesen. Da ich selbst an der Universität von Chicago einige Zeit Dozent war, und auch sonst amerikanische Hochschulen von Harvard und dem Washingtoner College bis nach Kalifornien hin genauer kennen lernte, habe ich genügend Gelegenheit gehabt, der Vorteile und Nachteile des amerikanischen Systems gewahr zu werden. Die Nachteile sind sehr gering; sie bestehen in einer für unseren Geschmack allzu strengen Überwachung der Studenten und in einer gewissen Einseitigkeit der Lebensführung. Ob die völlige Ausschließung von Wirtschaften auf dem Rayon des Kollege, der manchmal über eine englische Meile breit ist, zu den Nachteilen zu rechnen sei, will ich lieber dem Urteil eines jeden einzelnen überlassen. Die Vorteile sind mannigfach. Vor allem wird der Zusammenhang der Studenten mit ihrer Alma mater ungemein gefördert. Bei uns tritt doch in der Regel nur einmal, oder höchstens zweimal im Semester die Notwendigkeit an die Herren Studiker heran, die grimmigen Korporationsgegensätze zu vergessen, und sich zu einer von ihnen eigentlich immer peinlich empfundenen Gemeinsamkeit aufzuraffen: in Amerika kommen jede Woche einmal, oder gar mehrere Male sämtliche Angehörige eines Kolleges zusammen, und empfinden diese „Funktion" nicht als einen unangenehmen Zwang, sondern als ein festliches Vergnügen. Wobei einzuschalten ist, daß auch die amerikanischen Musensöhne in eine Unzahl von Bünden gespalten sind. Regelmäßige Empfänge finden bald in diesem, bald jenem Universitätsgebäude statt. Die werden nicht selten dort, wo zahlreiche Studentinnen vorhanden sind, anmutig durch einen Tanz beschlossen. Alle Augenblicke folgt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

irgendein großer Mann der Einladung der Universität, um der ganzen Professoren- und Studentenschaft einen Vortrag zu halten, sei dies nun ein früherer Minister oder der General Booth von der Heilsarmee, sei es ein Dozent des Kollege, der von einer Forschungsreise mit Geschmack und Humor berichtet, oder ein Trustmagnat, der durch eine Schenkung mit dem Kollege in besonders enger Beziehung steht. Auch Politik, selbst innere, wird keineswegs ausgeschlossen. Ich erinnere mich eines sehr eindrucksvollen Vortrages, den von Holst in Chicago über das heikle Thema hielt: Ought the United States Senate to be abolished?

Sehr wesentlich ist natürlich bei dem Leipziger Plan das Bedürfnis, dem immer steigenden Lärm der Großstadt zu entrinnen. Wer soll der Identitätsphilosophie nachgrübeln, oder die Integralrechnung verbessern, oder eine sorgsame biologische Untersuchung ausführen, wenn neben ihm die Elekrisches rasseln und die Autos dröhnen? Weitern Vorteile bieten sich durch die Möglichkeit, den Studenten behagliche Wohnungen und weite Spiel- und Übungsplätze zu verschaffen. Nicht minder wird der Verkehr unter den Professoren befördert. Wenn man einander noch so gern sehen möchte, so bedenkt man sich in unseren Großstädten doch zweimal, ehe man die zwanzig oder dreißig Kilometer von einem Ende der Stadt zum andern besucheshalber zurücklegt; in Amerika wohnen die Kollegen nur höchstens zehn Minuten Gehens voneinander. Und welch wunderschönes, idyllisches Bild gewährt doch oft eine solche amerikanische Hochschule, wenn auch nicht jede gleich die Herrlichkeiteu aufzuweisen hat, wie Palo Alto oder Berkely in Kalifornien! Auch rein technisch-finanziell ist der neue Plan sehr bedeutsam, in sofern die Universität mehr auf eigene Füße gestellt wird, Zentralheizungs- und Beleuchtungsanlagen empfängt usw.

Den Haupteinwand, den man gegen die örtliche Isolierung der Hochschulen erhob, halte ich nicht für gerechtfertigt. Die Lehrer wie ihre Schüler würden weltfremd werden! Bei dem lärmenden, von Jahr zu Jahr anspruchsvolleren, sportlich wie politisch ungemein regen Treiben unserer Zeit ist es im Gegenteil von Nutzen, ein starkes Gegengewicht zu schaffen. Weltfremdheit ist ein Gewächs, das in den Gärten Neu-Deutschlands nur noch spärlich blüht.

Dr. A. Wirth

Der Zufall und die Zeit

Nicht jeder hat soviel Glück wie Saul, der auszog eine Eselin zu suchen und statt deren ein Königreich fand. Gewöhnlich geht es umgekehrt. Man zieht aus, ein Königreich zu erobern, und wenn man es nicht schnell genug findet, begnügt man sich auch mit einer Eselin. Symbolisch natürlich und wobei zwischen Eselinnen und Königreichen kein Werturteil gefällt werden soll. Beide haben ihre Reize. Aber der Fall Saul steht nicht vereinzelt da. Bertold Schwarz wollte, wie jeder vernünftige Mensch auch heute noch tut, Gold machen und fand dabei das Schießpulver. Kolumbus gedachte den Weg nach Indien abzukürzen und entdeckte unterwegs Amerika. Galvani machte Experimente am ausgeschnittenen Froschschenkel, wobei ihn seine Frau auf die Berührungselektrizität aufmerksam machte. Madame Montgolfier trocknete ihren Reifrock auf dem Ofen, und Monsieur Montgolfier fand bei dieser Gelegenheit den Luftballon. Newton fiel ein Apfel auf die Nase und er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellte deshalb die Gravitation fest. Diese Beispiele ließen sich noch um einige Dutzend vermehren, die Erfindung des Glases durch die Phönizier, die Entdeckung des Phosphors, die Herstellung des Porzellans usw. usw. Merkwürdig dabei ist, daß alle diese Dinge, die der Menschheit neue Wege gewiesen haben, Spiele des Zufalls waren. An den „rastlos schaffenden Menschengeist" habe ich nie recht glauben mögen. Gewiß, das beste Teil, das uns die Natur auf den Lebensweg mitgegeben hat, ist die unzähmbare Neugier, der Drang nach Orientierung, aber was wäre diese Neugier wert, wenn uns der Zufall nicht zuweilen ein Bein stellte, um uns mit der Nase auf irgend etwas zu stoßen? Alle Dinge des Lebens stehen in irgendeiner Beziehung zueinander, sind durch Millionen Fäden miteinander verknüpft, aber die Art der Verkettungen sind uns unbekannt. Wir tasten mit verbundenen Augen an dem Schaltwerk des Lebens herum, zuweilen gelingt es uns, einen der verborgenen Hebel zu fassen — ein Licht strahlt auf, eine Entdeckung ist gemacht. Der Zufall wäre also dann für uns ausgerottet, wenn wir die Beziehungen der Dinge zueinander wüßten und letzten Grundes geht alle Wissenschaft auch auf dieses Ziel aus. Bezeichnet man die Zahl der Beziehungen der Dinge untereinander mit n, so wäre die „Zufälligkeit" umso geringer, je mehr sich die Zahl der erforschten Beziehungen dem Wert von n nähert. Praktisch wird dieses Ziel nie erreicht werden, denn die Fassungsmöglichkeit des menschlichen Intellekts verhält sich zu der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen wie etwa das Volumen einer Erbse sich zu dem der Sonne verhält. Zufall nennen wir dasjenige, was außerhalb der uns bekannten Kausalkette geschieht. Da aber nun alles, was geschieht, mit Notwendigkeit geschieht und jedem Geschehen eine causa vorausgeht, so ist der Begriff der Zufälligkeit nicht dem Geschehen als solchem zuzuschreiben, sondern er ist, ich möchte fast sagen, der Name für eine menschliche Empfindungsqualität, die eben dann entsteht, wenn etwas eintritt, dessen Ursachen uns nicht bekannt sind. Kürzer ausgedrückt: Der Zufall gehört nicht der objektiven Welt an, sondern der subjektiven.

Alles Geschehen ist stumm. Das Leben gibt keinen Kommentar zu seinen Erscheinungen, aber es läßt jeden Kommentar zu. Daraus erklärt sich die paradoxe Tatsache, daß die optimistische Weltanschauung des Leibniz ebenso richtig ist wie die pessimistische Schopenhauers, — oder ebenso falsch, wenn man will. Aber man braucht gar nicht so weit zu gehen, (wer bis an die Grenzen denkt, weiß, daß vom Leben nichts weiter gesagt werden kann, als daß es ist; ob es gut oder schlecht, gelb oder grün ist, kommt, ganz albern gesagt, auf die Geschmacksrichtung an); schon die Begriffe Zeit, Raum, Kausalität sind Kommentare des subjektiven Geistes, und kommen den Dingen selbst nicht zu. Kant nannte die Zeit, die Anschauungsform des inneren Sinnes, während der Raum die Anschauungsform des äußeren Sinnes bedeutet. Mach geht noch weiter und faßt die Zeit direkt als eine „Funktion des Intellektes" auf. Schematisch dargestellt sieht die Sache so aus: Dem Intellekt werden die Dinge der Außenwelt durch die Sinne vermittelt und er ordnet die Sinneswahrnehmungen zunächst einmal in „Nebeneinander" und „Aufeinander", also in Raum und Zeit. Alle Bewußtseinsvorgänge und alle Empfindungen sind untrennbar mit der Zeitvorstellung verknüpft. Eine reine Zeitvorstellung unabhängig von einem Bewußtseinsinhalt gibt es nicht, ebensowenig eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Raumvorstellung unabhängig von einem Objekt. Wo alles Bewußtsein schwindet, z. B. im traumlosen Schlaf oder im Tod, gibt es auch keine Raum- und Zeitvorstellung mehr. Es tritt dann das ein, was die Religionen und Dichter die „Ewigkeit" nennen. Denn die Ewigkeit ist nicht eine Aufeinanderfolge von Zeiten sondern ist ein Zustand. Anders gesagt: dasjenige was außerhalb der Zeit liegt.

Ein ehrgeiziger und phantastischer Schriftsteller könnte einmal auf den Gedanken verfallen, das Leben eines Menschen zu beschreiben, der sich außerhalb der Zeit gestellt hat. Zur Einleitung vielleicht folgendes: Irgendein Hirnanatom, der Anhänger der sogenannten Lokalisationstheorie ist, findet seine Anhänglichkeit dadurch belohnt, daß er neben anderen Zentren auch das „Zeitzentrum" entdeckt. Sagen wir, er findet es in der dritten linken Stirnwindung. Wahrscheinlichkeit ist genug dafür vorhanden. Er bietet sich nun selbst als heroisches Opfer der Wissenschaft und läßt sich von einem tüchtigen Hirnchirurgen dieses Zeitzentrum fein säuberlich exstirpieren. Die Operation gelingt auch trotz der ungeheuren Lebensgefahr und der Schriftsteller hätte nun seine spannende Einleitung fertig und müßte daran gehen, Leben, Taten, Meinungen und Anschauungsweise dieses zeitlosen Menschen zu schildern. Alle Erlebnisse des Professors würden also außerhalb der Zeit geschehen, das heißt die Begriffe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hätten auf seine Gedanken und seine Vorstellungswelt keinen Einfluß mehr... Hier jedoch würde der Schriftsteller ärgerlich nud betrübt die Feder weglegen und seinen zeitlosen Professor blutenden Herzens laufen lassen, denn es wäre seiner Phantasie leichter, die Gefühle eines Menschen zu schildern, der auf einem Lichtstrahl mit 300000 km Sekundengeschwindigkeit nach der Sonne reitet, als auch nur das Geringste aus dem Leben des Zeitlosen zu beschreiben. Höchstens könnte er hinzufügen, daß nun alle Dinge im „Nu" geschehen, das heißt gleichzeitig. Cäsar steht neben Napoleon, Euripides neben Goethe, der Mensch der Steinzeit neben dem Menschen vom 18. Jahrtausend n. Chr., die Knospe neben der Blüte, ein Mensch wäre zu gleicher „Zeit" Embryo, Jüngling, Greis und Leiche usw. Kurz, das Geschehen ginge nicht mehr von Stufe zu Stufe, also leiterförmig in die Höhe und Breite, sondern spielte sich sozusagen synchronistisch auf einer Scheibe ab. (Übrigens läge in dem zeitlosen Professor zugleich das metaphysische Problem des ewigen Juden, dem einzigen Menschen, der außerhalb der Zeit steht.)

Man sieht, wie innig das Prinzip der Kausalität mit der Zeit verknüpft ist. Die Kausalität steht und fällt mit der Zeit. Gäbe es keine Zeit, so gäbe es auch keine Kausalität, da Ursache und Wirkung notwendigerweise zusammenfallen müßten. Und gleichzeitig verschwände auch der Zufall. Die Beziehungen der Dinge beständen nicht mehr, denn diese Beziehungen sind lediglich durch Zeit und Kausalität bedingt.

Fr. A. Holland

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
Jahrg. 6
1912
Bd. 2

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-27 16:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913754
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google